

GESCHICHTE DES ALTERTUMS

GESCHICHTE

DES

ALTERTUMS

VON

EDUARD MEYER

ZWEITE AUFLAGE

ERSTER BAND. ZWEITE HÄLFTE

DIE ÄLTESTEN GESCHICHTLICHEN VÖLKER UND KULTUREN
BIS ZUM SECHZEHNTEN JAHRHUNDERT



STUTTGART UND BERLIN 1909
J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

ADOLF ERMAN

ALS DENKMAL LANGJÄHRIGER FREUNDSCHAFT

ZUGEEIGNET

Vorwort

Der erste Teil meiner Geschichte des Altertums, den ich jetzt in neuer Gestaltung vorlege, führt die Entwicklung aller geschichtlich bekannten Völker und Kulturen des Kulturkreises der Mittelmeervölker bis ins sechzehnte vorchristliche Jahrhundert hinab. Von da an werden die Beziehungen der einzelnen Gebiete so intensiv und mannigfach, daß eine einheitliche Darstellung der bis dahin in gesonderten Betten, wenn auch nie ohne gegenseitige Beeinflussung, verlaufenden Einzelentwicklungen geboten wird. Zugleich ist durch diese Gliederung des Stoffs der Vorteil erreicht, daß alle die zahlreichen Probleme, welche an die geschichtlichen Anfänge der Einzelvölker anknüpfen, und vor allem die mit ihnen verbundenen ethnographischen und kulturellen Fragen in diesem Bande besprochen sind und die weitere Darstellung nicht mehr belasten werden. Außerdem aber war es so möglich, die Einzelentwicklungen unter den zusammenfassenden Gesichtspunkt der Entwicklung menschlicher Kultur und geschichtlichen Lebens überhaupt zu rücken, ein Problem, auf das ich im Schlußabschnitt nochmals zurückgekehrt bin und das diesen Teil mit dem vorausgeschickten ersten Halbband, der die all-

gemeinen Fragen theoretisch analysiert, zu einer engeren Einheit zusammenfaßt.

Auf die zahlreichen Einzeluntersuchungen, welche die Aufgabe erforderte, habe ich schon im Vorwort zum ersten Halbband hingewiesen. Die Ausarbeitung ist zum Teil nur unter sehr erschwerenden Umständen möglich gewesen, wie sie neben den Aufgaben des Berufs die ununterbrochenen Störungen mit sich brachten, welche die sonst auf mich eindringenden Geschäfte, darunter besonders auch die Vorarbeiten für den internationalen Kongreß der historischen Wissenschaften im vergangenen Sommer, unvermeidlich gemacht haben. Um zum Abschluß zu gelangen und nicht immer von neuem durch neue Entdeckungen und Erwägungen überholt zu werden, habe ich mit dem Druck möglichst früh begonnen, als erst ein Teil des Manuskripts abschließend ausgearbeitet war; das hat mehrfach kleine Unebenheiten und Versehen veranlaßt, von denen die wichtigsten in den Nachträgen berichtigt sind.

Ohne das reiche Material, welches mir die Schätze und die Bibliotheken der königlichen Museen zur Verfügung stellten, hätte ich diesen Band nicht schreiben können. Der Dank, den ich an dieser Stelle dafür ausspreche, gilt insbesondere den Herren L. Messerschmidt, H. Ranke, A. Ungnad, die mich bei der Korrektur der beiden ersten Bücher durch zahlreiche Einzelbemerkungen unterstützt haben. In derselben Weise bin ich bei dem Abschnitt über die aegaeisch-kretische Kultur den Herren F. Noack und R. Zahn, für die Abschnitte über die Indogermanen und die Arier meinem lieben Kollegen W. Schulze zu Dank verpflichtet. Mit G. Steindorff habe ich nicht nur die Probleme der Transkription der aegyptischen Namen eingehend verhandelt, sondern er hat mir auch sonst

zu dem ersten Buch zahlreiche wertvolle Bemerkungen gegeben. Ganz besonderen Dank aber schulde ich auch diesmal wieder Heinrich Schäfer, mit dem ich alle Hauptprobleme, welche die beiden ersten Bücher behandeln, eingehend durchgesprochen habe und der mir sein reiches und sicheres Wissen auf allen Gebieten der orientalischen Altertumskunde jederzeit zur Verfügung gestellt hat.

Groß-Lichterfelde bei Berlin, den 4. November 1908.

Eduard Meyer.

Transkription

Die Aufgabe, die Laute einer fremden Sprache durch die Buchstaben des uns geläufigen Alphabets so wiederzugeben, daß sie dem Leser verständlich bleiben und ihm eine wenigstens annähernd richtige Aussprache des fremden Wortes ermöglichen, ist wissenschaftlich überhaupt unlösbar. Denn jede fremde Sprache besitzt zahlreiche Laute, die der unsrigen fehlen; wir selbst aber bilden uns zwar seltsamerweise ein, zu schreiben, wie wir sprechen, aber in Wirklichkeit schreiben wir mit einem fremden Alphabet, das lediglich konventionell, so gut es gehen mochte, unserer Sprache angepaßt ist und zahlreiche Laute derselben nur unvollkommen oder auch gar nicht wiederzugeben vermag. So können wir die durch ch und sch bezeichneten Laute nur durch eine willkürliche Kombination mehrerer Buchstaben bezeichnen, und, was besonders verhängnisvoll ist, für das unserer Sprache ganz geläufige tönende („weiche") s haben wir überhaupt kein Zeichen, sondern geben es ebenso wie das tonlose durch s wieder. Weiter fehlt uns zur Bezeichnung des in Fremdwörtern ganz gewöhnlichen Lauts des französischen j und des englischen ch überhaupt jedes Zeichen, während wir für andere Laute mehrere Bezeichnungen besitzen (f und v, k und q, c bald = ts, bald = k; dazu kommt die teils unzulängliche, teils verkehrte Bezeichnung der Vokale und Diphthonge). Die Folge ist, daß, wie wir auch transkribieren mögen, der Leser, wenn er die fremde Sprache nicht kennt, dennoch immer

falsch aussprechen wird, und daher jede Transkription, die wir benützen, unzulänglich und mit Recht anfechtbar ist.

Nun ist es an sich ja ziemlich gleichgültig, wie wir einen fremden Namen schreiben und aussprechen, solange kein Zweifel darüber aufkommen kann, welche Person oder Örtlichkeit darunter zu verstehen ist. Aber für wissenschaftliche Zwecke ist eine möglichst genaue Transkription doch auch in einem Werk wie dem vorliegenden ein unabweisbares Bedürfnis, weil nur dadurch eine sichere Erkenntnis des fremden Namens, seiner Bedeutung u. ä. ermöglicht, und weil so zugleich die Bedingungen für weitere daran anschließende Kombinationen gegeben und Verwechslungen und Irrtümern vorgebeugt wird. Daß das Transkriptionsalphabet, das dabei zu Grunde gelegt wurde, einheitlich sein mußte, ist klar, ebenso daß der Lautbestand der semitischen Sprachen und des Aegyptischen die Basis bilden mußte, dem sich der der indogermanischen Sprachen anzugliedern hatte. Die den Sanskritisten geläufige Transkription, so praktisch sie die indischen Texte umschreibt, war schon aus diesem Grunde für uns unbrauchbar; überhaupt aber ist sie für ein Werk, das sich nicht speziell an Fachmänner wendet, ganz ungeeignet, weil sie die englische Aussprache der Buchstaben zu Grunde legt und die Zeichen c, ch, j, y in einem Sinne verwertet, der keinem deutschen Leser, der nicht Sanskrit gelernt hat, jemals geläufig werden kann.

Im übrigen sind gewisse Abweichungen von der deutschen Verwendung der Buchstaben allerdings unvermeidlich. Allgemein eingebürgert hat sich die Benutzung des Buchstabens z für den tönenden s-Laut (unser s im Anlaut und zwischen Vokalen), wie im Französischen und Englischen, während s immer nur den tonlosen „scharfen“ Zischlaut bezeichnet. Ebenso werden die emphatischen Laute, bei denen der Konsonant scharf hervorgestoßen wird, durch einen unter den Buchstaben gesetzten Punkt bezeichnet (ṭ, ḍ, ṣ, ḥ); nur für den entsprechenden k-Laut steht uns das Zeichen q zur Verfügung. Den Laut unseres sch bezeichne ich durch š

(= ṣ der Sanskritisten; den palatalen s-Laut der Arier, den sie meist durch ç wiedergeben, umschreibe ich durch ś), während wir für die velare Spirans das uns geläufige ch unbedenklich beibehalten können. Die Explosiva der Stimmbänder, das semitische Aleph, das auch im Deutschen durchweg, wenngleich sehr schwach, gesprochen, aber durch die Schrift nicht bezeichnet wird — ein Mangel, der bei Compositis oft sehr lästig ist —, transkribiert man meist durch den Spiritus lenis ʾ; für unsere Zwecke konnte derselbe im Anlaut weggelassen werden, während er im Inneren eines Worts oft auch der größeren Deutlichkeit wegen durch den Bindestrich - bezeichnet ist. Die Verstärkung dieses Lauts, das semitisch-aegyptische ʿain, ist durch ʿ bezeichnet. Für die palatale Spirans, das französische j, habe ich ž verwendet, für seine Verbindung mit einer Explosiva (englisches j) daher dž, doch oft auch dj (populär schreiben wir meist dsch); die entsprechende Tenuis ist durch tš wiedergegeben. v und w sind zu sprechen wie im Englischen; v hat den Laut des deutschen w, w den des konsonantischen u.

Völlig durchführbar ist diese Transkription allerdings nicht, da viele Namen in ganz anderen Formen bei uns eingebürgert sind; etwa Sa'ûl, Dawîd, Šlômô zu schreiben, wäre eine arge Geschmacklosigkeit, und auch die von den Masoreten geschaffenen Unformen Tiglatpileser, Sanherib, Assarhaddon, Nebukadnezar, Ninive u. ä. werden wir nicht loswerden können, da sie einmal von Luther (und ebenso in noch höherem Maße von den englischen Reformatoren) aufgenommen sind, so schmerzlich es ist, so schöne griechische Transkriptionen wie Σεναχήριβος und Ναβουκοδρόσορος nicht verwenden zu dürfen. Bei seltenen und wenig bekannten Namen dagegen liegt kein Grund vor, nicht auch korrekt zu transkribieren. Das habe ich denn auch bei biblischen Namen in weitem Umfang getan, und, ebenso wie schon in der ersten Auflage und in meinen sonstigen Schriften, überall da, wo uns in LXX noch die korrekten Formen erhalten sind, diese statt der masoretischen eingesetzt. Denn für fast alle nicht ganz geläufigen fremden

und einen beträchtlichen Teil der einheimischen Namen gibt die masoretische Vokalisation unserer hebraeischen Bibeln die entsetzlichsten Unformen, weil ihren Urhebern alle Tradition verloren gegangen war; sie haben offenbar völlig willkürlich die Konsonanten der Eigennamen mit Vokalen ausgestattet, und es ist lediglich Zufall, wenn sie dabei einmal annähernd das richtige treffen. Eine eingehende Untersuchung der Transkriptionen in LXX (einschließlich Josephus, Philo u. a.) würde überhaupt nicht nur historisch, sondern vor allem sprachgeschichtlich sehr interessante Resultate ergeben; es ist wunderlich, daß dies außerordentlich lohnende Thema noch immer keinen Bearbeiter gefunden hat.

Aehnlich wie bei den hebraeischen Namen liegt es bei den griechischen, seit der idealistische aber sehr unpraktische Klassizismus den alten Brauch, die griechischen Namen durch ihre lateinischen Aequivalente zu ersetzen, beseitigt hat. Dadurch ist eine Verwirrung geschaffen, aus der es keinen Ausweg gibt; denn völlig durchführbar ist die Beibehaltung der griechischen Formen nun doch einmal nicht, ganz abgesehen davon, daß auch die korrekteste Transkription doch nur eine Aussprache erzeugt, die von der wahren eben so weit und weiter abliegt, als die Umsetzung ins Lateinische. Die Grenze, bis zu der man in diesen Fällen gehen will, hängt lediglich von dem Takt des Schriftstellers ab, und wird daher immer ebensowohl einzelnen Schwankungen wie durchaus berechtigten, aber unvermeidlichen Einwänden ausgesetzt sein. —

Zu diesen allgemeinen Schwierigkeiten kommen nun noch die äußerst verwickelten Probleme hinzu, welche die Transskription des Aegyptischen bietet. Ich will hier auf die lange und sehr unerquickliche Leidensgeschichte der Hieroglyphentranskription nicht eingehen, sondern nur kurz bemerken, daß die von Brugsch schon 1857 begründete Erkenntnis, daß das aegyptische Alphabet ursprünglich, wie das semitische, eine reine Konsonantenschrift ist, sich erst ganz allmählich wenigstens bei einem Teil der deutschen Aegyptologen durch-

gesetzt hat, zunächst in der Theorie, dann auch in der Praxis, während zahlreiche andere sich noch immer hartnäckig gegen eine Anerkennung der Tatsachen sträuben (vgl. § 149 A.). Aber damit ist nur die eine Seite des Problems berührt; denn es handelt sich nun weiter darum, das uns überlieferte Konsonantengerippe durch Einsetzung von Vokalen aussprechbar zu machen; welches die korrekten Vokale sind, wissen wir aber nur in einem Bruchteil der Fälle.

Ich habe die hier vorliegenden Probleme eingehend mit A. Erman, H. Schäfer und vor allem G. Steindorff diskutiert, und über die Prinzipien sind wir auch im wesentlichen einig; aber sobald es sich um den praktischen Einzelfall handelt, werden die Fragen so kompliziert und sind die zu berücksichtigenden Momente so mannigfach und so verschiedenartig, daß eine Einigung oft nicht mehr zu erzielen war. Auch ich selbst bin dann, wie ich namentlich bei der Ausarbeitung des Index gesehen habe, durchaus nicht immer konsequent gewesen; in der Tat würde sich wenigstens eine gleichmäßige Schreibung (bei der es immer fraglich bleiben würde, ob sie die korrekteste wäre) nur dann erreichen lassen, wenn das gesamte in Betracht kommende Namensmaterial bereits im voraus übersichtlich zusammengestellt vorläge.

Die wichtigsten in Betracht kommenden Grundsätze sind die folgenden:

1. Die Konsonanten umschreibe ich im allgemeinen so, wie Erman und seine Schüler und die Aegyptische Zeitschrift schreiben; nur mußten natürlich auch hier die oben aufgezählten allgemein verwendeten Zeichen statt der spezifisch aegyptologischen verwendet werden. Daher schreibe ich für ch (nicht ḫ)[1], und habe für (ṯ) die Umschreibung z, für (ḏ) die durch ẕ[2]) eingeführt. Die einzige wirkliche

[1]) Die Zeichen ẖ und ś habe ich von ḫ (ch) und s, mit denen sie früh zusammengefallen sind, nur in den wenigen Fällen geschieden, wo auf die spezielle Qualität des Lautes etwas ankommt.

[2]) Nicht ṣ, wie in der ersten Auflage.

Abweichung ist, daß ich nicht durch d, sondern durch ţ umschreibe, da die dentale Media dem Aegyptischen von Anfang an fremd gewesen und die Aussprache des Zeichens wirklich dem semitischen ט entsprochen zu haben scheint, wenngleich es gelegentlich auch als Aequivalent eines semitischen d ד vorkommt.

Die größte Schwierigkeit bietet nun aber die Wiedergabe des . Die Ermansche Sigle ỉ ist für uns natürlich unverwertbar. In vielen Fällen ist es sicher ein j, und daher auch so wiedergegeben worden. Ich habe mich aber nicht entschließen können, es überall durch j zu transkribieren, da ganz feststeht, daß es in zahlreichen Fällen, wie Atumu, Amon, Apôpi, Atôti, Anubis, eboţ Monat, amentit Westen u. s. w., jedenfalls schon in sehr früher Zeit nicht den Wert des j, sondern den eines Aleph gehabt hat. Daher habe ich j nur da gebraucht, wo es wahrscheinlich oder sicher ist, daß dieser Laut gesprochen wurde (z. B. in jo῾ḥ Mond, jotru jo'er = יאר Nil u. s. w.; daher schreibe ich auch jeb „Herz", Jaru, Jerzet u. ä.), sonst aber das wie Aleph behandelt, d. h. unbezeichnet gelassen (oder gelegentlich, ebenso wie das eigentliche Aleph , durch ' bezeichnet), und als Vokal entweder a oder e eingesetzt. So schreibe ich also z. B. den Namen des aegyptischen Reformators Echenaton[1]) (korrekt 'Ech-n-'aton), nicht Jechenjeten (Jechuenjeten), und ebenso Akeuḥor u. s. w., nicht Jekeuḥor, Asosi, nicht Jessej u. s. w.

2. Wo brauchbare griechische Transkriptionen vorliegen, sei es in Inschriften, sei es bei Manetho u. a., sind diese beibehalten. Daher schreibe ich Ramses, Thutmosis, Achthoes, Amenophis, Menes, Cheops u. s. w., ebenso Thouth, Anubis, Tefênet, während ich in der ersten Auflage zum Teil die

[1]) In der ersten Auflage Chuenaten; das u (w) habe ich auf Steindorffs Wunsch weggelassen, obwohl es ursprünglich jedenfalls in dem ersten Bestandteil des Kompositums vorhanden war.

üblichen aber in ihrer Vokalisation immer unsicheren Transkriptionen der Hieroglyphenzeichen dieser Namen gegeben hatte. Im einzelnen ist hier natürlich die Grenze, bis zu der man gehen soll, schwer festzusetzen; so habe ich bei Unas, Pepi u. a. die traditionelle Umschrift beibehalten, nicht Manethos Formen Onnos und Phios oder Phiops.

3. In allen anderen Fällen müssen wir zu dem hieroglyphischen Konsonantengerippe die Vokale ergänzen, teils nach dem Koptischen, teils nach Analogie; gelegentlich geben auch assyrische und hebraeische Transkriptionen einen Anhalt, so z. B. bei Šošenq (Manethos Sesonchis muß auf einem Umspringen der Vokale in der späteren Aussprache beruhen). Wo nichts derartiges vorliegt, bleibt die Vokalisation willkürlich, und der beliebte Weg, über das Wort eine Anzahl von e-Vokalen auszustreuen, unvermeidlich. Auf diesem Gebiet werden natürlich die Meinungen sehr stark auseinandergehen. Steindorff vertritt theoretisch die Ansicht, daß man überall das Konsonantengerippe auf diese Weise behandeln soll, und nennt daher z. B. das Weihrauchland Pewenet. Ich dagegen bin der Meinung, daß da, wo eine Namensform, so willkürlich sie ist, schon einmal eingebürgert und allbekannt ist, wir sie nicht durch eine neue eben so willkürliche Form ersetzen sollen (es sei denn, daß durch Beibehaltung des Herkömmlichen andere Mißstände entstehen). So ist es z. B. höchst wahrscheinlich, daß das Weihrauchland weder Punt noch Pewenet noch Puanît (wie Maspero schreibt) geheißen hat; eben darum aber behalte ich das einmal herkömmliche Punt bei. Denn andrenfalls besteht immer die Gefahr, daß, wenn etwa die richtige Aussprache entdeckt werden sollte, oder auch nur, wenn die Theorie über die anzuwendenden Prinzipien sich ändert, wir in ein paar Jahren aufs neue ändern müssen; und solche Aenderungen halte ich, so lange sie nicht als annähernd definitiv betrachtet werden können, für viel bedenklicher und verwirrender als die Beibehaltung einer sehr problematischen Form, die doch nur durch eine zwar methodischere aber schwerlich korrektere ersetzt werden könnte.

Hier muß die Rücksicht auf die Praxis so lange den Ausschlag geben, bis wir wenigstens einigermaßen sicheren Boden haben. Darum schreibe ich Punt, Antiu, Ti, Ai u. ä.; dagegen habe ich z. B. das übliche Ruzenu (Ruthenu) durch Rezenu ersetzt, weil hier das u in der ersten Silbe den Leser irreführen und den Schein hervorrufen kann, als sei für dasselbe in der aegyptischen Schreibung irgend ein Anhalt vorhanden.

Daß im einzelnen immer vieles willkürlich bleiben muß, versteht sich bei dieser Sachlage von selbst. —

Weit weniger Schwierigkeiten bietet die Transkription der keilschriftlichen Namen. Hier bereitet eigentlich nur die eine Tatsache Schwierigkeiten[1]), daß die Assyriologen jetzt allgemein die s-Laute nach babylonischer Aussprache (die sich mit der semitischen Etymologie deckt) wiedergeben, während im Assyrischen s und š ihre Aussprache gewechselt haben (vgl. § 395). Ich umschreibe daher die assyrischen Namen (und ebenso die durch die Assyrer überlieferten anderer Völker) nach der Aussprache, nicht nach der Schrift, schreibe also babylonisch šamaš und šum, aber assyrisch samas und sum, ebenso Assur u. s. w. Außerdem ist zu beachten, daß im semitischen Babylonisch inlautendes m bekanntlich schon sehr früh in w übergegangen ist: den etymologischen Transkriptionen šamaš, amelu u. s. w. entspricht also die Aussprache šawas, awelu.

Ueber die Transkription des Arischen ist oben S. XI schon gesprochen.

[1]) Das durch A + A geschriebene Zeichen hat sicher den Lautwert -ai, obwohl die Assyriologen es meist durch -â wiedergeben.

Berichtigungen und Nachträge

Erste Hälfte

Zu §§ 10 A. und 11 A. Vgl. für die aegyptische Ehe jetzt Spiegelberg, pap. Libbey (s. weiter § 167 A.); für die Eheformen der Semiten Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern, Ber. Gött. Ges. 1893, sowie § 337. Mutterrechtliche Erbfolge findet sich zeitweilig in Elam, § 434.

S. 173 Zl. 2 lies: Gegensatz für Gesetz.

S. 232 Zl. 9 v. u. lies: 5 Stunden statt 12 Stunden.

Zweite Hälfte

S. 42 Zl. 13 v. u. lies: Jerzet statt Erzet.

S. 48 § 167. Die Angabe, daß die Libyer auf dem Relief des Saḥurêᶜ den Uraeus trügen, ist falsch. Als ich den Satz schrieb, lag uns nur eine Photographie vor, auf der der Uraeus unverkennbar schien, und so habe ich ihn leider auch auf der Reproduktion derselben in meiner Schrift „Aegypten zur Zeit der Pyramidenerbauer“, 1908, S. 37 zeichnen lassen; das jetzt in Berlin befindliche Original (vgl. Borchardt in den Mitt. der deutschen Orientges. Nr. 37 S. 13 und die Photographie auf Bl. 4) zeigt deutlich, daß es sich vielmehr um einen aufrecht an der Stirn stehenden Haarbüschel handelt. Danach ist auch § 199 S. 105 Mitte zu berichtigen.

§ 172. Über die Beziehungen der ältesten aegyptischen Keramik zu Kreta vgl. § 509.

S. 69 § 177 A. letzte Zl. lies: Meten statt Amten.

S. 69 § 178. Bei der Bezeichnung des 20. und 21. Gaus als „Palmengau“ hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß diese Benennung und die Deutung des Baums in dem Gauzeichen als Palme lediglich konventionell ist.

S. 70. Zum Baumstamm des Osiris in Busiris und dem Fest seiner Aufrichtung vgl. § 484 S. 642.

S. 71 § 180 Zl. 4 v. u. lies: Gau 22. Es hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß dies Aphroditopolis (Atfiḥ) von dem im 10. Gau (Edfe) § 276 verschieden ist.

S. 84 Zl. 7 v. u. Statt Ḥor achti wäre wohl besser Ḥor echuti zu schreiben, wie S. 225 Zl. 10 v. u.

S. 90 Zl. 8 streiche „und Waffen“. Mit Waffen verwundeten sich beim Trauerfest nur die in Aegypten ansässigen Karer.

§ 211. Das Grab von Gize aus der Zeit des Ẕet ist jetzt von Petrie, Gizeh and Der Rife, publiziert.

§ 212 A. Über die Unmöglichkeit, das Setfest zu chronologischen Zwecken zu verwenden, vgl. meine Nachträge zur Aegypt. Chronologie S. 43 f. Thutmosis IV., der aus anatomischen Gründen bei seinem Tode nicht älter als 25 Jahre gewesen sein kann (Ann. du serv. IV 113 ff.), hat nach Inschriften des Tempels von Amada das Setfest mindestens zweimal gefeiert (Breasted, The temples of Lower Nubia, Amer. J. of Sem. Lang. XXIII, 1906, 51).

§ 235 A. Die Identität des Nefersahor mit Pepi I., die G. Möller ÄZ. 44, 129 aus der Identität der Horusnamen folgerte, wird durch seine Pyramide bestätigt, in der nach Sethe, Altaeg. Pyramidentexte I S. XII, an Stelle des Thronnamens Merirêᶜ ursprünglich Nefersahor stand und z. B. Zl. 147 dieser noch erhalten ist. Danach sind auch §§ 254 und 265 zu berichtigen und zu ergänzen. Wie der Wechsel des Thronnamens zu erklären ist, bleibt ganz dunkel.

S. 179 § 243 A. Zl. 8 lies: Echuthotep statt Achuthotep.

S. 193 § 252 letzte Zl. lies: § 236 statt 239.

§ 274. Die Soldatenfiguren stammen nicht aus dem Grabe des Achtoi II. von Siut, sondern aus dem eines anderen Nomarchen Mesehti, dessen Grab oberhalb des Grabes des Achtoi liegt: Maspero, Guide to the Cairo Museum p. 460. Bädeker, Aegypten, 6. Aufl. S. 92 und 218. Danach sind auch S. 234 Zl. 6 v. u. die Worte „aus dessen Grab die Figuren der Soldaten stammen“ zu streichen.

§ 275. Steindorff macht mich darauf aufmerksam, daß die Angabe über Opet und Karnak falsch ist. Opet ist der aegyptische Name von Luxor, Karnak heißt apt-asut „gezählt werden die Sitze“.

S. 238 Zl. 13 lies: Rezenu statt Ruzenu.

Zu § 291. Über die Beziehungen der 12. Dynastie zu Kreta vgl. §§ 518 und 523.

§ 302 A. Zl. 9 lies: Antef VIII. statt V., ebenso § 309 S. 300 Zl. 16 Antef VIII., und in der Anmerkung S. 301 Zl. 13 ff. Antef VI., VII u. VIII. statt III., IV. u. V.

S. 342 Zl. 1 lies: Anu für Assur; Zl. 22 u. 23 Irisu statt Erisu.

S. 371 Zl. 14 lies: Nasr „Geier“ statt „Adler“.

§ 357. Das Material für Byblos mehrt sich fortwährend; eine Expedition nach Byblos kommt, wie Gardiner erkannt hat, in einem Grabe der 6. Dynastie aus Elephantine vor (neben einer Expedition nach Punt), und die Göttin Ḥatḥôr von Byblos kann Erman für das Alte Reich nachweisen. Vielleicht müssen wir annehmen, daß die Aegypter in Byblos seit alters eine Kolonie oder wenigstens einen Militärposten besaßen.

§§ 397 ff. und 407. Ein großes Relief Sargons mit Kriegerdarstellungen aus Susa ist jetzt von SCHEIL, Déleg. en Perse Bd. X, angekündigt. Ebenda ist eine Statue des Maništusu publiziert, bärtig, mit kurzem Hals, aber schlanker Gestaltung des Rumpfs, also von der sumerischen Kunst ebenso wie die Denkmäler Sargons und Naramsins charakteristisch verschieden, im übrigen sehr primitiv, so daß man geneigt sein wird, ihn doch vor Sargon zu setzen (gegen § 407; allerdings spricht der Diorit seines Obelisken nach wie vor für den späteren Ansatz). Dann wäre sein Zeitgenosse Urukagina von Lagaš (§§ 388 A. 407 A.) vielleicht doch mit dem König § 388 identisch. THUREAU-DANGIN, Orient. L.-Z. 1908, 313 ff., will zwei Sargon scheiden, und stellt die Königsfolge auf

Sarru-GI (dem die Denkmäler von Susa angehören) Maništusu Urumuš	Könige von Kiš
Sargani-šarri Naramsin	Könige von Akkad

Die spätere Tradition habe dann den Sarru-GI fälschlich zum Vater Naramsins gemacht. — Man sieht, wie unsicher hier noch alles ist. Nach einem Text der Lebervorzeichen ist Urumuš von seinen Höflingen ermordet worden: JASTROW, Z. Ass. XXI, 277 ff.

S. 500 Zl. 5 lies: Kisurra statt Kisalla.

In § 455 habe ich ganz übersehen, daß auch bei den Indogermanen und den Ariern des Pferd wesentlich zum Ziehen des Wagens, nicht zum Reiten benutzt wurde; vgl. § 577 A.

Bei den Bemerkungen über die Spirale in §§ 512 A. und 533 hätte erwähnt werden sollen, daß sie in der Dekoration der älteren aegyptischen Tongefäße (§ 172), in der ja fast alle in der Ornamentik anderer Völker vorkommenden Motive vertreten sind, nicht selten vorkommt; aber seitdem sich, gegen den Beginn der 1. Dynastie, der aegyptische Stil definitiv ausbildet, verschwindet sie völlig, so daß das neue Auftauchen der Spirale auf den Skarabäen seit der 12. Dynastie mit dieser längst verschollenen Dekoration der Urzeit nicht in Verbindung stehen kann. SCHUCHHARDT hat jetzt, im Anschluß an frühere Bemerkungen v. KEKULES, nachgewiesen, daß die Spiraldekoration vielfach aus einer Nachbildung geflochtener Körbe erwachsen ist, und so mag sich ihr Aufkommen in der neolithischen Zeit Europas, in Butmir, Tordos, dem ostkarpathischen Gebiet, zum Teil erklären; dagegen kann sie weder im ältesten Aegypten noch im Aegaeischen Meer daraus abgeleitet werden, da sie hier durchweg als ganz freies Motiv lediglich dekorativ verwendet wird und deutlich mit der Entwicklung der Metallkultur in Zusammenhang steht.

Inhalt

Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum sechzehnten Jahrhundert

Erstes Buch

Aegypten bis zum Ende der Hyksoszeit

Zweites Buch

Babylonien und die Semiten bis auf die Kossaeerzeit

Drittes Buch

Die Völker des Nordens und Westens

Indices

Königslisten

Abkürzungen

Annual = Annual of the British School at Athens.
Ann. du serv. = Annales du service des antiquités de l'Egypte.
A. R. = Altes Reich.
ÄZ. = Zeitschrift für aegyptische Sprache und Altertumskunde.
BCH. = Bulletin de Correspondance Hellénique.
BREASTED Anc. Rec. = J. H. BREASTED, Ancient Records of Egypt (§ 158).
'Εφ. ἀρχ. = 'Εφημερὶς ἀρχαιολογική.
Forsch. = ED. MEYER, Forschungen zur alten Geschichte, 2 Bde., 1892. 1899.
J. = Journal.
J. as. = Journal asiatique.
J. Hell. stud. = Journal of Hellenic Studies.
J. R. as. Soc. = Journal of the Royal Asiatic Society.
Israeliten = ED. MEYER, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, 1906.
KAT.: SCHRADER KAT² = EB. SCHRADER, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 2. Aufl. 1883.
WINCKLER KAT und ZIMMERN KAT — die beiden Teile des von WINCKLER und ZIMMERN verfaßten Werks: Die Keilinschriften und das Alte Testament, 1903, das auf dem Titel fälschlich als dritte Auflage des SCHRADERschen Werks bezeichnet wird.
LD. = LEPSIUS, Denkmäler aus Aegypten, Nubien und Aethiopien, in 6 Abteilungen.
MAI. = Mitteilungen des archäologischen Instituts, athenische Abteilung.
M. R. = Mittleres Reich.
N. R. = Neues Reich.
PSBA. = Proceedings of the Society of Biblical Archeology.
IR. — VR. = RAWLINSON, Cuneiform Inscriptions of Western Asia, 5 Bde.
Rec. = Recueil de Travaux relatifs à la Philologie et à l'Archéologie égyptiennes et assyriennes.

R. T. = PETRIE, Royal Tombs (§ 206 A.).
Tr. = Transactions; TrSBA. = Transactions of the Society of Biblical Archeology, 7 Bde.
Z. = Zeitschrift.
Z. Ass. = Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete.
ZDMG. = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Vgl. weiter die Übersicht der Literatur für Aegypten §§ 154 A. 158. 169 A.; für Babylonien §§ 314 A. 318 A. 322 A. 383 A.; für Kreta und das Aegaeische Meer § 504 A.

Die Amarnatafeln sind sowohl nach WINCKLER (Keilinschriftliche Bibliothek, herausgegeben von E. SCHRADER, Bd. V 1906) wie nach KNUDTZON (Die El-Amarnatafeln, seit 1907 lieferungsweise erschienen) zitiert.

Geschichte des Altertums

Erster Teil

Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum sechzehnten Jahrhundert

---

Erstes Buch

Aegypten bis zum Ende der Hyksoszeit

Quellenkunde zur aegyptischen Geschichte

Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift

148. Mit dem Siege des Christentums ist seit dem Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. das Verständnis der „heiligen" aegyptischen Hieroglyphenschrift sowohl in ihrer monumentalen Form wie in der ihr zur Seite gehenden Cursive, dem sogenannten Hieratischen, erloschen; und auch die aus diesem durch weitere Abkürzung im ersten Jahrtausend entstandene demotische Schrift, die zu geschäftlichen Dokumenten, Briefen, populären Literaturwerken verwendet wurde, verschwindet mit dem Siege der neuen Religion. An ihrer Stelle haben die Christen die in mehrere Dialekte zerspaltene Volkssprache der Kaiserzeit, die als koptisch bezeichnet wird, mit einem aus dem Griechischen abgeleiteten Alphabet geschrieben und in ihr eine ziemlich umfangreiche, fast ausschließlich religiöse Literatur erzeugt. Seit dem 17. Jahrhundert ist auch die koptische Sprache durch das Arabische völlig verdrängt; nur noch als Kirchensprache fristet sie, von wenigen Priestern notdürftig verstanden, ein kümmerliches Dasein. Von den gewaltigen Denkmälern des Niltals hat sich die Kunde immer erhalten; und die über Europa zerstreuten, mit Hieroglyphen bedeckten Denkmäler, die dann durch Reiseberichte und wenig zuverlässige Abbildungen einheimischer Monumente vermehrt wurden, haben seit dem 17. Jahrhundert wiederholt zu Entzifferungsversuchen gereizt, die freilich vollständig mißglückten. Wie man an alle Kulturschöpfungen des alten Orients mit phantastischen Vorstellungen von uralter geheimnisvoller Weisheit herantrat, die durch tiefsinnige Symbole dem profanen

Auge verschleiert sei, so betrachtete man vollends die scheinbar von jeder anderen Schriftweise abweichende Bilderschrift Aegyptens als ein Mysterium, im Anschluß an die auf den Spielereien der aegyptischen Spätzeit und halbverstandener Kunde beruhenden Angaben griechischer Schriftsteller. Eine sichere Grundlage hat erst die Erschließung des Niltals durch die Expedition Napoleons, aus der das große Sammelwerk der Déscription de l'Egypte (1809 ff.) hervorging, und die Auffindung des in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Sprache und Schrift abgefaßten Priesterdekrets für Ptolemaeos V. (197 v. Chr.) auf einem Stein in Rosette geschaffen. Nach manchen tastenden und nicht zum Ziel führenden Versuchen anderer gelang es im Jahre 1822 dem genialen Franzosen François Champollion, nicht nur die in Hieroglyphen geschriebenen griechischen (und dann auch die älteren) Eigennamen richtig zu lesen, sondern sofort auch mit der Intuition des Genius, der sich durch langjährige methodische Vorbereitung und Durcharbeitung des Materials eine feste Grundlage geschaffen hatte, zu einem in den entscheidenden Punkten zutreffenden Verständnis aller ihm erreichbaren Inschriften und Papyri vorzudringen. Seine Leistung hat in aller Geschichte der Wissenschaften kaum ihresgleichen: als ihn nach der Rückkehr von einer Forschungsreise nach Aegypten im Jahre 1832 ein früher Tod hinwegraffte, standen ihm die Grundzüge nicht nur der Sprache, sondern auch der Geschichte des alten Aegyptens klar und richtig vor Augen.

Champollion hat nur einen Bruchteil seiner Ergebnisse selbst veröffentlichen können; anderes ist aus seinem Nachlaß nur unvollständig und zum großen Teil erst spät veröffentlicht worden. So hat erst das vortreffliche, von Hermine Hartleben geschaffene Lebensbild (Champollion, sein Leben und sein Werk, 2 Bde., 1906) einen vollen Einblick in den gewaltigen Umfang seiner Leistung und die Phasen, durch die er sich zur Erkenntnis durchgerungen hat, gegeben. Äußerst lehrreich ist der Widerspruch zwischen unhaltbaren theoretischen Postulaten (von denen er sich in Bezug auf das Wesen der Schrift nicht völlig hat freimachen können) und dem klaren und erstaunlich raschen Erfassen der wirklichen Tatsachen, das ihm nur durch seine langjährigen, unermüdlichen Vorarbeiten

möglich war. — Die auf seiner Reise gesammelten Inschriften und Darstellungen (Monuments de l'Egypte et de la Nubie, 4 vol., 1835 ff.) sind gleichzeitig auch von seinem Schüler und Reisegefährten Rosellini (Monumenti dell' Egitto e della Nubia, 3 Teile, 1832 ff.) herausgegeben worden. Dazu als Ergänzung: Champollion, Lettres écrites d'Egypte et de Nubie, und Notices déscriptives (die Ausgabe begonnen von seinem Bruder Champollion-Figeac, fortgesetzt von E. de Rougé und G. Maspero 1844—1879).

149. Die durch Champollion begründete Aegyptologie ist innerhalb des nächsten Menschenalters zu einer festbegründeten und allseitig durchgebildeten Wissenschaft erwachsen. Richard Lepsius (seit 1835) und Emanuel de Rougé (seit 1846) haben durch zahlreiche Einzeluntersuchungen nicht nur den Bestand unseres Wissens stetig gemehrt, sondern zugleich eine streng methodische Forschung begründet und dadurch den phantastischen Dilettantismus, der sich auch hier der lockenden Beute zu bemächtigen suchte, aus der Wissenschaft hinausgewiesen. Zugleich schuf Lepsius durch vortreffliche Textpublikationen und vor allem durch die systematische Erforschung der Denkmäler Aegyptens und Nubiens als Leiter der preußischen Expedition 1842—1845 und die Veröffentlichung des gesammelten Materials in historischer Ordnung in dem gewaltigen Denkmälerwerk (1849 ff., in 6 Abteilungen) die Grundlage zu allen weiteren Forschungen. In den folgenden Jahrzehnten ist das Material vor allem durch A. Mariettes umfassende Ausgrabungen vermehrt worden. Inzwischen war durch de Rougé, Chabas und Goodwin mit glänzendem, tastend das Richtige herausfühlendem Scharfsinn das Verständnis der hieratischen Papyri und der in ihnen erhaltenen Literatur und Aktenstücke erschlossen worden. Alle anderen übertraf an Genialität und fruchtbringender Vielseitigkeit H. Brugsch (seit 1849, wo ihm die Entzifferung des Demotischen gelang); er würde Champollion ebenbürtig zur Seite stehen, wenn nicht neben seiner gewaltigen Arbeitskraft und glänzenden Kombinationsgabe der Abenteurersinn, der ihn im Leben beherrschte, auch seine wissenschaftlichen Leistungen beeinflußt hätte. Die Auffindung einer neuen

großen Bilingue, des Priesterdekrets von Kanopos unter Ptolemaeos III. Euergetes (238 v. Chr.) auf einer Stele in Tanis, durch Lepsius im Jahre 1866 machte den Kontroversen über die Lesung der Schrift definitiv ein Ende, indem sie Champollions System durchweg bestätigte. Seitdem hat der innere Ausbau der Wissenschaft begonnen. Für die nächste und dringendste Aufgabe, die Feststellung einer sprachwissenschaftlich begründeten Grammatik, welche die einzelnen Perioden der langen sprachlichen Entwicklung scheidet, und für die philologische Einzelinterpretation der Texte, sind die Arbeiten von A. Erman (seit 1878) grundlegend gewesen; an sie schließen sich die umfassenden Vorarbeiten für ein großes Wörterbuch, die jetzt der Vollendung entgegengehen. Zugleich hat Erman in seinem Werk „Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum" (1885 ff.) die geschichtliche Auffassung in die Behandlung der Kulturgeschichte Aegyptens hineingetragen und die drei Hauptepochen in ihrer Eigenart scharf und sicher charakterisiert. Erman sind dann zahlreiche jüngere Forscher zur Seite getreten, wie G. Steindorff, K. Sethe, H. Schäfer, L. Borchardt, W. Spiegelberg, J. H. Breasted. Inzwischen ist die systematische Erschließung des unerschöpflichen Materials, welches der Boden Aegyptens birgt, ununterbrochen gefördert worden, vor allem durch die Ausgrabungen Fl. Petries und E. Navilles und des Egypt Exploration Fund's, durch die Arbeiten von Griffith, und durch die großen, von G. Maspero geleiteten Unternehmungen. Wie Maspero seit 1867 in zahlreichen Arbeiten die Erkenntnis der Kultur und Literatur, der politischen und religiösen Entwicklung Aegyptens gefördert hat, so hat er als umsichtiger und liberaler Leiter der aegyptischen Altertumsverwaltung, als Herausgeber des von Mariette hinterlassenen Werks über die Mastabas, und als erster Herausgeber und Übersetzer der Pyramideninschriften seinen Namen mit den wichtigsten Entdeckungen der letzten Jahrzehnte dauernd verknüpft.

Für die Geschichte der ersten Epoche der Aegyptologie vgl. die Übersicht bei G. Ebers, Richard Lepsius, ein Lebensbild, 1885. Brugschs

Stärke lag in seinem sicheren divinatorischen Blick und in der vollen Beherrschung eines äußerst umfassenden Materials; doch hat er sich zugleich sehr ernstlich bemüht, streng methodisch zu arbeiten, freilich nicht immer mit vollem Erfolg. Das Problematische seiner Persönlichkeit, das in seinem Lebensgang sehr stark hervortrat, hat auch seine Arbeiten beeinflußt. Dadurch war er dem ganz anders gearteten Lepsius durchaus antipathisch. Das hat die verhängnisvolle Folge gehabt, daß, als Brugsch schon 1857 in seinen bahnbrechenden „Geographischen Inschriften" den Lautwert der hieroglyphischen Buchstaben, die sämtlich Konsonanten sind, in allem Wesentlichen richtig erkannt hatte, Lepsius mit großer Energie dagegen auftrat (im Königsbuch 1858) und dadurch das Durchdringen der richtigen Erkenntnis und damit eines tieferen Verständnisses der Grammatik auf Jahrzehnte hinaus verhindert hat. Auch als er 1874 anerkennen mußte, daß die Hieroglyphenschrift weit mehr Laute unterscheidet als das Koptische und die ältere, auf Champollion zurückgehende Umschrift, setzte er die Annahme eines irreführenden Transskriptionssystems durch (mit den sinnwidrigen Zeichen ȧ, ā, t' u. a.), das noch jetzt vielfach befolgt wird. Dadurch ist die Einführung einer rationellen und allgemein verständlichen Umschrift noch mehr erschwert worden, als die in den Mängeln des hieroglyphischen Alphabets [namentlich in den bizarren Schreibungen der Ptolemaeerzeit] und dem Fehlen einer Vokalbezeichnung liegenden Schwierigkeiten nötig gemacht hätten. Die Nachwirkung der älteren aegyptologischen Tradition und der Mangel an sprachwissenschaftlicher Schulung veranlaßt noch jetzt viele Forscher, namentlich in Frankreich und England, an den seltsamsten Schreibweisen festzuhalten.

Denkmäler und Schriftsteller

150. Als unter Psammetich I. und seinen Nachfolgern, seit 660 v. Chr., zahlreiche Griechen nach Aegypten kamen, zunächst als Söldner, dann als Kaufleute, hat das Niltal und seine uralte Kultur ihr lebhaftes Interesse erregt, das sich noch steigerte, als im Lauf des 6. Jahrhunderts mit den Anfängen der Wissenschaft bildungsbedürftige Männer Reisen zur Erweiterung ihres Wissens und ihrer Weltkenntnis unternahmen. Die Bekanntschaft mit einer von allen anderen völlig abweichenden, dabei in sich vollständig abgeschlossenen und, wie man glaubte, Jahrtausende hindurch völlig stabilen Kultur, die den stärksten Gegensatz zu der gärenden Zer-

fahrenheit der griechischen Zustände bildete, hat auf die Griechen einen gewaltigen Eindruck gemacht und auf die Ausbildung sowohl der rationalistischen wie der mystisch-theosophischen Anschauungen mächtig eingewirkt. Sie verlangten Auskunft nicht nur über Monumente, Geschichte, Religion und Weisheit des Niltals, sondern auch über ihre eigene Vorzeit, deren Überlieferung die erwachende rationalistische Kritik als widerspruchsvoll und innerlich unmöglich erkannte und zu korrigieren versuchte, über die Herkunft ihrer Götter und Kulte, über den troischen Krieg, über Io, Proteus, Helena, u. a.; und die Aegypter, die es verstanden, sich mit dem Nimbus geheimnisvoller Weisheit zu umgeben und das Alter ihrer Überlieferungen noch weit über die Tatsachen hinaus zu erhöhen, waren um Antworten, die den Fremden zusagten, wenig verlegen. Dazu kommen Anekdoten und Erzählungen, in denen sich die griechische Auffassung der fremdartigen Verhältnisse ausspricht, z. B. die Geschichten von den Pyramidenerbauern, von Rhodopis, von der Dodekarchie, von den Kasten; ferner echt aegyptische, wenn auch griechisch überarbeitete Sagen und Märchen, die an geschichtliche Gestalten anknüpfen (Moeris, Sesostris, Rhampsinit). Auch an einfachen Mißverständnissen fehlte es nicht. Die berufsmäßigen Dolmetscher, die als Fremdenführer dienten, haben diese Traditionen gepflegt und ausgebildet. So entstanden zahlreiche Erzählungen ganz derselben Art, wie sie heutzutage die Vorstellungen der nicht fachmännisch gebildeten Europäer einschließlich der gewöhnlichen Reisenden über den Orient beherrschen. Auf diesem Material, das dann durch Autopsie ergänzt ward, beruht ebensowohl die kurze Skizze, welche Hekataeos von Milet (um 520) von Aegypten gegeben hat, und aus der uns manche Notizen erhalten sind, wie die ausführliche Darstellung Herodots (um 430). Zuverlässige geschichtliche Kunde bieten diese Werke nur für die letzte Zeit der aegyptischen Geschichte (26. Dynastie), von der sich eine recht gute Überlieferung bei den im Lande ansässigen Griechen erhalten hatte. Auch die Sagen über die Aethiopenzeit (25. Dynastie)

lassen sich noch für die Geschichte verwenden; was vorher liegt, läßt dagegen ein historisch verwertbares Bild auch nicht einmal in den größten Umrissen erkennen. Selbst die Folge der Hauptepochen ist aufs ärgste verschoben, die Pyramidenerbauer sind hinter das Neue Reich, unmittelbar vor die Aethiopen gestellt, Zahlen und Daten der Könige sind gänzlich unbrauchbar. Das ist auch bei Herodots Nachfolgern bis auf Ephoros und in der äußerst umfangreichen Literatur der ptolemaeischen und römischen Zeit nicht anders geworden; alle diese Schriftsteller, so sehr sie sich über die alten naiven Erzähler erhaben dünkten, haben doch im wesentlichen nur ihre Berichte in den modernen historischen Stil umgesetzt und weiter entstellt, so vor allem Hekataeos von Abdera (300 v. Chr.), die Hauptquelle Diodors in dessen von Aegypten handelndem ersten Buch. Nur wo es sich um die bestehenden Zustände, Sitten, Religion und Mythologie handelt, bieten sie manches Wichtige, aber auch hier immer durchsetzt von griechischen Spekulationen und von den Einflüssen der graeco-aegyptischen Mischkultur von Alexandria. Von größtem Wert sind dagegen die auf Autopsie beruhenden Schilderungen des Landes durch intelligente, scharf beobachtende Reisende; hier steht neben dem sehr mit Unrecht in alter und neuer Zeit so oft angegriffenen Herodot, der sich überall, wo er aus eigener Erfahrung spricht, glänzend bewährt, die vorzügliche Schilderung Strabos (der 25 v. Chr. in Aegypten war) in erster Linie.

Im allgemeinen vgl. v. Gutschmid, De rerum aegypt. scriptoribus graecis, im Philologus X 522 ff. = Kl. Schr. I; ferner die Zusammenstellung der griechischen Schriftsteller bei Wiedemann, Aeg. Gesch. Über Hekataeos und Herodot Diels Hermes XXII; m. Forsch. I 183 f. 192 f. Über Hekataeos von Abdera Schwarz, Rhein. Mus. 40. Über die späteren Darstellungen aegyptischer Sagen und ihre Abhängigkeit von Apion Wellmann, Hermes 31, 221 f. Nach Diod. I 96 stand in den ἀναγραφαὶ αἱ ἐν ταῖς ἱεραῖς βίβλοις nach Aussage der Priester sogar, daß Orpheus, Musaeos, Melampus, Daedalos, Homer, Lykurg u. s. w. nach Aegypten gekommen waren! — Über einzelne Monumente geben die Griechen oft recht gute geschichtliche Notizen, die auf Übersetzungen der

Inschriften beruhen (so der Abschnitt über die Obelisken bei Plinius 36, 64 ff. und, aus Hermapion, bei Ammian 17, 4; die Angabe über Ramses bei Tac. ann. II 60; Diodors Beschreibung des Grabes des Osymandyas, d. i. des Ramesseums I 47 ff. u. ä., wozu auch der Name Mencherinos c. 64, 6 gehört; gleichartig ist auch die thebanische Königsliste des Eratosthenes); aber sie haben nie versucht, diese Daten zu einer wirklichen Geschichte zu verbinden.

151. Um diese Darstellungen zu verdrängen, hat unter Ptolemaeos II. Philadelphos um 280 v. Chr. der aegyptische Priester Manetho von Sebennytos die Geschichte seines Landes in drei Büchern (τόμοι) Αἰγυπτιακὰ ὑπομνήματα auf Grund der einheimischen Überlieferungen erzählt. Aber im Gegensatz zu seinen Schriften über aegyptische Religion, deren Einwirkung sich in der späteren Literatur vielfach nachweisen läßt, ist dies Geschichtswerk bei den Griechen unbeachtet geblieben. Um so größeres Interesse fand es bei den Juden, da sie hier, in den authentischen Überlieferungen Aegyptens, Belege für Ursprung und Alter ihres Volks suchten; und wenn auch die Ableitung von Aussätzigen, die Manetho ihnen gab, ihnen nicht behagte, so identifizierten sie dafür ihre Vorfahren mit den Hyksos und den Exodus mit deren Vertreibung. Auf diese Weise sind mehrere Stücke teils aus Manetho selbst, teils aus einer schon früh aus demselben ausgezogenen Epitome (einer Königsliste mit gelegentlichen kurzen Notizen) in die jüdische apologetische Literatur gekommen, und, mehrfach entstellt und durch fremdartige Zusätze erweitert, in Josephus' Verteidigungsschrift der Juden gegen Apion erhalten. Die christlichen Chronographen haben sich dann bemüht, die Chronologien der orientalischen Völker mit der Bibel auszugleichen; daher ist uns die Epitome aus Manetho bei ihnen bewahrt, in besserer Fassung durch den Begründer der christlichen Chronographie S. Julius Africanus (dessen Chronik bis 217 n. Chr. reichte), in wesentlich verschlechterter in der (bis 326 n. Chr. reichenden) Chronik des Eusebios. Noch später sind auf Manethos Namen ähnliche Abrisse mit zurechtgemachter Chronologie gefälscht worden (παλαιὸν χρονο-

γραφεῖον, Sothisbuch), die der Chronograph Panodoros (um 400 n. Chr.) benutzt hat; Synkellos hat das Sothisbuch für den echten Manetho gehalten, wodurch ältere Forscher bis tief ins 19. Jahrhundert hinein sich oft haben irreführen lassen. — Von anderen Schriftstellern, welche die einheimische Überlieferung wiedergeben, kennen wir nur Ptolemaeos von Mendes, aus dem eine Notiz über die Zerstörung von Auaris durch Amosis erhalten ist; doch sind vereinzelte aegyptische Angaben, die nicht aus Manetho stammen, auch in die Exzerpte bei Josephus und den Chronographen gelangt. Über die Königsliste des Eratosthenes s. § 161 A.

Zu Manetho vgl. auch W. Otto, Priester und Tempel im hellenist. Aegypten II, 215. 228 f. — Die Polemik Manethos gegen Herodot wird Jos. c. Ap. I 14, 73 und fr. 85 (Etym. magn. s. v. λεοντοκόμος) hervorgehoben. Die Epitome des Africanus ist erhalten bei Synkellos und bis zur 18. Dynastie in den sogenannten Excerpta Barbari [ed. Schoene in seiner Ausgabe des Eusebius und Frick in den Chronica minora I], und zwar hier mit Benennungen für Dynastie 12—17 [d. i. 13—18], die aus einer anderen Quelle eingedrungen sind (§ 309 A.); die des Eusebius in der armenischen Übersetzung und bei Synkellos. Bei Eusebius sind einige Namen (I 8 Ubienthes. II 2 Kechôos. XII 4 Lamares) und vielleicht ganz vereinzelt ein Datum korrekter erhalten, außerdem die Liste der Dynastien vor Menes und der Aethiope Ammeris zu Anfang von Dynastie 26 [ferner die Notiz über Tahraqa a. Abr. 1306 und vielleicht die von Africanus abweichenden Daten für Dynastie 23. 24]; sonst ist seine Liste durchweg nur eine Verschlechterung der des Africanus. — Daß Josephus seine Exzerpte nicht direkt aus Manetho entnommen hat und sie bei ihm mehrfach entstellt und mit fremden Elementen verbunden sind, habe ich Aegypt. Chronol. 71 ff. gezeigt (vgl. Nachtr. S. 34, 5); dadurch ist auch der Hyksosvertreiber und erste König der 18. Dynastie Ἄμωσις in Τέθμωσις entstellt. — Jüngere Überarbeitungen Manethos liegen auch in den Überresten der antisemitischen Literatur Aegyptens vor, der außer Apion die Fragmente des Lysimachos und Chaeremon bei Jos. c. Ap. I 32. 34 angehören, und unter deren Einfluß auch Tacitus hist. V 3 steht. — Ptolemaeos von Mendes aus Apion Aegypt. lb. 4: Tatian adv. gentes 38 und dessen Benützer. — Sonstige Reste einheimischer Literatur liegen außer in den angeführten Notizen bei Josephus und dem Barbarus wohl auch in der Angabe des Philosemiten Artapanos bei Eusebius praep. ev. IX 27, 3 über König Chenephres vor (§ 301 A.). — Die Einwirkung von Manethos theo-

logischen Schriften läßt sich in der griechischen Literatur vielfach erkennen. Wie ihn Ptolemaeos I. für die Einführung des Sarapiskults heranzog (Plut. de Is. 28), so galt er den Späteren als der Vertreter der aegyptischen Lehren; daher ist das bekannte astrologische Gedicht, die ἀποτελεσματικά, das in Wirklichkeit auf babylonischen, nicht auf aegyptischen Lehren beruht, auf seinen Namen verfaßt, und für die Inder gilt Jâvana Manittha, d. i. „der Grieche Manetho" als astrologische Autorität. Ähnlich liegt es mit der Wirkung des Berossos § 320. — Sammlung der Fragmente Manethos [unzulänglich und für die religiösen Schriften unvollständig]: Müller, FHG. II 511 ff. Aus der äußerst umfangreichen Literatur über Manetho, die zahlreiche phantastische und wissenschaftlich wertlose Werke enthält, haben dauernden Wert: Boeckh, Manetho und die Hundssternperiode, 1845 (auch in der Z. f. Geschichtswiss. II, 1844 mit Supplement). Unger, Chronologie des Manetho, 1867. Über Lepsius' Arbeiten s. § 158; die Königslisten u. a. auch in meiner Aeg. Chronologie. Über die christliche Chronographie und die in ihr enthaltene Überlieferung (neben mehreren Aufsätzen v. Gutschmids in seinen Kl. Schriften) vor allem Gelzer, Sextus Julius Africanus und die byzantin. Chronogr. 2 Bde., 1880. 1885. Eingehend habe ich die Überlieferung in meiner Aegyptischen Chronologie, Abh. Berl. Ak. 1904, zu analysieren versucht. — Im Sothisbuch ist Eusebius benutzt (Aeg. Chronol. S. 82, 2. 3; 84), die Namen der Könige sind zum Teil aus Manetho, zum Teil aus einer anderen aegyptischen Königsliste willkürlich zusammengestellt (Aeg. Chronol. S. 82, 2).

152. Manetho hat die Könige Aegyptens von Menes bis auf die letzte Eroberung durch den Perserkönig Artaxerxes III. (um 343 v. Chr.) in 30 Dynastien geteilt [die Epitome fügt die letzten Perserkönige bis auf Alexander als 31. Dynastie hinzu]. Sobald Champollion die ersten Königsnamen der Denkmäler aus vorptolemaeischer Zeit gelesen hatte, trat der Wert dieser Listen ins hellste Licht: es zeigte sich, daß die griechischen Berichte für die Zeit vor Psammetich so gut wie wertlos waren, Manetho dagegen wirklich auf authentischer Überlieferung beruhte. Seine Dynastien boten den Rahmen, in den sich die Könige der Monumente einordnen ließen. Das hat Champollion für die Zeit seit der 18. Dynastie, für die älteren bis zur 4. hinauf (die drei ersten sind dann durch spätere Funde hinzugekommen) Lepsius getan, dessen vielleicht glänzendste Leistung die fast durchweg rich-

tige chronologische Anordnung seiner Denkmälerpublikation ist. Daß Manetho sich hier als unentbehrlicher Wegweiser erwies, hat dann häufig zu einer Überschätzung der Zuverlässigkeit der manethonischen Überlieferung geführt: man glaubte, daß nicht nur seine Königsliste, sondern auch seine Jahreszahlen unfehlbar seien, und korrigierte daher die Überlieferung, wo sie mit den inzwischen gefundenen Daten nicht übereinstimmte, um so den echten Manetho herzustellen. Damit verband sich der Wahn, daß seine Dynastien nicht kontinuierlich fortlaufend, sondern in vielen Fällen neben einander regiert hätten und er das selbst angegeben haben müsse; nur so ließen sich die zweifellos zu hohen Zahlen für die Zeit der älteren Dynastien, welche sich aus einer Zusammenaddierung seiner Posten ergeben, auf das für erforderlich gehaltene Maß reduzieren, ohne daß seine Autorität Einbuße erlitt. Von diesen Vorstellungen sind auch die Arbeiten von Lepsius beherrscht, der daher die Zahlen mit souveräner Willkür korrigierte und sich gegen die Angaben der von ihm selbst publizierten Denkmäler mehr als billig verschloß. Gegenwärtig kann diese ganze Art, Manetho zu benutzen, als wissenschaftlich überwunden gelten. Es ist offenkundig, daß seine Angaben nicht nur durch die Überlieferung entstellt sind, sondern schon von Anfang an viele Fehler enthalten haben, vor allem in den oft ganz unmöglichen Zahlen, aber auch in Namen und Folge der Könige. Auch seine Geschichtserzählung ist nach Ausweis der Bruchstücke bei Josephus durchaus nicht eine authentische Geschichte Aegyptens gewesen, auch nicht in Form einer in ihren Angaben im wesentlichen exakten Chronik, wie es die Geschichte des Berossos wenigstens für die späteren Zeiten war: sondern sie fügt in die gegen die älteren Nachrichten bereits stark entstellte Königsliste eine große Anzahl populärer Traditionen, welche denselben unbestimmten und phrasenhaften Stil zeigen, wie die gleichartigen, in einheimischen Schriftstücken erhaltenen Erzählungen (§ 157). So ist Manetho ein deutlicher Beweis, daß sich eine wirkliche Geschichtsschreibung bei den Aegyp-

tern nicht entwickelt hat. — Trotz all dieser Gebrechen sind seine Angaben auch jetzt noch in Zeiten, wo die Monumente so gut wie völlig versagen, nicht immer zu entbehren, wenn sie auch nur mit äußerster Vorsicht benutzt werden dürfen.

Daß Champollion vor seinem Tode die Könige der 12. Dynastie richtig erkannt hat, zeigt jetzt H. Hartleben (§ 148 A.); aber veröffentlichen konnte er seine Entdeckung nicht mehr, und so hat hier erst Lepsius Bahn gebrochen (Über die 12. Dynastie, Abh. Berl. Ak. 1852). — Überschätzung Manethos auf Gebieten, wo uns authentische Denkmäler fehlen, tritt auch in Sethes Untersuchungen zur Geschichte Aegyptens wieder mehrfach hervor.

153. Wenn auch Manethos Dynastieneinteilung im einzelnen gelegentlich Bedenken unterliegt, ist sie doch fest eingebürgert und für jede Geschichtsdarstellung unentbehrlich. Die 26 Dynastien von Menes bis auf die Eroberung Aegyptens durch Kambyses 525 v. Chr. gliedern sich in mehrere Gruppen. Zunächst treten drei Höhepunkte hervor: das Alte Reich (die Pyramidenerbauer von Memphis), Dynastie 4, 5; das Mittlere Reich (Thebaner), Dynastie 11 bis 13; das Neue Reich (Thebaner), Dynastie 18—20. Daran schließt sich als eine vierte Epoche die Restaurationszeit der 26. Dynastie (Psammetich und seine Nachfolger). Zwischen diesen Höhepunkten liegen Jahrhunderte des Verfalls, der Zersetzung des Staats, mehrfach auch der Fremdherrschaft. Dem Alten Reich voran gehen die Anfänge des Pharaonenreichs, die Thiniten der 1. und 2. Dynastie, Menes und seine Nachfolger, deren Denkmäler uns erst im letzten Jahrzehnt erschlossen sind; und auch in die diesen vorausliegende, mehr als ein Jahrtausend umfassende älteste Entwicklung des Aegyptertums (die man häufig mit einem schief gewählten und irreführenden Terminus als vorgeschichtliche oder gar als vordynastische Zeit bezeichnet) haben Ausgrabungen und Rückschlüsse aus den Zuständen, die wir seit Menes antreffen, einen lebendigen Einblick gewährt. Auch hier noch ist eine Scheidung in mehrere Perioden möglich; die dem Pharaonenreich des Menes voran-

gehenden beiden Reiche der „Horusverehrer“ und vor diesen ein uraltes unteraegyptisches Reich sind historisch durchaus greifbare Größen. Somit gliedert sich die aegyptische Geschichte in folgende Perioden (über die Daten s. § 163):

1. Die Urzeit.
2. Das älteste Unteraegyptische Reich (um 4240 v. Chr.) und die beiden Reiche der Horusverehrer.
3. Die Thiniten, Dynastie 1. 2, um 3315—2895 v. Chr.
4. Das Alte Reich, Dynastie 3—5, um 2895—2540 v. Chr.
5. Der Ausgang des Alten Reichs und die Übergangsepoche:
   a) Dynastie 6—8, die letzten Memphiten, um 2540 bis 2360 v. Chr.
   b) Dynastie 9. 10, die Herakleopoliten, um 2360 bis 2160 v. Chr.
6. Das Mittlere Reich, Dynastie 11. 12, 2160—1785 v. Chr.
7. Zersetzung und Fremdherrschaft:
   a) Dynastie 13, die letzten Thebaner des Mittleren Reichs, 1785 bis ca. 1680 v. Chr.
   b) Die Hyksoszeit, Dynastie 14—17, ca. 1680 bis 1580 v. Chr.
8. Das Neue Reich, Dynastie 18—20, 1580—1100 v. Chr.
9. Aegypten unter den libyschen Söldnern, Aethiopen und Assyrern, Dynastie 21—25, 1100—663 v. Chr.
10. Die Restaurationszeit, Dynastie 26, 663—525 v. Chr.
11. Die Perserzeit, Dynastie 27—31, 525—332 v. Chr.
12. Die Makedonische Herrschaft (Ptolemaeer), 331 bis 30 v. Chr.

154. Aus den drei großen Blütenperioden Aegyptens sind Denkmäler in Fülle erhalten, und auch aus der Thinitenzeit sind sie schon ziemlich zahlreich. Gräber mit Beigaben, Überreste des Hausrats u. ä. reichen in noch weit frühere Zeiten hinauf. Hieroglyphische Inschriften treten uns zuerst in den letzten Generationen vor Menes entgegen; unter den Thiniten ist die Schrift (Monumentalschrift und Cursive) in der Verwaltung des Hofs und des Staats schon ganz allgemein verwendet worden. Manche

in späteren Denkmälern erhaltene literarische Texte (z. B. die Pyramidentexte, Sagen wie die von der Vernichtung des Menschengeschlechts, medizinische Schriften) reichen zum Teil bis in diese Zeit, vielleicht selbst über Menes hinauf. Gleichzeitige Akten (Rechnungen des königlichen Haushalts) sind uns seit der 5. Dynastie erhalten, königliche Verordnungen u. ä. gelegentlich inschriftlich schon früher. Im übrigen sind wir zunächst auf die Verwertung der kurzen Notizen angewiesen, welche sich auf Geräten, Weinkrügen und anderem Inventar, Schmucksachen, Grabstelen u. a., sowie auf den Jahrtafeln der ältesten Zeit (§ 223) finden. Seit dem Ende der 3. Dynastie werden die Gräber der Vornehmen reicher mit Darstellungen und kurzen Beischriften ausgestattet, die Ämter und Titel der Verstorbenen werden aufgezählt, die Formeln der Totenopfer und des jenseitigen Lebens aufgezeichnet; daneben kommen vereinzelt auch etwas ausführlichere biographische Angaben vor, ferner Berichte über Ehrungen, über Ausstattung des Grabes durch den König, testamentarische Bestimmungen über den Totenkult u. ä. Viel mannigfaltiger werden die Denkmäler im Mittleren und vor allem im Neuen Reich, da jetzt zu den Gräbern die gewaltigen Steintempel mit ihren, in einzelnen Fällen auch historische Berichte enthaltenden Königsinschriften hinzutreten; von den Tempeln des Alten und Mittleren Reichs dagegen sind bisher nur einige wenige in sehr zerstörtem Zustand bekannt geworden. Dazu kommen Bauinschriften, Aufzeichnungen an Felswänden über Expeditionen, Biographien in den Gräbern u. a. Zu den Inschriften treten in stets wachsender Zahl Urkunden, Briefe, literarische Texte auf Papyrus (gelegentlich auch auf Leder und Tonscherben) hinzu. Freilich beruht es immer auf Zufall, ob uns aus einer Epoche derartiges Material in größerem Umfange erhalten ist; so gehört von den Papyri, die wir aus dem Neuen Reich besitzen, die große Masse dem Ende der 19. und der 20. Dynastie an. Eine ganz eigenartige Quelle von höchstem Wert bilden die 1887 gefundenen Korrespondenzen mit den asiatischen Königen und Vasallen

auf Tafeln mit Keilschrift aus dem Archiv Echenatons in Tell el Amarna (nach 1400 v. Chr.). Äußerst dürftig ist dagegen das Material für die Zeiten des Verfalls zwischen dem Alten und Mittleren und dem Mittleren und Neuen Reich, d. i. vom Ende der 6. bis zum Ende der 11. und von der 13. bis zum Ende der 17. Dynastie. Für die erstere Epoche sind überhaupt erst in den letzten 20 Jahren Denkmäler und Inschriften gefunden worden; und wenn für die 13. Dynastie eine Anzahl Denkmäler, namentlich Königsstatuen, schon lange bekannt sind, so sind die Überreste der Hyksoszeit auch jetzt noch ganz spärlich. Wesentlich reichhaltiger sind die Denkmäler und Inschriften aus der Spätzeit, Dynastie 21 bis 25, trotz des Verfalls und der Fremdherrschaft; unter der 26. Dynastie werden sie dann noch viel zahlreicher, bieten aber, infolge der Eigenart der damaligen Kultur, geschichtlich nur geringe Ausbeute. Wenn aber die in Monumenten und Papyri erhaltene Überlieferung durchweg lückenhaft und aufs mannigfachste vom Zufall beherrscht ist, so haben wir überdies noch in der gesamten Geschichte Aegyptens mit dem Übelstande zu rechnen, daß sich solche Denkmäler fast nur in Oberaegypten erhalten haben, während der feuchte Boden des Deltas nur ganz ausnahmsweise (vor allem in Tanis und Bubastis) einiges wenige bewahrt hat, und die Denkmäler von Memphis, der weitaus wichtigsten aller aegyptischen Städte, durch ihre Benutzung für die Bauten von Kairo fast völlig verschwunden sind — erhalten ist hier nur die geradezu unerschöpfliche Riesennekropole, die (wie die von Theben) noch ununterbrochen neue wichtige Funde spendet. Während daher für die Griechen das Delta und Memphis im Vordergrunde gestanden haben, tritt uns die Kultur und Geschichte Aegyptens immer nur vom oberaegyptischen Standpunkte aus entgegen; alle Versuche, diese Einseitigkeit zu korrigieren, können niemals völlig zum Ziele führen, da uns eben hier fast alles authentische Material fehlt und immer fehlen wird. Nachrichten fremder Völker (vor allem der aethiopischen Denkmäler, daneben der Israeliten und Assyrer und

dann der Griechen) kommen nur für die letzte Zeit Aegyptens, nach dem Ende des Neuen Reichs, in Betracht.

Übersicht der wichtigsten Denkmälerpublikationen: die großen Sammelwerke von CHAMPOLLION, ROSELLINI, LEPSIUS s. § 148 f. Ferner aus älterer Zeit: LEPSIUS, Auswahl der wichtigsten Urkunden, 1842. PRISSE D'AVENNES, Mon. égypt. 1847; ders., Histoire de l'art égypt., Atlas 1878 (die Inschriftensammlungen von YOUNG, BURTON, WILKINSON u. a. kommen jetzt kaum noch in Betracht). BRUGSCH, Recueil de monum. égypt., 1862 ff. (in Teil 1 u. 2 Auswahl historischer Texte). Ferner die Publikationen von MARIETTE und DÜMICHEN, sowie BRUGSCH, Thesaurus inscr. aegypt., 6 Bde., 1883 ff. (astronomische, kalendarische, geographische, religiöse und historische Texte mit Kommentar). PIEHL, Inscr. hierogl., 3 Serien, 1886 ff. Die Serien des Egypt Exploration Fund, die Mémoires de la mission archéol. française au Caire und ihre Fortsetzung in den Mém. de l'institut français d'archéol. orientale au Caire, die Bände des Catal. général des ant. égypt. du musée du Caire, sowie die Zeitschriften (Z. f. aeg. Sprache, Recueil de monuments, Procedings of the Soc. of Bibl. Arch.) und seit 1900 die Annales du service des antiquités de l'Egypte. Eine große Sammlung der historischen Inschriften in neu verglichenen Texten mit durchgeführter Satztrennung und erläuternden Bemerkungen ist unter STEINDORFFS Leitung begonnen (Urkunden des aegypt. Altertums; erschienen sind bis jetzt: Urkunden des Alten Reichs, Urkunden der 18. Dynastie, Hierogl. Urkunden der griechisch-römischen Zeit, sämtlich herausgegeben von SETHE; Urkunden der älteren Aethiopenkönige, herausgegeben von H. SCHÄFER). Eine vortreffliche Übersicht der Entdeckungen und wissenschaftlichen Arbeiten jedes Jahres gibt GRIFFITH in seinen Jahresberichten (Egypt Expl. Fund, Archaeological report).

155. Wenn gegenwärtig auch, dank den ständig sich mehrenden Funden und vor allem dem immer tiefer dringenden Verständnis der Texte, sich für einzelne Abschnitte wenigstens in großen Umrissen, die durch mancherlei kleines Detail belebt werden können, eine wirkliche zusammenhängende Geschichte Aegyptens herstellen läßt, so dominiert doch auch da, wo ziemlich reiches Material vorliegt, durchaus die Schilderung des Zuständlichen, während wir die Entwicklung, den geschichtlichen Prozeß des Werdens und Vergehens, in der Regel nur ahnend erschließen können. Es kommt hinzu, daß die Angaben der Denkmäler durchweg einseitig und nicht selten wenig zuverlässig sind. Immer ist die Absicht, be-

sonders ruhmvolle Episoden hervorzuheben, den König oder den Grabherrn ins glänzendste Licht zu stellen, während alles andere nur kurz angedeutet, die Mißerfolge gänzlich verschwiegen werden. Die Könige des Neuen Reichs, namentlich der 19. und 20. Dynastie, haben vielfach ältere Texte (namentlich auch die Listen der besiegten Völker) einfach kopiert, ja nicht selten Denkmäler älterer Könige für sich usurpiert und ihre Namen an deren Stelle setzen lassen. Überdies sind diese Tempel- und Grabinschriften fast alle in dem getragenen aegyptischen Stil abgefaßt, der jedes nähere Eingehen auf die geringschätzig angesehenen Realitäten des täglichen Lebens für unfein hält, die Sprache desselben möglichst vermeidet, und sich daher immer in allgemeinen rhetorischen und poetischen Wendungen bewegt. Im Gegensatz zu den in ihrem historischen Teil meist recht nüchtern gehaltenen Annaleninschriften der Babylonier und Assyrer und der Aethiopen wollen diese Texte gar keine zusammenhängende, rein geschichtliche Erzählung geben, sondern nur einzelne Episoden herausgreifen und verherrlichen. Eine Ausnahme bilden nur die Annalen Thutmosis' III., einige Biographien in Offiziers- und Beamtengräbern, manche Felsinschriften höherer Beamten. Es ist also bei der Benutzung dieses Materials eine vorsichtige Erwägung dessen, was als wirkliche Tatsache zu Grunde liegen mag, dringend geboten; neuere Forscher sind freilich umgekehrt mitunter in dem Mißtrauen gegen Angaben der Denkmäler über das Ziel hinaus gegangen (so vor allem W. M. Müller).

156. Eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung, welche die unentbehrliche Ergänzung des Denkmälermaterials bilden würde, besitzen wir nicht und hat es auch niemals gegeben. Dagegen reichten geschichtliche Aufzeichnungen allerdings bis in die Zeit vor Menes hinauf. Derart sind schon die den Vorstufen der Schrift angehörigen Darstellungen der Schminktafeln (§ 200 f.), sodann die von Menes an mehrfach erhaltenen Elfenbein- und Ebenholztafeln, auf denen der Name und die wichtigsten Ereignisse des

Jahres verzeichnet sind. Namen und Folge der Könige waren bis weit über Menes hinauf bekannt, wenn es uns auch unmöglich ist, genauer zu bestimmen, von welcher Zeit an sie geschichtlich zuverlässig waren. Aus diesen Materialien hat man schon sehr früh offizielle Annalen zusammengestellt; ein Bruchstück einer solchen Chronik aus der zweiten Hälfte der 5. Dynastie (unter Neweserrê^{c}), die auf einer großen Steinplatte wahrscheinlich in einem Tempel (in Heliopolis?) aufgestellt war, ist uns auf dem Stein von Palermo (§ 206) erhalten. Dem Charakter des Pharaonenreichs entsprechend dominieren die Angaben über Hof- und Götterfeste, Bauten, Schenkungen an die Tempel u. ä.; doch fehlt es auch nicht an Angaben über die Verwaltung, Kriege und Seefahrten. Von Menes an ist hier jedes Jahr verzeichnet gewesen; voran ging eine Liste der Könige der älteren Dynastien, ohne Jahresangaben, und nach oben war dieselbe offenbar schon damals, ebenso wie in allen späteren Überlieferungen, durch einen Abriß der Sagengeschichte ergänzt, der mit der Herrschaft der Götter auf Erden, von Re^{c} oder Ptaḥ abwärts, begann. Derartige Annalen (gnwt nt zrtjw, „Annalen der Vorfahren") sind während der folgenden Jahrtausende am Königshof ständig geführt worden und werden in den Königsinschriften nicht selten erwähnt; ebenso ihr Beginn mit der Herrschaft der Horusverehrer (z. B. LD. III 5a, 15 = Sethe, Urkunden der 18. Dynastie S. 86) oder „der Zeit des Re^{c}" (z. B. LD. II 118d = Goléniścheff, Hammamat 8 Zl. 6; LD. III 193, 27). Über die Kriegszüge Thutmosis' III. sind von einem Sekretär Berichte verfaßt worden, aus denen seine Annalen an der Tempelwand von Karnak einen kurzen Auszug bilden (vgl. Breasted, Anc. Rec. II 391 ff.); und eine Darstellung der Geschichtsgöttin, welche die Kriegstaten des Königs aufzeichnet, findet sich schon im Tempel des Saḥurê^{c} (5. Dynastie, § 253). Auch der Abriß der Regierungsgeschichte Ramses' III., der als Anhang zu einem ausführlichen Verzeichnis seiner Schenkungen an die Götter ihm ins Grab mitgegeben ist — diese gewissermaßen zu seiner Legitimation beim Eintritt in die Götterwelt dienende Papyrus-

rolle ist uns erhalten (großer Papyrus Harris) —, geht auf derartige Königsannalen zurück. Ebenso sind die täglichen Geschäfte, die Verwaltungsmaßregeln, gesetzlichen und richterlichen Entscheidungen des Königs regelmäßig aufgezeichnet und im Archiv verwahrt worden. Ähnlich war es an allen Verwaltungsbureaus, den Gerichtshöfen, den Tempeln; sie alle hatten ihre Archive, in denen man ältere Entscheidungen und geschichtliche Tatsachen nachsehen konnte; manche derartige Aktenbündel sind uns aus dem Mittleren und Neuen Reich erhalten. Ebenso waren natürlich die Gesetze, die Instruktionen der Beamten u. ä. aufgezeichnet; von letzteren ist uns die Instruktion des Vezirs im Grabe des Rechmerêʿ unter Thutmosis III. erhalten. Aber zu einer Geschichtsdarstellung ist dies gewaltige Material niemals verarbeitet worden; für die praktischen Zwecke einer chronologischen und sachlichen Orientierung genügte eben die Zusammenstellung der Königsannalen. Ähnliche Annalen hat man offenbar auch in den Tempeln geführt; Angaben über ihre Baugeschichte, die auch hier bis in die Urzeit hinaufragen (ob immer geschichtlich zuverlässig, ist eine andere Frage), sind in Tempelinschriften der späteren Zeit mehrfach erhalten. Ob die Königsannalen in den Zeiten des Verfalls und der Anarchie immer vollständig waren, läßt sich nicht entscheiden; wenn wir sie besäßen, würden wir gewiß vielfache Unterschiede in der Art, wie sie in den einzelnen Epochen geführt wurden, erkennen können. Für die gewöhnlichen Bureaus genügte ein kurzer Auszug daraus, eine einfache Königsliste mit genauer Angabe der Länge der einzelnen Regierungen, die für das Verständnis der Daten der Urkunden unentbehrlich war. Eine derartige Königsliste (die mit der Götterzeit beginnt und die Namen und Daten der Könige von Menes an aufzählt, nach Dynastien geordnet), etwa aus dem Ende der 19. Dynastie, ist uns aus einem Verwaltungsbureau erhalten, wenn auch nur in Bruchstücken mit großen Lücken: der Königspapyrus von Turin (§ 162), geschrieben auf der Rückseite eines Rechnungsbuchs über

Einkünfte aus der Oase aus der Zeit Ramses' II. Einzelne Versehen werden in demselben gewiß vorgekommen sein; aber soweit wir ihn kontrollieren können, erweisen sich seine Angaben fast durchweg als völlig zuverlässig und können daher als Grundlage für das äußere Gerippe der aegyptischen Geschichte verwertet werden. Auf ein gleichartiges Dokument geht offenbar (wie die übrigen erhaltenen Königslisten § 161) auch die Königsliste Manethos zurück, nur daß hier die Überlieferung der Namen und Zahlen vielfach schon aufs ärgste entstellt ist.

Auch dem Herodot (II 100, vgl. 142) lesen die Priester (von Memphis?) die Namen von 330 Königen aus einem Buch vor (vgl. Diod. I 44, 4. 46, 7 f.). Zu der anschließenden Notiz über die Aethiopen und Frauen unter ihnen [in abweichender Fassung Diod. I 44, 2 ff.] vgl. die gleichartige Notiz, die der Turiner Papyrus col. 2, 8 von den Königen vor Menes gegeben zu haben scheint (Aeg. Chronol. S. 120).

157. Im Gegensatz zu diesem offiziellen Material steht die volkstümliche Literatur der Aegypter. Sie hat gern Geschichten von den alten Königen erzählt, und manches Derartige ist uns erhalten, so die Geschichte von Cheops und den Anfängen der 5. Dynastie aus dem Mittleren Reich; die Geschichte vom Hyksoskönig Apophis und dem thebanischen Fürsten Seqenjenrê῾; die Geschichte von der Eroberung Joppes durch einen Offizier Thutmosis' III.; die demotische Geschichte des Petubastis. Völlig gleichartig sind die aus Manetho erhaltenen Geschichten von der Invasion der Hyksos und von Osarseph und den Aussätzigen, die wörtlich ebenso in einem aegyptischen Papyrus stehen könnten; auch die kurzen Notizen, die in der Epitome über die ältesten Könige gelegentlich erhalten sind, tragen denselben Charakter. In diesen Erzählungen sind die geschichtlichen Tatsachen noch erkennbar; aber sie sind zu Volkssagen geworden und mit populären Stoffen, Märchen und Wundern verknüpft, und gehören oft weit mehr der Märchenliteratur an. Herodots Erzählung vom Schatz des Rhampsinit, von der Königin Nitokris, von Sesostris' Eroberungen und manche ähnliche

Geschichten gehören in denselben Kreis. Daneben stehen poetische Texte, welche geschichtliche Ereignisse und Zustände zur Voraussetzung haben, wie im Mittleren Reich aus der klassischen Literatur die Erzählung des Sinuhet, aus der volkstümlichen die vom Seefahrer und dem Schlangenkönig. Gelegentlich sind derartige Erzählungen, wenn sie der Verherrlichung einer Gottheit dienten, auch inschriftlich erhalten, so die unter Ramses II. spielende Bentreštstele, oder auch die in einer Inschrift ptolemaeischer Zeit aufgezeichnete über die große Hungersnot und die Schenkung des Königs Zoser an Chnum von Elephantine (§ 230). Gleichartig ist die griechisch in einem Papyrus erhaltene Geschichte vom Traum des Nektanebos. Eine besondere Gattung der aegyptischen Literatur bilden die aus allen Epochen, hieratisch, demotisch, griechisch, zahlreich erhaltenen Prophezeiungen (§ 297), die zum Teil Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse enthalten. Diese ganze Literatur ist nicht nur dadurch von höchstem Werte, daß sie uns die Denkweise der Aegypter und die Auffassung, die sie vom geschichtlichen Leben hatten, lebendig vorführt, sondern sie kann und muß auch kritisch als eine Quelle für die den geschichtlichen Sagen zu Grunde liegenden Tatsachen benutzt werden. Aber sie beweist zugleich, daß es, abgesehen von den offiziellen Annalen, eine wirkliche geschichtliche Literatur bei den Aegyptern so wenig gegeben hat, wie bei den Indern, sondern alle Überlieferung sofort in den Kreis des Wunderbaren gerückt wurde und eben darum neben den der Göttersage oder dem Märchen entnommenen Stoffen der Unterhaltung dienen konnte. Mehr haben die Aegypter in der Geschichte nicht gesucht, wenn sie auch den Fremden gegenüber das Alter und die Zuverlässigkeit ihrer Geschichtskunde nach Kräften herausstrichen. So erklärt es sich auch, daß die Griechen, obwohl sie an Aegypten Jahrhunderte lang das lebhafteste Interesse nahmen, doch ein wirkliches Bild von seiner Geschichte auch nur in den gröbsten Umrissen niemals gewonnen haben. Ein Werk, wie das Manethos, konnte ihnen als Geschichtswerk nichts bieten; was sie von aegyptischen

Erzählungen aufnahmen, interessierte sie nur entweder als Illustration für Denkweise und Sitten des merkwürdigen Landes oder einfach als Kuriosität, die eine Einreihung in einen geschichtlichen Zusammenhang nicht erforderte.

Die meisten der hier aufgezählten Sagen hat MASPERO, Les contes populaires de l'Egypte ancienne, 3. Aufl. 1905, gesammelt. Bentreśstele: ERMAN, ÄZ. 21, 1883. Die Geschichte von Thutmosis IV. und dem Sphinx trägt zwar ganz novellistischen Charakter (ERMAN, Ber. Berl. Ak. 1904, 428 ff., vgl. 1063), muß aber, wie SPIEGELBERG, Orientalist. Lit.-Z. VII, 1904, 288 ff. 343 nachweist, doch als ein (wenn auch von Sethos I. restauriertes) authentisches Denkmal des Königs gelten. Traum des Nektanebos: WILCKEN in den Mélanges Nicole (1906). Die Kambysesgeschichten (Bruchstücke einer koptischen Fassung: SCHÄFER, Ber. Berl. Ak. 1899, 727) und der graeco-aegyptische Alexanderroman sind diesen Erzählungen völlig gleichartig und aus den gleichen Anschauungen heraus entstanden.

158. Die ersten Bearbeitungen der aegyptischen Geschichte nach Erschließung der Schrift (CHAMPOLLION-FIGEAC, der Bruder des Entzifferers; ROSELLINI; das phantastische Werk von BUNSEN, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte) haben nur noch historisches Interesse. Eine feste Grundlage hat LEPSIUS durch Anordnung seines Denkmälerwerks und mehrere Einzelabhandlungen (über die 12. Dynastie Abh. Berl. Ak. 1852; die 22. Dynastie Abh. Berl. Ak. 1856; Königsbuch der alten Aegypter, 1858, vgl. § 161 A.) geschaffen; neben ihm ist vor allem E. DE ROUGÉ, Recherches sur les monuments qu'on peut attribuer aux six premières dynasties de Manethon, Mém. de l'acad. des Inscr. 25, 1866 zu nennen. Über die weitere Entwicklung der Aegyptologie und die Vermehrung des Materials s. § 149. Eine Übersetzung der wichtigsten historischen Inschriften, die vielfach mit genialem Blick das Richtige erkannte, hat BRUGSCH in seiner Geschichte Aegyptens 1877 (Zusätze 1878) gegeben, ein reiches Repertorium namentlich aller Inschriften, die Königsnamen enthalten, bietet A. WIEDEMANN, Aegyptische Geschichte, 1884 (Supplement 1888); ein gleichartiges Repertorium der Denkmäler gibt PETRIE, A History of Egypt, 3. vol., 1894—1905. Inzwischen hatte G. MASPERO

in seiner Geschichte des Orients (§ 147) zum ersten Male ein lebensvolles Bild der Entwicklung Aegyptens auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Denkmäler gegeben, das er dann durch zahlreiche Einzelarbeiten erweitert und vervollständigt hat; die Ergebnisse seiner Forschungen sind in seiner Histoire ancienne (§ 147) zusammengefaßt. Eine gewaltige Förderung brachten die Arbeiten A. Ermans, vor allem Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum, 2 Bde., 1885 ff., in dem zum ersten Male die innere Geschichte des Staats und der Kultur in festen Umrissen gezeichnet ist. Dieselbe Aufgabe habe ich in meiner Geschichte des alten Aegyptens (1885—1887, in der Onckenschen Sammlung) zu lösen versucht, in der ich weit über die in der ersten Auflage des vorliegenden Werks (1884) gewonnenen Resultate hinauskommen konnte. Seitdem hat jedes Jahr zahlreiche Einzeluntersuchungen gebracht, sowohl im Anschluß an die Einzelausgrabungen und Inschriftenpublikationen (hier sind vor allem Petrie und Griffith zu nennen, auf dessen Jahresberichte § 154 A. auch hier verwiesen sei), wie in Aufsätzen in den Zeitschriften. Von größeren Werken seien nur das sehr fördernde Buch W. M. Müllers, Asien und Europa nach altaeg. Denkmälern, 1893, und die von Sethe herausgegebenen Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Aegyptens, 1896 ff. genannt; vor allem aber die auf langjährigen Vorarbeiten beruhende Übersetzung und Kommentierung aller historischen Inschriften durch Breasted: Ancient records of Egypt, 5 vol., 1906. Die Ergänzung dazu bietet seine History of Egypt, 1905.

Von sonstiger Literatur ist zu nennen: Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians, 1837 ff., 2. Aufl. von Birch 1878, 3 Bde. Rawlinson, History of ancient Egypt, 1881 ist ohne Wert, Budge, History of Egypt, 9 vol., 1902 kaum besser. — Unentbehrlich und reich an glänzenden Entdeckungen und kühnen Kombinationen ist Brugsch, Dictionnaire géographique 1878 ff. (eine Neubearbeitung seiner geographischen Inschriften 1857 ff.); einen nur mit Vorsicht zu benutzenden Abriß der Geographie Aegyptens enthält das unvollendete Werk von Dümichen, Geschichte Aegyptens, 1878 ff. (in der Onckenschen Sammlung). Ferner: Brugsch, Die Aegyptologie, 1891 (Übersicht der Hauptergebnisse

auf Grund der in seinem Thesaurus zusammengefaßten Untersuchungen). — Einen sehr achtungswerten und durchdachten, freilich nicht selten durch theoretische Konstruktionen auf Irrwege geleiteten und daher mit Vorsicht zu benutzenden Versuch, die Entwicklung Aegyptens und seiner Kultur einheitlich darzustellen, hat jetzt H. Schneider, Kultur und Denken der alten Aegypter, 1907 (Entwicklungsgeschichte der Menschheit I) unternommen.

Chronologie

159. In der Zeitrechnung (vgl. § 136 ff.) haben die Aegypter schon sehr früh (§ 195 ff.) den Mondmonat und das auf ihm beruhende Schaltjahr aufgegeben und ein neues, vom Mondlauf unabhängiges Sonnenjahr zu schaffen gesucht, das aus 3 Jahreszeiten (Überschwemmung, Saatzeit oder Winter, Ernte) zu je 4 Monaten von 30 Tagen nebst 5 Zusatztagen (Epagomenen) bestand. In Wirklichkeit ist das freilich ein Wandeljahr, das sich alle 4 Jahre gegen das julianische Jahr von 365 $^1/_4$ Tagen um 1 Tag, gegen das wahre (gregorianische) Sonnenjahr um etwa $^3/_4$ Stunden weniger verschiebt. Aber trotzdem haben die Aegypter an dem 365tägigen Jahr festgehalten; erst Augustus hat, nach einem erfolglosen Versuch unter Ptolemaeos III. Euergetes im Jahre 238 v. Chr. (Dekret von Kanopos), das julianische Jahr auch in Aegypten eingeführt (alexandrinisches Jahr, beg. 29. August 25 v. Chr.). Natürlich haben die Aegypter die Verschiebung ihres Jahres gegen die Sonne und den Stand der Jahreszeiten sehr wohl erkannt. Als Anfangstag des wahren Sonnenjahrs („Anfang des Jahres", geschieden von dem „Neujahrstag" des bürgerlichen Jahres) gilt ihnen der Frühaufgang der Sothis, des Siriussterns, der unter dem Parallel von Memphis am 19. Juli julianisch (d. i. im Jahre 4241 v. Chr. am 15. Juni gregorianisch, zur Zeit der Sommersonnenwende) eintrat. Im 5. und 4. Jahrtausend fiel er zugleich mit dem ersten Beginn der Nilschwelle zusammen; daher gilt er als der Bringer der Überschwemmung. Infolge seiner Eigenbewegung und der Praecession der Nachtgleichen hat der Siriusaufgang Jahrtausende hindurch mit dem julianischen Jahr gleichen Schritt gehalten, so daß man in

diesem (nicht in dem wahren Sonnenjahr) das Normaljahr sah. Die im Lauf der Jahrhunderte eintretende Verschiebung der Sonnenbahn, der Wendepunkte und Aequinoktien, und des Eintritts der Überschwemmung gegen das Siriusjahr hat man allerdings beachtet, aber daraus weiter keine Konsequenz gezogen; nur wurde das (im Normaljahr an die Sommersonnenwende anknüpfende) Fest der „Geburt des Sonnengottes“ (Mesu-Rêᶜ) etwa seit der 26. Dynastie aus dem ersten in den letzten Monat des Wandeljahres verlegt. Im Lauf von 1461 bürgerlichen = 1460 Siriusjahren (Sothisperiode) durchlaufen daher der Neujahrstag und die Monate des bürgerlichen Kalenders den ganzen Kreis der Jahreszeiten, bis nach Ablauf der Periode das bürgerliche Neujahr wieder 4 Jahre lang auf den Tag des Siriusaufgangs, den 19. Juli julianisch, fällt. Als der aegyptische Kalender geschaffen wurde, muß sein Neujahrstag (nach späterer Bezeichnung der 1. Thout) natürlich auf den 19. Juli gefallen sein; von den Jahren, in denen diese Coincidenz stattfand (4241/0—4238/7, 2781/0—2778/7, 1321/0—1318/7 v. Chr., 140/1—143/4 n. Chr.) kann nur das erste, das Jahr 4241/0 v. Chr., das Jahr der Einführung des Kalenders gewesen sein, da derselbe zur Zeit des Alten Reichs bereits längst im Gebrauch war.

Im allgemeinen s. meine Aeg. Chronologie, Abh. Berl. Ak. 1904, die durch das neue von Gardiner, ÄZ. 43, 1907, 136 ff., mitgeteilte Material ergänzt wird; vgl. meine Nachträge zur Aeg. Chronologie, Abh. Berl. Ak. 1907. Für den Kalender waren grundlegend die Arbeiten von Biot (vor allem Sur l'année vague des Egyptiens, Mém. de l'Ac. des Sciences XIII, 1835) und Lepsius, Chronologie der Aegypter I, 1849 [die Fortsetzung bildet sein Königsbuch]. Sie hielten aber die Jahreszeit šomu mit Champollion irrtümlich für die Überschwemmungszeit und kamen daher zu falschen Konsequenzen über die Zeit der Einführung des Kalenders. Die richtige Deutung hat Brugsch 1856 gegeben. Die aegyptischen Monate haben später Namen nach Festen erhalten, die wir in der griechischen (und koptischen) Form verwenden; ihre Folge, die sich erst in der Spätzeit definitiv festgesetzt hat (vorher fielen die Feste durchweg einen Monat früher und hatten zum Teil andere Namen), ist: Überschwemmungszeit (echet): Thout, Paophi, Athyr, Choiak; Winter oder Saatzeit (projet): Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuthi; Sommer oder Erntezeit

(šomu): Pachon, Payni, Epiphi, Mesori; dazu die 5 Epagomenen. Ergänzt werden die aegyptischen Angaben durch die des Dekrets von Kanopos und bei den griechischen Schriftstellern (Herodot II, 4, der aber von Astronomie und Chronologie so wenig verstand, daß er das Jahr von 365 Tagen für ein festes Jahr hält; Geminos isag. in phaenom. c. 8 p. 106 f. ed. Manitius; Censorin 18, 10). Die griechischen Astronomen (Ptolemaeos) rechnen durchweg nach aegyptischen Wandeljahren, so daß deren Lage gegen das julianische Jahr absolut feststeht. Die immer erneuten Versuche, ein festes aegyptisches Jahr nachzuweisen (am scharfsinnigsten Brugsch im Thesaurus und sonst) sind sämtlich unhaltbar, ebenso die Annahme einer Störung des regelmäßigen Verlaufs der Wandeljahre. Alle auf den Siriusaufgang und die Sothisperiode bezüglichen Angaben sind cyklisch zu verstehen, d. h. nach der Gleichung 1461 bürgerliche Jahre = 1460 Siriusjahre zu deuten, unbekümmert um die Differenzen der Örtlichkeit (welche von einem Breitengrad zum nächsten ungefähr einen Tag betragen) und um die langsam eingetretene Verschiebung, durch die der Siriusaufgang im ersten Jahrtausend v. Chr. in Memphis tatsächlich erst am 20. Juli julianisch eintrat. Mit Unrecht haben Oppolzer, Mahler u. a. diese empirischen Daten ihren Rechnungen zu Grunde gelegt. Die Dunkelheiten und Anstöße, welche die aegyptischen Texte noch mehrfach bieten, beruhen größtenteils darauf, daß ihre theoretischen Angaben auf das am Tage des Siriusaufgangs beginnende Normaljahr gestellt sind (z. B. die Stundentafeln der Sternkulminationen in den Gräbern Ramses' VI. und IX., das Deckengemälde des Ramesseums, die Opferkalender Ramses' II. und III. von Medinet Habu, ebenso die Darstellungen der Jahreszeiten aus dem A. R.), auch wenn in Wirklichkeit zur Zeit ihrer Abfassung das bürgerliche Jahr in einer ganz anderen Jahreszeit begann. Ebenso werden die Epagomenen bei derartigen theoretischen und schematischen Angaben niemals berücksichtigt, auch nicht in den thebanischen Stundentafeln und dem Kalender des pap. Ebers (in derselben Weise wie die Babylonier und die Griechen ihre Mondmonate von abwechselnd 29 und 30 Tagen in der Rechnung immer zu 30 Tagen, das Jahr also zu 360 Tagen ansetzen, obwohl sie ein 360tägiges Jahr niemals gehabt haben). — Ginzel, Handbuch der math. und techn. Chronologie I, 1906 (vgl. § 136 A.) ist der Schwierigkeiten, welche eine Darstellung der aegyptischen Chronologie bietet, nirgends Herr geworden.

160. Für den Staat jedoch bildet nicht dies bürgerliche Jahr des Kalenders die Einheit, sondern das Regierungsjahr des Königs, das mit dem Tage seiner Thronbesteigung beginnt und daher unter jeder Regierung einen anderen Anfangstag hat. Bezeichnet werden diese Königsjahre ursprüng-

lich durch einen offiziellen Eigennamen, der von Festen, Bauten, Kriegen, Zählungen zu Steuerzwecken entlehnt ist (§ 223), wie in Babylonien. Allmählich kommt daneben die einfache Zählung der Königsjahre auf, die seit dem Ende des Alten Reichs auch in offiziellen Datierungen die alte Bezeichnung völlig verdrängt. Diese Jahrrechnung hat den Übelstand, daß man wegen des schwankenden Neujahrstags des Königsjahrs, wenn man einen größeren Zeitraum übersehen will, die Zahl nicht nur der Jahre, sondern auch der Monate und Tage, die jeder König erreicht hat, genau kennen und addieren muß, wobei namentlich in wirren Zeiten und bei Doppelregierungen Versehen kaum zu vermeiden sind. Schon früh ist in Aegypten der Ausgleich versucht worden, daß man das bürgerliche Jahr, in dem ein neuer König den Thron bestieg, als sein erstes rechnete (ihm also die überschüssigen Monate und Tage seines Vorgängers zuzählte) und mit dem nächsten Neujahr sein 2. Jahr begann. Eine derartige Rechnung läßt sich schon unter der 2. Dynastie nachweisen und kehrt dann unter der 12. und 26. Dynastie wieder; ebenso sind die römischen Kaiserjahre in Aegypten gerechnet worden. Sonst aber wird, so weit wir sehen können, in der Regel nach echten Königsjahren gerechnet. Eine Aera findet sich nur ein einziges Mal, auf einer Inschrift aus Tanis unter Ramses II., die an die Einführung des Sethkults von Tanis durch die Hyksos anknüpfen muß (§ 305); eine größere Bedeutung scheint diese Tempelaera nicht gehabt zu haben, wenn auch die Angabe Num. 13, 22 wahrscheinlich zu ihr in Beziehung steht.

Über die älteste Jahrbezeichnung: Sethe, Beitr. z. ältesten Gesch. Aeg. (Unters. zur Gesch. Aeg. III); ferner meine Chronologie S. 185 ff. Daß nach aegyptischer Anschauung theoretisch das Königsjahr mit dem „Neujahrstage“ = 1. Thout begann, auch wenn tatsächlich die Thronbesteigung auf einen ganz anderen Tag fiel, zeigt die bekannte Inschrift der Ḥetˁepsut bei Naville, Der el Bahari III 63 (Breasted Rec. II 232 ff.; Nachtr. zur aegyptischen Chronologie 9, 1). Das ist dieselbe Fiktion wie bei den mit dem Siriusneujahr beginnenden Kalendern des bürgerlichen Jahrs (§ 159 A.) — Übrigens rechnet in der 26. Dynastie

Amasis in seiner Inschrift rec. 21, 1 ff. Zl. l. 14 nach echten Königsjahren, nicht nach bürgerlichen Jahren; ich halte es nicht für undenkbar, daß beide Jahrbezeichnungen oft nebeneinander im Gebrauche waren (ähnlich wie die gewöhnliche und die königliche Elle), da man aus dem Charakter der Urkunde wissen konnte, welche gemeint war. — In der Feudalzeit zu Ende des Alten und zu Anfang des Mittleren Reichs wird in den Gauen nach Jahren der Nomachen datiert, s. § 279. — Über die Aera von Tanis („vom Jahre 400") Aeg. Chronol. 65 f.

161. Um die aegyptische Chronologie herzustellen und die Datierungen nach Königsjahren auf unsere Aera reduzieren zu können, müßten wir ein vollständiges und zuverlässiges Verzeichnis der aegyptischen Könige und ihrer Regierungsdauer besitzen. Die Versuche, ein solches aus den Überresten Manethos herzustellen (§ 152), beruhten auf falschen Voraussetzungen: von seinen Daten sind nur ganz wenige (z. B. die für Ramses I. und II.) korrekt, die meisten nachweislich völlig verkehrt (so z. B. für Dynastie 4 und 5), und gerade in Glanzzeiten, wie bei Dynastie 12 und 18, ist die Überlieferung ganz elend und selbst Namen und Folge der Könige oft aufs stärkste entstellt. Vielfach sind die Zahlen auch sachlich völlig unmöglich, z. B. für die 17 Könige von Dynastie 1 und 2 zusammen 565 Jahre, für das Intervall zwischen Altem und Mittlerem Reich, Dynastie 8—11, 783 Jahre, für das zwischen Mittlerem und Neuem Reich, Dynastie 13—17, nach Africanus' Epitome gar 1590 Jahre. Somit kann Manetho einer Rekonstruktion der aegyptischen Chronologie überhaupt nicht zu Grunde gelegt werden; selbst für die letzte Zeit des aegyptischen Reichs, von Dynastie 21 ab, darf man ihn nur mit der größten Vorsicht benutzen. So ist es begreiflich, daß lange Zeit eine vollständige Resignation herrschend geworden ist; man verzichtete auf jede genauere Zeitbestimmung und wagte höchstens eine ganz vage Abschätzung nach Generationen. Einen Anhalt dafür boten die in den Denkmälern vorkommenden Königstafeln, d. h. Listen verstorbener Könige, denen der regierende Pharao (oder ein Privatmann) Totenopfer darbringt. Alle diese Listen enthalten nur eine mehr oder minder korrekt geordnete Aus-

wahl; illegitime oder unbedeutende Herrscher werden übergangen (so durchweg die Herakleopoliten und die Hyksos), auch sonst finden sich viele Willkürlichkeiten. So wertvoll diese Listen für die Feststellung der Königsfolge sind, so wenig reichen sie daher zur Ermittlung der Chronologie aus. Historisch wichtig sind drei Königstafeln:

1. Die Tafel Sethos' I. in Abydos (entdeckt 1864), vollständig erhalten, umfaßt 76 Namen. Von ihr ist die schon viel früher bekannte, arg verstümmelte Tafel Ramses' II. (jetzt in London) nur eine Kopie.

2. Tafel aus dem Grabe des Zelej (Tunroi) in Saqqara, unter Ramses II. (entdeckt 1860), umfaßte 58 Namen, von denen 47 erhalten sind.

3. Tafel Thutmosis' III. in Karnak (jetzt im Louvre), stark zerstört und sehr willkürlich geordnet, umfaßte 61 Namen, vor allem aus der 13. Dynastie.

Am besonnensten haben Boeckh und Unger (§ 151 A.) die Daten Manethos behandelt; die Daten, die sie für ihn gewinnen, sind aber nicht geschichtlich, wie denn auch Boeckh annahm, daß Manethos Zahlen unter dem Einfluß eines chronologischen Schemas (der Sothisperiode) ständen, was nicht erweisbar ist. Lepsius hat in seinem Königsbuch 1858 versucht, aus Manetho die wahre Chronologie herzustellen; seine Behandlung krankt aber an drei fundamentalen Fehlern: 1. er hält die vom Sothisbuch (Sync. p. 98) gegebene Summe von 3555 Jahren für die Zeitdauer der 30 Dynastien fälschlich für echt manethonisch; 2. er scheidet eine Anzahl Dynastien als „Nebendynastien" aus, wozu weder bei Manetho noch in den Monumenten ein Anlaß vorliegt [daß im einzelnen mehrfach die Dynastien in einander übergegriffen haben und, z. B. in Dynastie 8—11, 13—17, 22—26, Könige verschiedener Häuser teilweise neben einander regierten, die in der Überlieferung als fortlaufend erscheinen, soll damit natürlich nicht bestritten werden; Lepsius hat aber die Dynastien 6. 9—11. 13. 15. 16. 25. 27 als Nebendynastien ausgeschieden]; 3. er ändert die überlieferten Zahlen völlig willkürlich und gewinnt so weder die manethonischen noch die historischen Daten. — Die zahlreichen sonst aufgestellten Systeme bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Hauptvertreter der Skepsis sind Brugsch und Maspero. Ich habe in der ersten Auflage dieses Buchs versucht, Minimaldaten für die Hauptepochen zu gewinnen; daß wir jetzt wesentlich weiter gelangen können, habe ich in meiner Aegyptischen Chronologie, Abh. Berl. Ak.

1904 nebst den Nachträgen 1907 gezeigt. — Königstafeln: no. 1: ÄZ. II, 1864. Mariette, Abydos I 43; no. 2: rev. arch., nouv. ser. X. Mariette, Mon. div. 58; beide jetzt in meiner Chronologie; no. 3: Lepsius, Auswahl und Abh. Berl. Ak. 1852 (über die 12. Dynastie). Sethe, Urkunden der 18. Dynastie S. 608 f. (vgl. § 298 A.). Auf eine derartige Tafel geht wahrscheinlich die Liste von 38 „thebanischen" Königen zurück, die unter Eratosthenes' Namen, mit Übersetzungen, überliefert ist; aus ihm hatte sie (Pseudo-)Apollodor übernommen (und 53 weitere hinzugefügt); erhalten bei Synkellos aus Apollodor. Sie gibt zu Anfang (no. 1—22) eine nicht wertlose Auslese von Königen der ersten 6 Dynastien; dann folgt eine ganz seltsame und größtenteils nicht deutbare Namenliste (no. 23—38). Vgl. Aeg. Chronol. 99 ff.

162. Aus den Denkmälern lässt sich nur für die Höhepunkte der aegyptischen Geschichte (Dynastie 4—6. 12. 18. 19) die Dauer der Zeiträume ziemlich genau ermitteln. Ein wichtiges Hilfsmittel bieten die in den Inschriften zahlreich vorkommenden Stammbäume, die oft die Abschätzung eines längeren Zeitraums nach Generationen ermöglichen. Daß wir ganz wesentlich weiter kommen können, verdanken wir dem Turiner Königspapyrus (§ 156). Besäßen wir ihn vollständig, so würden wir, trotz eventueller kleiner Versehen, den Zeitraum von Menes bis etwa auf Ramses II. im wesentlichen zuverlässig bestimmen können. Aber auch in ihrem ganz trümmerhaften Zustande (der dazu geführt hat, daß die meisten Forscher ihn mit ängstlicher, aber unberechtigter Scheu beiseite gelassen haben) bieten seine Überreste noch eine große Zahl wertvoller Daten. Für Dynastie 2—6 (nach manethonischer Zählung) sind die Zahlen großenteils erhalten, ebenso für die 12. Dynastie; für die 13.—17. Dynastie geben die hier besonders zahlreichen Überreste den wertvollsten Anhalt. Außerdem aber sind vier Summen erhalten (die überschüssigen Monate und Tage habe ich weggelassen):

1. Für die Könige von Manethos Dynastie 6—8: 181 Jahre.
2. Für die Könige des Alten Reichs von Menes bis zum Ende der Memphiten (Dynastie 8): 955 Jahre.
3. Für die 6 Könige der 11. Dynastie: 160 + x Jahre.
4. Für die 12. Dynastie: 213 Jahre.

Es fehlt also nur eine Angabe für die Herakleopoliten von Dynastie 9. 10, wo der Papyrus 18 Könige zählte. Setzen wir diese Zeit in runder Schätzung auf 200 Jahre an, so erhalten wir für die Zeit von Menes bis zum Ende der 12. Dynastie rund 1528 Jahre, eine Summe, die wir mit einem Spielraum von 100 Jahren mehr oder weniger als geschichtlich betrachten dürfen. — Ergänzt und bestätigt werden die Daten des Papyrus für die älteste Zeit durch das Bruchstück der Chronik des Palermosteins (§ 206). Für das Neue Reich, von Dynastie 18 an, gestatten die Denkmäler und die Synchronismen mit Babylonien (§ 326) sichere Zeitbestimmungen. Dagegen fehlt uns eine positive Angabe für das Intervall zwischen Mittlerem und Neuem Reich (Dynastie 13 bis 17, einschließlich der Hyksosherrschaft), für die auch Denkmäler nur sehr spärlich vorhanden sind. Nur so viel können wir auf Grund derselben mit Sicherheit sagen, daß dieser Zeitraum sehr viel kürzer gewesen ist, als Manetho angibt (§ 161). In der ersten Auflage dieses Werks hatte ich ihn auf 400 Jahre geschätzt; in Wirklichkeit hat er, wie wir jetzt wissen (§ 163), nicht mehr als 200 Jahre betragen.

Die Fragmente des Turiner Königspapyrus sind von CHAMPOLLION 1824 entdeckt, von SEYFFARTH 1826 vortrefflich zu größeren Bruchstücken zusammengefügt, und mustergültig von LEPSIUS (Auswahl der wichtigsten Urkunden) und mit dem Verso von WILKINSON (Hieratic Papyrus at Turin, 1851) ediert. Eine Nachprüfung am Original wäre sehr erwünscht. Um die Verbesserung der Anordnung und Einzelerklärung haben sich namentlich HINCKS (Transact. Soc. of Literature 2 ser. III 1850), LAUTH (Manetho und der Tur. Papyrus, 1865, der neben Vortrefflichem viele Willkürlichkeiten und Irrtümer enthält, die leider auch UNGER in seine Chronologie des Manetho übernommen hat), DE ROUGÉ (Six prem. dyn.) verdient gemacht; eingehend habe ich ihn in meiner Aegyptischen Chronologie behandelt (dazu Nachtr. S. 21 ff.). Die früher auch von mir vertretene Annahme von BRUGSCH, daß die im Papyrus für Dynastie 12 gegebene Summe auf einer Summierung der Einzelposten beruhe, bei der die Doppelregierungen fälschlich nicht berücksichtigt (also die betreffenden Jahre doppelt gerechnet) seien, hat sich nicht bestätigt, vgl. § 281 A. — Für die Stammbäume von Privatleuten s. vor allem LIEBLEIN, Dictionnaire des noms hierogl.

163. Weiter zur Gewinnung absoluter Daten helfen mehrere Sothisdaten, d. h. Angaben, welche den Aufgang des Sirius für ein bestimmtes Jahr auf einen Tag des bürgerlichen Kalenders festlegen und sich daher auf Grund der Sothisperiode (§ 159) mit einem Spielraum von 4 Jahren berechnen lassen. Solche Angaben aus späterer Zeit sind der Siriusaufgang am 1. Payni des 9. Jahres des Ptolemaeos III. Euergetes (Dekret von Kanopos) = 19. Juli 238 v. Chr., und die Angabe des Censorinus 21, 10, daß im Jahre 139 n. Chr. eine neue Sothisperiode begonnen habe [richtiger die alte abgelaufen sei, s. Aeg. Chronol. 23 ff.]. Eine Angabe des Mathematikers Theon (Aeg. Chronol. 29) bezeichnet die vorhergehende Sothisperiode, die am 19. Juli 1321 v. Chr. begann, als Aera ἀπὸ Μενόφρεως, wahrscheinlich nach einem aegyptischen König; der Name läßt sich aber nicht identifizieren, so daß wir diese Bezeichnung für die Herstellung der Chronologie nicht verwerten können [vielleicht ist Menpeḥtirêʿ Ramses I. gemeint]. Sichere Daten dagegen sind:

1. Der Kalender des medicinischen Papyrus Ebers, nach dem im 9. Jahre des Königs Amenophis I. (18. Dynastie) der Sothisaufgang auf den 9. Epiphi fiel, d. i. 1550/49 bis 1547/6 v. Chr. Dadurch ist der Anfang des Neuen Reichs, die Vertreibung der Hyksos, auf die Zeit um 1580—1575 v. Chr. festgelegt.

2. Dazu stimmt die Angabe einer Opferliste von Elephantine aus der Zeit Thutmosis' III. (LD. III 43 e. Sethe, Urkunden der 18. Dynastie S. 827), welche das Fest des Siriusaufgangs am 28. Epiphi verzeichnet. Danach fielen die Jahre 1474/3—1471/0 in die Regierung dieses Königs, dessen Regierung weiter durch Angaben über den Neumond (d. i. das erste Erscheinen der Mondsichel, nicht der Neumond der Astronomen) mit Wahrscheinlichkeit auf die Jahre 1501—1447 angesetzt werden kann. Diese Ergebnisse werden durch die Synchronismen zwischen der aegyptischen nnd babylonisch-assyrischen Geschichte, welche sich für Amenophis III. und IV. aus den Tontafeln von Tell el-

Amarna ergeben, völlig bestätigt; Amenophis' III. Tod fällt danach um 1380 v. Chr. Weitere aegyptische Angaben zeigen, daß Ramses II. um 1310—1244, Ramses III. um 1200—1169 anzusetzen ist. Die Chronologie der Blütezeit des Neuen Reichs kann somit mit einem Spielraum von etwa einem Jahrzehnt als gesichert gelten. Von hier aus ergibt sich, daß wir die Thronbesteigung Šošenqs I. (22. Dynastie) um 940 v. Chr. anzusetzen haben, in Übereinstimmung mit der hebraeischen Angabe, daß er ein Zeitgenosse Rehabeams war. Auch Manethos Daten, so verkehrt sie im einzelnen sind, ergeben für den Anfang der 22. Dynastie (nach Africanus' Zahlen) 930 oder 926 v. Chr.

3. Für die 12. Dynastie haben wir die Angabe, daß im 7. Jahre Sesostris' III. das Fest des Siriusaufgangs am 16. Pharmuthi gefeiert worden ist (Borchardt, ÄZ. 37, 99 ff.). Das Jahr war also eines der Jahre 1882/1—1879/8 v. Chr., und die Dynastie, deren Einzeldaten genau bekannt sind, hat in den Jahren 2000/1997—1788/5 v. Chr. regiert. Dieser Ansatz wird bestätigt durch ein landwirtschaftliches Datum im Grabe des Nomarchen Thoutnacht in Berše (Griffith, El Bersheh II pl. 8 und p. 22, vgl. meine Nachträge zur Aegypt. Chronologie 18 f.), der etwa um 1940 gelebt hat, wonach die um den Anfang des gregorianischen April stattfindende Flachsernte am 23. Choiak begann, d. i. im Jahre 1940 der 15. April julianisch, 26. März gregorianisch. — Das Intervall zwischen Mittlerem und Neuem Reich, Dynastie 13—17, schrumpft somit auf rund 200 Jahre zusammen, was sich mit den Überresten aus dieser Zeit vollständig verträgt.

Für die Zeit vor der 12. Dynastie fehlt bis jetzt ein absolutes Datum. Benutzen wir die § 162 erwähnten Daten des Turiner Papyrus und setzen die Herakleopoliten auf 200 Jahre an, so erhalten wir für Menes' Antritt das Datum 3315 v. Chr. Mit anderen Worten: wir können mit Sicherheit aussprechen, daß Menes zwischen 3400 und 3200 v. Chr. regiert hat. Auf dieser Grundlage beruhen die § 153 der Übersicht der Dynastien beigefügten Daten.

Die von manchen Forschern vertretene Ansicht, die 12. Dynastie sei eine Sothisperiode früher zu setzen, 3460—3248 v. Chr., ist ganz unhaltbar; sie erfordert zwischen dem Mittleren und Neuen Reich ein noch größeres Intervall (1670 Jahre) als Manetho angibt, für eine Zeit, die fast gar keine Denkmäler hinterlassen, und in Kultur, Sprache, Kunst kaum irgendwelche Veränderungen herbeigeführt hat. — Die Daten für die älteren Dynastien finden durch mehrere inschriftliche Angaben über die Zeit der Steinbruchsarbeiten u. ä. eine willkommene Bestätigung, s. Aeg. Chronol. 178 f., und gleichzeitig, mit im wesentlichen denselben Resultaten, Sethe, Beiträge zur ältesten Gesch. 103 ff. Eine sichere Datierung läßt sich allerdings aus derartigen Angaben niemals ableiten, sondern nur eine weitere Stütze für Resultate, die auf anderem, zuverlässigerem Wege gewonnen sind. — Für Dynastie 13—17 s. Nachträge zur Aegypt. Chronologie 31 ff. Eine sehr gute Übersicht der Daten für die einzelnen Dynastien gibt Breasted, Ancient Records I 58 ff.

I. Anfänge der Kultur und Geschichte Aegyptens

Die Aegypter und ihre Nachbarn. Die nordafrikanischen Volksstämme

164. Der gewaltigen, teils aus dürrem Felsboden, teils aus wogenden Sandmassen bestehenden Wüste, welche den Norden des afrikanischen Kontinents bedeckt, ist nur im Nordwesten ein größeres, von Gebirgen und Strömen durchzogenes Gebiet vorgelagert, das die Vorbedingungen einer höheren Kulturentwicklung bietet; es umfaßt die heutigen Landschaften Marokko, Algier und Tunis. Weiter östlich, im Syrtengebiet, tritt die Sandwüste unmittelbar an das Mittelmeer heran; und auch auf den felsigen Hochflächen des Plateaus von Barka und Marmarika, das sich östlich von der großen Syrte erhebt und in Terrassen zum Nildelta und zur Sahara hin abfällt, gewährt der durch ziemlich häufige Niederschläge geschaffene Graswuchs und der Reichtum an Wild wohl die Lebensbedingungen für nomadische Jägerstämme, feste Ansiedlungen dagegen sind auch hier nur an dem Abhang des Gebirges, im Gebiet von Kyrene und Barka, möglich gewesen. — Inmitten des Wüstengebiets liegen zahlreiche, zum Teil unter den Meeresspiegel hinabreichende Depressionen, die wir mit einem altaegyptischen Wort Oasen benennen. Hier schafft das in Quellen hervorbrechende Grundwasser üppige Fruchtbarkeit und feste Ansiedlungen mit Palmenzucht und Ackerbau; zugleich bilden die Oasen die Stationen für den Karawanenhandel durch die Wüste. Aber sie haben zu kämpfen mit dem ununterbrochen vordringenden Wüstensand; und im

Wasser, das sich in Seen und Sumpflachen sammelt, wächst der Salzgehalt beständig, so daß der Bestand der bebauungsfähigen Fläche sich langsam aber stetig vermindert. — Gewissermaßen eine Oase im größten Stil bildet das langgestreckte schmale Flußbett, welches der aus dem Abfluß der zentralafrikanischen Seen und den gewaltigen, den Schneegebirgen des abessinischen Hochlands entströmenden Wassermassen gebildete Nil in das Wüstenplateau eingeschnitten hat. Auf der langen Strecke freilich, wo der Nil in großen Windungen, in tief eingeschnittenem Bett das nubische Sandsteinplateau durchschneidet, die Querriegel von Granit in zahlreichen Stromschnellen (Katarakten) durchbrechend, begleitet ihn nur ein schmaler Ufersaum anbaufähigen Landes. Da die Katarakten in alter Zeit noch nicht so ausgewaschen und daher auch weit reißender waren als gegenwärtig, stand hier der Strom beträchtlich höher als jetzt — oberhalb des zweiten Katarakts zur Zeit des Mittleren Reichs, wie die Angaben über die Höhe der Überschwemmung an den Felswänden beweisen, betrug der Unterschied 8 Meter (§ 293); und zur Zeit der 6. Dynastie waren in Nubien noch Waldungen mit Bauholz zu finden. Aber wesentlich ausgedehnter als gegenwärtig, wo das Kulturland auf 215 Meilen Stromlänge, von Chartûm bis zum ersten Katarakt, nicht mehr als 50 Quadratmeilen beträgt, kann es auch im Altertum nicht gewesen sein. Erst nachdem der Nil unterhalb des ersten Katarakts von Syene (Assuan) die Sandsteinkette von Silsilis durchbrochen hat, ändert sich der Charakter des Landes. Hier hat er in den weichen Kalkstein ein breites Bett gegraben, in dessen Mitte der Strom, mit zahlreichen Inseln, Nebenarmen und Kanälen, ein durchschnittlich etwa 1½—2½ Meilen breites, über 100 Meilen langes Kulturland durchzieht, an das sich, wie unterhalb von Kairo die Ränder der Wüste auf beiden Seiten zurücktreten, das von zahllosen Flußarmen und Kanälen durchschnittene Delta anschließt. Dies Land, zugleich das schmalste und eines der fruchtbarsten und dichtbevölkertsten Länder der Erde (auf eine Länge von 120 Meilen kommen nur 530 Quadratmeilen

Flächeninhalt), ist das „schwarze Land“ Kêmet, von den Griechen Aigyptos benannt, seinen Bewohnern das „Land“ (to,) schlechtbin, in dem die „Menschen“ (romez, später rôme) wohnen, im Gegensatz zu dem „roten“ Lande (ṭešret) des „Wüstengebirges“ (cha'śet , zugleich Gebirge, Wüste und Ausland) zu beiden Seiten, in dem nur armselige Barbaren hausen, denen Regen und dürftige Wüstenbrunnen den notdürftigsten Wasserbedarf spenden. „Aegypten“, erklärt das Orakel bei Herodot II 18 mit Recht, „ist das Land, welches der Nil bewässert, und Aegypter sind alle Bewohner des Landes unterhalb Elephantines, welche Nilwasser trinken.“

Oase (ὄασις Herod. III 26, sonst gewöhnlich αὔασις) ist das aegyptische ua'ḥ, koptisch uaḥe, arabisch uaḥ (Sethe, ÄZ. 41, 48). — Über die Oasen und ihre Bewohner: Rohlfs, Drei Monate in der lib. Wüste, 1875. Dümichen, Die Oasen der lib. Wüste, 1877. Brugsch, Reise nach der gr. Oase el Khargeh, 1878. Steindorff, Durch die lib. Wüste zur Amonsoase, 1904; Ber. sächs. Ges. phil. Cl. 1904. — Der Ursprung des Namens Αἴγυπτος (bei Homer ursprünglich der Fluß, aber schon in der Telemachie auch das Land) ist dunkel [da in den Amarnatafeln 53, 37 Winckler = 84 Knudtzon der heilige Name von Memphis Ḥa(t)-ka-ptaḥ in einem Brief des Fürsten von Byblos als Chikuptach erscheint, hat die alte Vermutung von Brugsch, der Name stamme daher, wieder etwas an Wahrscheinlichkeit gewonnen]; ebenso der Ursprung des zuerst bei Hesiod theog. 338 erscheinenden Namens Νεῖλος. Aegyptisch heißt der Nil Ḥaʿpi oder einfach jotru „Fluß“, später jo'er, hebraeisch יאר, koptisch eioor (sprich joor); assyrisch jaru'û ist = aegyptisch jo(t)rʿô „der große Fluß“. Die Semiten nennen das Land Muṣr, Miṣr, hebraeisch mit Lokativbildung מצרים; auch hier ist der Ursprung unbekannt. — Vortreffliche Übersicht der Geographie und der modernen Verhältnisse, mit den besten Karten, in Bädekers Aegypten, bearbeitet von Steindorff (6. Aufl. 1906).

165. Im Gegensatz zu den Negerstämmen des inneren Afrikas ist das gesamte nordafrikanische Randgebiet von engverwandten Volksstämmen kaukasischer Rasse besetzt, für die sich der der Völkertafel der Genesis entlehnte Name Hamiten eingebürgert hat. Zunächst die libysch-maurischen Stämme in der Wüste und im Nordwesten (bis zu den Guanchen der Kanarischen Inseln), die von den Aegyptern unter dem Namen

Zemḅu zusammengefaßt werden. Zu ihnen gehören die Bewohner von Zeḥenu oder Marmarika, die Libyer (aegyptisch Rbu, sprich Libu) auf dem Plateau von Barka, deren Namen die Griechen von Kyrene auf alle Stammverwandten und den gesamten Kontinent ausgedehnt haben, und weiter westlich im Syrtengebiet die Mašauaša, die Maxyer der Griechen. Sodann die Aegypter, und südöstlich von ihnen zahlreiche, bis zum Somalilande reichende kriegerische Nomaden von rotbrauner Hautfarbe, unter denen die Maẕoi (später Matoi) auf dem nubischen Sandsteinplateau, die Vorfahren der heutigen Bischarin oder Bedja (Βεγα, Βουγαειται, בג der axumitischen Inschriften), und weiter nördlich, im sogenannten arabischen Wüstengebirge östlich von Aegypten, die armseligen Trogodyten (aegyptisch ʾAntiu, vielleicht vielmehr Enu zu sprechen) besonders zu erwähnen sind. Endlich gehören zu ihnen wohl zweifellos die Bewohner des Weihrauchlandes Punt, das an der Somaliküste gelegen haben muß, und dessen Bewohner immer den Aegyptern sehr ähnlich und wie diese dunkelrot dargestellt werden. In dem schmalen nubischen Niltal dagegen, dem Lande Chent (?) der Aegypter, haust eine Bevölkerung, die von den Aegyptern immer als Neger (neḥesiu) bezeichnet und mit echtem Negertypus und schwarzer Hautfarbe gebildet wird (so vor allem LD. III 117). Sie zerfallen in eine große Zahl kleiner Stämme, die Uauat, Erzet u. a., und besonders die Kuschiten (Ka'uš, Kôš), deren Name später auf ganz Nubien ausgedehnt ist; die Griechen haben den der Mythologie entstammenden Namen Aethiopen auf sie übertragen. Es sind die Vorfahren der späteren Nubaden, der heutigen Nubier oder Berberiner, die im Niltal von Napata bis an die Grenze Aegyptens und in Kordofan ihre Sprache erhalten, aber sich stark mit hamitischen und semitischen Elementen gemischt und daher zum Teil den Negertypus verloren haben. Im Altertum reichten sie weiter stromaufwärts bis nach Aloa am blauen Nil oberhalb von Khartum. In Nubien wohnten sie in armseligen Dörfern auf den Höhen der Uferberge und lebten von Ackerbau und Viehzucht; auch

ein primitives Handwerk, namentlich die Anfertigung geschmackvoll geflochtener Körbe und Matten, haben sie entwickelt. So dürftig ihr Land ist, so hat es doch jederzeit zu Invasionen gereizt; außer dem als Sklaven sehr brauchbaren Menschenmaterial waren die Felle seiner wilden Tiere (Löwen und Leoparden) und das Elfenbein ein vielbegehrter Artikel, ferner das von Süden importierte Ebenholz und das in den Bergen des östlichen Sandsteinplateaus vorkommende Gold. — Nach Norden reichte das Gebiet der Nubier noch in geschichtlicher Zeit bis zur Bergkette von Silsilis; doch ist das (gleichfalls Land Chent genannte) Gebiet von da bis zum Katarakt von Syene schon früh von den Aegyptern annektiert und besiedelt worden, und die Stadt Jêb (Elephantine) auf einer Insel unterhalb der Stromschnellen ist seit alters wie die Grenzstadt Aegyptens so der Stapelplatz für den Tauschhandel mit den Negern.

Eine Orientierung über die Stämme Nubiens gibt Lepsius, Nubische Grammatik, 1880, freilich mit manchen phantastischen Kombinationen über die Ethnographie Afrikas [die Gleichungen Puna (richtig Punti) und Poeni, Kefa (richtig Kefti) und Κηφεύς u. ä. bedürfen jetzt keiner Widerlegung mehr]. Lepsius hielt die Kuschiten, welche seit dem 8. Jahrhundert das große aethiopische Reich von Napata und Meroe gegründet haben, nicht für Nubier, sondern für Bedja, und glaubte, daß die „meroitischen“ Inschriften in Hieroglyphen, Cursive und griechischen Buchstaben mit Hilfe der Bedjasprache zu deuten seien. Seit aber 1906 Handschriften in nubischer Sprache mit christlichen Texten und griechischer Schrift gefunden sind (H. Schäfer und K. Schmidt, Ber. Berl. Ak. 1906, 774 ff.; 1907, 602 ff.) und H. Schäfer gezeigt hat, daß die griechisch geschriebenen Inschriften von Nubien und Aloa in einheimischer Sprache derselben nubischen Sprache angehören, kann kein Zweifel sein, daß Nubisch auch die Sprache der Kuschiten und des aethiopischen Reichs gewesen ist, zumal zahlreiche nubische Worte auch in den hieroglyphischen Inschriften der älteren Aethiopenkönige vorkommen. Auch tritt in den Denkmälern dieses Reichs seit Tahraqa der Negertypus immer stärker hervor. — Über die Bedjastämme (= Maẕoi, Matoi; nach Schäfers Vermutung ist der Name Bedja mit dieser alten Benennung identisch) im Altertum s. H. Schäfer, Die aethiopische Königsinschrift des Berliner Museums S. 38. 41 ff. 136. — Der Name Kuš (ursprünglich geschrieben K'š, später Kš, in den Amarnatafeln 97, 9. 137, 35 Kaši,

hebr. כּוּשׁ, bab. Kûšu, assyr. geschrieben Kûsi) ist jetzt schon unter der 6. Dynastie nachweisbar: SETHE, Urk. des A. R. S. 140 no. 29. Dadurch daß die jahwistische Völkertafel Gen. 10, 8 Kuš zum Vater des Nimrod macht und diesen aus Libyen nach Babylonien versetzt (wahrscheinlich um der Kossaeer willen, wie Gen. 2, 13) und der Priesterkodex dem Kuš weiter mehrere arabische Stämme zu Söhnen gibt (im Widerspruch zu Gen. 10, 28. 29. 25, 3), ist der Kuschitenname lange Zeit einer der unheilvollsten der alten Ethnographie geworden, dessen Lockungen kein Dilettant widerstehen konnte; jetzt ist man verständiger geworden. — Bekanntlich haben später die semitischen Bewohner (Ge'ez) des Hochlands von Abessinien, des Reichs von Aksum, die in vorchristlicher Zeit noch nirgends vorkommen und auch den Aegyptern unbekannt geblieben sind, den Namen Aethiopien usurpiert; in diesem Sinne darf er aber in der alten Geschichte niemals verwendet werden.

166. Die nordafrikanischen oder hamitischen Stämme sind nach Ausweis ihrer Sprache den Semiten eng verwandt. So liegt die Vermutung nahe, daß sie vor alters einmal, sei es in einem, sei es in mehreren Zügen, in Afrika eingewandert sind, wie Jahrtausende später die Araber, da die umgekehrte Annahme, daß die Semiten aus Afrika gekommen seien, wenig wahrscheinlich erscheint. Auch ist es möglich, daß sie wie im oberen Niltal, so auch in Aegypten eine ältere, nubische Bevölkerung vorgefunden und sich mit ihr vermischt haben, wie eine derartige Mischung mit Negerblut bis in die Gegenwart ständig fortschreitet; und eine geistreiche und scharfsinnig durchgeführte Hypothese ERMANS erklärt die starke und stetig fortschreitende Zersetzung, welche die aegyptische Sprache im Lautbestand und in den grammatischen Bildungen im Vergleich mit dem Semitischen schon in den ältesten Denkmälern zeigt, aus der Einwirkung dieser Vermischung. Aber wenn diese Vermutung sich bestätigen sollte, handelt es sich um Vorgänge, die weit jenseits der Zeiten liegen, von denen wir geschichtliche Kunde haben: die Annahme, welche bei der ersten Entdeckung der „vorgeschichtlichen" und der ältesten Königsdenkmäler vielfach ausgesprochen wurde, die Aegypter seien erst kurz vor Menes eingewandert und die Begründung des Pharaonenreichs sei die Aufrichtung der Herrschaft asiatischer Eroberer (einer

„dynastischen Rasse“) über ein älteres afrikanisches Volk, beruhte auf täuschenden Eindrücken. Die Aegypter haben mindestens mehr als ein Jahrtausend vor Menes schon im Niltal gesessen (wenn auch Nachschübe oder etwa das Eindringen eines neuen, nahe verwandten libyschen Stammes nicht ausgeschlossen ist), ihre Kultur ist hier erwachsen und bodenständig, nicht aus der Fremde importiert, und die Vorstufen ihrer Entwicklung liegen uns eben in diesen „vorhistorischen“ und „vordynastischen“ Denkmälern vor (§ 169). Geschichtlich erscheinen sie durchaus als ein einheitliches Volk, dessen Typus sich in den Darstellungen der Denkmäler scharf scheidet von dem aller Nachbarn. Die schwarzen Neger Nubiens auf der einen Seite, die gelben Semiten der Sinaihalbinsel und Palaestinas auf der anderen zeigen in den ältesten Abbildungen denselben Typus, den sie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die Aegypter dagegen werden dunkelrot dargestellt (die Frauen, die meist im Hause leben, hellgelb), mit kräftigen, derben Gesichtszügen und vorspringenden Backenknochen, aber von den Negern gänzlich verschieden, die Bedjastämme dagegen braun (die Frauen gelblich) und den Negern ähnlicher, die Libyer hellfarbig, mit blauen Augen und schwarzem Haar, ein Typus, der sich bei den Mauren noch jetzt vielfach findet — vielleicht liegt bei ihnen eine Mischung eines hamitisch-semitischen Elements mit einer von Europa (Spanien?) herübergekommenen Urbevölkerung vor. Jedenfalls zeigen diese Unterschiede, wie stark sich die Hamiten differenziert haben und in wie frühe Zeit daher ihre Festsetzung in Afrika hinaufragen muß.

Die Verwandtschaft des Aegyptischen mit dem Semitischen ist schon von Benfey, Brugsch u. a. erkannt, und dann von Erman durch Entdeckung der ältesten aegyptischen Verbalformen und zahlreicher Übereinstimmungen im ältesten Wortschatz erwiesen worden; s. vor allem seine Aufsätze ZDMG. 46, 93 ff. und über die Flexion des aegyptischen Verbums Ber. Berl. Ak. 1900. Lexikalische Übereinstimmungen zwischen Aegyptisch und Nubisch bei Schack-Schackenburg, Aegyptol. Studien I 209 ff. — Während R. Hartmann, Z. f. Ethnologie I, die heutigen Aegypter für ein echt afrikanisches Volk erklärte, hat Virchow (Die

Mumien der aeg. Könige Ber. Berl. Ak. 1888, u. a.) ihren von den Negern völlig verschiedenen Typus nachgewiesen. — Die Aegypter selbst haben sich natürlich als Autochthonen betrachtet, ebenso wie in der Religion ihre Götter im Niltal selbst heimisch sind; ihrer Ableitung aus Aethiopien bei Diod. III 3 liegt außer der Annahme, das untere Niltal sei erst in historischer Zeit angeschwemmt (Herod. II 4), die Tatsache zu Grunde, daß im späteren Aethiopenreich von Napata und Meroe das priesterliche Ideal weit vollständiger durchgeführt war als in Aegypten selbst. — Über die Phantastereien Hommels, Geogr. und Gesch. des alten Orients, 2. Aufl. 1904, über den babylonischen Ursprung der aegyptischen Bevölkerung, Sprache, Kultur und Religion ist eine ernsthafte Diskussion nicht möglich.

167. Im Gegensatz zu diesen physischen Unterschieden tritt die Gemeinsamkeit all dieser Volksstämme in Sitten, Tracht und Bewaffnung, die Gleichartigkeit ihrer ältesten Kultur nur um so stärker hervor. Sehr augenfällig ist die Übereinstimmung der Aegypter mit den Libyern, so daß wir wohl annehmen dürfen, daß ihre Vorfahren oder wenigstens das in Aegypten zur Herrschaft gelangte Element ein ursprünglich von seinen westlichen Nachbarn im Wüstenlande kaum verschiedener libyscher Stamm gewesen ist, der in das Niltal eingedrungen ist; andere aegyptische Sitten dagegen kehren nicht nur bei den übrigen Hamiten und bei den Semiten, sondern auch bei den nubischen Negern wieder. Wie sich bei den libyschen Stämmen, bei Trogodyten und Kuschiten das „Mutterrecht“ und die lockere Ehe vielfach erhalten hat (§ 10 A.), so hat bei den Aegyptern die Frau eine freie Stellung und eigenes Besitzrecht; die Söhne werden in der Regel nach der Mutter benannt, und noch im 4. Jahrhundert besteht hier neben der patriarchalischen Ehe eine Eheform, bei der die Frau den Gatten nimmt und ihn, gegen Zahlung einer Entschädigung, verstoßen kann. Eben darum ist hier auch die Geschwisterehe ganz gewöhnlich. Bei den Aegyptern der ältesten Zeit gehen die Männer entweder ganz nackt oder sie werfen sich, wie die Neger, ein Tierfell um die Schultern, das sich später noch als Priestertracht erhalten hat. Die Libyer dagegen tragen einen langen Rock von bunter Wolle, ebenso wie die Semiten;

und dieser findet sich vereinzelt auch bei den Aegyptern der ältesten Königszeit. Beim Eintritt der Mannbarkeit wird das Geschlechtsglied der Jünglinge durch Beschneidung geweiht (vgl. § 8), zugleich aber den profanen Blicken durch eine Ledertasche entzogen, die an einer um die Lenden gebundenen Schnur getragen wird. Diese altaegyptische Sitte (die heute noch bei Negerstämmen im westlichen Sudan besteht) hat sich bei den Libyern bis in späte Zeiten erhalten. Neben und an Stelle der Phallustasche tritt dann gegen Ende der „vorhistorischen" Epoche ein auch von den Nubiern getragener Schurz, zunächst aus Schilf (aus dem sich der spätere gestreifte Königsschurz entwickelt hat), dann ein Lendentuch von weißem Linnen. Die Frauen dagegen tragen seit alters ein langes, eng anliegendes Linnengewand. Die libysche Sitte der Tätowierung kommt in Aegypten fast nur in vorhistorischer Zeit vereinzelt vor, und zwar bei Frauenfiguren (Sklavinnen), die dem Toten ins Grab gelegt werden; allgemein ist dagegen bei beiden Geschlechtern die Sitte, den Körper mit Ketten und Ringen und mancherlei Amuletten zu schmücken und mit Farben, Öl und Fett zu beschmieren. Vor allem werden die Augen durch Schminke kräftig und leuchtend hervorgehoben; die Brauen und Lider bestreicht man mit schwarzer Farbe, unter den Augen zieht man einen grünen Strich. Das Haupthaar tragen die Frauen lang, reichlich mit Fett durchtränkt, die Männer bis zur 1. Dynastie (wo die Sitte aufkommt, den Kopf glatt zu rasieren und eine Perücke zu tragen) ziemlich kurz geschoren und zu Locken gebrannt; die Libyer binden es zu einem Zopf zusammen, an dessen Stelle später eine geflochtene Locke tritt; und diese wird ursprünglich auch bei den Aegyptern gebräuchlich gewesen sein, wo sie später als Tracht der Knaben beibehalten wird. Auch die semitischen Beduinen tragen das Haupthaar gleichartig. Die Lippen werden bei Aegyptern, Libyern und Semiten immer rasiert — wenn auch im Alten Reich gelegentlich der Schnurrbart vorkommt —, der Backen- und Kinnbart meist kurz und spitz zugeschnitten (doch lassen die Semiten ihn oft auch

lang herabwallen), bis er in Aegypten unter der 1. Dynastie mit Ausnahme eines kleinen Zipfels am Kinn abrasiert wird (§ 216), den auch, nebst reichem Lockenhaar, die Bewohner von Punt tragen. Auf dem Haupt tragen die aegyptischen, libyschen und kuschitischen (nubischen) Krieger Straußenfedern [bei den Somali wird für jeden erschlagenen Feind eine Feder ins Haar gesteckt], die später als spezifisches Abzeichen der Libyer gelten, während die Aegypter sie seit dem Mittleren Reich aufgegeben haben. Auch der Balg einer Giftschlange (Uraeus) als Abzeichen der aegyptischen Könige (von diesen auf die Götter übertragen) kam, wie Darstellungen im Grabtempel Saḥurêʿs lehren, ursprünglich ebenso bei den libyschen Häuptlingen vor, desgleichen die Umgürtung mit einem Tierschwanz. Die Hauptwaffen aller dieser Völker sind ein krummes Wurfholz (Bumerang , , in der Schrift zur Bezeichnung der Fremdvölker, speziell der Semiten, ʿAmu, verwendet) und der Bogen mit Rohrpfeilen, in die ein Feuerstein mit scharfer Schneide, seltener mit einer Spitze, eingefügt ist; und zwar ist es teils ein Holzbogen so bei den Nubiern, deren Land (Chent?) daher mit diesem Zeichen geschrieben wird, teils, so in den ältesten Darstellungen von Aegyptern sehr oft, ein künstlicher zusammengesetzter Bogen (piẕet), dessen Herstellung mühselige Arbeit und dessen Bespannung große Kraft und Übung erfordert. Mit dem Zeichen dieses Bogens bezeichnen die Aegypter in der uralten Völkerliste (§ 227) sämtliche ihnen bekannten Völker. Zwei sich kreuzende Pfeile und ein Schild (in späterer Gestalt) bilden das Symbol der großen Kriegsgöttin Neit von Sais im westlichen Delta, der „Pfadöffnerin (upt-uaut)“. Ursprünglich war der Schild lang und schmal, mit zwei Rundungen und einer Einkerbung, wie der mykenische, bestand also wohl aus einer über ein Holzgestell

gespannten Rindshaut. Der oberaegyptische Schild dagegen war ein oben abgerundetes Rechteck; mit dem Streitkolben zusammen bildet er das Zeichen für „kämpfen“, mit dem z. B. der Horusname des Menes geschrieben wird [1]). Dieser Streitkolben, mit schwerem Steinknauf, der den Feinden die Schädel zerschmettert, war eine Hauptwaffe der Truppen, welche das Pharaonenreich begründet haben, und zugleich die eigentliche Königswaffe und das Abzeichen des Kriegsgottes Oberaegyptens, des „Pfadöffners“ Upuaut von Siut, der in Wolfsgestalt erscheint. Um sich mit seiner Kraft zu erfüllen, haben die zur Jagd ausziehenden aegyptischen Krieger auf der Darstellung einer uralten Schminktafel sich Wolfsbälge an den Lendenschurz gebunden; ebenso wird der König sehr oft als kräftiger Stier oder als Löwe dargestellt, der mit seinen Tatzen die Feinde zu Boden schlägt (daher der Sphinx als Darstellung des Königs). Daneben ist immer eine mannshohe Lanze mit einer Spitze von Stein oder Knochen (später von Metall) in Gebrauch; vereinzelt kommt dann auch die Streitaxt auf mit einer oder zwei Schneiden.

Über die aegyptische Ehe hat jetzt der von Spiegelberg, Pap. Libbey (Schriften der wiss. Ges. in Straßburg I, 1907) veröffentlichte Ehekontrakt Aufklärung gebracht; dazu stimmt Diod. I 27 νομοθετῆσαι τοὺς Αἰγυπτίους παρὰ τὸ κοινὸν ἔθος τῶν ἀνθρώπων γαμεῖν ἀδελφάς . . . καὶ παρὰ τοῖς ἰδιώταις κυριεύειν τὴν γυναῖκα τἀνδρός, ἐν τῇ τῆς προικὸς συγγραφῇ προσομολογούντων τῶν γαμούντων ἅπαντα πειθαρχήσειν τῇ γαμουμένῃ. Vgl. auch Spiegelberg im Rec. 28, 30 f. über den ἄγραφος γάμος. — Die aus dem Neuen Reich (speziell der Darstellung der vier Rassen der Aegypter, Libyer, Semiten und Neger im Grabe Sethos' I. LD. III 126) bekannten Typen der Aegypter und ihrer Nachbarn haben sich jetzt als uralt erwiesen (z. B. Hierakonpolis pl. XI); s. vor allem die von Königslöwen niedergeworfenen Libyer, Semiten und Puntier im Grabtempel des Neweserrêᶜ (Borchardt, Grabdenkmal des Ne-user-reᶜ, 1907, S. 46 ff.); gleichartige Darstellungen haben sich jetzt auch im Grabe des Saḥurêᶜ gefunden. Älteste Darstellung eines gefangenen Semiten (mit Lendenschurz; die seßhaften Semiten tragen dagegen lange Röcke): Petrie, Royal Tombs I pl. 12 und 17 (Ende der 1. Dynastie); vgl. dazu meine

[1]) Auffallend ist, daß in den Darstellungen von Kampfszenen der ältesten Zeit die Aegypter niemals Schilde haben.

Abhandlung Sumerier und Semiten (Abh. Berl. Ak. 1906) S. 20 ff. Gleichartig sind die Darstellungen der Reliefs der Sinaihalbinsel; bei den Semiten im Grabe von Benihassan (LD. II 133. NEWBERRY, Benihassan I pl. 28. 31) ist dagegen das schwarze Haupthaar im Nacken abgeschnitten (wie bei Chammurabi) und bildet einen schopfartigen Wulst; vgl. Herod. III 8. Choerilos bei Jos. c. Ap. I 173. Jerem. 25, 23 = 9, 25. 49, 32. Ähnliche Sitten finden sich bei semitischen Stämmen vielfach; das Rasieren des Schnurrbarts ist noch gegenwärtig in Ḥadramût und bei den Nordabessiniern (Mitteil. von E. LITTMANN) geboten. Ein geflochtener Zopf als Charakteristikum der Sinaibeduinen (Menziu Satet): Pyr. Teti 352. Neferkerê^c 174; ähnlich der lange Zopf neben dem Ohr bei den Libyern und die Jugendlocke der Aegypter. — Puntleute bei BORCHARDT, Grabdenkm. S. 47. Wie ERMAN, Aegypten S. 670, 3 erkannt hat, stammt auch der „Neger (nḥsi)“ Ḥrzsj LD. II 23 (als Diener in einem Grabe der 4. Dynastie) nach Haartracht und Bart aus Punt. — Libyer: BORCHARDT l. c. S. 46. 48; ferner, wie die Übereinstimmung mit dem Grabe Sethos' I. beweist, die tributbringenden Männer und Gefangenen aus der Zeit des Menes bei PETRIE, Royal Tombs I pl. 4, mit langem buntem Rock, spitzem Kinnbart und Zopf; mithin auch der gleichartige bezopfte Gefangene aus Elfenbein (Möbeldekoration) Hierakonpolis pl. 11, mit Phallustasche, wie bei Neweserrê^c und dem bronzenen Libyer aus dem N. R., den BÉNÉDITE, Monum. et mém. de l'acad. des Inscr. IX 1903 veröffentlicht hat; ferner die bezopften Gestalten auf dem Scepterknauf von Hierakonpolis pl. 26 A; vgl. die Zeḥenu bei Narmer ib. pl. 15, 7. — Für die nubischen Neger vor allem LD. III 117, wo der Häuptling aus Me^cam = Ibrim stammt. — Die Geschichte der aegyptischen Tracht hat zuerst ERMAN, Aegypten (1888) richtig dargelegt; was er aus dem späteren Kostüm und der Königstracht für die Urzeit erschlossen hat, ist jetzt durch die Funde vollauf bestätigt und ergänzt, vor allem die Schminktafeln und die von NAVILLE, Rec. XXII, pl. 4—6 [= CAPART, Débuts de l'art en Egypte p. 44] veröffentlichten Figuren aus Negade, sowie die Malereien des uralten Grabes Hierakonpolis pl. 75. Die Phallustasche von Leder, sehr anschaulich Hierakonpolis pl. 7. 8. 10. 11 und Rec. XXII pl. 6 [NAVILLES Ansicht, sie werde in der Merneptaḥinschrift über den Krieg mit den Seevölkern durch qernet bezeichnet, ist aber nicht haltbar; das ist sicher die Vorhaut], regelmäßig auch bei den Libyern, hat v. LUSCHAN, Globus 79, 1901, 197 ff. richtig erklärt und speziell bei den Moba im nördlichen Togo nachgewiesen. Später trägt sie noch der Nilgott am Throne des Neweserrê^c (BORCHARDT, Grabdenkm. Bl. 16 S. 89) und noch im N. R. der Erdgott Geb. Die Gürtelschnur, an der sie hängt, ist der mẕḥ, mit dessen Anlegung die Laufbahn des jungen Mannes beginnt (Inschrift des Una Zl. 2, dazu ERMAN ÄZ. 20, 2). Diese Umgürtung fällt also mit der Beschneidung zusammen, die im 14. Jahr stattfand (und auch bei Mädchen vorkam): s. GUNKEL u. WENDLAND im

Archiv für Papyrusforschung II 13 ff., die Reitzensteins Meinung (Zwei religionsgeschichtl. Fragen, 1901), sie sei auf die Priester beschränkt gewesen, widerlegt haben. Schon die beiden nackten Krieger, die der Stier auf der Schminktafel BCH. XVI pl. 1 (Steindorff in den Aegyptiaca S. 129. Capart p. 234 f.) niederwirft, sind beschnitten. Das Schamgefühl ist nicht die Ursache dieser Verhüllung des Phallus, wie die Behandlung der Geschlechtsteile in der alten Kunst deutlich zeigt. — Über die Entwicklung des Schurzes und des Lendentuchs s. Erman, Aegypten S. 282 ff.; die älteste Form zeigen die Krieger der Schminktafel des Louvre (s. u.) und Hierakonpolis pl. 15. — In Dynastie 1 und 2 trägt der König häufig einen Rock (ähnlich der Mann, der einen Gefangenen führt, auf der Schminktafel Capart p. 232) und beim Setfest ein ganz seltsames Wams. — Tätowierung findet sich nur bei den Frauenpuppen Naqadah und Ballas pl. 59 (später ganz vereinzelt, z. B. bei einer Sängerin des Amon Erman, Aeg. 298. 316). — Die alte Haar- und Barttracht hat sich bei den im A. R. oft als Hirten und Vogelsteller abgebildeten Bauern secheti [nicht „Sumpfbewohner"] Erman S. 60. 583 erhalten, ferner, wie H. Schäfer erkannt hat, bei einem Nilgott im Sonnentempel des Neweserrê' und bei den Nilgöttern des M. R. aus Tanis (Perrot u. Chipiez, Kunst im Altertum I 621). — Für die ältesten aegyptischen Krieger [in deren Hieroglyphenzeichen W. M. Müller, Asien und Europa S. 2 und Petrie, Medum p. 29 irrtümlich libysche Söldner sahen] vor allem die schon erwähnte Schiefertafel des Louvre (teilweise in London): Steindorff in den Aegyptiaca 126, vollständiger Capart pl. I zu p. 222. Legge, PSBA. XXII pl. 2; Cylinder von Hierakonpolis pl. 15; und mehrere Denkmäler der 1. Dynastie; für den Bogen außerdem die Vase des „Skorpions" (§ 207) Hierakonpolis pl. 19. — Über die verschiedenen Arten der antiken Bogen ist grundlegend v. Luschan in der Festschrift für Benndorf S. 189 ff. (besonders S. 194 A.). — Älteste Form des Zeichens der Neit (vgl. Newberry, PSBA. 28, 68 ff., dessen weitgehenden Folgerungen ich aber nicht zustimmen kann; vgl. § 199): Stele der Meritneit Petrie, Royal Tombs I front., und Tafel des Menes ib. II 10. — Über Upuaut (bei Diod. I 18 Μακεδών) s. meinen Aufsatz ÄZ. 41, 97 ff. (dazu über Darstellungen römischer Zeit v. Bissing, Rec. XXVII 249 f.). — Über die Einfettung der Haare Schweinfurth in Ann. du serv. VIII 184 ff.

Die älteste Kultur im Niltal

168. Im Wüstengebiet und auf dem libyschen Plateau ist das Gebiet, worauf Menschen und Vieh ihr Leben fristen konnten, in alter Zeit noch nicht so begrenzt gewesen wie

gegenwärtig: nicht nur dringen große Scharen von Libyern immer wieder gegen das aegyptische Kulturland an oder treten als Söldner in seine Dienste, sondern als Saḥurêᶜ gegen sie zu Felde zieht, erbeutet er nicht nur zahlreiche Schafe und Ziegen, sondern auch große Herden von Eseln und Rindern (§ 253), die gegenwärtig hier nicht mehr existieren könnten. Für die Entwicklung einer höheren staatlichen Kultur reichten die anbaufähigen Flächen, die etwa vorhanden sein mochten, dennoch nicht aus. Auch in Nubien ist das Kulturland zu schmal und zu isoliert für die Entstehung einer lebenskräftigen Entwicklung. Im inneren Afrika dagegen wäre ein geschichtliches Leben sehr wohl denkbar; hier haben die Neger sich unfähig erwiesen, die von der Natur gebotenen Bedingungen auszunutzen. Auch die maurischen Stämme haben aus eigener Kraft eine seßhafte Kultur nicht zu schaffen vermocht. So ist es einzig das untere Niltal, dem der afrikanische Kontinent es verdankt, daß er in der Geschichte eine selbständige Rolle spielt. Im Naturzustande freilich kann das Land für Jäger- und Nomadenstämme keine große Anziehungskraft besessen haben. Es war von zahlreichen Flußarmen durchschnitten und in der Überschwemmungszeit Monate lang in einen großen See verwandelt; in den Sümpfen und Schilfdickichten hausten die unheimlichsten Gestalten der Tierwelt, Krokodile, Nilpferde, Schlangen, dazu Elefanten — die zur Zeit der ältesten Denkmäler ebenso wie Giraffen im Lande heimisch waren —, ferner Strauße, sowie Löwen und Panther, die aus der Wüste zur Tränke an den Fluß hinabkamen. Eher mochten die Höhen an den Rändern zur Besiedlung reizen, die damals noch vielfach mit Bäumen und Graswuchs bedeckt waren und einen reichen Wildbestand nährten; erst in geschichtlicher Zeit sind sie allmählich teils durch die völlige Ausrodung des Baumbestandes, teils durch das ständige Vordringen des Wüstensandes gegen das Flußtal unbewohnbar geworden. Von hier aus werden die Ahnen der Aegypter in das langgestreckte Flußtal und die Sümpfe des Delta eingedrungen sein. Da zwang dann das Land selbst

zu energischer Tätigkeit, zur Eindämmung und Regulierung der Flußläufe, zur Umwandlung der Sümpfe und Dickichte in Ackerland, zur Anlage erhöhter, dem Überschwemmungswasser nicht erreichbarer, durch Deichwege (𓈐 „Weg“, uat, ein Damm mit Gräben an beiden Seiten, an dem Gebüsch und Bäume wachsen) mit einander verbundener Ortschaften — alles Aufgaben, die für den einzelnen Siedler oder den locker gefügten Verband eines Stammes nicht lösbar waren, sondern zu straffer staatlicher Organisation zwangen. So sind die Aegypter ein Bauernvolk unter einem kräftigen monarchischen Regiment geworden; nur dadurch konnten die Quellen des Wohlstandes erschlossen werden, welche die Grundlagen einer höheren Kultur boten und das untere Niltal zu einem der gesegnetsten Länder der Erde gemacht haben.

Es ist nicht zweifelhaft, daß wie z. B. in Turkestan, so auch in Afrika die Wüste ihr Gebiet erweitert hat, und dadurch z. B. der Bevölkerungsstand Libyens gegen das Altertum zurückgegangen ist. Im Niltal vollzieht sich das Ringen zwischen Wüste und Kultur ununterbrochen, ebenso wie in Babylonien und Syrien; darauf, daß hier in alter Zeit die Vegetation an den Wüstenrändern viel stärker gewesen sein muß als gegenwärtig (s. die Jagdszenen der Gräber mit ihrem Tierreichtum), hat mich Erman aufmerksam gemacht. Auch liegen die ältesten Ansiedlungen (bei Abydos, Memphis u. a.) großenteils in Gegenden, die jetzt völlig der Wüste angehören. — Noch früher, in palaeolithischer Zeit, hat es, wie Schweinfurth nachgewiesen hat (z. B. Z. f. Ethnologie 35, 1903, 798 ff. 36, 1904, 766 ff. [= Annales du serv. VI, 9 ff.] und v. Luschan ib. 36, 317 ff.), sogar auf den Höhen des Wüstenplateaus zahlreiche Ansiedlungen gegeben, die gewaltige Massen von Feuersteinscherben hinterlassen haben; das liegt aber weit jenseits aller Geschichte. — Über die Hieroglyphe für „Weg“ s. Petrie, Medum p. 30.

169. König Menes, der den Späteren als der erste Herrscher in der langen Reihe der Pharaonen gilt, hat um 3300 v. Chr. im Niltal regiert. Aber schon viele Jahrhunderte vor ihm waren die Aegypter über die Anfangsstadien menschlicher Gesittung weit hinausgeschritten; schon ein Jahrtausend früher, im Jahre 4241 v. Chr., ist in Unter-

aegypten der seitdem unverändert gebliebene Kalender eingeführt worden. So sind die Aegypter bereits ein Kulturvolk gewesen zu einer Zeit, da überall sonst auf Erden, selbst in Babylonien, das Dunkel kulturloser und darum geschichtsloser Zustände das Leben der Völker bedeckt. — Während man früher vergeblich nach Denkmälern selbst aus der Zeit des Menes und seiner Nachfolger bis zum Beginn der 4. Dynastie gesucht hat, sind im letzten Jahrzehnt aus den vor Menes liegenden Epochen in Oberaegypten zahlreiche Grabstätten und Überreste von Ansiedlungen entdeckt worden, welche jedenfalls mehr als ein Jahrtausend umfassen und uns von der äußeren Gestalt der ältesten Gesittung eine lebendige Anschauung gewähren. Im Delta sind solche Funde kaum zu erwarten, da hier das Wasser die alten Ansiedlungen erreicht und zersetzt hat. Um so stärker tritt die Bedeutung Unteraegyptens für die älteste Kulturentwicklung in den Zeugnissen hervor, welche Religion, Sage und geschichtliche Überlieferung bewahren. Auch sonst bedarf das aus den „vorgeschichtlichen“ Denkmälern gewonnene Bild gar sehr der Ergänzung durch die Erkenntnisse, welche sich aus den späteren Zuständen für den inneren Gang der Entwicklung ermitteln lassen. Im allgemeinen stimmen die Ergebnisse beider Erkenntnisquellen vortrefflich überein: was die neuen Funde uns greifbar vor Augen führen, ist großenteils nur eine Bestätigung dessen, was früher bereits richtig erschlossen war. Im einzelnen freilich ist die Verbindung nicht immer herzustellen, da die Funde stumm sind und über die staatliche und religiöse Entwicklung nichts aussagen, während die historischen Rückschlüsse wohl den allgemeinen Gang der Entwicklung erkennen lassen, aber nicht die von den Bedingungen des Moments abhängige Einzelgestaltung, welche erst das Wesen des geschichtlichen Lebens ausmacht. So können wir z. B. nicht feststellen, welche der älteren Kulturschichten etwa der Epoche der Entstehung der beiden Reiche der Horusverehrer entsprochen haben mag, oder gar wie die noch älteren Staatenbildungen und die Gaustaaten im

einzelnen gestaltet waren. Auch auf ethnographische Fragen geben schriftlose Zeugnisse fast nie eine sichere Antwort. So ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß zur Zeit der ältesten Funde eine andere Bevölkerung im Niltal gesessen und etwa dem ältesten Wechsel des Stils und der Mode der Tongefäße ein Bevölkerungswechsel entsprochen hat. Sicher ist nur einerseits, daß die späteren Aegypter schon in sehr früher Zeit im Niltal gesessen und hier eine lange Entwicklung durchgemacht haben müssen (vgl. § 166) — das beweist vor allem die Vorgeschichte der aegyptischen Religion —, andererseits, daß die späteren Stadien der „vorgeschichtlichen" Funde echt aegyptisch sind und die Zeichnungen auf den Tongefäßen und den verwandten Denkmälern die so lange gesuchten Vorstufen der Hieroglyphenschrift und der späteren Kunst enthalten. Noch weniger ist eine gesicherte chronologische Abschätzung möglich; nur daß die ältesten Fundschichten zum mindesten weit ins fünfte vorchristliche Jahrtausend hinaufragen, wird man unbedenklich aussprechen dürfen.

Ältere Rekonstruktionen der aegyptischen Vorgeschichte in meiner Geschichte Aegyptens und in Ermans Aegypten, und vor allem für die Religion bei Maspero, Etudes de mythol. et d'archéol. égypt. II. — Die Funde aus der vorhistorischen Zeit und den ersten drei Dynastien begannen 1894. Wegen ihres fremdartigen Charakters hielt Petrie sie zuerst für Erzeugnisse einer „new race", die er für Libyer erklärte, die zwischen dem Alten und Mittleren Reich in Aegypten eingedrungen seien. Zuerst hat Steindorff (eine neue Art der aegypt. Kunst, in den Aegyptiaca, Festschrift für Ebers, 1896) mehrere der wichtigsten Denkmäler dieser Zeit richtig bestimmt, während de Morgan, Rech. sur les origines de l'Egypte (I. l'age de la pierre et les métaux, 1896; II. Ethnographie préhistorique, 1897) eine reiche, aber wenig exakte Materialsammlung vorlegte [vgl. u. a. v. Bissings Kritik in der Zeitschrift L'Anthropologie IX 1898] und die auch schon längst überwundene Ansicht aufstellte, die vorgeschichtlichen Denkmäler gehörten einer Urbevölkerung an, der Staat und die geschichtlichen Denkmäler seien von einer erobernd eindringenden „dynastischen Rasse" geschaffen. Dann hat die Entdeckung der Königsgräber von Abydos (§ 206) seit 1897 alle Zweifel gehoben. — Überreste der Zeit vor Menes (Übersicht bei Capart, Les débuts de l'art en Egypte, 1904): Petrie u. Quibell, Naqada and Ballas, 1896 [noch ganz unter dem Bann der new race-Theorie]; Petrie, Diospolis

parva (Hou), 1900; MACIVER u. MACE, El Amrah and Abydos, 1902. Weitere Funde bei QUIBELL, Elkab, 1898. QUIBELL, Hierakonpolis, 1900 ff. PETRIE, Abydos I, 1902. II, 1903. III, 1904. GARSTANG, Mahasna and Bet Khallâf, 1903. Ferner drei Statuen des Min von Koptos [von PETRIE u. HOGARTH, Koptos, 1896, aus Prüderie unterdrückt, publiziert von CAPART l. c. 217]. Eine recht reichhaltige Sammlung an Fundobjekten enthält das Berliner Museum (zum Teil bei SCHÄFER, ÄZ. 34, 158); dazu die Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft (G. MÖLLER in den Mitt. 30, 1906) in Abusir el Meleq östlich vom Eingang des Faijûm (Zeit kurz vor Menes). — Zusammenstellung der Schiefertafeln mit Reliefs bei LEGGE, PSBA. 27, 1900, 125 ff. und bei CAPART l. c., sowie BÉNÉDITE, Une nouvelle palette en schiste, Monum. et Mémoires de l'Acad. des Inscr. X, 1904. — Eine systematische Übersicht der Fundobjekte und ihrer stilistischen Entwicklung, mit einer relativen Chronologie nach „sequence dates“ (von 30—80) gibt PETRIE, Diospolis parva 22 ff. Er schätzt die „neolithische“ vorgeschichtliche Zeit bis auf Menes auf 2000 Jahre, während MACIVER, El Amrah 50 f. angesichts der verhältnismäßigen Kleinheit der Nekropolen der Ortschaften bei Abydos mit 500 bis 1000 Jahren auskommen zu können glaubt. Das dürfte wohl zu niedrig sein. Bevölkerungswechsel innerhalb der Schichten hat vor allem PETRIE, Diospolis parva 28 ff. angenommen.

170. Die ältesten Ansiedlungen, deren Überreste uns erhalten sind, liegen an der Stelle, wo der Nil sich am weitesten nach Osten wendet und von wo die Wüstenstraßen nach dem Roten Meer ausgehen, bei den Orten Negâde und Ballâs, auf der Westseite des Flusses, gegenüber Qûs (Apollinopolis parva) und Koptos, sowie weiter stromabwärts bei Hôu (Diospolis parva) und im Gebiet von Abydos, wo am Rande der Wüste und auch am Ostufer dicht bei einander zahlreiche Ortschaften wieder aufgedeckt sind, ferner im Gebiet von Memphis. Die Wohnungen waren meist Hütten aus Flechtwerk von Palmzweigen und Schilf, deren Wände durch gestampften Lehm befestigt und mit Matten und Fellen behängt wurden. Für die Wohlhabenden lernte man aus Ziegeln, die viereckig aus dem Nilschlamm geschnitten und an der Luft getrocknet wurden, festere Häuser bauen; auch verstärkte man die Wände wohl mit Holzbalken. Die Baumstämme des Daches konnten durch Holzpfeiler in der Mitte des Wohnraums noch weiter gestützt werden. Die Ortschaften

waren wohl immer mit einem Lehmwall umgeben. Neben ihnen liegen die Friedhöfe, auf denen die Leichen in runden oder viereckigen Gruben beigesetzt sind, in zusammengekauerter Stellung wie Schlafende; oft in eine Tierhaut, Leder oder auch Leinwand eingenäht oder auch in einem großen Tongefäß geborgen. Oft sind mehrere Leichen in demselben Grabe bestattet, und wenn sie zerfallen waren, werden die Knochen wohl gesondert und geordnet neben einander gelegt, eine Sitte, die auch sonst in Afrika vorkommt. Vielfach aber haben die Leichen sich in dem trockenen Wüstensande Jahrtausende hindurch unversehrt erhalten. Wohlhabende lassen sich früh einen viereckigen Raum im Felsboden unter dem Sande aushauen, der mit einem Dach von Flechtwerk oder Balken gedeckt wird. Neben dem Toten stehen Gefäße mit Lebensmitteln und Salbbüchsen von Alabaster, in der Hand hält er die Schiefertafel, auf der die Schminke gerieben wird (§ 167), und einen Lederbeutel. Dazu kommen Lebensmittel, Nachbildungen des Hausrats, Messer, Nadeln, Harpunen zum Fischfang, Brettspiele u. ä., gelegentlich auch Hausmodelle, sowie kleine Kähne von Ton; ferner steinerne oder tönerne Puppen von Dienern, vor allem Frauen, die regelmäßig ohne Füße gebildet werden, vermutlich damit sie nicht davon laufen können. Der Glaube, daß wenn im Tode die lebendige Seele in Vogelgestalt (bai 𓅡) den Leib verläßt, dennoch die in ihm wirkende geistige Macht, sein eigentliches Ich, als Gespenst — daraus hat sich bei den Aegyptern früh die Anschauung von einem den Menschen während seines Lebens begleitenden Geist, ka 𓂓, entwickelt — im Geisterreich fortlebt und auch mit der Leiche noch in Verbindung steht (vgl. § 58 ff.), war also bereits lebendig entwickelt; auch an Zauberformeln, welche dem Toten die Möglichkeit gewähren, die Gaben zu genießen, und ihn wie die beigegebenen Figuren zu künstlichem Leben zu erwecken, wird es bei der Bestattung schon damals nicht gefehlt haben. Freilich ist dies Dasein doch nur gespenstischer Natur; und so genügen dürftige Nachbildungen der wirklichen Nilboote

und Tonpuppen. Ursprünglich sind gewiß einmal vornehmen Toten die Diener und Frauen am Grabe geschlachtet worden; aber von solchem Brauch ist in Aegypten keine sichere Spur mehr nachweisbar.

Über die aegyptischen Häuser: MASPERO, Aegypt. Kunstgeschichte, übers. von STEINDORFF S. 2 ff. Reste einer alten Ortschaft Alawnije bei Abydos: GARSTANG, Mahasna and Bet Khallâf 5 ff. [in den Hütten Brennöfen und anderer Hausrat]. Altes Stadtmodell: PETRIE, Diospolis parva pl. 6 Grab 83. CAPART, Débuts de l'art 195. — Leichenverbrennung, die DE MORGAN im Grab des Menes von Negade zu finden glaubte, ist in Aegypten niemals vorgekommen. In Negade und Ballas glaubte PETRIE Spuren von Anthropophagie zu finden; doch war das ein Irrtum (MACIVER and MACE, El Amrah p. 7). Über zerteilte Leichen mit systematisch geordneten Knochen (das kommt auch in Babylonien bei Wiederbenutzung älterer Gräber vor) s. außer Naqada and Ballas die Angaben in El Amrah p. 7 ff. Eine Nachwirkung davon scheint in der Sage von der Zerstückelung des Osiris und den entsprechenden Formeln der Totentexte vorzuliegen. — PETRIES Annahme, Royal Tombs I 14, daß in dem Grabe des Königs Qaʿ-Sen der 1. Dynastie noch eine Opferung der im Königsgrabe bestatteten Diener nachweisbar sei, ist unbegründet.

171. Die Zivilisation, die uns in diesen Gräbern entgegentritt, unterscheidet sich in den ältesten Schichten noch kaum von den vielen gleichartigen, die sich entwickelt haben, wo immer ein Volksstamm über die primitivsten Zustände hinauszuwachsen beginnt. Als Material für Werkzeuge, Waffen und Hausrat dienen Holz, Stein und Knochen — darunter ist Elfenbein sehr stark vertreten — und ihre Nachbildung in Ton. Mit Recht wird daher diese Kultur als eine steinzeitliche betrachtet, ebenso wie z. B. die „trojanische", wenngleich schon in den ältesten Gräbern gelegentlich Werkzeuge aus Kupfer und Schmucksachen aus Gold vorkommen. Aber den ganzen langen Zeitraum hindurch, und noch unter den ersten Dynastien, bleibt das Metall in untergeordneter Stellung; von einem Versuch, die Waffen und Geräte aus Stein und Knochen durch kupferne zu ersetzen, ist noch keine Rede. Wohl aber ist seit den mittleren Fundschichten, die überhaupt die eigentliche Blütezeit der „vorgeschichtlichen"

Kultur darstellen, die Steintechnik zu einer Meisterschaft gelangt, die niemals von einem anderen steinzeitlichen Volk erreicht ist und dieser ältesten aegyptischen Kultur ihr eigenartiges Gepräge verleiht. Die Feuersteinmesser sind mit der äußersten Feinheit, vollständig gleichmäßig, ganz dünn geschliffen und scharf zugehauen, mit sägeartig gezähnter Schneide, ebenso die Spitzen von Lanzen, Pfeilen, Harpunen, die Nephritbeile und Keulenköpfe glatt poliert. Die erstaunlichste Leistung aber sind die Steingefäße. Man versteht das härteste Gestein ebenmäßig zu runden und zu polieren, und innen durch eine enge Öffnung in mühseliger langwieriger Arbeit, mit Hilfe von Steinwerkzeugen und Sand, bis zu einer ganz dünnen Wandung gleichmäßig auszubohren. Neben großen Krügen und zierlichen Schalen und Näpfen aus durchschimmerndem Alabaster stehen andere aus Granit, Schiefer, den verschiedensten bunten Gesteinen. Die Griffe, die Ösen zum Aufhängen, die Ausgußröhren sind tadellos gearbeitet. Vielfach werden Tierformen nachgeahmt — darunter z. B. ein Gefäß in Gestalt eines liegenden Kamels, wie es die Beduinen, die nach Aegypten kamen, mit sich führten —, oder auch geflochtene Körbe in Stein nachgebildet. Auch Schnitzereien von Tieren aus Stein und Elfenbein, mit sorgfältiger Naturbeobachtung, in gefälligen Formen, sind nicht selten. Ebenso wird etwa der Griff eines Kamms mit einem Vogel geschmückt; die Schieferplatte, auf der man die Schminke reibt, erhält Tiergestalt. Gegen das Ende der Periode sterben diese Formen ab, während die vollendete Technik sich unter den ersten Dynastien noch unverändert erhält. Dafür ergeht sich der künstlerische Gestaltungstrieb um so reicher in kostbaren Objekten, Schmuckkästchen von Elfenbein und Ebenholz, Stühlen und Ruhebetten mit Tierfüßen von geschnitztem Elfenbein, reich dekorierten Schminktafeln mit geschichtlichen Darstellungen (§ 200 f.), gleichartigen Keulenknäufen von Königssceptern, dazu Halsketten für Männer und Frauen von Gold und Edelsteinen wie Amethyst, Blaustein, Türkis, die man zum guten Teil aus den wahrscheinlich damals schon

von den Aegyptern ausgebeuteten Minen auf der Sinaihalbinsel (§ 212) bezog.

172. Eben so reich, aber in den Formen viel schwankender, verläuft die Entwicklung der Tonindustrie. Die ältesten Tongefäße zeigen die allerprimitivste Technik: nur der untere Teil der Töpfe ist rot gebrannt, der obere, der nicht mehr in der Flamme stand, nur schwarz angeschwelt. Dann werden gleichmäßig gebrannte Gefäße gebräuchlich; die besseren Exemplare werden durch Reiben mit Stein sorgfältig geglättet und mit roter, brauner oder schwarzer Farbe bestrichen. Allmählich kommt dann der Gebrauch des Töpferrades auf, das eine gleichmäßige Rundung ermöglichte. In den Formen herrscht zunächst die regellose Mannigfaltigkeit einer primitiven Phantasie (vgl. § 96), seltsam verkoppelte Gefäße, Nachbildung von Tierformen u. ä.; allmählich gewinnen wenige einfache Formen die Alleinherrschaft. Eine Zeit lang werden die Außenflächen, wie bei den Schnitzereien aus Knochen und Holz, mit eingeritzten oder in schwarzer und weißer Farbe aufgetragenen Ornamenten geschmückt, zu denen Flechtwerk und Weberei das Vorbild gegeben haben: lineare Muster, Dreiecke, Spiralen, Zickzacklinien, Bandstreifen und Netzwerk, und dazwischen gelegentlich Palmzweige und rohe Zeichnungen von Vierfüßlern. Manche dieser Gefäße gleichen vollständig denen, die gleichzeitig in der Welt des Aegaeischen Meeres in Übung waren und uns durch die reichen Funde der ältesten, „neolithischen" Schichten Kretas bekannt geworden sind, so vor allem die nicht allzu häufig vorkommenden kleinen Gefäße mit einem durch eingeritzte weiße Striche auf schwarzem Grunde hergestellten eckigen Bandmuster (black incised pottery, Naqada and Ballas pl. 30; El Amrah p. 43; Capart p. 104), vielleicht auch die rotgrundigen Näpfe und Schalen mit weißer Linear- und Pflanzendekoration (Naqada and Ballas pl. 28. 29. El Amrah pl. XV; Capart p. 103). Doch ist es fraglich, ob hier ein Import aus Kreta angenommen werden darf; soweit nicht lediglich parallele Entwicklung vorliegt, scheint vielmehr die Beein-

flussung vom Niltal ausgegangen zu sein, und jedenfalls haben sich mehrfach zweifellos aegyptische Steingefäße auf Kreta gefunden. Ein ziemlich lebhafter überseeischer Verkehr hat somit offenbar schon in diesen ältesten Zeiten bestanden. — In der Mitte der „vorgeschichtlichen" Periode wird dann die „geometrische" Dekoration durch eine ziemlich reiche Vasenmalerei verdrängt, die ihre Motive teils der Pflanzen- und Tierwelt (Rosetten, Palmzweige, Sträucher, Reihen von Wasservögeln, Krokodile, Nilpferde, Elefanten, Giraffen, Antilopen, Strauße), teils dem menschlichen Leben entlehnt; vor allem tritt uns der Schiffsverkehr auf dem Strom anschaulich entgegen. Aber auch diese Weise hat keinen langen Bestand gehabt; gegen Ende der Epoche gewinnen die einfachen Gefäße ohne Bilder, Nachbildungen der Steinkrüge, die Alleinherrschaft, während gleichzeitig eine Grabkammer in Hierakonpolis (pl. 75 ff.) zum ersten Male Wandmalereien zeigt, welche die bisher auf den Tongefäßen dargestellten Szenen in größeren Bildern wiedergibt.

Die mit den in Aegypten gefundenen völlig übereinstimmenden neolithischen Scherben aus Kreta z. B. bei Mackenzie, J. Hell. Stud. 23 (1903) p. 157 und Taf. IV. — Die immer erneuten Versuche Petries, in den auf aegyptischen Vasenscherben aller Zeiten (praehistorische Zeit, 1. 12. 18. Dynastie) eingeritzten Strichzeichen ein primitives, mit der kretischen Schrift in Zusammenhang stehendes Alphabet nachzuweisen, das sich in den späteren Zeichen des karischen, spanischen und libyschen Alphabets erhalten habe (Kahun, Gurob and Hawara pl. 27; Illahun pl. 15; Naqada p. 44; Royal Tombs I p. 31 f. u. a.; ebenso Capart p. 141 ff.), erscheinen mir völlig verfehlt; vgl. dagegen auch Weill, Rev. arch. 1903, I 213 ff. Es sind weit eher Fabrikzeichen, vgl. Daressy, Ann. du serv. VI 103. — Wie die älteste Bestattungsform hat sich auch die älteste Tonware bei der niederen Bevölkerung Oberaeyptens bis zum Mittleren Reich, und in Nubien überall bis ins Neue Reich erhalten; sie finden sich in den zahlreichen Gräbern, welche die Engländer als „pan-graves" bezeichnen. S. die Zusammenstellung des Materials bei Weigall, Antiquities of Lower Nubia, 1907 [und jetzt Garstang über seine Ausgrabungen in Koštamne und sonst: Ann. du serv. VIII 132 ff.]. Ohne zwingenden Grund schreibt Weigall diese Gräber in Aegypten den zahlreichen nubischen Söldnern zu, bei denen allerdings diese Ware und Bestattung eben so gebräuchlich gewesen sein wird, wie bei den ärmeren Aegyptern. Auch die Zeichnungen

von Giraffen, Elefanten, Menschen, Kähnen u. ä. an den Felswänden Nubiens in archaischem Stil (pl. 33, 1. 37. 38. 50, 27. 67. 75) sind nur zum Teil praehistorisch; großenteils stammen sie offenbar, wie die sie begleitenden Inschriften, aus der 6. Dynastie und dem Mittleren Reich, zum Teil auch aus dem Neuen Reich, so die Pferde pl. 37, 9.

173. In dieser Entwicklung kommt ein charakteristischer Zug zum Ausdruck, der der aegyptischen Kultur dauernd eigen geblieben ist: für den gemeinen Mann wird jetzt nur noch billige Durchschnittsware ohne reicheren Schmuck fabriziert, während das fortgeschrittene Kunsthandwerk sich auf die Arbeiten für Magnaten und vor allem den Herrscher mit seinen Frauen und Dienern beschränkt, hier aber sich um so reicher entwickeln und mit der Beherrschung der Technik zugleich ein fein empfindendes Stilgefühl und eine feste Formensprache ausbilden kann. Daher finden wir in Aegypten zu allen Zeiten neben einander Formen, die auf den ersten Blick ganz verschiedenen Zeiten anzugehören scheinen. Erst ganz allmählich dringen die für die höchsten Kreise geschaffenen Erzeugnisse und die mit ihnen verbundenen Anschauungen in die Masse hinab und werden so zum Gemeingut des ganzen Volks; dann aber gelangen gleichzeitig oben neue Formen zur Herrschaft. Daneben tritt, je höher die Kultur entwickelt ist, um so stärker die konservative Tendenz hervor, die jeder Kultur innewohnt, das zähe Festhalten des einmal Erreichten und die Konsequenz, mit der es durchgebildet wird. Das Schwanken der Formen und des Dekorationsstils in der Zeit bis auf Menes und seine ersten Nachfolger zeigt noch die Tastversuche einer werdenden Zivilisation; dann aber setzen sich die Formen und das Stilgefühl, und fortan findet kein Schwanken mehr statt, sondern nur noch eine Modifikation auf den einmal gewonnenen und für alle Zukunft festgelegten Grundlagen. So sind ebensowohl die Vollkommenheit, welche der steinzeitliche Stil erreicht hat, wie die Langsamkeit, mit der das Kupfer und der Metallstil Boden gewinnen, echt aegyptisch. Eben durch diese Zähigkeit ist die aegyptische Kultur gegen jeden Rück-

fall in die Barbarei gefeit; darauf beruht aber auch ihre Schwerfälligkeit und Gleichförmigkeit, das Übergewicht des traditionellen Elements. Nur indem das Neue sich den einmal feststehenden Formen anpaßt, vermag es sich durchzusetzen und dann langsam die alten Anschauungen umzugestalten und die Entwicklung in neue Bahnen zu lenken.

174. Die Funde lehren uns mit der äußeren Gestaltung des Lebens zugleich die Entwicklung des Handwerks kennen. Die Masse des Volks aber lebt von der Landwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau. Neben gewaltigen Herden von Ziegen und Schafen, die auch der Nomade kennt — sie spielen eine viel größere Rolle als gegenwärtig, und mögen teilweise in Gegenden geweidet haben, die jetzt von der Wüste erobert sind —, von Gänsen und anderen Wasservögeln, und von Eseln, die als Last- und Reittiere dienten (das Pferd war noch unbekannt), steht dominierend die Zucht des Rindes, des wichtigsten Tiers der Kultur, das die Aegypter zu einem Bauernvolk gemacht hat. Der Ackerbau tritt uns in derselben Gestalt entgegen, die er im Niltal im wesentlichen bis ins 19. Jahrhundert n. Chr. bewahrt hat. Der Boden wird mit der Hacke bearbeitet oder auch mit einem einfachen Pfluge oder vielmehr einem hölzernen Karst ohne Räder, an dem eine von zwei Rindern gezogene Deichsel befestigt ist, während der Bauer ihn an Handgriffen lenkt. Gebaut wird Weizen, vor allem die als Emmer bezeichnete Art, Gerste, Spelt, Durra; der Same wird gleich nach der Überschwemmung von Widdern oder Schweinen in den gelockerten Boden gestampft, das Korn auf der Tenne von Rindern ausgetreten, und dann in kegelförmigen Lehmspeichern oder auch in großen Tonkrügen bewahrt. Aus der Gerste wird Bier gebraut; auch Wein wird gezogen, ferner die Dattelpalme und mancherlei Gemüse. Früh hat man Bau und Verarbeitung des Flachses gelernt; neben dem Linnen wird die Wolle verarbeitet, und aus Papyrusschilf Stricke und Matten geflochten. Eifrig wird Fischfang und Vogelfang betrieben, und ebenso die Jagd auf den reichen Wildbestand des Wüsten-

rands und gegen die Raubtiere, deren Felle zugleich Decken und Kleidung liefern.

Zur Landwirtschaft vgl. Erman, Aegypten 566 ff. und H. Schäfer, Altaeg. Pflüge, Joche und andere landwirtschaftliche Geräte, Annual of the British school at Athens X 1904.

175. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Masse der Aegypter schon in den ältesten Zeiten nicht aus freien Bauern mit eigenem Grundbesitz bestanden hat, sondern aus Knechten, die im Dienst großer Herren und vor allem der Häuptlinge (Könige) die Felder bestellten und die Herden weideten. Auch das Handwerk ist offenbar vielfach von Hörigen geübt worden, wenngleich es daneben in den Städten immer eine freie Bevölkerung von Gewerbtreibenden und Händlern gegeben hat. — Zwischen den einzelnen Ortschaften herrscht ein reger Verkehr, zum Teil auf den Dammwegen (§ 168) — zum Fortschaffen schwerer Lasten, wie Ziegel und Steine, dient ein Schlitten —, vor allem aber auf dem Strom mit seinen zahllosen Armen und Kanälen. Der älteste Nachen, der in den Beigaben der Gräber in Ton nachgebildet ist (§ 170), ist aus Papyrusstengeln zusammengebunden und wird gerudert oder mit Stangen fortgestoßen; er hat sich gegenwärtig noch in Abessinien auf dem Tsanasee erhalten. Früh aber hat man auch größere Schiffe aus Holz bauen gelernt, mit ganz flachem Kiel und steil aufragendem Hinterteil, um bequem auflaufen und abstoßen zu können. Sie werden von zahlreichen kurzen Rudern getrieben und mit zwei größeren Lenkrudern gesteuert; in der Mitte stehen zwei hoch aufgerichtete Kajüten für die Waren und den Schiffsherrn. Eine hohe darüber aufgerichtete Stange, die wohl auch als Mast beim Segeln dient, trägt ein Wappenzeichen, gelegentlich einen Elefanten oder Falken, meist eine aus Holz geschnitzte Kombination von Strichen, ähnlich unseren Hausmarken oder den Eigentumszeichen der Beduinen; die Bänder, mit denen es befestigt ist, hängen als Wimpel herab. In den Malereien der Vasen und des Grabes von Hierakonpolis (§ 172) sind

solche Boote vielfach abgebildet; da bringen offenbar die Grundherren die Produkte ihrer Felder und Hausindustrie zu Markte, und die Bemannung wird aus ihren Knechten bestanden haben. Wir haben schon gesehen, daß dieser Wasserverkehr auch über die See hinaus in die Mittelmeerwelt reichte (§ 172), ebenso wie er zweifellos zu allen Zeiten mit dem unteren Nubien bestanden hat. Daneben wurden die Kupfer- und Türkisminen der Sinaihalbinsel ausgebeutet (§ 171), und Beduinenkarawanen vermittelten den Verkehr mit den syrischen Landen.

Schiffe mit Standarten: Naqada and Ballas pl. 66. 67. Diospolis parva pl. 4. Hierakonpolis pl. 75 ff. und sonst; Capart p. 109. 116. 204. Boote mit Segeln von Graffitis in Šatt er Rigâl: de Morgan, Rech. I 164.

Die Gaue als Staaten

176. Die erste und dauerhafteste geschichtliche Leistung des aegyptischen Volks, die Erschließung und Urbarmachung des Niltals, liegt jenseits aller geschichtlichen Überlieferung: sie ist das Werk der Generationen, deren Grabstätten wir kennen gelernt haben. In diesen Epochen haben sich zugleich die Grundlagen des aegyptischen Staats gebildet. Es ist schon hervorgehoben worden, daß im Niltal für Einzelsiedlungen und Stammesleben kein Raum war, sondern die neuen Aufgaben neue Formen der sozialen Organisation erheischten. So sind denn die Formen staatlichen Lebens, die wir sonst überall zu Anfang antreffen, und die auch bei den Stämmen der übrigen hamitischen Völker bestehen, in Aegypten spurlos verschwunden: wir treffen hier weder Stämme — nicht einmal irgend einen Stammnamen, so wenig wie die Aegypter insgesamt einen Volksnamen besitzen (§ 164) — noch Geschlechtsverbände, noch Blutrache oder Geschlechtskulte. Die alte mutterrechtliche Ordnung (§ 167) lebt zwar nicht nur in der Häufigkeit der Geschwisterehe, sondern auch in der Benennung der Herkunft des Sohnes nach der Mutter fort, und die Ehefrau nimmt als „Hausherrin“ eine sehr selb-

ständige, vermögensrechtlich dem Gatten koordinierte Stellung ein; aber die Ehe ist (mit Ausnahme des Herrschers) durchweg monogam, und wenigstens in historischer Zeit gehört in den großen Familien der Hauptteil des Besitzes den Männern und sie vererben ihn und damit zugleich ihre Lebensstellung an ihre Söhne. So uralt die aegyptische Kultur ist und so primitiv sie uns vielfach anmutet, namentlich auf religiösem Gebiet, so gehört sie doch bereits in ihrer ältesten erkennbaren Gestalt, ebenso wie die chinesische und babylonische oder etwa die mexikanische, einer über die ursprünglichen Formen menschlicher Lebensgemeinschaft weit hinausgeschrittenen Stufe an. In Aegypten steht auf der einen Seite die festgefügte, religiös begründete Staatsgewalt, auf der anderen nicht Verbände oder Geschlechter, sondern Individuen, die nicht durch die Stammesorganisation in Blutsgruppen, sondern durch Lebensstellung und Beruf in Stände geschieden sind. Aber auch diese Stände sind nicht selbständige Körperschaften mit eigenem Rechte, so wenig wie die Familien, auch wenn sich in ihnen Besitz und Ansehen durch Jahrhunderte forterben mag. Familiennamen fehlen vollständig, und die Vorfahren werden (abgesehen von den feudalen Geschlechtern seit dem Ende des Alten Reichs) in den Inschriften niemals, sogar der Vater nur verhältnismäßig selten mit Namen genannt. Zwar ist der Beruf im allgemeinen erblich, und die Stabilität der Zustände bietet wenig Gelegenheit zu Änderungen; doch wen die Gnade des Herrschers oder Glück und eigene Tüchtigkeit über den Stand erhebt, in dem er geboren ist, der kann zu den höchsten Stellungen aufsteigen. Die einzige Gliederung, welche der aegyptische Staat kennt, ist rein lokal, nicht eine Gliederung des Volkes in Verbände, sondern des Landes in Bezirke (Gaue): durch die Geburt gehört jeder Aegypter zu „seiner Stadt“ und seinem Heimatgau, und damit auch zu dem Machtbereich seines Heimatgottes.

Vor einer Übertragung der Vorstellungen von Geschlechtsverbänden u. ä. auf Aegypten (mit denen z. B. Reitzenstein, Zwei reli-

gionsgeschichtl. Fragen [§ 167 A.] fortwährend operiert), kann nicht dringend genug gewarnt werden; da wird die Erblichkeit des Berufs mit der Geschlechtsorganisation verwechselt. Von letzterer kann schon im ältesten Aegypten so wenig die Rede sein, wie etwa im späteren Judentum, trotz der in diesem festgehaltenen Erblichkeit des Priesterstandes. — Der Erbadel der aegyptischen Feudalzeit ist nichts Ursprüngliches, sondern zu Ende des A. R. aus dem Beamtentum der absoluten Monarchie erwachsen (vgl. § 243 und 243 A.).

177. In geschichtlicher Zeit sind die Gaue (aegyptisch ḥsp, griechisch νομός) rechtlich nicht politisch selbständige Organismen, sondern Verwaltungsbezirke. Aber tatsächlich bedeuten sie weit mehr: es sind lokale Einheiten, jeder von den Nachbargauen durch Religion und Sitte und geschichtliche Sonderentwicklung scharf und dauernd geschieden. Durch alle Wandlungen der aegyptischen Geschichte hindurch haben sie sich lebendig erhalten; und wenn die Staatsgewalt schwach wird, fällt das Reich immer wieder in die Gaue auseinander. Jeder Gau hat seinen Sondergott, der in dem Hauptort seinen Sitz hat — eben aus den Ansiedlungen um diese Heiligtümer sind die Städte erwachsen —, und sein Gauwappen, eine Standarte mit einem heiligen Baum oder Tier, einer Waffe, einem Scepter oder sonst einem Abzeichen. Er zerfällt wieder in Unterabteilungen, namentlich die durch den Fluß gebildete östliche und westliche Hälfte, die wieder ihre Standarten haben; um diese sammeln sich in den Bildern der alten Schminktafeln und Königsdenkmäler die Mannschaften zum Krieg und zur Jagd auf Löwen und Wild und ebenso zum Gottesfest (daneben erscheinen die Standarten einzelner Götter, namentlich des Kriegsgotts Upuaut, § 167). Die grundlegenden religiösen Anschauungen sind in ganz Aegypten dieselben; aber die Gottheiten [1]) und ihre Abzeichen, ihre Namen und Attribute, die heiligen Tiere, die Feste und Speisegebote sind

[1]) Auch wenn derselbe Gott in mehreren Gauen verehrt wird, wird er vom Volksglauben in jedem als ein besonderer Gott, als „Herr" des Gaus und seiner Stadt, empfunden, ebenso wie bei den katholischen Heiligen.

von Gau zu Gau verschieden: so viele Gaue, so viele Religionen gibt es, die oft in freundlichen Beziehungen (mit gemeinsamen Festen und gegenseitigen Besuchen der Götter), nicht selten aber auch in erbitterter Feindschaft unter einander stehen; noch unter der Römerherrschaft ist es zwischen Nachbargauen zu förmlichen Religionskriegen gekommen. Die Gaue waren mit der aegyptischen Volksreligion so untrennbar verbunden, daß sie mit ihr zusammen gefallen sind: mit dem Siege des Christentums verschwindet auch die Gaueinteilung. Zu dem Hauptgott treten meist mehrere Beisassen, vor allem Weib und Kind, und oft noch manche weitere Kultusstätten und Gottheiten in den kleineren Orten des Bezirks hinzu. So sind die Gaue die ursprünglichen staatlichen Bildungen, die der Entstehung größerer Staaten vorangegangen sind; sie entsprechen den Stadtstaaten im ältesten Babylonien und den Stammstaaten der Völker mit primitiver Organisation. Wir werden annehmen dürfen, daß in der Urzeit mehrere nahe verwandte (libysche?) Stämme ins Niltal eingedrungen sind und sich unter dem Schutz ihrer Stammgötter oder auch neu gewählter lokaler Mächte in den einzelnen Teilen des Landes festgesetzt haben. Aus ihnen werden, unter der Einwirkung mannigfacher geschichtlicher Momente, Kriege und Wanderungen, Eroberungen und Zerspaltung größerer Einheiten, die einzelnen Gaue hervorgegangen sein.

Für die Geographie Aegyptens war bahnbrechend BRUGSCH, Geographische Inschriften altaeg. Denkmäler, 3 Bde., 1857, neu bearbeitet in seinem Dictionnaire géographique de l'anc. Egypte, 1879 [ferner z. B. J. DE ROUGÉ, Rev. archéol. 2 sér. XI ff. und über die Gaumünzen der Kaiserzeit Rev. numism. XIV; DÜMICHEN, Geographische Inschriften, 2 Bde., und in seiner Gesch. Aegyptens, in der ONCKENschen Sammlung]. Übersicht bei BRUGSCH, Die Aegyptologie 440 ff. Viele wertvolle Notizen von STEINDORFF in BÄDEKERS Aegypten. Von Thutmosis III. abwärts besitzen wir in den Tempelinschriften Gaulisten in großer Zahl (vorher schon im Rêᶜ-Heiligtum des Neweserrêᶜ); dazu kommen die Angaben in anderen Inschriften und bei Strabo und Ptolemaeos. Im einzelnen hat die Einteilung mehrfach geschwankt. Die Gaue Oberaegyptens sind jetzt sämtlich festgelegt [einzelnes, wie die Lage des 12. Gaues (des Schlangenberges, Hierakonpolis) bei Dêr el Gebrawi,

ist erst nach BRUGSCH entdeckt]; von denen des Delta sind leider nicht wenige noch ganz problematisch. Eine genauere historische Karte Aegyptens fehlt vollständig (die bei BRUGSCH, Geschichte, genügt nicht mehr; einzelne Gaukarten bei DÜMICHEN, Geschichte, und MASPERO, Hist. anc.); die beste Grundlage geben BÄDEKERS Karten. — Rivalität der Gaue und Kulte: Herod. II 69. 71. Diod. I 89 = Plut. de Is. 71; Religionskämpfe der Römerzeit: Plut. de Is. 72 (vgl. Aelian, hist. an. XI 27). Juvenal, sat. 15 (vgl. § 181 A.). — Die Standarten der Schminktafel mit den zur Jagd ausziehenden Kriegern, der Stierpalette, der Palette und des Scepters Narmers u. a. sind zum Teil deutlich Gauzeichen, ebenso auf der Palette, wo eine Anzahl Städte zerstört werden (§ 201); die daneben vorkommenden Standarten des Ostens und Westens entsprechen der auch bei Thouthotep (Berše) vorkommenden Einteilung (§ 282). Mehrere Gaue der 4. Dynastie bei SETHE, Urk. d. A. R. S. 17 (LD. II 15a), ferner im Grabe des Amten und sonst (§ 243 A.).

178. Daß freilich die 22 oberaegyptischen und 20 unteraegyptischen Gaue, welche in den Listen gewöhnlich aufgezählt werden, sämtlich einmal selbständige Staaten gewesen seien, ist gewiß nicht anzunehmen; vielmehr sind manche deutlich rein administrative Schöpfungen, wie z. B. in Oberaegypten der Sykomorengau in einen vorderen und einen hinteren (13. Siut, 14. Kusae) zerlegt ist, ebenso der Palmengau (20. Herakleopolis, 21. Nilopolis), und ähnlich mehrfach im Delta. Ein lebendiger Einblick in die älteste Gestalt und die mannigfachen Kreuzungen, die hier vorliegen, wird sich gewinnen lassen, wenn einmal die Untersuchungen über die älteste Geschichte der aegyptischen Religion und die Heimat und Verbreitung der Hauptgötter ernstlich in Angriff genommen sind; Material liegt dafür in reicher Fülle vor, wenn auch die Dürftigkeit unserer Kunde über das Delta sich überall peinlich bemerkbar macht. Zur Zeit müssen wir uns auf wenige Andeutungen beschränken. Im westlichen Delta wird weithin (Gau 4 und 5) die große Kriegsgöttin Neit von Sais (§ 167) verehrt, die unter der 1. Dynastie bereits in ganz Aegypten Anerkennung gefunden hat. Nördlich davon, im Harpunengau des Burlussees mit seiner Fischerbevölkerung, mit der Hauptstadt Buto (Ṭep), haust die Giftschlange Uaẕit (Buto) (§ 198). Weiter östlich liegt Ṭeṭet (Mendes),

der Sitz eines Bocksgotts, und südlich davon Ṭeṭu (Busiris), die Heimat des großen Vegetationsgotts Osiris, der in den Tiefen der Erde haust und aus dieser die Kräuter und die Bäume hervorwachsen läßt, in denen seine Seele ans Tageslicht dringt. Sein Fetisch ist ein Baumstamm mit Querbalken, wie ein Mast, 𓊽, von der Theologie als sein Rückgrat erklärt, der alljährlich mit großen Festlichkeiten aufgerichtet wird und den ewigen Bestand der Welt verbürgt. Man erzählt von ihm, daß er ehemals als segenspendender Herrscher auf Erden lebte, aber von seinem bösen Bruder Sêth (Setech) getötet wurde und nun im Grabe haust, als ein toter Gott, „dessen Herz still steht“, der aber durch Zauber zu neuem Leben und Zeugungskraft erweckt wird. Von der Himmelsgöttin Isis hat er einen Knaben Horus gezeugt, den die Mutter vor den Nachstellungen des Oheims in die Sümpfe des westlichen Delta bei Buto flüchtete; herangewachsen, hat er die Rache für den Vater vollzogen und sich die Herrschaft gewonnen. Dieser Horus ist vieler Orts im Delta heimisch. Als Kind (Harpokrates „Horus das Kind“) wird er vor allem in Buto verehrt; südlich von der Gabelung des Nils, in Sechem (Letopolis), haust er dagegen in anderer, erwachsener Gestalt, als „Horus der ältere“ (Haruêris), Bruder des Osiris und Sêth; ein dritter Horus ist der in dem östlichen Grenzdistrikt von Phakusa (20. Gau, Arabia = Gosen?) heimische Falkengott Horus-Sopṭ.

Unser Wissen von der aegyptischen Religionsgeschichte ist durch Maspero (Etudes de mythol. et d'archéol. ég. II, 1893; danach in seiner Hist. anc.) ganz wesentlich gefördert durch die seitdem immer aufs neue bestätigte Erkenntnis, daß die meisten Hauptgötter des späteren Systems ursprünglich im Delta heimisch sind, vor allem Osiris und sein Kreis. — Über das Wesen des Osiris s. H. Schäfer, ÄZ. 41, 107 f. (ferner z. B. den von Erman, ÄZ. 38, 30 f. publizierten Text; den Mythus in seiner entwickelten Gestalt kennen wir bekanntlich vor allem durch Plutarch de Iside). Ein Sonnengott ist Osiris ursprünglich ebensowenig, wie z. B. ein Nilgott, sondern er ist ein seinem Vater Gêb verwandter Erdgott, wie der griechische Plutos. Mit dem „Westen“ hat er ursprünglich gar nichts zu tun, sondern ist erst durch die Gleichsetzung

mit dem Hundsgott Chonti amentiu von Abydos, die sich seit der 4. Dynastie vollzogen hat, zum „Herrscher des Westreichs" geworden; s. weiter meinen Aufsatz ÄZ. 41, 1904, 97 ff.

179. Auch viele andere Gottheiten, die in der aegyptischen Religion eine große Rolle spielen, sind im Delta heimisch, so der Ibisgott Thout (Ẕḥouti, später Ṭhouti, griech. Hermes; ein Hermopolis liegt im Nordwesten, ein anderes im Nordosten des Delta), dem wir in Oberaegypten wieder begegnen werden, und der Krokodilgott Sobek (Sûchos), der namentlich in den westlichen Schilfseen verehrt wird und daher der ältesten Theologie als Sohn der Neit gilt (Unas Zl. 627). Recht verbreitet sind Löwengötter — offenbar waren in der ältesten Zeit Löwen in den Dschungeln des Delta recht häufig —, so Šow (Sosis), der das Luftreich beherrscht, und seine Gemahlin Tefênet, die wohl in Leontopolis heimisch sind, ferner die blutdürstige Sechmet, die im Gebiet von Memphis und sonst verehrt wird. Eine wohlwollende Göttin dagegen ist die Katzengöttin Bastet in Bubastis (südöstlich von Busiris), die mit rauschenden Freudenfesten gefeiert wird. Auch Kühe und Stiere werden im Delta verehrt und erscheinen vielfach als Abzeichen der Gaue. Die größte Bedeutung von allen hat der Lokalgott der Stadt Onu (Heliopolis), am Eingang des Delta am Rande der östlichen Wüste, gewonnen, Atumu, über dessen ursprüngliches Wesen wir gar nichts wissen, da er sehr früh von der Priesterschaft völlig mit dem Sonnengott Rêᶜ, dem Weltenherrscher, verschmolzen ist.

180. Oberhalb des Delta, im Gebiet des späteren Memphis, sitzen dicht bei einander mehrere lokale Götter, Ptaḥ, Sokar, „der von Tonent", dazu der Apisstier, die zu Bedeutung erst gelangt sind, als hier die Hauptstadt des Reichs erstand. Weiter stromaufwärts liegt am Ostufer das Heiligtum einer Kuh (Aphroditopolis, Gau 21), die mit der Himmelsgöttin Ḥatḥôr identifiziert wird, und im Westen, im Palmengau (20. 21) von Herakleopolis (Ḥenensu, j. Aḥnâs), das des Widdergotts Ḥeršef. In der schon früh von den Aegyptern

besiedelten Oase des Faijûm mit der Hauptstadt Šeṭet (Krokodilopolis) wird der Krokodilgott Sobek (§ 179) verehrt, der auch in Ombos, unterhalb des ersten Katarakts, ein großes Heiligtum hat. Oberhalb des Faijûm liegt an der nahe an den Fluß herantretenden Bergkette des Ostens und in der Flußniederung selbst ein großes Gebiet, über das der Hundsgott Anubis herrscht, die Gaue von Sepa (18. Hipponon), Kynopolis (17) und vom „Schlangenberge“ (12. Hierakonpolis) umfassend. Zwischen die beiden letzteren schiebt sich vom linken Ufer herüber der Ziegengau (16, Hauptstadt Ḥebenu) und der des Ibisgotts Thout (15, Chmunu, j. Ešmunein, Hermopolis) ein, den wir schon im Delta kennen gelernt haben. Im Schlangenberggau wird auch eine Löwengöttin Metit verehrt. Ihm gegenüber liegen die beiden Sykomorengaue mit der großen Stadt Siout (13, j. Siut, Lykopolis). Hier ist der Wolfsgott heimisch, den wir schon als den „pfadöffnenden“ Kriegsgott Upuaut kennen gelernt haben (§ 167). Er wird auch weiter oberhalb in Abydos im Gau von Thinis oder This (8) verehrt, dessen eigentlicher Schutzgott Enḥur (Onuris) ist, der im System mit dem Luftgott Šow (§ 179) identifiziert wird. Das Gebiet der nahe verwandten Hunde- und Wolfsgötter bildet deutlich eine ursprüngliche Einheit. Beide Götter schirmen nicht nur die Lebenden, die mit ihnen in engster Verbindung stehen (vgl. die Umgürtung der Krieger mit Wolfsbälgen § 167), sondern ebenso die Toten: Upuaut öffnet auch die Pfade der Geisterwelt, und Anubis gewährt eine gute Bestattung und ein glückliches Dasein im Totenreich des Westens. Deutlich erkennbar ist die uralte Vorstellung, daß der Geist des Menschen nach dem Tode zu den Göttern eingeht, in deren Schutz er auf Erden gelebt hat, und selbst die Gestalt der Tiere annimmt, in denen sie sich den Menschen offenbaren und in ihrer Mitte leben. — Eine gleichartige Einheit bildet das Gebiet des 9. Gaus von Chemmis (Panopolis, j. Achmim) gegenüber dem thinitischen, und des daran anschließenden 5. von Koptos, in denen ein mächtiger Gott der Zeugung und Fruchtbarkeit, Minu verehrt wird.

Sein Fetisch (und daher auch das Gauwappen von Chemmis) ist ein eingekerbtes Holzstück ; er haust in einem Steinkegel unter zwei Zypressen, und erscheint in uralten großen Steinbildern aus Koptos (Capart, Débuts de l'art p. 216 ff.) als ein Brettidol mit aufgesetztem bärtigen Kopf und aufgerichtetem mächtigen Phallus im Akt der Befruchtung; in späteren Darstellungen schwingt er außerdem in der Rechten eine Geißel und hat zwei mächtige Federn auf dem Haupt. Ursprünglich ist er offenbar ein an den Pflanzungen aufgerichteter Pfahl gewesen wie der Priapos und die Hermen. Eng verwandt ist der gleichfalls ithyphall gebildete, auch in Widdergestalt verehrte Amon von Theben (4. Gau). — Am linken Nilufer liegt zwischen Koptos und Abydos das Gebiet der großen, als Himmelsgöttin gedeuteten Kuhgöttin Ḥatḥôr von Tentyra (Dendera, Gau 6. 7, vgl. § 181); oberhalb von Theben, in Nechab (Eileithyia, j. Elkab, Gau 3), die Stätte einer nach der Stadt benannten Geiergöttin (§ 198). In dem ursprünglich nubischen, aber früh kolonisierten Grenzgebiet (Gau 1, § 165) wird außer dem schon erwähnten Krokodil Sobek von Ombos in Elephantine der Widdergott Chnumu (Chnubis), auf den Katarakteninseln die Göttinnen Satet und ʿAnuqet verehrt.

181. Zwischen diese Götter sind in Oberaegypten zwei andere von universaler Bedeutung eingesprengt, die schon erwähnten Götter Sêth und Horus (§ 178). Sie haben hier, in Oberaegypten, mit Osiris und Isis ursprünglich nichts zu tun, sondern sind ein feindliches Brüderpaar, Sêth der Gott der Finsternis und des Verderbens, Horus der Gott des Lichtes, der in den Lichtgestirnen sich offenbart und als Falke, , über den Himmel fliegt — dann sind Sonne und Mond seine beiden Augen. Mit Sêth führt er einen ewigen, stets siegreichen, aber doch niemals zur Vernichtung des Gegners führenden Krieg. Wenn der Mond sich verfinstert, am „Tage des Grausens“, reißt Sêth dem Horus das Auge und dieser jenem die Hoden aus (vgl. Plut. de Is. 55); dann aber besiegt Horus den Sêth in blutigen Schlachten, und der Ibis-

gott Thout von Hermopolis, der hier als Mondgott erscheint, heilt die Schäden und versöhnt die Gegner, so daß jeder wieder in seinem Reich herrscht, sei es, daß sie sich die Herrschaft über Aegypten geteilt haben, sei es, daß Horus Aegypten und Sêth die Wüste (das rote Land) zu teil wird. Aber mit diesen, in der heiligen Geschichte mannigfach variierten Mythen sind überall aufs engste Züge verbunden, die den lokalen Kulten entstammen (wie denn auch die Mythen des Delta hineinspielen, speziell der Horus von Buto, der von Anfang an ein Falke gewesen zu sein scheint) und in denen die universellen mythischen Momente ganz hinter den an bestimmter Stätte herrschenden göttlichen Mächten zurücktreten. Vor allem ist Sêth offenbar ein uralter Hauptgott des oberen Niltals gewesen. Sein Hauptsitz ist Ombos, gegenüber von Koptos, in der Mitte zwischen den alten Nekropolen von Negâde und Ballâs, also recht eigentlich im Zentrum der ältesten Kultur Aegyptens; und hier führt er den Titel „Herr des Südlandes". Verehrt wird er in Gestalt eines phantastischen Tieres (in späterer Gestalt , ursprünglich schreitend dargestellt), in dem Wiedemann vielleicht mit Recht eine Nachwirkung des jetzt im oberen Kongogebiet entdeckten Okapi zu erkennen glaubt, das in früher Urzeit noch in Aegypten vorgekommen sein mag. Außerdem finden wir ihn im Gau von Šesḥotep (Gau 11), südlich von Siut, und weit im Norden im Sceptergau (19) von Oxyrynchos, wo als heiliges Tier ein „spitzschnauziger" Fisch verehrt wird. Die Hauptstadt des Horus ist Edfu (Apollinopolis magna) im 2. Gau, wo der Falke völlig zum Sonnengott geworden und die Sonnenscheibe, mit zwei gewaltigen Flügeln und herabhängenden Uraeusschlangen (den Abzeichen der Königsmacht, § 167) sein Symbol ist. Tagtäglich wird er am Horizont neu geboren und zeugt dann sich selbst im Leibe seiner Schwester und Gemahlin, der zur Himmelsgöttin gewordenen Kuh von Dendera, die daher den Namen Ḥatḥôr, „Haus des Horus", trägt. Aber auch sonst ist er weit verbreitet; abgesehen von der späteren Königs-

stadt Nechen (Hierakonpolis, s. § 198), gegenüber von Elkab, finden wir ihn im Gau von Koptos (5), dessen Wappen zwei Falken sind, im Gau des Schlangenbergs (12) und im Ziegengau (16). Hier haben zweifellos politische Vorgänge eingewirkt: Horus verdankt seine Verbreitung in Oberaegypten dem Reich der Horusverehrer (§ 199), und es ist nicht unmöglich, daß damals erst der Kult des unteraegyptischen Gottes (von Buto?) als des Königsgotts eingeführt und mit dem lokalen Stammgott von Edfu identifiziert worden ist. Aehnliche Einwirkungen aus noch älterer Zeit, die wir aber gegenwärtig noch nicht bestimmt greifen können, werden auch der Verbreitung des Sêthkults in Oberaegypten zu Grunde liegen. Durch die Gründung der beiden Reiche der Horusverehrer ist dann das Wesen der beiden Götter ganz wesentlich beeinflußt und die spätere Gestalt der Mythen geschaffen worden; vielleicht ist damals umgekehrt auch der Kult des Sêth ins Delta eingedrungen, wo er vorher wohl nur im Mythus von Osiris eine Rolle spielte, aber keinen eigenen Kult hatte. Über diese Fragen kann erst von einem weiteren Vordringen der Forschung Aufklärung geschaffen werden.

Eine kritische Analyse der Mythen und Kulte des Horus und Sêth ist ein dringendes Bedürfnis der aegyptischen Religionsgeschichte; meine Erstlingsarbeit Set-Typhon, 1875, ist jetzt natürlich vielfach überholt und veraltet (vgl. noch § 199). — Daß das Tier des Horus nicht der Sperber, sondern der Falke ist, zeigt Loret, Horus-le-faucon Bull. de l'inst. français d'archéol. au Caire III, 1903. — In Tanis und Auaris ist der Sêthkult erst von den Hyksos begründet. — Das Ombos des Gottes Sêth [das früher irrtümlich mit dem Ombos des Sobek identifiziert wurde] ist 1896 von Petrie, Naqada and Ballas, gefunden worden; erst dadurch ist ein richtiges Verständnis von Juvenals 15. Satire möglich geworden.

Die aegyptische Religion

182. Die Grundlage der aegyptischen Volksreligion bilden die lokalen Gottheiten, von denen wir die wichtigsten kennen

gelernt haben. Für sie alle ist das wesentliche, daß sie in einem bestimmten, räumlich begrenzten Machtbereich die oberste Gewalt haben, „Herren“ der Kultusstätte, der Stadt und des Gaus sind, und daher zwar nicht ein Stammverband, wie bei primitiveren Völkern, wohl aber alle Bewohner ihres Gebiets zu ihrem Dienst geboren sind und unter ihrem Schutz aufwachsen und bestehen. Neben den Hauptgöttern stehen überall zahlreiche andere göttliche Mächte größerer oder geringerer Bedeutung, teils als Genossen ihres Kults, namentlich als Gemahlin und Sohn oder Tochter, teils als selbständige lokale Gewalten. So finden wir, um nur wenige zu größerem Ansehen gelangte Beispiele anzuführen, in Abydos eine Froschgöttin Ḥeqt, in Hipponon einen Reiher (benu, Phoenix), in Theben neben Amon eine Geiergöttin, die „große Mutter“ (Mut uert), ferner die Götter Chonsu (Mond) und Montu (§ 275), sowie eine Nilpferdgöttin Têpe, anderswo eine Skorpionengöttin Salqet, und so durchweg. In ihrer Existenz und Wirksamkeit an heiliger Stätte und den Formen ihres Kultus liegt ihr eigentliches Wesen beschlossen. Die Hauptsache ist immer, daß sie ihren Verehrern alles spenden (oder auch versagen) können, was sie im Leben bedürfen, die Gesamtheit wie der Einzelne und vor allem der Herrscher, „Leben, Gesundheit, Dauer, Kraft, Sieg und Gedeihen“. Sie sind im Grunde alle wesensgleich, nur unterschieden durch ihre Kultstätte, durch die Objekte, in denen sie sich manifestieren, durch das Zeremoniell, mit dem man ihnen naht, die Feste, die man ihnen feiert, und durch ihre Eigennamen. Vielfach sind diese erst aus ihren Attributen sekundär erwachsen; und auch in Aegypten gibt es Götter, die überhaupt einen wirklichen Eigennamen nicht entwickelt haben (vgl. § 51), wie „der von Tonent“ (bei Memphis), „der Bock von Ṭeṭet (Mendes)“, „die (Geiergöttin) von Nechab (Elkab)“, „der unter seinem Ölbaum“, oder die Totengötter „der erste unter den Westlichen“ Chonti Amentiu (ein dem Anubis eng verwandter Hundsgott) und „der große Gott (im Westreich)“, beide später mit Osiris identifiziert; auch Upuaut „der Pfadöffner“ ist kein echter Eigenname (einer dieser

Wolfsgötter hat allerdings den früh verschollenen Eigennamen Śeṭ geführt).

Die Zeiten, wo man in der aegyptischen Religion ein theologisch-philosophisches System sah, in den Formeln der späteren Theologie ihren Ursprung suchte und dabei ungeordnete Gedanken derselben nach Art der griechischen Theosophen (z. B. Plutarch de Iside) und der Neuplatoniker noch weiter ausspann, oder wo man gar mit Max Müller von einem „primitiven Henotheismus" fabelte (so Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der aeg. Religion, deutsche Übers. 1881. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Aegypter, 1884, und viele andere), sind glücklich vorüber (vgl. dem gegenüber die sehr wertvolle Skizze von Pietschmann, Der aegyptische Fetischismus und Götterglaube, Z. f. Ethnologie 1878, 153 ff.); ebenso die Sucht, aegyptische Götter und Anschauungen aus der Fremde abzuleiten und speziell mit semitischen Kulten zusammenzuwerfen [die allerdings in Hommels Ableitung der aegyptischen Religion aus Babylonien und in Phantastereien der „babylonischen (oder orientalischen) Weltanschauung" eine Repristination erlebt]. — Meine Anschauungen habe ich in der Geschichte Aegyptens eingehend dargelegt. Die allgemeinen Ausführungen im ersten Halbband § 45 ff. setze ich hier durchweg voraus. — Viele wertvolle Aufschlüsse verdanken wir Maspero, Etudes de mythol. et d'archéol. ég., 2 Bde., 1893 (§ 178 A.). Eine klare Darstellung des faktischen Bestands der Religion in den einzelnen Epochen und ihrer Rolle im Volksleben gibt Erman, Aegypten II und Die aegypt. Religion, 1905.

183. Die Götter sind Geister, bestimmte zu fester und dauerhafter Gestalt erwachsene Wesen aus der unendlichen Masse der Gestalten der Geisterwelt, die auch in Aegypten eine große Rolle spielen (§ 190) und zu allen Zeiten ein sehr wirksames, auf die Gestaltung der Religion tief eingreifendes Zauberwesen entwickelt haben. Diese göttlichen Geister manifestieren sich sichtbar in zahlreichen Erscheinungsformen, in erster Linie aber in den Tieren, und zwar ebensowohl in den Haustieren, die mit dem Menschen zusammen leben und ihm fortdauernd Segen spenden, vor allem den Rindern und Kühen, aber auch in Ziegenböcken und Widdern (bei diesen Tieren scheinen nur die Männchen Sitze von Göttern zu sein) und gelegentlich in Gänsen, wie in den furchtbaren Raubtieren, Löwe, Krokodil, Nilpferd, Gift-

schlange, Skorpion, die man durch Opfer gnädig zu stimmen und so ihre gewaltige Kraft sich dienstbar zu machen sucht; ferner in Wölfen und Hunden, von denen jene als Feinde, diese als Schirmer mit der Viehzucht in nächster Beziehung stehen, in Katzen und in vielen anderen Tieren, die an sich indifferent sind, aber aus irgend einem Grunde als Sitz einer geheimnisvollen magischen Kraft erscheinen, wie zahlreiche Affen, Fische und Vögel, der Ibis, der Reiher, der Falke, der Geier, ebenso der Frosch. Auch Baumkult ist nicht selten; so ist die Sykomore der Sitz der Neit und der Ḥatḥôr, die Zypresse der des Minu (§ 180); auch einen Gott im Ölbaum haben wir kennen gelernt (§ 182). Welche dieser Wesen in einem bestimmten Gebiet als Sitz einer Gottheit verehrt werden, hängt von den Zufällen ab, welche überall die Einzelgestaltung der Religion bestimmt haben. Gemeinsam ist ihnen allen, daß die ganze Gattung heilig und vom göttlichen Geiste erfüllt ist, daß aber ein bestimmtes Exemplar aus ihr herausgegriffen und an heiliger Stätte als die eigentliche Inkarnation der Gottheit gehegt und gepflegt wird. Wie nach dem Tode des Königs ein anderer an seiner Stelle als der neue Träger der im Königtum lebendigen Gottesmacht geweiht wird, so fährt der Gottesgeist nach dem Tode des heiligen Tiers in ein anderes, an bestimmten Zeichen erkennbares, das nun in das Heiligtum eingeführt wird. Wie weit daneben aus der Heiligkeit der ganzen Gattung die letzten Konsequenzen gezogen werden, das richtet sich nach den unabweisbaren Bedürfnissen des Lebens, mit denen die Religion hier wie überall ein Kompromiß schließen muß. In vielen Fällen gilt es als todeswürdiger Frevel, ein Exemplar der Gattung zu töten — das ist überall da leicht durchführbar, wo ihr Fleisch nicht gegessen werden kann, wie bei Katzen und Hunden. Dagegen hat man Schafe, Ziegen und Rinder immer geschlachtet, aber nicht die milchspendenden Kühe, ein Ausweg, der z. B. auch in Indien ergriffen ist. Die Gaue, welche das Krokodil verehren, haben wenigstens in späterer Zeit kein Krokodil getötet; in den übrigen wird es

eifrig verfolgt, und z. B. aus der Jagd auf Löwen hat man sich nie ein Gewissen gemacht.

Über die Theorien, welche den Tierdienst aus dem Glauben erklären, daß die Seelen der Ahnen in den Tieren fortlebten (Totemismus) s. § 54 f. 62. Ich bemerke noch, daß gerade Tiere, die nicht gegessen werden dürfen, auch nicht heilig sind, wie z. B. das Schwein in Aegypten und bei den Semiten; sie sind unrein und verabscheut nicht weil sie göttlich sind, wie die totemistische Theorie postuliert, sondern weil sie ganz und gar ungöttlich sind. — Daß die lebenden Menschen sich durch Verkleidung und Zauber die Gestalt des Tieres der Gottheit zu geben suchen, lebt in Aegypten noch im Löwenschwanz des Königs und dem Wolfsbalg der ältesten Krieger (§ 167) nach und wird hier wie anderswo (vgl. z. B. die ἄρκτοι u. s. w.) ursprünglich noch viel verbreiteter gewesen sein; und so haben die Totengeister neben anderen Erscheinungsformen wohl auch die des heiligen Tiers angenommen. Das ist aber nicht die Wurzel des Tierkultus, wie der Totemismus annimmt, sondern umgekehrt eine Konsequenz aus dem schon bestehenden Tierkult. — Zeugung der Menschen durch die Götter kommt meines Wissens in der aegyptischen Mythologie nicht vor. — Der aegyptische Tierdienst hat dadurch so viel Verwunderung erregt, daß er sich hier bis in ein sehr weit vorgeschrittenes Stadium der Religion unverändert erhalten hat und daher als Mysterium gedeutet wird; bekanntlich ist er, wie alle Kultbräuche, in der letzten Epoche der aegyptischen Geschichte, von der Restauration der 26. Dynastie an, noch wesentlich gesteigert und viel peinlicher durchgeführt worden, als vorher.

184. Aber die Gottheit ist durchaus nicht allein an dies eine Naturwesen gefesselt (§ 56). Sie ist eben ein Geist (ka) wie das Gespenst, welches im Tode aus dem Menschen fährt (§ 170), und hat wie dieser auch eine Seele in Vogelgestalt (bai), d. i. ein lebendiges Element, welches zeitweilig im Körper seinen Sitz genommen hat, nur daß die Gottheit anders als der Mensch diesen Körper jederzeit aus eigenem Willen verlassen und in einen anderen Leib fahren kann (§ 54), da sie eben (abgesehen von Göttern wie Osiris) nicht dem Tode unterworfen ist. Sie ist immer da gegenwärtig, wo man ihre Nähe und Wirkung empfindet, und haust daher gleichzeitig in den verschiedensten Objekten, neben den Tieren z. B. in

Steinen und Holzpfählen, wie Minu in Koptos und Osiris in Busiris (§ 178); nach der religiösen Sprache Aegyptens hat daher jeder Gott eine unendlich große Zahl von „Geistern (ka)“ und „Seelen (bai)“, die sich frei bewegen, auch wenn er selbst in dem Hauptfetisch sitzt. So ist es auch möglich, ihn durch Zauber in ein Sinnenobjekt hineinzubannen und dadurch einen Zwang auf ihn auszuüben. Daher befindet sich in jedem aegyptischen Heiligtum außer dem heiligen Tier ein geheimnisvolles, in einem Kasten bewahrtes Objekt (wohl meist eine Figur von Stein oder Ton), welches als der eigentliche Sitz der Gottheit gilt, in den sie bei der Tempelweihe vor Urzeiten gebannt ist, und daneben zahlreiche Nachbildungen seiner Tiergestalt und der Gestalt, in der sein Geist gedacht wird, eines Menschenleibes mit Tierkopf. Wie die Herrscher werden diese Götterbilder bekleidet, gesalbt und mit zahlreichen Amuletten behängt; bei großen Festen „erscheinen“ sie (vor allem der verhüllte Götterkasten) vor allem Volk, in ihrer Barke, auf der sie daherfahren, auf den Schultern ihrer Diener, der Priester, getragen. Das alles hat sich natürlich mit der fortschreitenden Entwicklung immer detaillierter ausgebildet; sehr alt sind dagegen die schon mehrfach neben den Gaustandarten erwähnten Götterstandarten mit dem Bilde des göttlichen Tiers oder sonst eines göttlichen Abzeichens, die bei Prozessionen und im Kriege dem Volke vorangetragen werden.

Welch hohe Bedeutung der Aegypter der Tatsache beilegte, daß die Götter zahlreiche Ka's und Bai's besitzen, zeigen außer den Pyramidentexten die vielen damit gebildeten Namen von Königen und Privatpersonen. — Die Bedeutung der Standarten kennen auch die griechischen Berichte (Diod. I 89. Plut. de Is. 72, vgl. Herod. II 65; ferner Polyaen VII 4), die zum Teil darin den Ursprung des Tierdienstes suchen.

185. Wenn die Wirksamkeit der Götter sich in allen äußeren, vom eigenen Willen des Menschen unabhängigen Einwirkungen auf das Leben offenbart und sie hier nach Laune und Neigung handeln wie der Häuptling oder König, so sind sie doch zugleich an den Kreislauf der Naturerscheinungen und deren

regelmäßigen Gang gebunden. Das Doppelwesen jedes Gottes (§ 69. 75) zugleich als einer freien Willensmacht von ewiger Dauer und als einer an stetig wiederkehrende Vorgänge gebundenen Naturgewalt, die nicht nur handelt, sondern auch leidet, ist auch den aegyptischen Göttern eigen. Ihr Leben spielt sich ab in dem Kreislauf der Naturerscheinungen, der Befruchtung des Landes durch den Strom, dem Aufblühen, Reifen und Absterben der Pflanzen und Saaten, dem Geschlechtsleben und der Fruchtbarkeit der Tiere und Menschen, oder auch, wie bei Horus und Sêth, in dem Wechsel von Licht und Finsternis, den Schicksalen der lichten Gestirne, und überhaupt in dem Kampf der heilbringenden, schaffenden und der unheilvollen, zerstörenden Gewalten. So verläuft ihr Leben in ununterbrochenen Kämpfen und Wandlungen, die Jahr für Jahr gleichmäßig wiederkehren. An diesen Schicksalen der Götter, auf denen ihre Existenz und ihr Gedeihen beruht, nehmen die Menschen den lebhaftesten Anteil, sie suchen ihnen zu helfen, soweit es in ihrer Macht steht. Darauf beruht der Festcyklus jeder Gaureligion mit seinen durch das Herkommen festgesetzten Zeremonien. Weit verbreitet ist der Glaube, daß die Gottheit an einem bestimmten Tage des Jahres (oder auch von Perioden von zwei oder mehr Jahren) geboren wird — in den Denkmälern der ersten Dynastien spielen diese Geburtsfeste des Anubis, des Upuaut, des Minu u. a. eine große Rolle —, daß sie an anderen ihre Feinde besiegt und abschlachtet und das Königtum gewinnt, daß sie in voller Herrlichkeit in der Götterbarke vor allem Volke „strahlend erscheint (chaʿ)“ (so unter den ersten Dynastien vor allem Sokar, aber auch alle anderen Götter); bei dem in den Tiefen der Erde hausenden gestorbenen und nur mit der magischen Kraft des Totengeistes fortlebenden Osiris von Busiris steht dagegen sein Tod, der ihm erst seine Wirksamkeit verschafft hat, im Vordergrund. Da ziehen dann bei den Götterfesten die Gaugenossen unter Führung des Häuptlings oder Königs und der aller Riten kundigen „Gottesdiener“ (§ 189) in feierlicher Prozession hinaus,

um das Erscheinen des Gottes zu begrüßen und ihm zu huldigen, sie streiten bei den Götterkämpfen für ihn mit Waffen und Knütteln, sie beklagen seine Niederlage und seinen Tod, sie füllen das „Horusauge" (§ 181) durch Opfer, sie begrüßen Wiedererscheinen oder Geburt des Gottes, sie inthronisieren seinen Fetisch oder richten den Pfahl des Osiris (§ 178) auf, sie führen ihn, wenn er sich vermählt, der Nachbargöttin zu oder bringen ihm ein Weib in den Tempel.

Für die Götterfeste sind neben den zahllosen Anspielungen der Tempelinschriften und den Daten der Kalender die sehr anschaulichen Schilderungen Herodots II 89 ff. und sonst unsere wichtigste Quelle. Über die Trauerfeier um Osiris s. H. Schäfer, Die Mysterien des Osiris in Abydos (Unters. zur Gesch. Aeg. IV, 1904).

186. Trotz dieser Wandlungen und regelmäßig wechselnden Schicksale sind die Götter zugleich dauernde, ewige Mächte, die immer lebendig und wirksam sind, auch wenn sie immer von neuem erliegen und sterben oder geboren werden. Man kann ihren Schutz keinen Augenblick entbehren, und immer weilen sie in voller Kraft unter ihren Verehrern und können jederzeit um Hilfe und Gnade angerufen werden. Der logische Widerspruch zwischen beiden Anschauungen stört den religiösen Glauben gar nicht; denn dieser hält sich immer an die Bedürfnisse des Moments, aus denen er erwachsen ist. Wohl aber führt diese Zwiespältigkeit dazu, daß die Vorgänge, an die die Feste anknüpfen, obwohl sie dem Naturleben der Gegenwart entstammen, als Ereignisse einer fernen Urzeit gedacht werden, in denen die Gottheit zum ersten Male in die Erscheinung getreten ist und ihre dauernden Eigenschaften gewonnen oder offenbart hat, daß sie sich umsetzen in Erinnerungsfeiern an die großen Taten und Leiden, die sie zum Segen der Menschen vollbracht haben und auf denen die bestehende Weltordnung beruht. Zugleich bedürfen die Riten der Feste mit all ihren Geräten, Gottesattributen und Symbolen einer Erläuterung; denn was einmal aus der Anschauung des Moments heraus, oft durch seltsame Zufälle, geübt worden ist, wird von dem Ritual unweigerlich festge-

halten, auch wenn es völlig unverständlich geworden ist: gerade dadurch erhält es erst recht den Charakter des Geheimnisvollen und darum Wirksamen. So entstehen die Erzählungen der Mythologie, welche diese Bräuche und zugleich Gestalt und Art des Gottes durch eine in der Urzeit spielende Geschichte erklären und als göttliches Geheimnis den durch rituelle Weihen (namentlich durch Beobachtung der Forderungen kultischer Reinheit in der äußeren Erscheinung, in Speisegeboten, und im Geschlechtsleben, wozu auch die Weihe durch die Beschneidung (§ 167) gehört) dazu vorbereiteten Verehrern übermittelt. Diese Erzählungen, dies Wissen um die Götter, ihre Eigenart, ihre Schicksale, ihre geheimnisvollen Namen verleiht zugleich magische Kraft; man kann sie dadurch unter die eigene Gewalt zwingen und den Zwecken des Zaubers dienstbar machen. In diesen Mythen bildet sich zugleich die Sonderart der einzelnen Götter weiter aus, die schon durch ihre Gestalt, ihr heiliges Tier, ihre Feste begründet ist. Wenngleich jeder Gott für den Kreis seiner Verehrer immer ganz universell wirkt, so gibt es daneben doch bestimmte Gebiete, in denen seine Wirksamkeit besonders lebendig empfunden wird und die ihm spezifisch zugehören, durch die sich die Sonderreligion des einzelnen Gaus weiter von der jedes anderen unterscheidet. So ist Minu (oder Amon) speziell der Gott der Zeugung und Fruchtbarkeit, die Kuh Ḥatḥôr und die Katze Bastet Göttinnen des Liebeslebens, Upuaut und Neit Kriegsgottheiten; der Hund Anubis ist ein Gott, der für Grab und Bestattung sorgt, Thout manifestiert sich im Monde, Horus in der Sonne, Ḥatḥôr im Himmelsgewölbe u. a. Daneben stehen Gottheiten, die nur in bestimmten Situationen in Wirksamkeit treten, wie die Erntegöttin Renenutet oder die Göttinnen, die bei der Geburt helfen, oder der Hund Chonti Amentiu (§ 182), der über die Toten herrscht. So bilden sich die Anfänge eines Göttersystems; neben den lokalen Gauherrschern stehen andere Mächte, die bei bestimmten Anlässen überall in Wirksamkeit treten können, teils jenen untergeordnet — dann entsteht ein geschlossener

Kreis, meist von neun, in Hermopolis von acht Göttern, an dessen Spitze der Gaugott steht —, teils selbständig eingreifend. Dadurch wird es zugleich möglich, daß lokale Gottheiten weit über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus zu Ansehen gelangen und, zum Teil unter Einwirkung politischer Vorgänge, in Gauen Eingang finden und Filialen ihres Kultus gründen, denen sie ursprünglich völlig fremd gewesen sind.

187. Diese Entwicklung wird dadurch weiter gefördert, daß auch die Aegypter neben den lokalen Gewalten die großen Mächte kennen, deren Wirksamkeit in aller Natur gleichmäßig hervortritt und die ganze Welt umfaßt (vgl. § 51). An ihrer Spitze steht der Sonnengott Rêʿ, daneben der Mondgott Ioʿḥ (in Theben Chonsu, der „Wanderer") und die Sterne, unter denen manche, wie der Sirius (Sopṭet), der Orion (Saʾḥu), der Morgenstern, bedeutsam hervortreten. Eine andere Gruppe bilden Himmel und Erde, von denen die letztere immer männlich, der Himmel weiblich (Nut), dagegen das Urgewässer Nunu, aus dem sich Nut, die Göttin des Himmelsgewölbes, erst differenziert hat, männlich ist. Nut wird von ihrem Bruder, dem Erdgott Gêb, dem „Fürsten (rpaʿti) der Götter", befruchtet; aber Gêb liegt jetzt als gefesselter Riese zu ihren Füßen, die ursprüngliche Vereinigung ist durch das Dazwischentreten ihres Vaters, des Luftgotts Šow (§ 179), zerrissen, der das Himmelsgewölbe aufgerichtet hat und mit seinen Armen stützt. In der Sage von dem Vegetationsgott Osiris und seiner Gemahlin, der Himmelsgöttin Isis (§ 178), die als Kinder des Gêb und der Nut gelten, tritt dieselbe Auffassung hervor; und sie zeugen dann den Sonnengott Horus — oft „Horus vom Horizonte", Ḥor achti, genannt. Andere Mythen bringen den Himmel mit dem Sonnengott in Verbindung. Die Sonne wird zuerst vom Himmel geboren: „aus der Nut", heißt es in den Pyramidentexten, „schreitet Rêʿ hervor, sie gebiert den Rêʿ jeden Tag". Aber dann erhebt der Sonnengott sich mächtig und befruchtet die Himmelsgöttin und erzeugt so sich selbst im Leibe der eigenen Mutter. Häufig wird er auch als ein Mistkäfer

(Skarabaeus, Cheperer) gefaßt: wie dieser nach aegyptischer Auffassung in der Mistkugel, die er vor sich her wälzt, ohne geschlechtliche Beimischung seine Nachkommen zeugt, so wälzt der Gott sein Ei, die Sonne, vor sich her in den Schoß der Himmelsgöttin. Auch in den Namen der Himmelsgöttinnen, Ḥatḥôr „das Haus des Horus“, Isis „der Sitz“ (des Sonnengotts), vielleicht auch in Sêths Gemahlin Nebtḥet (Nephthys), „Herrin der Stadt“, tritt diese Auffassung zu Tage. Von Rêʿ erzählt man, wie er, der Sohn des Himmelsoceans Nunu, zuerst erschienen ist auf einem aus dem Urwasser aufsteigenden Schlammhügel in Herakleopolis oder Hermopolis, wie er gewaltige Kämpfe führte mit seinen Feinden, vor allem der Riesenschlange ʿApôpi, und die rebellischen Menschen bei Herakleopolis durch die Löwengöttin Sechmet vernichtete und dann neu bildete, wie er lange Jahre auf Erden regierte, bis er, alt geworden, durch seinen Sohn Šow die große Himmelskuh aufrichten ließ, auf deren Rücken er sich jetzt zurückgezogen hat und an der er tagtäglich in seiner Barke oder seinem Schlitten daherfährt. Ganz anders hat die uns noch wenig greifbare Kosmologie von Hermopolis gelautet; danach ist die Welt die Schöpfung von acht Urwesen in Gestalt von Pavianen, die von der Theologie paarweise, männlich und weiblich, als abstrakte kosmogonische Potenzen (Urgewässer, Ewigkeit, Finsternis, Macht u. ä.) gedeutet werden. Nach ihnen heißt die Stadt Chmunu (j. Ešmunein), d. i. „die Stadt der acht“. An ihrer Spitze steht der Gaugott, der Ibis Thout, der als Mondgott und als Urheber wie der Zeitmessung so alles Maßes und aller Ordnung gilt, daher auch als Erfinder von Sprache und Schrift, Zeichnen und Malen, als der Schöpfer und Verwalter des Rechts (daher ist er im Göttersystem der Vezir des Rêʿ und Gemahl der Maʿat, der Göttin des Rechts). — Ein anderer Naturgott ist Haʿpi, der Nil, ein kräftiger bärtiger Mann mit stark entwickelten Brüsten; nach anderen Auffassungen führen die Götter, speziell Rêʿ und Isis, die Wasser des Nils aus seinem verborgenen Quell in den Strudeln des ersten Kata-

rakts herbei und lassen ihn anschwellen zu seiner Zeit. Die Götter haben die ganze Welt wenn nicht geschaffen — denn der Stoff war immer da und ist nicht göttlich —, so doch gestaltet, den Kreislauf der Jahreszeiten und der Gestirne, der Vegetation und des Geschlechtslebens geordnet, Aegypten als Zentrum der Erde gebildet, in dem sie selbst ihre großen Taten vollbracht haben, und ringsum die Wüste mit den Barbarenvölkern und das die Erde umgebende Meer. An die großen Weltregenten, die ältesten Götter des genealogischen Systems, schließen sich dann die Scharen der Götter des Kultus und der aus diesen erwachsenen Mythen. Da alles Licht von Osten kommt, liegt hier das „Götterland“, die eigentliche Heimat der Götter, während der Westen das Reich des Dunkels, des Osiris und der Totengeister ist — Vorstellungen, die sich immer wieder mit der Anschauung kreuzen, daß das Niltal selbst der Schauplatz ihres Lebens und der Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit ist.

Daß ein großer Teil der oberaegyptischen Nekropolen tatsächlich im Westen am Rande der Libyschen Wüste liegt, ist für die Ausbildung der Vorstellung vom Westreich schwerlich von Bedeutung gewesen. Den Anlaß dafür gaben vielmehr rein lokale Umstände, vor allem die Notwendigkeit, das Kulturland nicht zur Bestattung zu benutzen. Zahlreiche sehr bedeutende Nekropolen liegen denn auch in Oberaegypten im östlichen Gebirge, und doch gehören auch die hier bestatteten Toten dem Westreich an.

188. Die großen Naturgötter, so sehr man ihre Wirksamkeit empfindet, haben im allgemeinen auch in Aegypten einen Kult nicht entwickelt (vgl. § 51), eben weil ihre Wirksamkeit durchaus universeller und gleichmäßiger Art ist. Eine Ausnahme bilden nur diejenigen Erscheinungen, bei denen die Weltordnung gefährdet zu sein scheint, wie die Verfinsterungen (§ 181), oder bei denen, wenn auch in regelmäßiger Wiederkehr, der Gott sich wandelt und leidet und daher der Hilfe durch Feste und Opfer bedarf, so bei den Phasen des Mondes, die daher auch zu Zauberwerk sehr geeignet sind. Außerdem gibt es Lokalgötter, die von Anfang

an an dem Wesen der universellen Mächte teil haben, wie der an heiliger Stätte in Busiris hausende Vegetations- und Erdgott Osiris oder der oberaegyptische Minu. Sonst können sie zu einem Kult nur gelangen, indem sie zu Lokalgöttern werden. Bei den Griechen und anderen Indogermanen ist das vor allem beim Himmelsgott besonders dadurch geschehen, daß er mit den Stämmen und Blutsverbänden als ihr Erzeuger in unmittelbarer, individueller Verbindung steht, und daß bestimmte Lokalitäten, namentlich hochragende Berggipfel, als sein Sitz gelten. Bei den Aegyptern ist die Entwicklung meist den umgekehrten Weg gegangen, daß ein Lokalgott in die Sphäre der universellen Mächte erhoben und mit ihnen identifiziert wird (ähnlich vielfach bei den Semiten, z. B. bei Jahwe von Israel, bei Marduk von Babel und sonst). Den Lokalgöttern wohnt, wie schon bemerkt, von Anfang an die Tendenz inne, zu kosmischen Mächten zu werden, da für ihre Verehrer ihr Wirkungsgebiet unumschränkt ist und ihr Festzyklus mit den zugehörigen Mythen an den Kreislauf der Natur anknüpft; so fließen beide Kreise fortwährend in einander. Offenbar auf diesem Wege ist der Ibis Thout von Hermopolis sehr früh zum Mondgott und zu einer kosmischen Macht (§ 187) geworden; ähnlich die Neit von Sais und die Ḥatḥôrkuh von Dendera, beide zugleich Baumgöttinnen, die in Sykomoren sitzen, zu Himmelsgöttinnen (vgl. § 199). Bei anderen Göttern, vor allem bei Horus und Sêth, ist nicht sicher zu erkennen, wie weit lokale Tiergottheiten, wie weit kosmische Mächte in den einzelnen Kulten das ursprüngliche oder ihre der kosmischen Mythologie entstammenden Namen vielleicht auf ursprünglich namenlose Lokalgötter übertragen sind; ebenso bei dem im Delta verehrten Löwengott Šow, der zugleich als Gott der Luft eine der weltgestaltenden Mächte ist. Einen anderen, für die weitere Entwicklung der aegyptischen Religion entscheidenden Weg hat schon in sehr früher Zeit die Priesterschaft von Heliopolis (On) eingeschlagen (§ 193): sie hat ihren Lokalgott Atumu für eine Erscheinungsform des Sonnengotts Rêᶜ erklärt, ihn unter dem

Namen Atum-Rê᾿ verehrt und alle Mythen von Rê᾿ auf diesen Gott übertragen.

Daß der Glaube an den Weltenherrscher Rê᾿ uralt ist, beweisen die Pyramidentexte und zahlreiche alte Namen (in Königsnamen kommt er zuerst unter Dynastie 2 bei Neferkerê᾿ I. vor); aber einen Kultus hat er (abgesehen von der Lokalform Atum-rê᾿) vor seiner Erhebung zum Reichsgott unter der 5. Dynastie nirgends gehabt. Ebensowenig haben Nunu, Nut, der Nilgott Ḥa᾿pi einen Kult, auch nicht der Mondgott, abgesehen von den Mondfesten (und den Lokalkulten des Thout und des Chonsu von Theben); auch beim Erdgott Gêb kann ich ihn nicht nachweisen. Ebenso hat Isis, so mächtig sie seit alters im Mythus und im Zauber ist, im Kultus erst sehr spät Bedeutung erlangt, und ihre Schwester Nephthys ist überhaupt so gut wie kultlos geblieben. Diese Dinge, die von der religionsgeschichtlichen Forschung ganz ungebührlich vernachlässigt werden, erfordern dringend eine Spezialuntersuchung.

189. Durch den Kultus ist eine unlösliche Gemeinschaft zwischen Menschen und Göttern begründet, die beide Teile gleichmäßig verpflichtet, weil beider Existenz darauf beruht. Für den Schutz, den sie gewährt, erhält die Gottheit von der Gemeinde alles, was sie bedarf, Brot, Fleisch, Milch, Bier, Wein, Kleider und Schmuck, Blumen und Weihrauch, oder, wie es später in den Opferformeln heißt, „alle guten und reinen Dinge, welche auf den Opfertisch kommen, und von denen der Gott lebt“; dazu die Festfeiern, die Sorge für ihr Heiligtum, und reichen Anteil an allem Gewinn, den sie spendet. Die Voraussetzung ist freilich, daß das Zeremoniell genau beobachtet wird, mit dem sie ebenso wie der irdische Herrscher umgeben sind. Es gibt zahlreiche Dinge, „die Gott verabscheut“, namentlich den Genuß bestimmter Tiere; wer ihm naht, muß rein sein, vor allem von Schmutz und von Befleckung durch geschlechtlichen Umgang (auch die Beschneidung gehört hierher). Was die Gottheit fordert, erkennt der Kundige an den Zeichen, die sie gibt. Die Kunde des ständig sich mehrenden Rituals bewahren die „Gottesdiener“ (Priester), welche von der Gemeinde bestellt sind und das Gotteshaus bewachen, das Bild und die heiligen Tiere pflegen und kleiden, die Feste und Prozessionen leiten, und

auch die Kunst besitzen, den Willen der Gottheit zu erforschen und ihr Weisungen für die Zukunft, sowie Entscheidungen über streitige Fragen und Tatsachen durch Orakel zu entlocken. Neben diesen „Gottesdienern“ (von den Griechen durch „Propheten“ wiedergegeben) und ihren Gehilfen finden wir später aus der Masse des Volks einen zahlreichen Stand der „Reinen“ (benannt nach den Waschungszeremonien, wie auch die Schreibung ihres Namens uʿêb zeigt) ausgeschieden. Sie zerfallen in vier Abteilungen (Phylen), die im Lauf des Jahres abwechselnd an den priesterlichen Funktionen und daher auch am Tempeleinkommen Anteil haben. Schon im Alten Reich ist diese Ordnung nachweisbar, und wahrscheinlich reicht sie in noch weit frühere Zeit hinauf. Vermutlich hat ursprünglich jeder Gaugenosse Zutritt zur Gottheit und Anteil an den Opfern und dem sonstigen Gottesgut gehabt; dann hat sich dies Recht auf die ortsansässige Bevölkerung und schließlich auf einen privilegierten erblichen Stand beschränkt, während die Masse des abhängigen Volks auf die Vermittlung der Priester angewiesen wird. Auch ist es möglich, daß der Eintritt in den Priesterstand unter bestimmten Bedingungen (vielleicht durch königliche Verleihung) auch denen möglich war, die nicht in ihm geboren waren, so daß er nicht ganz in dem Maße zu einer geschlossenen Kaste geworden ist, wie bei den Indern, Persern und Israeliten.

Die vier Phylen der Laienpriesterschaft, die früher nur aus dem Dekret von Kanopos Zl. 24 ff. bekannt waren, haben sich jetzt genau ebenso in den von Borchardt, ÄZ. 37, 89 ff., vgl. 40, 113. 41, 34 behandelten Urkunden des Mittleren Reichs gefunden, die über ihr Wesen und ihre Organisation überhaupt erst Klarheit geschaffen haben. Im Alten Reich z. B. Sethe, Urk. des A. R. S. 58. Ferner vgl. den Erlaß Pepis ÄZ. 42 S. 10 Zl. 21 und 24 (§ 244 A.). — Zum Eindringen fremder Elemente in die Phylenpriester in späterer Zeit s. W. Otto, Priester und Tempel im hellenist. Aegypten I 222 ff.

190. Mit allen Mitteln sucht man sich die Gnade der Gottheit zu sichern, sie zu „befriedigen“ (sḥetep). Wenn ihr

Grimm schwer auf dem Volk lastet, oder wenn man für schwierige Unternehmungen ihre Gunst gewinnen will, hat man ihr in alten Zeiten unzweifelhaft Menschenopfer dargebracht, ebenso ursprünglich wohl auch bei den Götterkämpfen und Trauerfesten, bei denen auch später noch die Darsteller der Feinde des Gottes mit Knütteln halb totgeschlagen wurden (Herod. II 63) und die Trauernden sich mit Schlägen und Waffen selbst verwundeten (Herod. II 61. 132), wie bei der Trauerfeier um einen Menschen. Daß die Opfertiere mit dem Bilde eines an den Marterpfahl gebundenen Menschen gestempelt wurden, dem das Schlachtmesser an der Kehle sitzt, ist ein Rudiment der alten Menschenopfer. Ebenso zeigt die bis in die spätesten Zeiten stereotyp an den Tempelwänden wiederholte Darstellung, wie der König ein Bündel Feinde beim Schopf gepackt hat und mit der Keule oder Sichel niederschlägt, daß man ursprünglich wie bei den Semiten die gefangenen Feinde der Gottheit zu Ehren abzuschlachten pflegte; auf den ältesten Denkmälern sind denn auch diese Metzeleien und die Aufschichtung der Leichen der Erschlagenen noch mehrfach abgebildet (§ 201. 208). Auch die den Toten beigegebenen Puppen sind offenbar ein Ersatz für die ursprünglich an seiner Leiche hingeschlachteten Frauen und Diener (§ 170). Dazu kommt die große Rolle, welche die Zauberei zu allen Zeiten in Aegypten gespielt hat, sowohl die offiziell in Verbindung mit dem Kultus geübte, wie die illegitime und verpönte. Sie knüpft ebensowohl an die unzähligen Gespenster der Geisterwelt an, wie an die Lokalgötter und vor allem an die großen Götter; denn auch diese sind wesentlich durch ihre Zauberkraft zur Macht und zum Siege über ihre Feinde gelangt, und in ihrem Gefolge sind zahlreiche Diener, die sich in ihren Eigenschaften und Namen und zum Teil auch in ihrer Gestalt — schreckliche Mischwesen aus den verschiedensten Tieren (vgl. § 200) — in nichts von den wilden Gespenstern unterscheiden. Das Wissen um ihre Eigenschaften, Namen und Mythen ist das Hauptmittel der Zauberei; dadurch kann man sie in seinen Dienst zwingen und zugleich für sich

dieselbe Wirkung erreichen, die sie selbst ehemals durch die gleichen Mittel erzielt haben.

Nach Manetho bei Plut. de Is. 73 wurden in Eileithyia (Elkab) ehemals im Hochsommer „typhonische“ Menschen verbrannt und ihre Asche in die Winde zerstreut (vgl. Diod. I 88); nach demselben bei Porphyr. de abst. II 55 hätte erst Amosis (um 1570) die der Hera [wer ist das?] in Heliopolis dargebrachten Menschenopfer (täglich drei nach Körpermalen ausgesuchte Menschen) durch Wachspuppen ersetzt. Das Datum ist schwerlich geschichtlich; wenigstens können wir in Aegypten Menschenopfer (die sich in Griechenland bekanntlich bis in späte Zeiten erhalten haben und von hier nach Rom gebracht sind, um von den Phoenikern u. a. ganz zu schweigen) nirgends mehr nachweisen, vgl. Herod. II 45. Aber die Urzeit, vielleicht noch über Menes hinab (vgl. Sethe, Beitr. zur ältesten Geschichte 127 f.) hat gewiß Menschenopfer gekannt. Vgl. auch Seleukos ἐν οἷς περὶ τῆς παρ᾽ Αἰγυπτίοις ἀνθρωποθυσίας διηγεῖται (Athen. IV 172 d). — Den aus den Denkmälern bekannten Stempel der Opfertiere beschreibt Kastor bei Plut. de Is. 31. — Nach der Unaspyramide 509 ff. = Teti 312 ff. dienen dem Toten Menschen und Götter zum Mahl; sie werden von ihm eingefangen und gekocht, und er verzehrt ihre „Zauberkräfte und Seelen“. Das ist doch wohl eine Reminiszenz an uralte Anthropophagie (wie in Arkadien am Lykaion) und die magische Wirkung des Opfermahls.

191. Überhaupt trägt die älteste Religion der Aegypter ganz vorwiegend einen finsteren Charakter. Die Götter sind zum großen Teil bösartige und immer unheimliche Wesen, neben den Kulturtieren wie Rind und Widder werden gerade die wildesten und unheimlichsten besonders stark verehrt. In den Totentexten wie in den Zauberformeln für das praktische Leben ist die irdische und die Geisterwelt voll von bösartigen Mächten. Das durchdringt alle Göttersagen; sie triefen von Blut und Gewalttaten aller Art. Auch der Weltenherrscher Rê῾ hat einmal die Menschen durch die Löwengöttin Sechmet (die in der erhaltenen Version des Mythus für eine Form der Ḥatḥôr, des „Auges des Rê῾“, erklärt wird) vernichten lassen (§ 187) und schließlich ihrem Wüten nur dadurch Einhalt tun können, daß er aus dem Menschenblut einen Trunk bereitete, an dem sie sich berauschte. An seiner Stirn sitzt, wie an der des Königs, die furchtbare Giftschlange Uraeus, die sich mit Menschen-

blut sättigt. Das alles erinnert an mexikanische und verwandte Mythen und Kulte, und zeigt, daß auch die aegyptische Entwicklung beim Beginn der Kultur auf dem Wege gewesen ist, mit der Steigerung der Religion ihre finsteren Seiten aufs stärkste hervortreten zu lassen (vgl. § 67 f.). Nur um so erstaunlicher ist die Höhe der Gesittung, welche die Aegypter erreicht haben, als sie uns im Alten Reich zuerst in vollem Leben entgegen treten. Auch das ist ein Zeugnis sowohl für den langen Zeitraum intensiver Kulturentwicklung, den das Volk damals bereits durchlebt hatte, wie für den segensreichen Einfluß, den Viehzucht und Ackerbau und die dadurch geschaffenen staatlichen und rechtlichen Ordnungen geübt haben, die einen lebhaften und friedlichen Verkehr erzeugt haben. Die alten grausigen Riten sind überall beseitigt und zu symbolischen Handlungen verblaßt. Im Totendienst leben die alten Menschenopfer schon in der „vorgeschichtlichen" Epoche nur noch in den ins Grab gelegten Puppen weiter, sowie in der Sitte, daß der Hofstaat des Königs unter den Thiniten in demselben Grabe, unter den Memphiten rings um das Königsgrab beigesetzt wird. Die aegyptischen Opfer zeigen so wenig mehr von dem alten Blutdurst der Götter, daß die Opferspeise (Fleisch, Getränk, Kuchen, dazu Blumen u. a. und vor allem Weihrauch) lediglich vor die Gottheit auf den Opfertisch hingestellt und dann von den Priestern (den „Reinen") verzehrt wird. Die alten Mythen werden zwar weiter erzählt — denn es gelingt dem Aegypter nie, eine Tradition beiseite zu werfen — und dienen nach wie vor zu mancherlei legitimem und illegitimem Zauber, aber über ihnen erhebt sich eine geläuterte Gottesanschauung; und im Verkehr der Menschen herrscht eine feste Rechtsordnung und eine gesittete Moral. Auch das ist eine Gabe der Götter; und so sind sie, obwohl selbst keine sittlichen Wesen, doch die Schirmer der sittlichen Ordnung, deren Verletzung sie ebensogut ahnden wie die Übertretung der Reinheitsgebote. Die ewige Rechtsordnung, auf der alle Kultur und alle friedliche Gemeinschaft der Menschen beruht, ver-

körpert sich schon früh in der Gestalt der Göttin des „Rechts" (Maʿat, griech. Themis, gewöhnlich mit völliger Verkennung des Begriffs durch „Wahrheit" übersetzt), der Tochter des Weltenherrschers Rêʿ und Gemahlin des Thout, des Schöpfers aller Kultur.

Wenigstens in den Grundzügen sind die äußeren Verhältnisse auch für uns noch erkennbar, unter denen sich diese fortschreitende Entwicklung der aegyptischen Kultur vollzogen hat.

Brandopfer kommen in Aegypten in der Spätzeit vor (Herod. II 39 f., vgl. Erman, Aegypt. Religion 49 f. 180 f.), dagegen niemals in den Darstellungen der Denkmäler.

II. Die ältesten Staaten Aegyptens. Die Reiche der Horusverehrer

---

Die Überlieferung

192. Nach aegyptischer Überlieferung ist wie die Welt und ihre Ordnungen so auch der aegyptische Staat von den Göttern geschaffen. Sie haben zu Anfang in der Reihenfolge, wie sie der Götterstammbaum feststellt (§ 193), in mehreren Dynastien Aegypten über regiert. Aber auf die Götter folgt nicht sogleich die Liste der mit Menes beginnenden Dynastien der Pharaonen, sondern vor diesem stehen mehrere Dynastien anderer, menschlicher Könige. Das ist nicht etwa erst eine spätere Konstruktion, sondern uralte Überlieferung. In der nur fragmentarisch erhaltenen Liste des Turiner Königspapyrus (§ 162) folgt auf die Götter zuerst, wie es scheint, eine Dynastie mit über 1000 Jahren, dann 20 Könige mit 1110 Jahren, weiter 10, deren Jahreszahl verloren ist, und andere, von denen nur die Jahreszahl 330 erhalten ist; dann 10 Könige mit über 1000 Jahren, darauf 19 Herrscher von Memphis mit nur 11 Jahren 4 Monaten 22 Tagen, und 19 Könige des Nordlands mit über 2100 Jahren, zum Schluß die Dynastie der „Horusverehrer" mit über 13420 Jahren. Bei Manetho folgte auf die dritte Dynastie der Götter oder vielmehr Halbgötter zuerst eine Anzahl Herrscher mit 1817 Jahren, dann 30 Könige von Memphis mit 1790 Jahren, 10 Könige aus Thinis mit 350 Jahren, schließlich die den Horusverehrern entsprechenden „Totengeister" (νέκυες ἡμίθεοι; dieser Übersetzung liegt ein Mißverständnis zu Grunde) mit

5813 Jahren. Trotz der Abweichungen im einzelnen ist, wie man sieht, das allgemeine Schema das gleiche. Von besonderer Bedeutung ist, daß bei beiden den Horusverehrern, die auch sonst in den aegyptischen Denkmälern als Könige der Urzeit und Vorgänger des Menes nicht selten genannt werden, mehrere andere Dynastien menschlicher Herrscher vorangehen, unter denen am Schluß Könige aus Memphis und dem Nordland besonders hervortreten. Von diesen unteraegyptischen Königen (erkennbar an der „roten“ Krone, die sie tragen) sind in der ersten Zeile der Chronik des Palermosteins (§ 206), wo die Könige vor Menes einzeln aufgezählt waren, 9 Namen erhalten. Somit hat das Alte Reich über diese Zeit noch eine viel eingehendere Kunde besessen, als im Turiner Papyrus und bei Manetho erhalten ist. Die von diesen gegebenen Zahlen sind deutlich unhistorisch und setzen zum Teil eine Lebensdauer der Urmenschen von weit über 100 Jahren voraus; und auch in der Folge der Dynastien mag schon in der Überlieferung des Palermosteins willkürliche Konstruktion, verbunden mit mythischen Vorstellungen, eingedrungen sein. Aber das allgemeine Bild, welches diese Nachrichten von der ältesten Geschichte Aegyptens geben, stimmt vortrefflich zu den Tatsachen, die wir aus anderen Zeugnissen erschließen können; und die auf dem Palermostein erhaltenen Namen unteraegyptischer Könige sehen nicht nach Erfindung aus. Offenbar hat man im Alten Reich nicht nur eine Tradition, sondern auch Denkmäler und Geschichten aus einer weit über Menes hinausreichenden Zeit besessen, wie ja auch uns noch die Ausgrabungen manches derartige gebracht haben; und auf dies Material, wenn auch vermischt mit Sagen und mythischen Anschauungen, geht die Überlieferung über die Urzeit zurück.

Über die Angaben des Tur. Pap. und die nur bei Eusebius Chron. I 134 erhaltenen Manethos s. meine Chronologie 118 ff. 203 f. Über die „Horusverehrer“ Šemsu Ḥôr hat SETHE, Beitr. zur ältesten Gesch. Aegyptens (Unters. zur Gesch. Aeg. III, 1903) Klarheit geschaffen. In den Totentexten werden sie oft als selige Tote erwähnt, d. h. als Geister

der verstorbenen Könige der Urzeit, bei denen die historische Beziehung ganz in den Hintergrund getreten ist; daher Manethos Wiedergabe durch νέκυες ἡμίθεοι. — Die auf dem Palermostein erhaltenen Namen lassen sich kaum transskribieren (etwa Ska, Tju, Zeš, Uaẕ'anẕ u. a.); Regierungszahlen werden nicht gegeben.

Das älteste unteraegyptische Reich. Die religiöse Entwicklung. Der Kalender

193. Wie weit der Machtbereich der alten Könige Unteraegyptens sich erstreckt haben mag, darüber ist zur Zeit noch keine Vermutung möglich; doch haben wohl zweifellos neben ihnen andere Reiche im Niltal bestanden. Die dominierende Stellung Unteraegyptens in den Anfängen der aegyptischen Geschichte ist in der Religion noch deutlich erkennbar. Die meisten Kulte, welche universelle Bedeutung für ganz Aegypten gewonnen haben, die Ordnung des Göttersystems und der heiligen Geschichte, und die Theologie haben hier ihre Heimat; die Stadt On (Heliopolis) am Eingang des Delta, und daneben Busiris im Zentrum desselben bilden ihre Ausgangspunkte. Wir haben schon gesehen, daß in Heliopolis der Lokalgott Atumu mit dem Götterkönig Rê' identifiziert wurde (§ 188). Sein Erzeuger ist das Urgewässer Nunu, sein Sohn der Luftgott Šow, der ihm die Himmelskuh aufgerichtet hat und mit seinen Armen stützt. Daran schließt der Götterkreis von Busiris: Osiris ist der Sohn des Erdgottes Gêb und der Himmelsgöttin Nut, diese werden zu Söhnen des Šow und der Tefênet, und dem Osiris treten seine Geschwister Isis, die Mutter des jungen Horus, des Rächers seines Vaters, sowie Sêth und Nephthys zur Seite. Da Nunu nicht mitgezählt wird und Atumu keine Gemahlin hat, Horus der Sohn der Isis aber in diesem System nicht mehr zu den großen ursprünglichen Göttern gehört, entsteht so ein Kreis von neun Göttern mit Atumu (= Rê') an der Spitze, die „große Götterneunheit von On“, die in ganz Aegypten als der Kreis der großen kosmischen Hauptgötter anerkannt

wird — nur daß die großen späteren Metropolen des Reichs versucht haben, ihre eigenen Götter in denselben einzudrängen, Memphis den Ptaḥ, Theben den Amon.

Während Erman, Aegypten S. 32 f., dem ich in der Geschichte Aegyptens gefolgt bin, die Städte und Kulte des Delta für jünger hielt als die oberaegyptischen, hat Maspero (§ 178 A.) gezeigt, daß der Osiriskult vielmehr von Busiris ausgegangen ist, und Bedeutung und Entstehung der Enneade von Heliopolis eingehend analysiert. Ihr Bestand wird Pyr. Merenrêʿ 205 = Neferkerêʿ 665 und sonst oft aufgezählt: Atumu, Šow, Tefênet, Gêb, Nut, Osiris, Isis, Sêth, Nephthys. Die Verbindung und Ausgleichung ursprünglich verschiedener Elemente ergibt sich dadurch, daß Nunu der Vater des Sonnengotts und Nut die Mutter des Osiris Varianten desselben Grundbegriffs sind und daher Nut auch Mutter des Rêʿ ist (§ 187); und auch Isis ist Himmelsgöttin. Ferner sind Erde und Himmel Kinder des Luftgotts, weil dieser in der Sage von der Aufrichtung der Himmelskuh schon Sohn des Rêʿ war; für den Mythus von Gêb und Nut wäre dagegen der natürliche Fortschritt, daß Šow, der ihre ursprüngliche Verbindung zerreißt, vielmehr ihr Sohn wäre. Sehr bezeichnend ist auch, daß Horus nicht zur Enneade gehört, wie er denn auch als Sonnengott neben Atum-Rêʿ keinen Platz hat; auch er ist deutlich ein späterer Eindringling. [Im übrigen vgl. jetzt Sethe, ÄZ. 44, 26, 2.]

194. Von den Kultusstätten Oberaegyptens haben in alter Zeit nur zwei allgemeine Bedeutung gewonnen, die beide dem nördlichen Drittel des langgestreckten Niltals angehören und offenbar mit Unteraegypten in naher Beziehung standen: Ḥenensu (Ahnâs, Herakleopolis) oberhalb des Faijûm, und weiter stromaufwärts, im Hasengau, Chmunu (Ešmunein, Hermopolis). An beiden Orten soll Rêʿ zuerst aus dem Urwasser aufgetaucht sein (§ 187); beim Tempel von Herakleopolis hat Horus den Sêth und seine Genossen besiegt (vgl. § 199) — Sêth ist der Gott des südlich angrenzenden Sceptergaus von Oxyrynchos. Die von der heliopolitanischen völlig unabhängige Kosmogonie von Hermopolis und seinen Gott Thout haben wir schon kennen gelernt (§ 187). Diese Lehre ist immer lokal geblieben; im übrigen aber haben die beiden Vorstellungskreise sich vielfach vermischt. So wird die Aufrichtung des Firmaments durch die Erhebung des Šow nach Hermopolis verlegt, während Thout als der ordnende und

vermittelnde Gott überall in die Sagen von den Götterkämpfen eingeführt wird. Er ist der Vezir des Rê῾; er versöhnt die Brüder Horus und Sêth, heilt ihre Wunden durch den Speichel seines Mundes, teilt die Erde unter ihre Herrschaft; er ist der Anwalt des Horus, des Sohns des Osiris, und des Osiris selbst in ihrem Prozeß gegen Sêth um die Erbschaft des Gêb, der vor dem Gerichtshof der großen Götterneunheit von Heliopolis verhandelt wird, und „verhilft seiner Rede zum Recht" (sma῾a chru-f), so daß Horus König wird; er folgt diesem in der Herrschaft, und nach ihm seine Gemahlin, die Rechtsgöttin Ma῾at.

195. Die wichtigste Kulturerrungenschaft, die aus dem alten unteraegyptischen Reich stammt, und die zugleich unsere bisherigen Ergebnisse bestätigt und chronologisch festlegt, ist der Kalender. Daß die Aegypter die Zeit ursprünglich nach Monden von abwechselnd 29 und 30 Tagen gerechnet haben, kann nicht zweifelhaft sein; die Nachwirkung davon hat sich sowohl in der Feier der Mondfeste wie in dem Namen „Monat" (eboṭ) als Unterabteilung des Jahres erhalten. Aber für ein ackerbautreibendes Volk hat der Sonnenlauf und der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten viel größere Bedeutung, während der Mond, so sehr seine wechselnden Gestalten die Phantasie und den Aberglauben fesseln mögen, im praktischen Leben überhaupt keine Rolle spielt. Zu einem festen Sonnenjahr und damit zu einer Datierung der landwirtschaftlichen Arbeiten im Kalender ist indessen vom Mondmonat aus überhaupt nicht zu gelangen, sondern nur zu einem schwankenden Jahr von abwechselnd 12 und 13 Monaten (354—384 Tagen), das durch fortwährende Schaltungen reguliert werden muß. Das werden die Aegypter auch versucht haben; dabei sind aber Verwirrungen und Unregelmäßigkeiten kaum zu vermeiden, so daß ein derartiger Kalender weder den Ansprüchen der Sonne noch denen des Mondes zu entsprechen vermag (§ 137 f.). Das hat dazu geführt, daß die Aegypter den kühnen Schritt getan haben, für den Kalender auf die Berücksichtigung des Mondes überhaupt zu verzichten und zu einem reinen Sonnen-

jahr überzugehen — richtiger sollte man vielleicht sagen, zu einem landwirtschaftlichen Jahre von gleichbleibender Länge. Einen festen Anhalt besaßen sie dafür in dem großen Regulator des aegyptischen Lebens, der Nilüberschwemmung, von der der Gang aller Feldarbeiten abhängt. Durch sie wird das Jahr in drei gleich lange Jahreszeiten geteilt: Überschwemmungszeit, echet, Mitte Juni bis Mitte Oktober gregorianisch (d. h. nach dem gegenwärtigen Stande unserer Monate zur Sonne); Aussaat oder Winter, prôjet, Mitte Oktober bis Anfang Februar; Ernte oder Sommer, šomu, Mitte Februar bis Juni. Das erste Anschwellen des Nils nach dem tiefsten Stande, den er im Mai erreicht hat, ist neun Jahrtausende lang zusammengefallen mit dem ersten Wiedererscheinen des Siriussterns, aegyptisch Sopṭet Sôthis, in der Morgendämmerung, dem sogenannten Frühaufgang des Sirius, der während des ganzen Verlaufs der nationalen aegyptischen Geschichte, bis tief ins erste Jahrtausend v. Chr. hinab, in der Breite von Memphis und Heliopolis julianisch auf den 19. Juli, gregorianisch also im 43. Jahrhundert v. Chr. auf den 15. Juni fiel. Dieser Tag galt daher für den Anfangstag der Überschwemmungszeit, mit ihm begann der neue Kalender. Von hier ab werden in den drei Jahreszeiten je vier gleich lange Monate zu 30 Tagen gezählt; jede Beziehung des Monats zum Monde mithin aufgegeben. Daß das Sonnenjahr ungefähr 365 Tage umfaßte, mußte man längst beobachtet haben; man schiebt also regelmäßig zwischen je zwei zwölfmonatliche Jahre noch fünf Zusatztage (Epagomenen) ein, die offiziell wie außerhalb der Monate so auch außerhalb des Jahres stehen (vgl. § 159).

196. Die Voraussetzung, daß das so gewonnene Jahr von 365 Tagen mit dem wahren Sonnenjahr identisch sei, ist bekanntlich nicht zutreffend. Vielmehr erfolgte bereits nach Ablauf von vier Jahren der Frühaufgang des Sirius erst am zweiten Tage des Jahres, und verschob sich von da an alle vier Jahre weiter um einen Tag. Trotzdem hat man den Kalender nicht wieder geändert: man wollte sich der Gefahr

einer Kalenderverwirrung durch neue Schaltungen nicht wieder aussetzen. Überdies erfolgt die Verschiebung so langsam und so regelmäßig, daß der Mißstand sich im Leben des Einzelnen und einer Generation kaum bemerklich macht. Wohl aber verschoben sich auf diese Weise im Laufe der Jahrhunderte der Jahresanfang und die „Jahreszeiten“ des Kalenders gegen den Siriusaufgang, die Nilüberschwemmung und die wahre Lage der Jahreszeiten durch das ganze Sonnenjahr hindurch; auch die Jahreszeiten des Kalenders lösten sich daher eben so vollständig von ihrer natürlichen Grundlage ab und wurden zu rein willkürlichen Unterabteilungen des Kalenderjahrs wie die Monate. Erst nach 1461 bürgerlichen Jahren kehrte das Siriusfest, das heilige Neujahrsfest, wieder für vier Jahre auf den bürgerlichen Neujahrstag zurück; so ergibt sich die Gleichung 1461 bürgerliche Wandeljahre von 365 Tagen = 1460 Sirius- oder julianischen Jahren von 365 1/4 Tagen. Das wahre (gregorianische) Sonnenjahr ist freilich auch mit letzterem nicht erreicht, sondern ist bekanntlich etwas kürzer. Aber teils durch die Praecession der Nachtgleichen, teils durch seine Eigenbewegung hat sich inzwischen auch der Siriusaufgang gegen das wahre Sonnenjahr in derselben Weise verschoben wie das julianische Jahr; der Siriusaufgang ist eben Jahrtausende lang auf dasselbe julianische Datum, in Memphis den 19. Juli, gefallen[1]), rückte aber eben darum im wahren Sonnenjahr immer weiter vor[2]). So erklärt es sich, daß die Aegypter glauben konnten, mit dem Siriusjahr von 365 1/4 Tagen — das aber immer nur in der Theorie, nicht in der Praxis bestand, und lediglich in der vierjährigen Verschiebung des „Neujahrs-“ oder Siriusfestes in die Erscheinung trat — das wahre Sonnenjahr gefunden zu haben.

---

[1]) Seit dem ersten Jahrtausend v. Chr. wird das Siriusjahr allmählich etwas länger als das julianische Jahr, und der Frühaufgang verschiebt sich daher auf den 20. Juli und weiter vorwärts.

[2]) Im Jahre 4241 entspricht der 19. Juli julianisch dem 15. Juni gregorianisch, im Jahre 2781 dem 26. Juni, im Jahre 1321 dem 6. Juli gregorianisch.

197. Es liegt auf der Hand, daß der aegyptische Kalender nur in einem Jahr eingeführt sein kann, in dem der bürgerliche Neujahrstag (nach späterer Bezeichnung der 1. Thout) auf den Tag des Siriusaufgangs, den 19. Juli julianisch, gefallen ist. Das ist in den Jahren 4241/0—4238/7, 2781/0—2778/7, 1321/0 bis 1318/7 v. Chr. und 140/1—143/4 n. Chr. der Fall gewesen. Nun finden wir unter der 4. Dynastie, die um 2840 v. Chr. auf den Thron gekommen ist, den aegyptischen Kalender und die fünf Epagomenen, auf denen seine Eigenart beruht, bereits in ständigem Gebrauch, und die beiden Neujahrsfeste, das bürgerliche und das Siriusneujahr, werden in den Opferformeln der Gräber regelmäßig neben einander erwähnt. Auch in den Pyramidentexten wird dieses Jahr und der Mythus, der die Epagomenen mit der Geburt der Götter in Verbindung setzt, erwähnt, ein sicherer Beweis, daß es viel älter ist als die Blütezeit des Alten Reichs. Mithin kann es nur im Jahre 4241 v. Chr. eingeführt sein; und das wird dadurch weiter bestätigt, daß in dieser Zeit die Jahreszeiten des Kalenders sich im Normaljahr mit den natürlichen Jahreszeiten vollkommen deckten und der Siriusaufgang am 19. Juli julianisch wirklich in den ersten Beginn der Überschwemmung (15. Juni gregorianisch) fiel. Da der Tag des Frühaufgangs des Sirius sich durchschnittlich mit jedem Breitengrade um einen Tag verschiebt, und er nur unter dem 30. Breitengrade auf den 19. Juli julianisch fiel[1], ergibt sich zugleich, daß der Kalender im Süden des unteraegyptischen Reichs, im Gebiet von Heliopolis und Memphis, geschaffen ist. Ferner ist er durch den Mythus eng mit den Gottheiten des Osiriskreises verbunden: der Sirius, dessen Frühaufgang die Überschwemmung herbeiführt, gilt als Stern der Isis, der großen Naturgöttin, die durch eine Träne, die sie in den Strom fallen läßt, die Überschwemmung herbeiführt, und der Neujahrstag ist zugleich der Geburtstag des Rê‘, der Sonne — er fiel nahezu mit der Sommersonnenwende zusammen. Der Ursprung der fünf Epagomenen wird dadurch erklärt, daß Rê‘ die Nut, als sie von ihrem Bruder Gêb schwanger war, ver-

flucht habe, sie solle in keinem Monat noch Jahre gebären; da gewann Thout, der sie liebte, dem Monde im Brettspiel ein Siebzigstel jedes Mondlichts ab und bildete daraus fünf Tage, die er den 360 Tagen des Jahres anfügte; an diesen brachte dann Nut der Reihe nach ihre fünf Kinder zur Welt, den Osiris und seine Geschwister, denen hier, um die unentbehrliche Fünfzahl zu erhalten, der „ältere“, wohl aus Letopolis stammende Horus (d. i. der Bruder des Sêth, nicht der Sohn der Isis, § 178) eingefügt wird. Diese uralte Erzählung (erhalten bei Plut. de Is. 12, erwähnt schon in der Pyramide des Neferkerêʿ Zl. 754) ist kein vom Volke geschaffener, aus religiösen Vorstellungen erwachsener Mythus, sondern eine Fiktion, welche die seltsame Gestalt des Jahres erklären und die kühne Neuerung, welche die Einführung der fünf außerhalb der Monate und des Jahres stehenden Zusatztage enthielt, dem Volke schmackhaft machen und religiös sanktionieren soll. Dadurch, daß sie als große Festtage begangen werden (vor allem der erste und fünfte), haben sie Eingang finden und sich behaupten können. — So bestätigt der Kalender ebensowohl die Überlieferung über ein altes unteraegyptisches Reich wie die Folgerungen, die sich aus der Religion für dasselbe ziehen lassen, und gewährt uns zugleich ein festes Datum für dasselbe. *Der 19. Juli* (julianisch, = 15. Juni gregorianisch) *4241 v. Chr., an dem in Unteraegypten der 365tägige Kalender eingeführt wurde, ist das älteste sichere Datum der Weltgeschichte*; es ist noch auf lange Zeit das einzige geblieben.

Die Horusverehrer und die beiden Reiche

198. Als letzte Dynastie vor Menes nennt die Überlieferung die der „Horusverehrer“. Mit diesem Namen werden die Herrscher der beiden Reiche bezeichnet, aus deren Vereinigung unter éinem Könige das Pharaonenreich entstanden ist. Diese beiden Reiche, der „Süden“ (res) oder das „Süd-

land" (to šemaʿ) und das „Nordland" (to meḥi), sind geschichtlich bereits recht wohl greifbare Gebilde, da ihre Institutionen in dem geeinten Staate noch Jahrhunderte lang, und in der Theorie allezeit, weiter bestanden haben. In ihrer Gestaltung zeigen sie eine sehr auffallende Gleichartigkeit. Die Grenze lag bei Dahšûr (Akanthos) an der Südgrenze des memphitischen Gaus, etwa vier bis fünf Meilen oberhalb des Deltas. Die Residenzen dagegen liegen nahe den äußeren Grenzen der beiden Reiche und sind in beiden durch den Strom getrennte Doppelstädte, in deren einer die Schutzgöttin des Reichs, in der anderen der Gott Ḥorus verehrt wird. Die Hauptstadt des Südens, im 3. Gau, in dem engen oberen Niltal wenig unterhalb von Edfu, dem Hauptsitze des Horus in Oberaegypten, ist Nechab (Elkab), dessen große, von Luftziegeln erbaute Ringmauer bis in diese Zeit zurückreichen mag, der Sitz der Geiergöttin Nechbet (griech. Eileithyia), und gegenüber, auf der Westseite des Stroms, auf einem durch eine elliptische Futtermauer gestützten Sandhügel (daher das Schriftzeichen der Stadt oder) Nechen (Hierakonpolis), die Stadt des Horus, der hier in Gestalt eines hockenden Falken verehrt wird. Die Könige des Nordlands residieren im Nordwesten des Delta, in dem Sumpflande südlich vom Burlussee, in der Stadt Ṭep (Buto), dem Sitz der Schlangengöttin Uazit (in älterer Zeit), und in der benachbarten Horusstadt Pe. Die alte Bedeutung der beiden Hauptstädte lebt später noch darin fort, daß der „Graf von Nechen und Priester der Nechbet" und der „Richter von Nechen", sowie der „Herr von Pe" zu den höchsten Beamten des Alten Reichs gehören (§ 222). Das Wappen des Südens ist eine lilienartige Pflanze , , , sein Herrscher führt den Titel suteni und trägt als Krone

einen hohen weißen Helm (von Leder?) 𓋑. Das Wappen des Nordens ist der Papyrus 𓇅, 𓇅; sein Herrscher biti 𓆤 trägt eine flache rote Kappe, aus der ein hohes Rückenstück und ein seltsames Drahtgeflecht herausragt 𓋔. Auch der Verwaltungsapparat des Pharaonenreichs mit seinem Hofstaat, seinen Beamten, Magazinen und Schatzhäusern wird größtenteils schon in diese Zeit zurückgehen, ebenso die zahlreichen Attribute der Könige, Hirtenstab, Geißel, verschiedene Scepter, Titulaturen u. ä.

Über die Šemsu Ḥor s. § 192 A. Sethe hat gezeigt, daß sie auch in ihrem späteren Fortleben als selige Totengeister noch mit Hierakonpolis und Buto in Verbindung gebracht werden. Über die Gestalt des Horus von Hierakonpolis s. Hierak. pl. 41. 42. 46. 47. Auf die Bedeutung der Königsstädte Nechen und Pe für die beiden Reiche wird in den Pyramidentexten fortwährend angespielt. — Die „bitiu (unteraeg. Könige) in Pe“ werden in dem Pyramidentext Pepis I. Zl. 684 erwähnt, vgl. Sethe, ÄZ. 38, 64. — Zu den Namen der beiden Reiche s. Sethe, ÄZ. 44, 1 ff. Das Südreich heißt später mit Artikel patoris = assyr. paturisi, hebr. פתרס; der Name des Nordlands, mit Artikel pato meḥ, muß in den נפתחים der Völkertafel Gen. 10, 13 stecken, wenn nicht vielmehr in ihnen mit Spiegelberg, Oriental. Literaturztg. 1906, Nr. 5, „die aus dem Delta“ (aeg. naṭḥu, assyr. naṭḥû, Herod. II 165 Ναθῶ) su suchen sind.

199. Der durchgehende Parallelismus der beiden Staaten legt die Vermutung nahe, daß ein bestimmter Stamm das ganze Niltal sich unterworfen und beide Staaten gegründet hat; und zwar muß dieser Stamm, wie der Name bezeugt, unter dem ihre Herrscher in der Überlieferung fortleben, den Horus als Stammgott verehrt haben. In der Tat ist der Horusdienst das eigentliche Charakteristicum der beiden Reiche: durch sie ist Horus der älteste Nationalgott Aegyptens geworden. Er hat sich in derselben Bedeutung noch unter den Thiniten erhalten und wird damals in jedem zweiten Jahr durch ein großes, vom König veranstaltetes Fest gefeiert. Daß er in Oberaegypten meist deutlich ein Eindringling ist und hier vielleicht den ältesten Hauptgott Sêth zurückgedrängt hat (etwa in Kämpfen bei Herakleopolis und Oxyrynchos, vgl.

§ 194), haben wir schon gesehen (§ 181); vielleicht ist auch der Lokalgott von Edfu erst unter den Horusverehrern zum Horus der geflügelten Sonnenscheibe geworden. So mögen die Reiche der Horusverehrer vom westlichen Delta ausgegangen sein. In den Doppelstädten sind die Horusstädte offenbar die Residenzen und Krönungsstädte; und sie können nur politische Gründungen gewesen sein, Heiligtümer des Königsgottes, die den weit älteren und größeren Gaustädten an die Seite gesetzt wurden. Im Südreich, von dem wir durch gleichzeitige Denkmäler schon etwas mehr wissen, ist der Herrscher ein realer Gott in Menschengestalt, die Inkarnation des Horus, und führt als solcher einen besonderen Namen; auf seinem Palast, dessen Portal dann zur Schreibung des Königsnamens verwendet wird, sitzt das Bild des Horusfalken. Im Nordreich wird das nicht anders gewesen sein. Die Spange an dem Stirnreif oder dem Kopftuch, das sein Haupthaar zusammenhält, ist wie bei den Libyern mit dem Bilde der Uraeusschlange geziert (§ 167; an den Kronen wird sie erst viel später angebracht); und dieselbe Schlange hängt von der geflügelten Sonnenscheibe des Horus von Edfu herab. Aber Horus ist überhaupt der typische Gott dieser Zeit, dessen Falke daher in der Schrift wie den König so auch einen jeden Gott und das Wort Gott (nuter) im allgemeinen bezeichnet. Dieser Horus ist aber nicht der Sohn der Isis und des Osiris, sondern der große Lichtgott, der mit Sêth in ewigem Kampf liegt und ihn doch nie wirklich bezwingt. Daher ist die volle Macht auf Erden erst in der Verbindung beider Götter enthalten. Diese Verbindung verkörpert sich im König, der von seiner Residenz aus die Geschicke der Völker leitet und ihnen Gnade und Strafe, Segen und Verderben spendet. So sitzt er in seinem Palast als „Horus-Sêth“, eine Bezeichnung, die sich in dem uralten Titel der Königin „die den Horus-Sêth schaut“ erhalten hat. Diese Göttlichkeit des Königs, die in ihren Ansätzen schon in weit frühere Zeit zurückgehen mag, ist ein ganz wesentliches Moment der Kulturgestaltung dieser Epoche. In ihr findet die Allmacht des in einem einzigen Willen konzentrierten Staatsgedankens

ihren sinnlichen Ausdruck: die Persönlichkeit, von der Leben und Gedeihen jedes anderen abhängt, ist eben kein Mensch wie diese, sondern ein Wesen von übermenschlicher, magischer Macht wie die Götter. So hat der Geist des ewigen Reichsgottes in ihm seinen Wohnsitz genommen, wie sonst in seinem heiligen Tier oder seinem Fetisch; und wie er hier, wenn das Tier stirbt, sich ein neues sucht, so geht er nach dem Tode des Herrschers in seinen Nachfolger über, den er selbst gezeugt und die Göttinnen mit ihrer Milch gesäugt haben. — Neben Horus und Sêth haben sich vor allem die Dienste der Neit und der Ḥatḥôr verbreitet, jene vom Nordwesten, diese vom Süden aus. Daher haben die beiden, ursprünglich in ihrem Wesen sehr verschiedenen Göttinnen sich an einander assimiliert: beide sind „Herrinnen der Sykomore", und im Alten Reich wird ihr Dienst „an allen ihren Sitzen" von den vornehmen Frauen gemeinsam versehen.

Der Horus, der den Königsnamen bezeichnet, sitzt ursprünglich auf einem halbmondartig gekrümmten Holz; so beim „Skorpion" Hierakonpolis pl. 19, auch bei den Standarten auf seinem Scepter pl. 26c, 5, ebenso pl. 34 [vgl. jetzt Newberry, PSBA. 34, 295 ff., dessen Ansicht, daß der Sperber im Herrschertitel ursprünglich das Stammzeichen (Totem), dann das Zeichen des Gaus sei, und den Herrscher als „Häuptling" des Horusdistriktes bezeichne (ähnlich Loret, L'Egypte au temps du Totémisme, 1906), ich aber nicht für richtig halten kann. Ähnlich will er das Neitzeichen bei Neithotep § 209 A. erklären]. Bei Narmer und Menes wird dies Holz auf das Portal des Palastes gesetzt, bei den folgenden Königen die gekrümmte Linie in eine gerade verwandelt. — Über den Uraeus in der Königstracht der älteren Zeit s. Schäfer, ÄZ. 41, 62 ff. — Über den König als „Horus-Seth" [vgl. Unaspyr. Z. 214 und 68 f.] s. meine Chronologie S. 133; titular wird Sêth bei Perjebsen, die beiden Gottesnamen nur bei Chaʿsechemui in der 2. Dynastie verwendet (§ 213. 215), sonst heißt der König titular immer nur Horus. Die weitverbreitete Meinung, daß jeder der beiden Götter in ihr der Repräsentant des einen der beiden Reiche wäre (also ein Sethreich und ein Horusreich einander gegenübergestanden hätten), ist falsch. Sie ist zwar schon von den späteren Aegyptern ausgebildet; aber daß diese bald dem Horus den Süden, dem Seth den Norden zuweisen, bald umgekehrt, beweist, daß sie sekundär ist. — Für die Verbreitung der Ḥatḥôr vgl. auch die Palette Narmers Hierak. pl. 29. und Royal Tombs I 11, 13 = 27, 71.; analog ein Ornamentstück in Berlin.

200. Aus den letzten Zeiten des Südreichs besitzen wir bereits mehrere Monumente, die nicht mehr lediglich den Kulturzustand ihrer Zeit illustrieren, sondern schon als im engeren Sinne historische Denkmäler bezeichnet werden müssen. Es sind vor allem Schminksteine von Schiefer, die offenbar den Königen selbst angehörten, und reich mit bildlichen Darstellungen geschmückt sind. Diese Denkmäler zeigen nicht nur äußerlich, z. B. in den Kampfszenen, in der Zeichnung der Tiere u. ä., manche Ähnlichkeiten mit denen der ältesten Denkmäler Babyloniens, die sich aus der Gleichartigkeit der Kultur und der Unbeholfenheit der ersten Versuche zur Darstellung lebensvoller Szenen erklären, so gut wie die vielfachen Analogien zwischen der aegyptischen und der babylonischen Hieroglyphenschrift; sondern sie berühren sich auch darin mit ihnen, daß unter den Tieren phantastische Mischwesen, geflügelte Greife, Löwen mit Schlangenhälsen u. ä. vorkommen, und daß diese und ähnliche Tiere mehrfach symmetrisch gegen einander aufgerichtet (z. B. Hunde an beiden Rändern der Tafel) oder mit einander verschlungen sind: Formen, die mit Recht als charakteristisch für Babylonien gelten. Man hat daher hier babylonischen Einfluß auf Aegypten angenommen und das Eindringen asiatischer Eroberer vermutet, die diese Anschauungen und Kunstformen aus ihrer Heimat ins Niltal mitgebracht hätten. Nun ist an fremden Ursprung gerade bei den Horusverehrern und ihrem Kult und Staat am wenigsten zu denken; denn Horus ist wohl in vielen Teilen Aegyptens erst später eingedrungen, aber wenn irgend einer ein echt aegyptischer Gott. Kulturbeziehungen zwischen dem Niltal und Babylonien dagegen sind ohne Zweifel so alt wie die Entstehung der beiden Kulturen überhaupt; und auch das Eindringen von Fremden, etwa als Söldner, würde an sich in der ältesten Zeit so wenig ausgeschlossen sein wie später — die Geschichte Babyloniens zeigt, wie alt derartige Völkermischungen sein können. Indessen sind in Aegypten Spuren einer solchen Mischung nirgends nachzuweisen; und eine genauere Analyse der Denkmäler bestätigt die Hypo-

these einer Entlehnung nicht. Denn die symmetrische Anordnung der Figuren (die auch sonst in Aegypten zu allen Zeiten vorkommt) ergibt sich ohne weiteres aus der Aufgabe, eine ovale Tafel mit einem kreisrunden Loch in der Mitte zu dekorieren; ihr Gebrauch zum Schminken ist spezifisch aegyptisch und im Niltal seit uralter Zeit heimisch. Phantastische Wesen sind auch der Mythologie geläufig und in der Ausmalung der Geisterwelt ganz natürlich. Die realen Tiere und Pflanzen aber, die auf diesen Denkmälern vorkommen, sind echt aegyptisch und schon seit langem von der aegyptischen Kunst dargestellt; und der Stil ist, trotz der äußeren Analogien, doch ein sehr anderer als der babylonische. Dazu kommt nun als ganz entscheidendes Argument, daß die babylonische Kultur ganz wesentlich jünger ist als die aegyptische, so daß, falls überhaupt eine Beeinflussung stattgefunden hat, dieselbe umgekehrt von Aegypten ausgegangen sei muß. Über die Frage, ob Babylonien in den Anfängen seiner Kultur von Aegypten abhängig gewesen ist, wird indessen eine Entscheidung erst möglich sein, wenn vor allem die ältesten Formen der babylonischen Schrift so genau ermittelt sein werden, daß eine auf das einzelne eingehende Vergleichung der Zeichen möglich wird.

Die in Betracht kommenden Schiefertafeln (vgl. § 169 A.) sind Hierakonpolis pl. 28 = Legge, PSBA. 22, pl. 3. Capart p. 224 f., die Giraffen auf der Tafel Legge pl. 7, die Vorderseite der Tafel Narmers (§ 208), die von Bénédite, Monum. de l'ac. des inscr. X publizierte Tafel, ferner einige kleinere Objekte bei Legge pl. 8 und der Messergriff bei de Morgan, Rech. II pl. 5, Petrie, Diospolis 20, 20, Capart p. 68. 90. Auch auf der Soldatentafel (§ 167) sind die Vorderteile zweier Stiere zu einem Mischwesen verschmolzen, das sich auf einem Elfenbeinstück des M. R. und als Hieroglyphe wiederfindet (Naville, Rec. 22, 109). Mischwesen finden sich auf einigen der ältesten Siegelcylinder (Newberry, Scarabs p. 49; auch hier hatte Evans, J. Hell. Stud. 17, 1897, babylonischen Einfluß angenommen) und vielfach auf den knopfförmigen Siegeln seit der 6. Dynastie (§ 291); und zu Eigentumsmarken sind sie in der Tat sehr geeignet und daher in der kretischen und kleinasiatischen wie in der babylonischen Kunst immer beibehalten. In Aegypten dagegen sind sie bald aufgegeben, abgesehen vom Greif und Sphinx;

auch sonst finden sich derartige phantastische Gestalten nach der Zeit des Menes nur noch sehr selten, z. B. vereinzelt in Benihassan, abgesehen natürlich von den Toten- und Zaubertexten. — Wie vorsichtig man in der Annahme von geschichtlichen Zusammenhängen sein muß, haben frühere Gleichungen zwischen babylonischen und aegyptischen Hieroglyphen und die Gleichung zwischen den Pyramiden und den babylonischen Tempeltürmen gezeigt (um von HOMMELS Identifikationen der Götter und Mythen ganz zu schweigen). Ebenso könnte man z. B. den auf mehreren Bergspitzen einherschreitenden Elephanten Hierakonp. pl. 6, 6 = pl. 16 mit den bekannten analogen Darstellungen aus Kleinasien vergleichen, obwohl hier natürlich jeder Zusammenhang ausgeschlossen ist. Vgl. auch § 202 A.

201. Zu den Schminksteinen mit Szenen aus dem Leben gehört die bereits öfter erwähnte Darstellung auf die Jagd ausziehender Krieger (§ 167). Einen Schritt weiter führt eine Schiefertafel, die auf der einen Seite mit zwei Giraffen verziert ist, auf der anderen ein Schlachtfeld zeigt: die Leichen nackter, zum Teil gefesselter Krieger liegen auf dem Boden, eine wird von einem Löwen, andere von Geiern und Raben verzehrt; darüber führt ein Aegypter in langem Gewande (wahrscheinlich der König; der Kopf ist verloren) einen nackten Gefesselten, dem ein Stein an den Nacken gebunden ist. Darüber finden sich Standarten mit dem Horusfalken und dem Ibis, von denen Arme ausgehen, die nackte Gefangene gepackt haben. Das ist offenbar bereits eine Gedenktafel zur Erinnerung an einen bestimmten großen Sieg. Völlig historisch ist das Bruchstück eines anderen Steins (die Rückseite zeigt Reihen von weidenden Rindern, Eseln, Widdern, darunter Bäume), auf dem sieben zinnengekrönte Mauerringe, die außer quadratischen Hausblöcken die Wappenzeichen von Städten umschließen (eine Eule, eine Pflanze, zwei ringende Männer, zwei in die Höhe gestreckte Arme [das Silbenzeichen ka] u. a.), von Wappentieren mit Hacken zerstört werden; erhalten sind Falke, Löwe, Skorpion, zwei Falken auf Standarten. Hier wird in rein symbolischer Schrift von einem Kriege berichtet, bei dem eine Anzahl verbündeter Gaue — darunter der durch die beiden

Falken bezeichnete von Koptos — sieben Ortschaften erobert und zerstört haben. Ein anderer Schminkstein zeigt auf beiden Seiten einen Stier, das Symbol des siegreichen Königs, der einen zu Boden geworfenen Feind mit den Hörnern aufspießt: der Gegner ist deutlich ein Aegypter in der früher geschilderten Tracht (§ 167). Unter ihm sind auf der einen Seite zwei Mauerringe mit den Stadtnamen erhalten; auf der anderen Seite fassen fünf in Hände auslaufende Standarten (zwei Wölfe, Ibis, Falke, Symbol des Minu von Panopolis) einen Strick, mit dem ein Feind gefesselt zu sein scheint — das übrige ist weggebrochen. An diese ältesten Urkunden aegyptischer Geschichte reihen sich dann weitere, die bereits Königsnamen und andere wirkliche Schriftzeichen aufweisen (§ 207 f.); auf ihnen sind noch die Namen einiger der letzten Herrscher des Südreichs erhalten.

Die besprochenen Schiefertafeln sind: 1. Legge, PSBA. 22, pl. 7, Capart p. 230—233; 2. Steindorff in den Aegyptiaca S. 123 = de Morgan, Rech. II pl. 3 = PSBA. 22 pl. 5 = Capart, L'art. égypt. p. 228; 3. Steindorff S. 129 = BCH. XVI pl. 1 = de Morgan II pl. 2 = PSBA. 22 pl. 4 = Capart p. 234.

Die Entstehung der Schrift

202. Die zuletzt besprochenen Denkmäler zeigen den Fortschritt von einer rein dekorativen Verwendung von Figuren und Szenen aus dem Leben, wie sie mit den Gefäßmalereien der vorhistorischen Zeit begonnen hat (§ 172), zu dem Versuch, durch die bildliche Darstellung zugleich einen ganzen Hergang symbolisch festzuhalten und die Kunde von demselben dem Beschauer zu übermitteln. Das sind die letzten Vorstufen der aegyptischen Schrift; und auch diese ist, da sie zur Zeit des Menes bereits voll entwickelt ist, unter der Herrschaft der Horusverehrer erfunden worden.

Der älteste Schriftkeim liegt in den Bildern und den strichartigen Symbolen, welche wir als Abzeichen der Schiffe, als Wappen der Gaue und Ortschaften, ferner als Amu-

lette u. a. kennen gelernt haben; auch die mannigfachen Strichzeichen, die sich zu allen Zeiten auf den Gefäßscherben finden (§ 172 A.), werden wohl Eigentumsmarken sein. Gegen Ende der vorgeschichtlichen Zeit kommt dann der Gebrauch von Siegelzylindern auf, die mit Menschen- und Tierfiguren (darunter gelegentlich auch Mischwesen), Zweigen und Strichen bedeckt sind und auf dem weichen Ton, mit dem man die Wein- und Ölkrüge u. s. w. verschließt, abgerollt werden. Symbolische Zeichen sind auch die Abzeichen, Scepter, Kronen der Götter und Könige, ja die figürliche Darstellung der Gottheit überhaupt. Denn überall ist hier der dargestellte Gegenstand zugleich die Verkörperung einer Idee; und nur in dieser Symbolik besteht seine Bedeutung. Vollends deutlich wird das, wenn dem Gott oder König die Hieroglyphe des Lebens ☥ oder andere amulettartige Zeichen in die Hand gegeben werden. Aus solchen Anfängen sind dann die besprochenen Darstellungen der Schiefertafeln erwachsen: denn sie stellen ja nichts weniger dar, als eine Abbildung eines wirklichen Vorgangs, sondern ihre Bildzeichen müssen in Worte umgesetzt werden, wenn sie überhaupt einen Sinn erhalten sollen. Sie gleichen den Schriftanfängen der Indianer. Derartige symbolische Darstellungen, die nicht Bilder wirklicher Vorgänge sind, sondern einen Gedanken zum Ausdruck bringen wollen, haben sich in Aegypten durch alle Zeiten zahlreich erhalten: so z. B. die Szene, wo der Pharao die Repräsentanten fremder Völker zu Boden schlägt, oder die Darstellung der Vereinigung der beiden Lande u. ä. Aber auch die Silbenzeichen der entwickelten Schrift sind daraus hervorgegangen. Man stellt ein Wort (oder einen Begriff) durch das Bild des Gegenstandes oder der Handlung dar, die es bezeichnet, z. B. gehen durch schreitende Beine 𓂻, eine gewaltsame Handlung, den Begriff Kraft u. ä. durch einen schlagenden Mann 𓀜, der Horusfalke bezeichnet Horus, aber auch „Gott“ und „König“ (§ 199); und man verwendet die Bilder

auch für andere Worte, welche dieselben Laute enthalten, z. B. die Gans set auch für das Wort se „Sohn“, die Laute (?) nofre auch für das Wort „gut“. In den Städtehieroglyphen der Schiefertafeln finden wir die Anfänge dieser Wort- oder Silbenschrift in wappenartiger Form, ebenso in der Schreibung der ältesten Königsnamen.

Während früher der durchbohrte und an einem Bande getragene Siegelzylinder für Babylonien charakteristisch schien, zeigt sich jetzt, daß er in Aegypten mindestens eben so alt ist; die Siegel in Skarabaeusform kommen erst im Mittleren Reich allmählich auf. Im allgemeinen vgl. die große systematische Sammlung von Newberry, Scarabs, 1906. Da das aegyptische Wort für Siegel, chtm, zwar von den Westsemiten angenommen, aber von dem babylonischen Wort (kunukku) völlig verschieden ist, ist auch für die Annahme einer Entlehnung kein Anlaß. Die ältesten Siegel mit bildlichen Darstellungen (z. B. Petrie, Royal Tombs II 13, 94 ff. 14, 101 ff.) werden unter den ersten Königen allmählich durch Siegel mit Schriftzeichen verdrängt. — Darstellung der Bohrung eines Zylindersiegels (Dynastie 5): Newberry, PSBA. 27, 286. Die Entstehung der aegyptischen Schrift und die beiden entgegengesetzten Prinzipien, die in ihr verbunden sind, sind klar erkennbar geworden, seit uns einerseits in den Pyramideninschriften die älteste Form der im wesentlichen rein phonetischen Schreibweise, andererseits in den ältesten Denkmälern die älteste Gestalt der syllabisch-symbolischen, den Lautwert nur andeutenden, vorliegt. Zur Zeit des Menes ist das Schriftsystem bereits fertig.

203. Auf diese Art hätten die Aegypter zu einer reinen Wortschrift nach Art der chinesischen gelangen können; in der Tat ist der Schritt nicht groß von den Darstellungen der Schiefertafeln zu den Aufzeichnungen der Jahrtafeln des Menes und seiner Nachfolger (§ 206), auf denen die Worte auch nur zum Teil geschrieben sind und das meiste durch symbolische Zeichen angedeutet ist. Untermischt mit wirklichen Schriftzeichen lebt diese Art, nicht den vollen Wortlaut der Sätze, sondern nur den Hauptgedanken durch Zeichen auszudrücken, weiter in der abgekürzten Hieroglyphenschrift, welche z. B. in den Chroniknotizen des Steins von Palermo verwendet wird, und in den Beischriften der Tempel- und Grabreliefs,

in Titulaturen, in den Opferformeln der Gräber u. a. sich bis in die späteste Zeit erhalten hat. — Aber die eigentliche Schrift der Aegypter ist auf diesem Wege nicht entstanden. Sie beruht vielmehr auf einer der größten und folgenreichsten Entdeckungen, die den Menschen überhaupt gelungen sind, auf der Erkenntnis, daß alle menschliche Rede aus der Kombination einer kleinen Zahl von Lauten besteht, und daß es daher genügt, für jeden von diesen ein bestimmtes Zeichen festzustellen, um jedes Wort und jeden Satz schreiben zu können. Freilich nur für das Gerippe der Worte, die Konsonanten, die im Aegyptischen wie im Semitischen die eigentlichen Träger der Bedeutung des Wortes sind, hat man Zeichen festgesetzt, im ganzen 24 — die Bilder dafür sind meist wohl ziemlich willkürlich gewählt —, während der Leser die Vokale, in denen vorwiegend die grammatische Form zum Ausdruck kommt, aus dem Zusammenhang ergänzen muß [1]). — Mit diesen Zeichen kann jedes Wort geschrieben werden. Aber diese alphabetische Schrift ist niemals rein angewandt worden. Für manche Worte und Silben hat man vielmehr entweder daneben oder auch ausschließlich andere Zeichen verwendet, die größere Lautkomplexe bezeichnen, und ebenso zur Verdeutlichung Lesezeichen (Determinative) hinter die Wörter gesetzt, welche entweder ihren Gegenstand bildlich darstellen oder wenigstens die Begriffskategorie angeben, zu der sie gehören. Diese Ideogramme, die bei abgekürzter Schreibweise auch an Stelle der phonetischen Zeichen treten können, sind aus der vorher besprochenen symbolischen Schreibweise hervorgegangen, ebenso die meisten Silbenzeichen. Allmählich sind sie auch in die Buchschrift in immer stärkerem Umfang eingedrungen, weil sie das Verständnis ganz wesentlich erleichterten. — Auf

---

[1]) In älterer Zeit und bei abgekürzter Schreibweise werden auch die zu grammatischen Bildungen dienenden Konsonanten, Präpositionen u. ä. oft weggelassen, und häufig auch das Konsonantengerippe des Wortes selbst gekürzt.

hartem Material, Holz, Elfenbein, Stein, Siegeln, werden die Bildzeichen immer beibehalten und häufig künstlerisch sorgfältig ausgeführt. Für die Bedürfnisse des täglichen Lebens dagegen, beim Schreiben auf Leder, Ton und namentlich auf Papyrus (auch bei flüchtig eingeritzten oder aufgemalten Inschriften auf Gefäßen u. ä.) hat sich eine Cursive gebildet, bei der die Bildzeichen durch abkürzende Striche angedeutet werden; sie wird als hieratische Schrift bezeichnet.

Cursivschrift mit Tinte findet sich schon auf den Scherben Royal Tombs I 10. Bet Khallaf pl. 28. Ähnlich sind z. B. die Gefäßscherben des Ka (§ 211 A.) Royal Tombs II 13. Abydos I 1—3.

Älteste Entwicklung des Totendienstes

204. Auch die Ausbildung des Totendienstes in der Gestalt, die dann für die weiteren dreieinhalb Jahrtausende der aegyptischen Kulturgeschichte maßgebend geblieben ist, geht in ihren Wurzeln in die Zeit der Horusverehrer zurück. Wir haben die alten Formen der Totenbestattung früher (§ 170) kennen gelernt. Mit ihr waren zweifellos schon bestimmte Anschauungen verbunden von dem Geisterleben im Jenseits unter der Herrschaft des „Ersten der im Westen Lebenden", des hundegestaltigen Chonti-amentiu, so von dem schönen Gefilde Jaru, auf dem die Toten ihr irdisches Leben weiter fortsetzen, seine Felder mit hundertfältiger Ernte bestellen, seine Wasserstraßen befahren, auf seinen schattigen Wegen wandeln. Daneben wirkt der Geist (ka) an der Stätte des Grabes, er wünscht wieder in seinen Körper zu fahren, den Besitz seiner Glieder und seiner auseinandergefallenen Knochen wieder zu erlangen, zu essen, zu trinken und sich zu vergnügen, und auf Erden herumzuschweifen mit der Freiheit des Geistes, „Gestalten anzunehmen, welche er will". Auch an magischen Formeln bei der Bestattung kann es nicht gefehlt haben. In gewaltig gesteigertem Maße machen sich diese Anschauungen bei dem Herrscher geltend, zumal seitdem sich so entwickelte Staaten gebildet haben, wie die der Horusverehrer. Wie der

König selbst bei Lebzeiten ein Gott auf Erden ist, und zwar der Lichtgott Horus, so kann er auch nach dem Tode das Schicksal der Sterblichen nicht teilen; sondern er geht selbst zu den Göttern in den Lichthimmel ein als einer von ihnen — haben sie ihn doch gezeugt und beschirmt und werden ihn auch in Zukunft nicht verlassen. Die Himmelspforten werden ihm geöffnet, und er erscheint am Nachthimmel als ein Stern unter den Sternen, womöglich unter den „Unvergänglichen“, den Circumpolarsternen, die nie untergehen (§ 226); oder er tritt ein in die Sonnenbarke des Rêʿ und fährt in ihr tagtäglich über den Himmelsozean. Freilich mögen ihm in dem dunklen Reich des Todes und der Nacht Gefahren aller Art drohen von den Unholden und Gespenstern und von neidischen Göttern; und so muß er dagegen ausgerüstet werden mit Zaubermitteln aller Art, Amuletten, magischen Formeln und Riten, die ihm Gewalt über alle Götter geben. Diese Formeln knüpfen überall an die Göttermythen an und ergehen sich im übrigen in immer erneuten Ausmalungen der Geisterwelt und ihrer Geheimnisse.

205. Mit diesen Anschauungen verbindet sich die Einwirkung der Gestalt, welche inzwischen die Osirissage angenommen hat (§ 193 f.). Der tote Gott von Busiris war jetzt längst zu einem mächtigen König der Urzeit geworden, von dessen wunderbaren Schicksalen nebst dem geheimnisvollen Segen, den er aus seinem Grabe spendet, man bei den Festen erzählt, an denen sie zur Darstellung gebracht werden. Wie er der Tücke des Sêth erlegen ist und in das Reich des Todes hat hinabsteigen müssen, so ergeht es auch seinem Nachfolger, dem irdischen Könige. Aber sein Sohn Horus — den er nach einer Form der Sage erst als Toter, aus dem Sarge heraus, von Isis gezeugt hat — hat seine Feinde überwältigt, mit Thouts Hilfe seiner Sache den Sieg gewonnen, seine zerstückelte Leiche zusammengesetzt und durch Zauber wieder lebendig gemacht; und jetzt herrscht Osiris, gerechtfertigt und triumphierend, nicht nur im Geisterreich — daher wird er später mit Chonti-amentiu identifiziert —, sondern

wirkt auch von neuem auf Erden, wenn auch als toter Gott in Mumiengestalt; und alljährlich wird in Busiris die Säule aufgerichtet, die sein Rückgrat darstellt und der Welt und der irdischen Ordnung ewiges Bestehen verheißt. So wird es auch dem verstorbenen König ergehen, wenn man nur die an Osiris vollzogenen Bräuche und Formeln kennt und sie auf ihn anwendet; auch er wird über alle Feinde und Gefahren triumphieren und im Geisterreiche ein seliges ewiges Dasein führen. So wird der tote König als „dieser Osiris“ angeredet und in der Zauberformel gewissermaßen den Göttern als der wahre Osiris untergeschoben. Diese Vorstellungen mischen sich mit den vorhin besprochenen über sein Eindringen in die Sternenwelt und haben in der Folgezeit diese völlig durchdrungen. Aus ihnen sind die Zaubertexte und das Ritual entstanden, mit denen die Leiche des verstorbenen Königs behandelt wird — weil sie uns in den Pyramiden des Unas und mehrerer Könige der 6. Dynastie erhalten sind, nennen wir sie „Pyramidentexte“ —, und die dann später auch auf die gewöhnlichen Sterblichen übertragen und durch für diese passende Formeln weiter ergänzt worden sind. Ob das schon zur Zeit der Horusverehrer vorgekommen ist, ist sehr fraglich; sicher dagegen, daß mindestens die ersten Ansätze dieser Texte in eine weit vor Menes liegende Zeit zurückreichen. Zu beachten ist, daß in ihrer Mythen- und Götterwelt die unteraegyptischen Anschauungen und Kulte ganz wesentlich dominieren; so wird die Einseitigkeit unserer Kunde, die sonst fast ausschließlich auf oberaegyptischen Denkmälern beruht, durch sie wenigstens einigermaßen korrigiert.

Die Pyramidentexte (entdeckt seit 1880, publiziert und übersetzt von Maspero, Rec. III ff. = Les inscriptions des Pyramides de Sakkara, 1894; seitdem sind einzelne Abschnitte vielfach namentlich von Erman und Sethe behandelt, von dem eine neue Ausgabe im Erscheinen begriffen ist) haben in die lange Vorgeschichte des aegyptischen Totendienstes einen Einblick gewährt und gezeigt, daß die Osirislehre keineswegs ihren Ausgangspunkt, sondern nur eine der verschiedenen Gestaltungen dieser Ideen bildet, die allmählich alle anderen und zum Teil älteren überwuchert hat.

Sie ragen zum Teil in sehr alte Zeit, bis zu den Horusverehrern, hinauf (§ 198 A.), während andere weit jünger und erst unter den Memphiten entstanden sind (vgl. z. B. Erman, ÄZ. 29, 39). Aber die zu Grunde liegenden Anschauungen dürfen wir unbedenklich schon für die Zeit der Horusverehrer verwenden. Manche Texte, z. B. der über den gerechten Toten, Erman, ÄZ. 31, 75 [vgl. „nicht hat er den König geschmäht", ebenso die Erwähnung des „Stadtgotts" des Toten] passen für einen König gar nicht, obwohl sie in Königsgräbern stehen; ein großer Teil der Kapitel dagegen ist ausschließlich für den König verfaßt; und da die Ausrüstung der Leiche mit Amuletten etc. ebenso ursprünglich nur für den König paßt (H. Schäfer, ÄZ. 43, 66), ist die Ansicht Sethes, gegen die ich mich lange gesträubt habe, zweifellos richtig, daß diese Texte und die in ihnen vertretenen Anschauungen ursprünglich lediglich für den König bestimmt sind, namentlich auch seine Gleichsetzung mit dem seligen König Osiris, aber ebenso sein Erscheinen als Stern, und daß sie erst später zunächst auf die vom Herrscher begünstigten Magnaten, dann auf das übrige Volk übertragen sind. — Zur Vermengung der Osiristexte mit anderen, denen die osirianischen Anschauungen ursprünglich völlig fremd waren, vgl. z. B. Erman, Die Sprüche von der Himmelsgöttin, in den Aegyptiaca S. 16 ff.

III. Aegypten unter den Thiniten

Die Vorgänger des Menes

206. Als denjenigen Herrscher Aegyptens, mit dem die fortlaufende Liste der Pharaonen beginnt, nennt die gesamte Überlieferung den König Menes, den aus Thinis in Oberaegypten stammenden Begründer der 1. Dynastie. Da der entscheidende Einschnitt, der mit ihm gemacht wird, einen Anlaß gehabt haben muß, hat man vermutet, daß er es gewesen sei, der „die beiden Reiche geeinigt“ und zum ersten Male die weiße mit der roten Krone auf seinem Haupte verbunden habe. In dieser Form ist das freilich kaum richtig, da ein König Narmer, der bereits beide Kronen trägt, wahrscheinlich ein Vorgänger des Menes gewesen ist; aber die unter diesem begonnene Entwicklung mag durch Menes zum Abschluß gebracht worden sein. Daß die Einigung vom Süden ausgegangen ist, wird dadurch bestätigt, daß dieser in allen Titulaturen dem Nordreich vorangeht. Die Zweifel an der Geschichtlichkeit des Menes und seiner ersten Nachfolger, die früher mehrfach geäußert wurden, haben nie Berechtigung gehabt, obwohl sich lange Zeit trotz alles Suchens keinerlei Überreste aus den ersten Dynastien nachweisen ließen, sondern die ältesten erhaltenen Denkmäler, abgesehen von der Stufenpyramide des Königs Z̲oser, nicht über Snofru und die 4. Dynastie hinaufragten. Das ist seit 1896 anders geworden; seitdem sind Überreste aus den ersten Dynastien, darunter solche von Menes selbst, in großer Zahl zu Tage getreten. Darunter befinden sich zahlreiche Täfelchen von Ebenholz

oder Elfenbein mit Angaben über die Ereignisse einzelner Jahre (vgl. § 160), Feste, Bauten, Kriege, die zugleich zur Jahrbezeichnung dienten; und eine schon § 192 erwähnte Steinchronik der 5. Dynastie, von der ein Bruchstück in Palermo bewahrt wird, hat von Menes an eine vollständige Liste derartiger Jahresnotizen gegeben, so daß, wenn der Stein vollständig erhalten wäre, wir in ihm einen fortlaufenden Abriß der Geschichte der ersten Dynastien besitzen würden. Wir stehen hier also bereits auf völlig gesichertem Boden; so groß noch immer die Lücken unserer Kenntnisse sind, so steht doch jetzt auch die älteste Gestalt des aegyptischen Reichs in geschichtlich greifbaren Umrissen vor uns.

Die Entdeckung der Denkmäler der beiden ersten Dynastien beginnt mit Amélineaus Ausgrabungen in der ältesten Nekropole (Umm el Gaʿab) im Wüstensande hinter Abydos (1895 ff.), wo die spätere Zeit in dem Grabe des Königs Chent (§ 211) das Grab des Osiris verehrte. Amélineaus Ausgrabungen sind schlecht ausgeführt und völlig ungenügend publiziert (Le Tombeau d'Osiris, 1899; Les nouvelles fouilles d'Abydos I. II, 1899. 1902). Erst Petrie hat in erneuten Ausgrabungen das Material, soweit es nicht inzwischen zerstört war, erschlossen (Royal Tombs I. II, 1900 f.; Nachträge in seinem Abydos I—III, 1902 ff.). Ergänzt werden die Funde von Abydos durch die Aufdeckung des Grabes des Menes bei Negade durch de Morgan (Rech. sur les origines II, 1897; berichtigt von Borchardt und Dörpfeld, ÄZ. 36, 87 ff.; dazu Garstang, ÄZ. 42, 61 ff.) und die Ausgrabungen Quibells in Hierakonpolis (publiziert 1900 f.). Eine andere Nekropole dieser Zeit in Nagʿa ed Dêr bei Girge: Reissner, Ann. du serv. V 105 ff. Die ersten Königsnamen haben Sethe (ÄZ. 35), Borchardt (Ber. Berl. Ak. 1897, 1054), Maspero u. a. gefunden; die vollständige Liste von Petrie, Royal Tombs, hat Sethe, Beitr. zur ältesten Gesch. Aeg. (Unters. IV), 1903, revidiert; vgl. auch meine Aeg. Chronologie 129 ff. — Die Chronik von Palermo ist von Naville, Rec. 21. 25, und grundlegend von H. Schäfer, Ein Bruchstück altaeg. Annalen, Abh. Berl. Ak. 1902, veröffentlicht; zur Rekonstruktion Sethe, Beitr. zur ältesten Gesch. Aeg. (Unters. III) und meine Aeg. Chronologie 181 ff. Übersetzung bei Breasted, Anc. Rec. I 89 ff.

207. Das älteste aegyptische Denkmal, welches einen Königsnamen trägt, ist einer der großen Keulenköpfe (vom Königsscepter) aus Kalkstein, die sich in der oberaegyptischen

Königsstadt Hierakonpolis gefunden haben. Er zeigt das Bild eines Königs, und davor zwei Hieroglyphen, eine Rosette und einen Skorpion; und der Skorpion mit dem Horus (in seiner ältesten Gestalt, § 199 A.) darüber hat sich auch auf einer Kalksteinvase und mehreren anderen Gefäßen gefunden. Wir haben es also mit einem oberaegyptischen Herrscher zu tun, dessen Name mit dem Bilde des Skorpions geschrieben wird. Auf dem Scepter begeht der König das Fest des „Hackens des Erdbodens“, das für den Herrscher eines Bauernvolks charakteristisch ist, und vielleicht zugleich zu einer Gründungszeremonie gehört: im vollen Ornat, mit der weißen Helmkrone, mit Königsschurz und langem Löwenschwanz, steht er am Rande eines Kanals, mit der Hacke in den Händen, während ein Diener ihm einen Korb hinhält. Andere arbeiten auf einer Insel im Fluß, auf dem ein Schiff liegt; auf der Insel steht eine Palme. Vor dem König werden die Standarten getragen, hinter ihm stehen zwei Diener mit großen Palmenwedeln. In dem Papyrusschilf der Nachbarschaft stehen die Sänften mit den Königskindern. Auf dem oberen Teil des Knaufes war eine lange Reihe von Gaustandarten dargestellt (erhalten Sêth zweimal, Minu, ein Berg [der 12. Gau?], ein Wolf, ein Horus, also meist Gaue aus der Mitte des Südreichs), von denen teils tote Kiebitze, teils Bogen an Stricken herabhängen. Jene sind das Symbol der aegyptischen Menschheit (rechit „Untertanen“), diese das der Fremdvölker: die Darstellung verherrlicht also wohl einen Sieg, den der König an der Spitze einer Anzahl von Gauen im Zentrum Oberaegyptens über andere Aegypter und ausländische Stämme gewonnen hat. Auch auf der Kalksteinvase ist außer dem mehrfach wiederholten Skorpion mit dem Horus darüber der Bogen und der Kiebitz (zwischen zwei Gänsen) abgebildet.

Denkmäler des „Skorpions“: Hierakonpolis pl. 26 c (Capart p. 242 f.); 19, 1 = 20, 1 (Capart p. 99); 34 (mit dem ka-Zeichen verbunden); ferner eine kleine Elfenbeinplatte aus den Königsgräbern von Abydos:

Royal Tombs II 3, 19. Die Deutung der Hauptszene des Scepters auf das chebs-to-Fest stammt von Maspero. Die Rosette mit einem anderen Zeichen auch als Beischrift bei dem Sandalenträger Narmers Hierakonp. pl. 26 b. 27. — Andere Vasen u. ä. mit Skorpionen und Skorpione von Stein, die aber nicht den König, sondern das heilige Tier darzustellen scheinen, Hierak. pl. 12, 2. 17, 1. 18, 15. 19, 15 = 20, 10. 21, 4 = 22, 4. 32, 4.

208. Den Denkmälern des „Skorpions“ aufs engste verwandt sind die eines Königs, dessen Name bereits fast immer von dem Portal des Königspalastes, auf dem der Horus sitzt, umrahmt und mit zwei Zeichen geschrieben wird, die etwa Naʿr-mer zu lesen sind. Von ihm stammen eine große Schminktafel und ein Keulenknauf aus Hierakonpolis. Jene schließt sich den älteren Tafeln unmittelbar an, und bildet technisch wie den Höhepunkt so auch den Abschluß dieser Kunst. Oben ist sie auf beiden Seiten mit Kuhköpfen, Symbolen der Ḥatḥôr (§ 199 A.), geschmückt, zwischen denen der Königsname steht; die Vorderseite zeigt in der Mitte zwei phantastische, von Aegyptern an Stricken gehaltene Tiere, deren lange Hälse um die Rundung des Schminknapfs verschlungen sind. Auf der Rückseite steht in mächtiger Gestalt der König mit der oberaegyptischen Krone, hinter ihm kleiner sein Sandalenträger. Der König hat einen zu Boden gesunkenen Feind beim Schopf ergriffen und erschlägt ihn mit der Keule; und dieser Feind ist in der Beischrift, einer Harpune mit einem See darunter, als Repräsentant des 7. unteraegyptischen Gaus bezeichnet, des Gebiets südlich und westlich vom Burlussee, in dem auch Buto lag. Darüber befindet sich eine Darstellung, in der die Symbolik noch viel weiter getrieben ist: der Horusfalke hält einen Strick, der einem aus dem Erdboden herauswachsenden Kopf durch die Oberlippe gezogen ist; dieser Kopf soll, wie die dabeistehenden Zahlzeichen besagen, 6000 Feinde darstellen. Unten liegen zwei nackte Erschlagene, neben denen die Namen ihrer Ortschaften stehen. — Die Vorderseite zeigt unten den Königsstier, der einen Feind niedertritt und zugleich mit den Hörnern die Mauer einer Festung einrennt. Oben ist das Siegesfest dargestellt: der König trägt hier die

Krone Unteraegyptens, die er im Kampf gewonnen hat; neben ihm steht der Vezir und der Sandalenträger, vor ihm werden vier Standarten getragen, zwei mit dem Horusfalken, eine mit dem Wolfsgott, eine mit einem schlauchartigen Fetisch; und davor sind reihenweise die Getöteten aufgeschichtet, mit dem abgeschlagenen Haupt zwischen den Beinen. Darüber hackt ein Falke mit dem Schnabel die Harpune über einem Nilschiff, ein anderer einen Torflügel — die Abzeichen der besiegten Gaue. Auf denselben Krieg beziehen sich die Darstellungen des Keulenscepters, das im übrigen an Größe und Sorgfalt der Ausführung dem des Skorpions nachsteht. Narmer trägt auch hier die unteraegyptische Krone. Er thront auf hoher Estrade unter einem Baldachin, über dem Nechbet, die Geiergöttin Oberaegyptens, schwebt, umgeben von seinem Hofstaat (darunter sein Sohn in einer Sänfte); die vier Standarten sind vor ihm aufgerichtet. Weiter wird die Beute aufgezählt: 400000 Ochsen, 1422000 Ziegen, 120000 Gefangene — man sieht, an solchen Übertreibungen haben die Aegypter von Urzeit an eine naive Freude gehabt. — Diese Denkmäler lassen den historischen Hergang deutlich genug erkennen: Naʿrmer ist ein Herrscher Oberaegyptens, der das westliche Delta erobert, seine Festungen gebrochen, und sich die rote Krone gewonnen hat — der Scepterknauf stellt wohl die Krönung dar —; an den Sieg hat sich ein blutiges Strafgericht angeschlossen. An den Kämpfen der Unteraegypter haben auch die benachbarten Libyer Teil genommen; denn ein kleiner Elfenbeinzylinder zeigt den Königsnamen — darüber der Horusfalke und der Geier der Nechbet —, der nach der Art dieser ältesten Bilderschrift Arme erhalten hat und mit einem Stock auf die Reihen nackter Gefangener mit libyscher Haartracht schlägt, die in der Beischrift als Zeḥenu, d. i. Libyer aus Marmarica (§ 165), bezeichnet werden. Auch mehrere andere Zylinder, auf denen Aegypter nackte Gefangene beim Schopf packen, um ihnen den Schädel einzuschlagen, werden sich auf denselben Kampf beziehen. Man sieht aus diesen Darstellungen zugleich, daß die alten Aegypter genau

wie die Babylonier den Gefangenen und Erschlagenen immer die Kleidung abgezogen haben. Außer in Hierakonpolis finden sich Scherben Narmers (darunter auch das Bruchstück einer Jahrtafel, das seine Königsburg nennt) vereinzelt in den ältesten Königsgräbern von Abydos und im Grab des Menes in Negade[1]), ein Beweis, daß er diesem zeitlich sehr nahe steht.

Daß Narmer unmittelbar an den Skorpion anschließt und älter ist als der Horus ʿAḥa und seine Nachfolger, wird durch den Charakter seiner Denkmäler zweifellos erwiesen; aber unmöglich erscheint die mir gleichzeitig von SETHE und GARSTANG geäußerte Vermutung allerdings nicht, daß Narmer der Horusname des Menes und ʿAha dessen Nachfolger gewesen ist. — Denkmäler Narmers: Hierakonpolis pl. 15 (§ 167 A.; vgl. pl. 11). 26 b (Keule, = CAPART p. 239 f,). 29 (Schminktafel = CAPART p. 236 f.; v. BISSING-BRUCKMANN, Denkmäler aegyptischer Skulpturen pl. 2); in Abydos Royal Tombs I 4, 2. II 2, 3. 4 (= 10, 1). 6; 52, 359. AMÉLINEAU, Nouv. fouilles I p. 42. Im Anschluß an NAVILLE hat WEILL, Rec. 29, 34, wahrscheinlich gemacht, daß Nʿr der Horusname und Mr der Eigenname des Königs ist. Daß zt auf dem Scepter und der Schminktafel alte Schreibung für zati „Vezier" ist, ist mir, trotz der von der späteren etwas abweichenden Tracht, kaum zweifelhaft. — SETHE (Untersuchungen), dem ich in meiner aegyptischen Chronologie gefolgt bin, hat Narmer zu Menes' Nachfolger gemacht, weil er bereits beide Reiche beherrscht. Aber dem steht entgegen, daß sein Hauptmonument noch die später verschwindende Schminktafel ist, daß seine Denkmäler sich eng an die des Skorpions anschließen, und daß seine vereinzelten Scherben in Abydos und Negade dafür sprechen, daß er älter ist als die hier bestatteten Könige. — Ein dritter Scepterknauf aus Hierakonpolis, pl. 26 a, nur sehr verstümmelt erhalten, hat offenbar eine ähnliche Darstellung gehabt; der König auf dem Thron unter dem Baldachin, gleichfalls mit der unteraegyptischen Krone, und zahlreiche Libyer, die zum Teil Geschenke bringen und Tänze aufführen. Der Name des Königs ist verloren; da er keinen Bart trägt, muß er jünger sein als Narmer und Menes. Ein weiterer Keulenknauf im British Museum mit verschlungenen Schlangen und dazwischen Vögeln bei BUDGE, Hist. I 64. — Die übrigen von PETRIE in die Zeit vor Menes gesetzten Könige (Zoser, Sma, Ro) hat SETHE, Beitr. zur ältesten Gesch. 30 ff. als auf irrtümlichen Annahmen beruhend erwiesen; über König Ka s. § 211 A.

---

1) Mitteilung von GARSTANG und NEWBERRY.

König Menes und die erste Dynastie

209. Was Narmer begonnen hat, mag Menes, der wohl sein unmittelbarer Nachfolger gewesen ist (vgl. aber § 208 A.), vollendet haben, die definitive „Vereinigung der beiden Reiche“ zu einem Staat; und das mag für die Späteren der Anlaß gewesen sein, mit ihm eine neue Epoche zu beginnen. Nach Manetho stammte Menes und seine Dynastie aus Thinis (This), der Hauptstadt des 8. oberaegyptischen Gaus (§ 180). Die Stadt selbst lag im Fruchtlande und ist noch nicht wieder aufgefunden; um so besser bekannt ist die Gräberstadt des Gaus am Rande der Wüste, Abydos (Abotu), mit dem Heiligtum des Chonti-amentiu. Hier sind denn auch die späteren Könige der Dynastie mit ihrem Hofstaat begraben. Wie die Gräber sich örtlich an einander reihen, so zeigt ihre Bauart eine fortschreitende Entwicklung. Vor ihnen liegt eine Reihe sehr einfacher Gräber, die vielleicht älteren lokalen Dynasten, Ahnherren des Königshauses, angehören mögen. Unter ihnen würde man das des Menes um so mehr suchen, da sich hier Täfelchen mit Angaben über Ereignisse seiner Regierungsjahre, Krüge mit seinem Siegel u. ä. in ziemlicher Anzahl gefunden haben. Nun liegt aber bei dem durch seine praehistorische Besiedlung bekannten Negâde ein weit größeres und schöneres Grab (§ 217), das man stilistisch in eine beträchtlich spätere Zeit setzen würde als die Gräber von Abydos: aber auch in diesem haben sich zahlreiche Gegenstände, darunter eine Jahrtafel, mit dem Namen des Menes, andere mit dem der Neithotep gefunden, die vermutlich seine Gemahlin war. Die Annahme, daß die Königin hier und der Herrscher selbst in einem der ganz unscheinbaren Gräber von Abydos bestattet sei, ist höchst unwahrscheinlich; falls er nicht, wie manche der späteren Pharaonen, zwei Gräber gehabt hat, wird in Abydos einer seiner Angehörigen oder Vertrauten bestattet sein. Wie er aber dazu gekommen ist, die völlig isolierte Stätte von Negâde für sein Grab zu wählen, bleibt noch

dunkel. Nach dem ständigen Brauch der alten Pharaonen würden wir seine Residenz in der Nähe zu suchen haben; sollte unter ihm der Gau von Koptos (etwa die Negade gegenüberliegende Horusstadt Qûs, Apollinopolis parva) der eigentliche Sitz der Regierung gewesen sein — worauf sonst freilich keine Spur hinweist —, und erst seine Nachfolger ihn in die Heimat des Geschlechts verlegt haben?

Über das Grab von Negade § 206 A. und 217. Neitḥotep findet sich hier vielfach (de Morgan, Rech. II 167), aber auch in Abydos (Royal Tombs II 2, 11. 12, als Königin bezeichnet; vielleicht auch Abydos I 4, 6). [Newberry, PSBA. 34, 298, hält sie für eine Prinzessin von Sais, und das Neitzeichen für ihren Titel, entsprechend dem Horus des oberaegyptischen Königs; vgl. § 199 A.] — Θίς, πόλις Αἰγύπτου πλησίον Ἀβύδου· ὁ πολίτης Θινίτης· Ἀλέξανδρος Αἰγυπτιακῶν πρώτῳ [eben bei Erwähnung des Menes] Steph. Byz.; νομὸς Θινίτης Ptol. IV 5, 66. Auch auf den Denkmälern heißt der Gau und der Gaufürst stets nach Thinis (aeg. Zini); die Totenstadt Abydos tritt aber für uns durch ihre religiöse Bedeutung und die Fülle der Monumente so in den Vordergrund, daß wir immer geneigt sind, ihr auch eine politische Bedeutung zuzuschreiben, die sie niemals gehabt hat. Die Bezeichnung des Menes als Thiniten ist aus Manetho auch bei Eratosthenes interpoliert.

210. Menes' Regierung und die Begründung des geeinten Reichs fällt um 3315 v. Chr., oder jedenfalls zwischen 3400 und 3200. Wie alle seine Nachfolger führt er den Doppeltitel suteni und biti, Herr der Kronen der Nechbet und Uaẕit, und, wie schon Narmer, einen besonderen Namen als Inkarnation des Horus (§ 199), ʿAḥai der „Krieger“, der, umrahmt von dem Portal des Palastes, auf dem der Sperber sitzt, auf den Siegeln und Jahrtafeln in der Regel allein gebraucht wird. — Die Jahrtafeln erwähnen, soweit wir ihren Sinn zu erfassen im stande sind, „das Ergreifen (Empfangen) des Südens und Nordens“ — wohl eher eine in bestimmten Intervallen wiederholte Zeremonie als ein geschichtliches Ereignis — und einen „Sieg über die Nubier (Chent)“. Andere Elfenbeinplatten zeigen Reihen von Gefangenen, zum Teil unzweifelhaft Aegypter, zum Teil Libyer; ferner tributbringende Aegypter und Libyer mit Zopf und Spitzbart, in

langem buntem Wollmantel (§ 167), die gebückt nahen, den Zweig der Bittflehenden in der Hand. Somit hat Menes nicht nur ganz Aegypten beherrscht, sondern im Süden wie im Nordwesten bereits darüber hinausgegriffen. Andere Tafeln erwähnen den Bau eines Tempels der Neit, der großen unteraegyptischen Göttin, nach der auch Menes' Gemahlin heißt, Götterfeste, Götterbarken und Nilschiffe, Domänen und die von ihm erbaute Königsburg; die Einzelheiten sind uns noch meist unverständlich. Nach der Tradition Herodots soll Menes das Gebiet von Memphis durch Anlage des großen Damms unterhalb des Faijûm, der noch jetzt das Kulturland gegen die Hochflut des westlichen Nilarms (baḥr Jusuf) schützt, bewohnbar gemacht und die Stadt mit dem Ptaḥtempel gebaut haben; und wenn auch der Name Memphis erst weit späteren Ursprungs ist, mag doch die uralte Festung der „weißen Mauer“, an der im Süden der Ptaḥtempel lag und nach der der Gau seinen Namen trägt, von ihm erbaut sein: eine spätere Inschrift nennt hier den „Ptaḥ des Menes“ neben dem Ramses' II. Es ist möglich, daß trotz der Gräber und Königsburgen bei Abydos schon unter Menes und seinen Nachfolgern diese Festung beim Ptaḥtempel, im südlichsten Gau des Nordreichs, an der Grenze der beiden Lande, die eigentliche Reichshauptstadt gewesen ist — daher auch die große Rolle, welche die Prozession der Barke des Sokar, des Gottes von Sakkara bei Memphis, unter den Staatsfesten der Thiniten spielt —; von dem langgestreckten Oberaegypten aus ließ sich eben die Reichseinheit und die Herrschaft über das Delta auf die Dauer nicht behaupten. Damit wird es zusammenhängen, daß uns in dem Gebiet von Memphis vielfach Überreste von zerstörten Gräbern der thinitischen Dynastien und des Totenkults ihrer Könige entgegentreten. Es scheint die Regel gewesen zu sein, daß der König, wie er zwei Kronen vereinigt und daher ein doppelter Herrscher und Gott ist, so auch sich zwei Gräber gebaut hat, eines in Unteraegypten bei Memphis, eines in seiner oberaegyptischen Heimat, unter Menes' Nachfolgern bei Abydos.

Jahrtafeln des Menes (vgl. SETHE, Beitr. 61 f.): aus Negade BORCHARDT, Ber. Berl. Ak. 1897, 1054 = DE MORGAN, Rech. II 167, jetzt vervollständigt und mit einem Duplikat von GARSTANG, ÄZ. 42, 61 ff., publiziert, die einzige, auf der sein Eigenname Mn vorkommt; aus Abydos: Royal Tombs II pl. 3. 3a (= 10. 11) [die beiden großen Tafeln sind identisch, die letzte Zeile enthält denselben Text wie die von Negade, der auch bei Usaphais Royal Tombs I 15, 16 (Duplikat II 7a, 4 = Abydos I 11, 7) und 18 wiederkehrt]. Auch die Elfenbeintafel R. T. II 3, 3 enthält dieselben Angaben wie II 3, 2. 4. 6. Andere Denkmäler: R. T. I 4, 1. II 3. 4. 14. Abydos II 4 = 5, 1, und im Grab von Negade. — Nach Manetho bei Euseb. Μήνης . . . ὑπερόριον στρατείαν ἐποιήσατο καὶ ἔνδοξος ἐκρίθη; die weitere Angabe (auch bei Africanus erhalten), er sei durch ein Nilpferd umgekommen, ist eine Variante seiner wunderbaren Errettung aus dem Moerissee durch ein Krokodil Diod. 89. — Erbauung von Memphis: Herod. II 99. Joseph. Arch. VIII 6, 2, 155 [nach Manetho hat sein Sohn Athothis hier den Königspalast gebaut; nach Diod. I 50 ist Memphis von Uchoreus (d. i. der Thronname des Bokchoris) gebaut]. „Ptah des Menes" ERMAN, ÄZ. 30, 43; dazu die zum Teil sehr kühnen Kombinationen von SETHE, Beitr. zur ältesten Gesch. 121 ff., der die „weiße" Mauer für eine von den Königen des Südreichs errichtete Zwingburg gegen das Nordland erklärt.

211. Nach den späteren Königslisten ist auf Menes sein Sohn Atôti I. gefolgt, dem die aegyptischen Listen (ebenso Eratosthenes) zwei weitere Herrscher desselben Namens folgen lassen, während Manetho statt ihrer die Könige Kenkenes und Uenephes nennt. Unmöglich können diese Namen mit Atôti II. und III. identisch sein; eher scheint es, daß die Reichseinheit zeitweilig wieder zerfallen ist und die Listen verschiedene Herrscher als legitim zählen. — Noch weniger ist es zur Zeit möglich, diese Könige mit den aus den Denkmälern bekannten zu identifizieren, da in diesen ihr Eigenname nicht erhalten ist. In Abydos ist das erste wirkliche Königsgrab das eines Herrschers, dessen Horusname etwa Chent zu sprechen ist; er wird der erste oder zweite Nachfolger des Menes gewesen sein. Seine Regierung ist für die aegyptische Kulturgeschichte epochemachend gewesen; unter ihm erhalten die Tracht und die Zeichnung der Figuren (auch der Hieroglyphen) diejenige Gestalt, die von da an bis ans Ende des Aegyptertums festgehalten worden ist (§ 216). Sein Nach-

folger schreibt seinen Horusnamen mit dem Zeichen der Schlange, etwa Ẕet zu sprechen. Von beiden kennen wir aus den Jahrtafeln und Siegeln die Namen der Königsburgen, mehrerer Beamten, erfahren von ihren Festen u. ä. Ein zweites, dem von Negade ähnliches Grab des Ẕet hat sich bei Memphis gefunden, so daß er jedenfalls über ganz Aegypten geherrscht hat. Aber festeren Boden gewinnen wir erst mit seinem Nachfolger Usaphais.

Zu dem grundlegenden Werk PETRIES, Royal Tombs, sind überall SETHES Beiträge zu vergleichen. Der König Ka (R. T. II 13. Abydos I 1—3; vgl. SETHE, Beitr. 32 f.), der auf zahlreichen Scherben vorkommt, ist nach WEILLS Ausführungen, Rec. 29, 35, wahrscheinlich der Eigenname des Königs, dessen Horusname Chent geschrieben wird [denn so  ḫnt, nicht  Zer, wie man bisher las, ist dieser Name deutlich geschrieben]. Dazu stimmt, daß bei Ka der Strich unter dem Horus fast nirgends mehr gebogen ist, wie beim Skorpion, Naʿrmer und Menes (vgl. § 199 A.). — Kult des Atoti I. in der Perserzeit: ERMAN, ÄZ. 38. 122. Nach Manetho hätte er den Palast in Memphis gebaut und anatomische Werke geschrieben; Uenephes soll die Pyramiden von Kochome (Sakkara) gebaut haben, was sicher falsch ist. — Denkmäler des Chent: R. T. II 1; 5 f.; 12, 3; 15 f.; 26—29. Abydos I 4, 5—14; 11, 1. Sein Grab ist später für das des Osiris gehalten worden. — König Ẕet (roi serpent): R. T. I. 4, 4 f.; 10, 8—11; 11, 1. 2; 18 f.; 31—34; II 7, 1—4; 16, 125—130. Seine herrliche Grabstele, jetzt im Louvre, ist von BÉNÉDITE, La stèle dite du roi Serpent, Fondation Piot XII. 1905, vortrefflich publiziert. Wie SETHE S. 29 bemerkt, hat derselbe Beamte unter Chent und Ẕet und auch noch unter Usaphais funktioniert (R. T. II 16, 121 ff.; I 19, 10; 20, 12—19; II 17, 132), so daß sie nicht allzulange regiert haben können. Grab des Ẕet (oder wenigstens aus seiner Zeit) in Nezlet Batran, 2½ Kilometer südlich von Gize: DARESSY, Ann. du serv. VI, 99 ff.

212. König Usaphais, mit dem Horusnamen Ṭen, erscheint in allen Listen an fünfter Stelle. Von ihm sind uns außer dem Grabe, das durch einen Granitfußboden ausgezeichnet und auch sonst weit ansehnlicher ist als die seiner Vorgänger und nächsten Nachfolger, in Abydos zahlreiche Überreste erhalten. Darunter befindet sich eine Jahrtafel, die den König im Kriegshelm darstellt, wie er mit der Keule einen Asiaten im Berglande niederschmettert. Vor ihm steht

die Wolfsstandarte des Upuaut, daneben die Beischrift „das erste Mal des Schlagens der Ostvölker“. Die Szene spielt wohl auf der Sinaihalbinsel, wo sich aus den folgenden Jahrhunderten so manche Felstafel mit ähnlichen Darstellungen erhalten hat. Vermutlich sind hier die Kupfergruben von Wadi Maghara, die auch reichen Ertrag an Grünstein (Malachit, aegyptisch Mafkat) boten und daher als „Treppen [Terrasse] des Malachit“, chetiu Mafkat, bezeichnet werden, schon lange vor ihm von den Aegyptern besetzt gewesen (§ 171). Unter einem anderen König, vielleicht seinem Nachfolger Miebis, erwähnt die Chronik des Palermosteins „die Niederschlagung der Antiu“, der Trogodyten der östlichen Bergländer (§ 165). Miebis (Horus ʿAnẕ-jeb) scheint durch den Einfluß seiner Mutter Meritneit auf den Thron gekommen zu sein, die neben Usaphais ein großes Grab hat, mit einer Grabstele wie die Könige. Der nächste Herrscher (Horus Smer-chet), dessen Eigenname wahrscheinlich dem manethonischen Namen Semempses entspricht, hat den Namen des Miebis und der Meritneit auf Steingefäßen und Weinkrügen getilgt. Von ihm stammt die erste der auf der Sinaihalbinsel erhaltenen Siegestafeln; vor dem dreimal abgebildeten König, der den Asiaten niederschlägt, steht der „Graf General“ in gewöhnlicher aegyptischer Tracht, einen großen Kriegsbogen in der Hand. — Der nächste Herrscher Sen (Senmu?, Horus Qaʿ) hat dann wieder den Namen seines Vorgängers mehrfach tilgen lassen. Der Name des Sen erscheint in keiner Königsliste, sondern statt dessen ein König Qebḥu, von dem wir kein Denkmal besitzen. Manetho hat auch diesen übergangen; den nächsten König Beunuter = Ubienthis bezeichnet er als den letzten König der ersten Dynastie. Denkmäler besitzen wir auch von ihm nicht, und in Abydos scheint er so wenig wie Qebḥu ein Grab gehabt zu haben. — Insgesamt werden diese Könige, von Menes an, etwa 200 Jahre (ca. 3300—3100) über Aegypten geherrscht haben.

Usaphais: R. T. I 5, 8—12; 10, 11—14; 11, 3—11. 14—17; 12, 4. 7; 14—16; 24 f.; II 7; 17—20; Abydos I 11, 8. ÄZ. 35, 3 = Amé-

lineau, Nouv. fouilles I pl. 42. Siegestafel: Amélineau I. pl. 33. Spiegelberg, ÄZ. 35, 8. Vgl. Weill, Sphinx VIII 181. Die Bedenken Weills, Rec. 29, 26 ff., gegen die Lesung der Zeichen als Eigenname des Königs (aus denen die spätere Schreibung des Namens entstellt ist) scheinen mir unbegründet. Im übrigen hat er die Richtigkeit der von Petrie und Sethe angenommenen Königsfolge weiter erwiesen, speziell p. 51 f. Daß Meritneit nicht ein König ist, wie Petrie annahm, sondern seine Gemahlin, ist mehrfach bemerkt worden. — Miebis R. T. I 5, 9. 11. 12; 6; 11, 13; 26 f.; 34; II 46, 7; 47, 31; 48, 102. Amélineau II 21, 4. Nach Sethes Vermutung ist er der König mit der langen Regierung in Zl. 3 des Palermosteins. — Semempses: R. T. I 7; 11, 18; 12, 1 = 17, 26; 28 f.; 36; II 8, 5; 55. Abydos I 5, 2—4. 11, 9. Siegestafel in Wadi Maghara: Weill, Rev. arch. 4. sér., II 1903, 230 = Weill, Rec. des inscr. égypt. du Sinai p. 97. Petrie, Researches in Sinai, Abb. 45—47. — Sen: R. T. I 8 f.; 11, 12; 12, 2. 5. 12 (= 17, 30); 29; 30; 36; II 8; 12, 5. 6. Abydos I 11, 11. — Das Setfest haben gefeiert: Usaphais R. T. I 11, 5 = 14, 12; Semempses I 7, 5—8; Sen I 8, 6—8, und der König von Zl. 3 des Palermosteins, d. i. vielleicht Miebis. Dasselbe ist zwar ein dreißigjähriges Jubiläum, aber es wurde keineswegs immer erst im 30. Regierungsjahre gefeiert und kann daher für chronologische Ansätze nur mit Vorsicht verwendet werden. Auf dem Stein von Palermo kamen auf die 1. Dynastie (Zl. 2. 3) etwa 210 Jahre, s. Aeg. Chronologie 197 ff. (Königsliste nebenstehend.)

Zweite Dynastie

213. An Stelle des Beunuter (Ubienthis), des letzten Königs der ersten Dynastie, nennt die Königstafel von Abydos den in den anderen aegyptischen Listen übergangenen Baẕau; und unter dem Namen Boethos erscheint dieser bei Manetho als Begründer der zweiten, gleichfalls thinitischen Dynastie. Offenbar hat es in dieser Zeit mancherlei Thronwirren und Prätendenten gegeben; die eine Liste hat dann den letzten Herrscher des alten, die andere den ersten des neuen Geschlechts allein berücksichtigt, während Manetho beide aufgenommen, dafür aber den Qebḥu übergangen hat. Baẕau wird sonst nur noch auf einem späteren Denkmal aus Gize, nördlich von Memphis, erwähnt, wo er einen Totenkult gehabt zu haben scheint. Über seine Nachfolger stimmen die aegyptischen Listen und

Königsliste der ersten Dynastie

(Vgl. Aegyptische Chronologie 124 ff.)

(T. = Turiner Papyrus, S. = Tafel von Sakkara, A. = Tafel von Abydos; für Manetho gebe ich nur die Zahlen des Africanus; Er. = Eratosthenes, dessen Liste nur 5 Könige der 1. Dynastie aufgenommen hat.)

Denkmäler	Aegyptische Königslisten	Manetho	
Skorpion			
Narmer		1. Dynastie 8 Thiniten	
Horus ʿAḥa, König Menes	Menes T. A.	1. Μήνης (= Er.)	62 J.
	Atoti I. T. A.	2. Ἄθωθις (= Er.)	57 „
„ Chent (König Ka ?)	Atoti II. T. A.	. Ἀθώθης II. Er.	
„ Ẕet —	Atoti III. T. A.	. . . .	.
	. . . .	3. Κενκένης	31 „
	. . . .	4. Οὐενέφης	23 „
„ Ṭen, König Usaphais	Usaphais T. A.	5. Οὐσαφάις	20 „
„ ʿAnẕ-jeb, König Miebis	Miebis T. S. A. (Alter 70 J.)	6. Μιεβίς (= Er.)	26 „
„ Semer-chet, König Semempses (?)	Semempses (?) T. A. (Alter 72 J.)	7. Σεμέμψης (= Er.)	18 „
„ Qaʿ, König Sen (Senmu ?)	Qebḥu T. S. A. (Alter 63 J.	. . . .	.
	Beunuter T. S. (Alter 95 J.)	8. Οὐβίενθις (bei Africanus verschrieben Βιηνεχής)	26 „
		„Summa	253 J.“
		[richtig	263 „]

(In the original, a brace groups Atoti I.–III. and the two following dotted lines; a brace joins Chent and Ẕet; a brace joins Qebḥu and Beunuter.)

Manetho im wesentlichen überein; dagegen ist es bis jetzt völlig unmöglich, die Königsnamen, die auf den noch ziemlich sporadischen Denkmälern dieser Zeit vorkommen, mit ihnen irgendwie in Einklang zu bringen; nur der dritte König, Binothris, kehrt überall wieder. An Denkmälern besitzen wir von ihm nur ein paar Scherben aus dem Grabe eines seiner Nachfolger in Abydos. Aber von seinen Annalen ist in der Chronik des Palermosteins ein großes Stück erhalten, das freilich nur von Steuererhebungen, Festen u. ä. berichtet; ebenso von zwei späteren Regierungen. Danach scheinen unter diesen Herrschern friedliche Zustände geherrscht zu haben, bei denen ein Jahr wie das andere nach den festen Regeln der Staats- und Kultusordnung verlief. Spuren der Gräber des Binothris und seiner beiden Vorgänger sind bei Memphis erhalten; dagegen hat sich von ihnen in Abydos kein Grab gefunden, ebensowenig von einem König Perenmaʿat mit dem Vornamen Sechemjeb, dessen Name in Siegelabdrücken auf dem Verschluß von Weinkrügen in einem alten Fort bei Abydos und im Grab seines Nachfolgers mehrfach vorkommt. Dieser Nachfolger Perjebsen nennt sich niemals Horus, hat auch keinen Horusnamen; statt dessen steht über dem seinen Namen umschließenden Portal das Tier des Sêth. Haben wir es hier etwa mit einer Reaktion gegen die Horuskönige und zugleich gegen die Verschiebung des Schwerpunkts des Reichs nach Memphis zu tun, die sich auf den oberaegyptischen Gott Sêth stützt und den König als dessen Inkarnation betrachtet? Perjebsen hat sich wieder ein Grab in Abydos gebaut, eine recht einfache Anlage mit einer Kammer von Ziegeln seitwärts von den Gräbern der ersten Dynastie; auch seine beiden Grabstelen, beide mit der Aufschrift „Sêth Perjebsen“, sind erhalten. Doch hat er über ganz Aegypten geherrscht; nicht nur führt er den Titel śuteni biti und „Herr der beiden Kronen“, sondern sein Totendienst besteht in Sakkara bei Memphis noch unter der vierten Dynastie, verbunden mit dem des Königs Sethenes (Senṭi), des 5. Königs der Listen, der wahrscheinlich sein Nachfolger gewesen ist.

Auf der Schulter der archaischen knieenden Statue eines hohen Beamten (in Kairo, Grébaut, Le musée égyptien I, pl. 12. 13. de Morgan, Rech. II pl. IV, p. 293. Capart p. 251) sind die drei Horusnamen Ḥotepsechemui, Nebreʿ und Nuteren (d. i. Binothris) genannt. In derselben Folge erscheinen sie auf Gefäßscherben im Grab des Perjebsen in Abydos R. T. II 8, 8—13. Siegel von Weinkrügen der beiden ersteren (die also aus ihrem zerstörten Grabe stammen) in einem Grab bei der Unaspyramide: Maspero, Ann. du serv. III 182 ff. Ob der Horus Ḥotepsechemui mit dem König Bazau identisch ist, dessen Namen eine späte von Reissner gefundene Inschrift aus Gize neben denen der Könige der 4. Dynastie nennt, ist nicht zu entscheiden. Horus Nuteren (auch auf dem Palermostein Zl. 4) ist wohl sicher = Binothris (Benuteru), dem dritten König der Listen. — Daß Horus Sechemjeb nicht mit König Perjebsen identisch, sondern sein Vorgänger ist, hat Weill, Rec. XXIX 5 ff. gezeigt. Horus Sechemjeb, mit dem Eigennamen Perenmaʿat: R. T. II 21, 164—172. Abydos III, pl. 9, 3. Siegel bei Petrie, Hist. I^2 24 = Weill p. 7. Sêth Perjebsen: R. T. II 21, 173—177. 22, 178—190; 31. Garstang, Bet Khallaf X 8; mit Königstitulatur (aber ohne Horus) R. T. I 4, 7. 29, 87 f. II 22, 190. Mit Senṭi (= Sethenes) im Grabe des Šeri in Sakkara: Mariette, Mastabas 92 f. Lepsius, Auswahl 9. Senṭi auch im medizin. Pap. Brugsch, Recueil des Inscr. pl. 99 (nach Usaphais) und auf der späten Berliner Bronze 8433.

214. Während in Hierakonpolis Denkmäler von den Nachfolgern des Narmer aus der ganzen ersten und der ersten Hälfte der zweiten Dynastie nicht vorkommen, haben sich hier mehrere Monumente eines Königs mit dem Horusnamen Chaʿsechem erhalten: zwei sitzende Statuetten von Schiefer und Kalkstein, mit langem Königsmantel und der Krone des Südreichs, Steingefäße und Bruchstücke von Stelen. Mit Ausnahme einer Stele, die sich auf einen Sieg über die Nubier bezieht, sind sie alle zur Verherrlichung seiner Siege über die Rebellen des Nordlandes in die alte Königsstadt geweiht. Haufen von nackten Toten liegen zu Füßen seines Throns, nach der Beischrift der einen Statue 47 209, nach der anderen 48 205 — man sieht, auf Zahlen kam es ihm so wenig an wie Narmer (§ 208). Auf den Vasen vereinigt ihm die Geiergöttin von Elkab die symbolischen Pflanzen der beiden Lande; die Beischrift lautet: „Jahr der Besiegung der Rebellen des Nordlandes.“ So bestätigen diese Denkmäler, daß die Reichseinheit

zeitweilig zerrissen war; und wenn Chaʿsechem das Nordland wieder unterworfen hat, mögen bald neue Empörungen gefolgt sein. Dadurch werden sich die Differenzen zwischen den Königsnamen der Listen und der Monumente zum Teil erklären. — Da uns Chaʿsechems Eigenname nicht bekannt ist, können wir ihn mit keinem Herrscher der Listen identifizieren; nach der Form des Horusnamens und dem Stil der Denkmäler gehört er dem Ende der zweiten Dynastie an. An anderen Stellen Aegyptens hat sich bisher keine Spur von ihm gefunden.

Die Denkmäler: Hierakonpolis pl. 36—41. 58 [auf dieser Stele sind die Feinde wie bei Narmer durch ein Landstück mit Kopf dargestellt und durch den Bogen chent als Nubier bezeichnet]. Die Statuen auch bei Capart p. 258, fälschlich dem Chaʿsechemui zugeschrieben. — Ob die von einem Siegelring, den die Geiergöttin auf den Vasen trägt, umschlossenen Buchstaben bš den Eigennamen des Königs bezeichnen, ist fraglich; im übrigen kann der Horusname Chaʿsechem unmöglich von Ḥotepsechemui, Sechemjeb, Chaʿsechemui, d. i. den anderen Königen der 2. Dynastie, getrennt werden.

215. Im Turiner Papyrus sind von den letzten vier Königen der Dynastie auch die Regierungszahlen und das Lebensalter erhalten; danach haben sie kein hohes Alter erreicht. Aus den Denkmälern ist keiner von ihnen bekannt; statt dessen lernen wir einen Horus Chaʿsechemui kennen, dessen Eigenname nicht sicher lesbar ist. In der Liste der Jahrnamen des Palermosteins ist unter einem der letzten Könige der Dynastie sein Geburtsjahr verzeichnet; er muß mithin ein legitimer Thronerbe gewesen sein. Er ist der einzige Pharao, der ständig den Doppeltitel „Horus und Sêth“ führt; in ihm ist also die Macht des Sêth Perjebsen (§ 213) mit der der Horusverehrer vereinigt. Mit Perjebsen berührt er sich auch darin, daß er außer diesem der einzige König dieser Dynastie ist, der sich in Abydos ein Grab angelegt hat, jenseits der älteren Königsgräber, und zwar zum ersten Male eine Grabkammer aus Stein, die von den aus Ziegeln erbauten Grabzellen der Hofbeamten umgeben ist. Auch eine Königsburg

hat er hier gebaut; und in Hierakonpolis haben sich große Bruchstücke einer steinernen Türeinfassung mit seinem Namen und einer (nicht lesbaren) Liste besiegter Völker gefunden. — Seine Gemahlin Nemaʿatḥapi ist die Mutter des Königs Ẕoser gewesen, mit dem der Turiner Papyrus zum ersten Male einen Einschnitt macht und eine neue Dynastie beginnt, die der dritten, aus Memphis stammenden, Manethos entspricht. Wie es aber zu erklären ist, daß im Papyrus (und ebenso in der Tafel von Abydos) als letzter König der alten Linie ein König Nebka erscheint (mit 19 vollen Jahren und ohne Angabe seines Lebensalters), ist völlig unklar. Bei Manetho ist er nicht genannt, statt dessen aber als erster König der dritten Dynastie und Vorgänger Ẕosers ein König Necherophes; sollte dieser dem Chaʿsechemui entsprechen und Nebka der letzte Repräsentant einer älteren Linie sein? Jedenfalls sehen wir, daß es an Thronwirren und Kämpfen nicht gefehlt haben kann; erst Ẕoser mag die Einheit des Reichs wiederhergestellt und zugleich mit den alten Traditionen der Thiniten definitiv gebrochen haben (um 2900 v. Chr.).

Denkmäler Chaʿsechemuis (sein Eigenname wird etwa Neterui (?)-wonef-ḥotep geschrieben): R. T. II 9. 23 f. Hierakonpolis pl. 2. 23. 59, 8. Abydos III 9, 8. Königsburg: Petrie, Abydos II p. 3. Nemaʿ-atḥapi heißt unter ihm „Mutter der Königskinder“ R. T. II 24, 210, unter Zoser „Königsmutter“ Garstang Bet Khallaf 10, 7. Sie hat einen Grabkult bei Memphis, auf den Snofru dem Meten eine Anweisung gegeben hat: LD. II 6. — Der durch Denkmäler bekannte König Nebka ist wohl der König der 3. Dynastie (§ 231). — Nach dem Palermostein kommen auf Zl. 4. 5. = Dynastie 2 (vielleicht mit Einschluß des Anfangs der 3. Dynastie) etwa 240 Jahre, nach dem Turiner Papyrus auf die ersten 18 Könige bis auf Ẕoser (exkl.) etwa 420 Jahre (= ca. 3315—2895 v. Chr.), gegenüber 565 Jahren bei Manetho. (Königsliste umstehend.)

Königsliste der zweiten Dynastie

(Vgl. § 212 A.)

Denkmäler	Aegyptische Königslisten	Manetho	
		2. Dynastie 9 Thiniten	
Ḥorus Ḥotepsechemui	Bazau A., fehlt T. S.	1. Βοηθός	38 J.
„ Nebreʿ	Kekau T. S. A. (Alter nicht angegeben)	2. Κεχῶυς	39 „
„ Nuteren	Benuteren T. S. A. (Alter 95 J.)	3. Βίνωθρις	47 „
„ Sechemjeb König Perenmaʿat	Uznas T. S. A. (Alter 70 J.)	4. Τλάς	17 „
Sêth Perjebsen .	. . . .	. . . .	
König Senṭi . .	Senṭi T. S. A. (Alter verloren)	5. Σεθένης	41 „
„ Chaʿsechem	. . . .	6. Χαίρης	17 „
	Neferkerêʿ I. T. S. (Alter 70 J.)	7. Νεφερχέρης	25 „
	Neferkesokar T. S. (reg. 8 J. 3 M. x T., Alter 20 + x J.) .	8. Σέσωχρις	48 „
	Ḥuzefa T. S. („ 11 „ 8 „ 4 „ , „ 34 „)	9. Χενερής	30 „
	Zazai T. S. A. („ 27 „ 2 „ 1 „ , „ 40 „)		
„ Chaʿsechemui	Nebka T. A. („ 19 „ – „ – „ , „ ausgel.)		
		Summa	302 J.
		3. Dynastie 9 Memphiten	
	. . . . , ...	1. Νεχερωφής (u. var.)	28 J.
„ Neterchet König Zoser . . .	Zoser T. S. A. 19 J., Anfang einer neuen Dynastie .	2. Τόσορθος	29 „

Kultur der Thinitenzeit. Die Kunst

216. Über vierhundert Jahre (etwa 3300—2900) haben die Herrscherhäuser aus Thinis auf dem Thron des Horus gesessen. Wenn sich von ihrer Geschichte nur einzelne Momente erkennen lassen, so treten dafür die Kultur und die Zustände des Reichs greifbar genug hervor. Die Denkmäler haben die überraschende Tatsache enthüllt, daß die bei allen Wandlungen der Folgezeit unverändert gebliebenen Grundformen der aegyptischen Kultur und des aegyptischen Staats größtenteils schon unter den ersten Königen der ersten Dynastie ihre spätere Gestalt erhalten haben. Es ist bereits erwähnt, daß unter König Chent (§ 211) die ältere Tracht und der ältere, auf den ersten Blick fast unaegyptisch erscheinende Stil den von da an herrschenden Formen Platz macht. Besonders deutlich tritt das an einem an der Leiche seiner Gemahlin gefundenen Armband hervor: die Horusfiguren von Türkis, der nicht umgearbeitet werden konnte, zeigen nach alter Weise einen hockenden Falken, die von Gold einen aufgerichteten und stilisierten. In derselben Weise werden die Figuren durchweg schlanker, und die Gesetze für die Umrißzeichnungen sind festgesetzt — z. B. müssen Kopf und Beine im Profil gezeichnet werden, während Augen und Brust von vorn gesehen werden, eine korrekt gezeichnete Figur soll nach rechts sehen, ein vorgestreckter Arm oder Bein immer der vom Beschauer abgewandte sein, u. a. Trotz des unverkennbaren Archaismus sieht z. B. Usaphais auf seinen Elfenbeintafeln schon ganz aus wie die späteren Königsbilder. Gleichzeitig wird die alte Haar- und Barttracht aufgegeben und der Kopf glatt rasiert. Der König und die vornehme Welt tragen fortan eine Perücke — künstliche Haarlocken haben sich im Grabe des Chent gefunden — und einen wie es scheint künstlichen Spitzbart am Kinn (§ 167); bei den Bauern dagegen hat sich die alte Tracht noch lange erhalten. Ebenso kommen die Schminksteine jetzt außer Ge-

brauch, wenngleich das Schminken der Augen beibehalten wird.

Der Schmuck aus dem Grabe des Chent: R. T. II 1. Locken: Abydos I 4 (ebenso z. B. in Berlin). Bild des Chent auf dem Siegel R. T. II 15, 108, des Usaphais R. T. I 10, 13. 14 und auf der Siegestafel § 212. — Eine weitere Entwicklung hat natürlich überall stattgefunden; aber im allgemeinen zeigt sich, daß wir auf diesem Gebiet früher zu viel postuliert und konstruiert haben, und vieles, was man noch vor wenigen Jahren für ganz spät hielt, erweist sich jetzt als uralt.

217. Trotz dieser Regeln kann von einer Erstarrung keine Rede sein; vielmehr herrscht in den Überresten der alten Zeit ein reges Leben, dem man die Freude anmerkt über das, was man leisten und schaffen kann. Während in der Masse des Volks noch der ältere Stil fortlebt und die aus den gewöhnlichen Gräbern stammenden Fundstücke noch lange den Charakter der „vorgeschichtlichen“ Objekte bewahren, schreitet die Entwicklung am Hof ständig weiter und dringt vom König zunächst zu den Magnaten, und dann langsam weiter in die tieferen Schichten (vgl. § 173). So erklärt sich das Sprunghafte, das in den Funden oft die deutlich erkennbare Kontinuität der Entwicklung zu durchbrechen scheint: unter einem mächtigen Herrscher wird zum ersten Male eine Neuerung versucht, aber seine Nachfolger haben nicht die Mittel oder das Interesse sie festzuhalten, bis dann ein späterer das alte Vorbild wieder aufnimmt und aufs neue darüber hinausgeht. — Am anschaulichsten tritt das in den Gräbern hervor. Weitaus die meisten Aegypter sind unter den ersten Dynastien noch in den alten einfachen Erdgräbern beigesetzt, oft unter großen Tondeckeln geborgen; in besseren Gräbern wird der Schacht mit Luftziegeln ausgemauert. Aber die Hofbeamten liegen in gemauerten Zellen rings um ihren Herrn, und dieser hat bereits eine große Grabkammer. Gleich zu Anfang tritt uns imposant das Grab des Menes in Negade entgegen: ein freistehender Bau, dessen Kammern von einem massiven Ziegelwall umschlossen sind, der außen mit Nach-

bildungen der Portale des Königspalastes dekoriert ist. Die Gräber von Abydos dagegen zeigen viel einfachere Formen; sie sind zunächst nur große, in die Erde gemauerte, mit Nischen ausgestattete Grabkammern, die mit Holz ausgelegt und mit großen Balken überdeckt sind; darüber ist ein Grabhügel aus Wüstensand aufgetürmt. Bei Usaphais findet sich zum ersten Male ein Steinpflaster von Granit und eine in die Kammer hinabführende Treppe; und diese hat sich bei seinen Nachfolgern aus der ersten Dynastie erhalten, während Stein Jahrhunderte lang nicht wieder verwendet wird. Perjebsen hat dann wieder ein ganz einfaches Grab. Dagegen bezeichnet Chaʿsechemui einen wesentlichen Fortschritt: er hat sich eine Kammer von Stein gebaut, die von Korridoren mit Nischen aus Ziegeln für seine Hofleute umgeben ist. Dem entsprechen seine Steintüren in Hierakonpolis (§ 215); auch der Palermostein erwähnt in dieser Zeit (Zl. 5, 2) die Errichtung eines Steinbaus. Aber Epoche hat erst die Regierung Ẕosers gemacht: hier wird der freistehende Ziegelbau des Menes mit der unterirdischen Grabkammer von Abydos durch eine große Treppe verbunden und bildet unter der dritten Dynastie den Typus der vornehmen Privatgräber, während der König sich ein gewaltiges Steingrab auftürmte, aus dem sich die Form der Pyramide entwickelt (§ 230). — In dieser Folge der Grabformen lernen wir zugleich die Fortschritte der Architektur kennen. Die ältere Zeit ist noch ganz vom Ziegel- und Holzbau beherrscht, und Bewunderung erregen die gewaltigen, zum Teil wohl schon aus Syrien bezogenen, Holzbalken, die, von Pfeilern gestützt, die großen Kammern überspannten und die Massen des Sands trugen. Unter der dritten Dynastie finden wir bei den Treppen und Gängen auch die Anfänge des Bogenbaus. Die Steinarchitektur dagegen, die für unsere Vorstellung mit aegyptischen Bauten untrennbar verbunden scheint, hat sich erst ganz langsam, ja zaghaft entwickelt. Befördert wird sie dadurch, daß das Holz selten und der Lehm meist schlecht ist; aber sie setzt eine viel größere Anspannung von Menschenkräften voraus, und legt

daher zugleich für die steigende Entwicklung der staatlichen Organisation Zeugnis ab.

Für Negade: Borchardt und Dörpfeld, ÄZ. 36, 87 ff.; für Abydcs: Petrie, Royal Tombs; für die 3. Dynastie Garstang, Mahâsna and Bêt Khallâf, und vor allem Garstang, Tombs of the third dynasty.

218. In den Gräbern alten Stils und den Volksgräbern findet sich keine Inschrift. Am Hof dagegen ist es seit Menes Brauch, „den Namen des Toten lebendig zu machen“ und dadurch seine persönliche Fortexistenz des weiteren zu sichern, indem man ihn auf eine Steintafel schreibt. Das gilt zunächst vom König selbst, der sich zugleich eine große Zahl von Dienern für seinen Geist (ka) bestellt, die ihm in regelmäßigem Kultus Totenopfer bringen. Aber auch seine Umgebung will er im Jenseits um sich haben, und so wird diese neben ihm bestattet und auch ihr die Fortdauer ihres Namens gesichert. So sind offenbar von jetzt an die für den König bestimmten Riten auch bei ihrer Bestattung vollzogen und die zugehörigen Zaubertexte (§ 205) von dem dazu bestellten „Rezitator“ (chriḥeb) verlesen worden. Aber während die Grabstelen der Könige sauber ausgeführt werden und vor allem die des Königs Ẕet (auch die der Königin Meritneit) ein bewunderungswürdiges Beispiel alter Steinhauerarbeit und Hieroglyphenzeichnung bildet, erhalten die Beamten und die Frauen des Harems nur ganz rohe kleine Kalksteinplatten mit rasch und schlecht gemeißelten, oft auch nur eingeritzten Hieroglyphen; so wird der Unterschied der Stellung wie im Diesseits so auch im Jenseits charakteristisch zum Ausdruck gebracht. Wo ein kleines Bild des Toten darauf angebracht ist, ist es eben so roh gezeichnet; nur bei den Zwergen und Hunden — denn auch diese werden unsterblich gemacht — sind wenigstens die Umrisse charakteristisch gebildet. Auch die sehr verschiedene Ausführung der Inschriften und Zeichnungen auf den Steingefäßen, Siegelzylindern, Platten von Elfenbein und Ebenholz zeigt, daß die Kunst und der Künstler

noch etwas Rares und Kostbares war, das man nicht leichtfertig verschwenden durfte. Was aber die Künstler der ersten Dynastie zu leisten vermochten, zeigen mehrere kleine, aus Elfenbein geschnitzte Figuren, so vor allem eine kleine Königsstatuette, die den betagten Herrscher mit einem Realismus und, trotz mancher Fehler (z. B. dem viel zu groß geratenen Ohr), mit einer Naturtreue darstellt, wie man später den Gott in Königsgestalt nicht mehr gebildet hat. Auch andere kleine Elfenbeinfiguren von Frauen und Kindern zeigen denselben Stil. Daran reihen sich die sonstigen Arbeiten der Kleinkunst, die prächtigen Schnitzereien der Möbel und Schmuckkästen von Elfenbein, der Frauenschmuck aus dem Grabe des Chent (§ 216), die Steinwerkzeuge, die mit bewunderungswürdiger Technik gearbeiteten Gefäße aus hartem Stein und Alabaster. Auch Gefäße und Figuren von buntem glasiertem Ton (Fayence) vermag man schon herzustellen. Weit schwieriger und mühseliger sind größere Skulpturen aus Stein, zu deren Herstellung nur Steinwerkzeuge und Sand zu Gebote standen. Unter der zweiten Dynastie, bei den kleinen Statuen des Chaᶜsechem aus Kalkstein und Schiefer (§ 214), ist man auch dieser Schwierigkeiten schon Herr geworden; die Haltung der sitzenden Figuren ist allerdings sehr steif und keineswegs fehlerfrei, aber die Modellierung des jugendlichen ernsten Gesichts, das deutlich Porträtzüge hat, sehr gut gelungen. Um so unbeholfener sind dagegen noch die ersten Versuche ausgefallen, auch das härteste Gestein für Statuen zu verwerten, z. B. die kleine knieende Statue eines Beamten, auf dessen Schulter die Namen der ersten drei Könige der zweiten Dynastie stehen (§ 213 A.).

Grabstelen von Zwergen: Royal Tombs I 35, 36. 37. II 28, 58 (Capart p. 247). Abydos I 4, 11. Königsstatuette: Abydos II 2. 13. Capart p. 154 [die Wiedergabe ist, wie das Original im British Museum zeigt, sehr unzureichend und durch die künstlichen Beleuchtungseffekte irreführend]; vgl. die übrigen Elfenbeinfiguren aus dem ältesten Tempel in Abydos II. Ein auffallend derbes Modell eines Königskopfs wahrscheinlich aus dieser Zeit bei Petrie, Migrations, J. of the Anthropological Institute XXXVI, 1906, pl. XIX. Eine primi-

tive knieende Kalksteinstatue eines Beamten (noch mit Bart): Hierakonpolis pl. 1; 2, 1 (Capart p. 249); ferner 57; gleichartig unbeholfen sind dann in Granit außer der angeführten die des Meten (Anfang der 4. Dynastie) u. a.

Der Staat. Königtum und Verwaltung

219. Den Mittelpunkt Aegyptens bildet das Königtum. Die Titulatur, der Doppelname als „Horus“ und als „König der beiden Lande“, Ornat und Hofzeremoniell sind unter den Thiniten völlig ausgebildet und gewiß nur eine Erweiterung der Formen des oberaegyptischen Reichs. Der König, die Inkarnation des Horus und zugleich des Horus und Sêth (§ 199), gesäugt von der löwenköpfigen Sechmet und selbst ein Löwe (Sphinx), der die Völker mit seinen Tatzen niederschlägt — daher trägt er den Löwenschwanz (§ 167) —, ist ein lebendiger Gott in Menschengestalt, der mit den Göttern wie mit seinesgleichen verkehrt. Wie diese ist er Herr über Leben und Tod; und wie frei er nach jeder Richtung über seine Untertanen verfügen kann, zeigt eine der Zauberformeln in der Pyramide des Unas, die dem toten Herrscher den Gebrauch aller seiner Gliedmaßen wieder verschaffen soll: „da nimmt er die Weiber ihren Gatten weg, wohin er will, wenn sein Herz die Lust ergreift“ (Zl. 629). So hat es der lebende König auch gehalten, mochte auch die tatsächlich dennoch vorhandene Gebundenheit seiner Lust namentlich den Magnaten gegenüber manche Schranken auferlegen. Man naht ihm mit Zittern und geheimnisvoller Scheu wie einem Götterbilde, man küßt den Staub zu seinen Füßen — nur besonders Begnadete, die sich dann in Grabinschriften des Alten Reichs dessen rühmen, dispensiert er wohl davon und gestattet ihnen, seine Kniee zu küssen —, man bringt ihm Geschenke und sucht ihn gnädig zu stimmen: als „der Gott“ wird er immer bezeichnet, und die Nennung seines Namens vermieden; früh ist der Ausdruck „das große Haus“ (par῾o, Pharao) dafür gebräuchlich geworden.

Die Säugung durch Sechmet, der Verkehr mit den Göttern, der Königslöwe u. a. sind in den Reliefs des Newoserrê' (Dynastie 5) dargestellt, aber ihrem Ursprung nach durchweg viel älter; so findet sich z. B. die Darstellung des Seṭfestes in abgekürzter Form schon auf den Jahrtafeln der 1. Dynastie, die Niederschmetterung der Fremdvölker in den Siegestafeln von der Sinaihalbinsel.

220. Aber wenn der Herrscher ein Gott ist, ist auch er wie die Götter gebunden durch das Zeremoniell, das seine Beziehungen zu den Untertanen regelt, und durch die Institution selbst, die sich in ihm verkörpert. Seine Aufgabe ist, dem Staate Macht und Sieg, seinen Bewohnern Sicherheit und Gedeihen zu verschaffen, die Rechtsordnung der Ma'at aufrecht zu erhalten; wie der Staat für ihn, so ist er für den Staat da. Eben hier bildet, ganz abgesehen von dem auch in Aegypten in regelmäßigen Abständen stetig wiederkehrenden Notbehelf der Rebellion und Usurpation (vgl. § 28), gerade die Göttlichkeit, die seiner Stellung die höchste Weihe gibt, zugleich eine feste Schranke für das Königtum: würde der Herrscher sich der genauen Befolgung der ihm vorgeschriebenen Satzungen entziehen, so wäre er kein Gott mehr; die Götter würden ihn nicht anerkennen, die Menschen ihm nicht gehorchen. So ist der König wie in seiner äußeren Erscheinung so in all seinen Handlungen an ein festes Ritual gebunden. Gleich bei der Thronbesteigung vollzieht er die „Vereinigung der beiden Lande“, dargestellt durch die Verschlingung ihrer symbolischen Pflanzen, und den „Umlauf um die Mauer“. In bestimmten Jahren „erscheint“ er, wie die Götter bei der Prozession, bald als König des Südens, bald als der des Nordens, bald mit beiden Kronen. Mit besonderem Pomp wird das Seṭfest begangen, ein dreißigjähriges Jubiläum, das indessen keineswegs immer an die Thronbesteigung anknüpft, sondern oft schon vor das 30. Regierungsjahr fällt (vgl. § 212 A.). Mit ihm beginnt seine Regierung gewissermaßen zum zweiten Male. Es scheint daher, daß in diesem uralten Fest eine ursprüngliche Befristung des Königtums auf eine bestimmte Zeitdauer fortlebt, die wir auch bei anderen Völkern finden, und die

nach griechischen Berichten ähnlich bei dem Apisstier vorkam, den die Priester getötet haben sollen, wenn er das 25. Jahr nach seiner Inthronisation überlebte. Beim Seṭfest werden auf hoher Estrade, zu der zwei Treppen hinaufführen, zwei Thronsessel unter Baldachinen errichtet; zu ihnen steigt der König hinan, zu dem einen mit der weißen, zu dem anderen mit der roten Krone, Hirtenstab und Geißel in den Händen, in einem seltsamen kurzen Leibrock; die Priester leiten die Feier, der Hofstaat und die Götterstandarten schauen zu, ebenso die Königskinder, die in Sänften herbeigetragen werden. Außerdem hat der König zahlreiche große Götterfeste zu begehen. Die erste Stelle nimmt noch immer das Fest des Königsgottes Horus, die „Horusverehrung“ ein, die unter den Thiniten regelmäßig in jedem zweiten Jahre gefeiert wird; nur unter einem Könige der ersten Dynastie, vielleicht Miebis (Palermostein Zl. 3), ist sie auffallender Weise nie gefeiert worden (vgl. auch § 213 über Perjebsen). Daneben stehen die Feste der großen Hauptgötter beider Lande, die immer mehr zu Göttern des gesamten Aegyptens erwachsen, und daher zum Teil auch neue Tempel erhalten, die wie der Königspalast durchweg als Fachwerkbauten von Schlammziegeln und Holz zu denken sind. Solche Feste sind das der Neit von Sais, des Sokar von Memphis, der Geburtstag des Minu, des Anubis, des Upuaut und der verwandten Wolfsgötter, der Katzengöttin Mafṭet und anderer zum Teil unbekannter Gottheiten, ferner das „Herumlaufen des Apisstiers“, das „Schießen des Nilpferdes“, das Ẕetfest und viele andere. Manche dieser Feste werden unter denselben Regierungen mehrfach wiederholt. Andere Feste, wie das alte Bauernfest der Feldbestellung, des „Hackens des Erdbodens“ (§ 207), und das der Aufrichtung der Stabsäule des Osiris (§ 178), haben wir schon kennen gelernt. Mehrfach sucht der König die Hauptkultusstätten des Landes auf; seine Anwesenheit in verschiedenen Städten, wohl aus Anlaß großer Feste, wird in der Chronik des Palermosteins wiederholt erwähnt.

Die hier vorgetragene Erklärung der Bräuche des Setfestes hat inzwischen auch Petrie, Researches in Sinai 1906, p. 181 ff. aufgestellt; aber er hält es mit Unrecht für ein cyklisches Fest.

221. Jeder König baut sich eine neue Residenz, eine mit zinnengekrönter Mauer umgebene Stadt, in der sein Palast liegt; ihre Namen und Beamten werden auf den Jahrtafeln und Gefäßen sehr oft erwähnt. Die Vorbereitungen, die Abmessung des Platzes u. a. werden unter besonderen Zeremonien begangen. Wie es scheint, war es Vorschrift, daß mit dem Bau der neuen Residenz erst im vierten Jahre der Regierung begonnen werden durfte und daß ebenso im vierten Jahre nach dem Setfest eine neue Residenz gebaut wurde. Daher finden wir bei den Königen mit langer Regierung zwei solcher „Häuser“, d. h. Residenzen oder Paläste, erwähnt. Von der Gestalt des Palastes gibt das Portal auf der Grabstele des Zet (§ 211 A.) ein anschauliches Bild; er hat zwei neben einander liegende, von Cedergebälk umrahmte Tore, entsprechend den beiden Reichen, die der König beherrscht. Unter den ersten beiden Dynastien haben sie wohl meist im thinitischen Gau, bei Abydos, gelegen; daneben aber jedenfalls auch im Gebiet von Memphis (vgl. § 210). Vielleicht hängt die häufig vorkommende Erbauung von zwei Gräbern für denselben König (§ 210) mit solchen doppelten Residenzen zusammen; denn das Königsgrab liegt immer bei der Königsstadt. Die Sitte, daß jeder König seine eigene „Stadt“ hat, hat sich bis ans Ende des Alten Reichs erhalten und ist auch im Mittleren noch nicht ganz geschwunden; bei der Leichtigkeit, mit der Häuser, Paläste und Mauern aus Luftziegeln und Holzlatten errichtet werden, erforderte der Neubau keine allzu großen Kosten. — Von den Domänen des Königs sind uns fast nur die Weinpflanzungen bekannt, von denen die Weinkrüge für sein Grab geliefert wurden; doch ist kein Zweifel, daß auch sonst ein großer Grundbesitz sein eigen war, von dessen Erträgen der Hof mit seinen zahlreichen Beamten und Dienern ernährt wurde.

Die Residenz, bald als Festung, bald nur als Haus gezeichnet und immer mit einem ephemeren Namen benannt (nur das „Haus Qetḥotep" erscheint sowohl unter Chent, R. T. II 12, 3, wie unter Miebis I 6, 8), kennen wir bei den meisten Königen, von denen wir etwas mehr wissen: Naʿrmer, R. T. II 2, 4; Menes II 11, 1; Chent II 5, 2. 12, 3; Ẕet I 18, 4; Miebis I 6, 8 [eine andere vielleicht Abydos I 5, 1]; Qaʿ Sen I 8, 11 ff.; 9, 1 ff. II 8, 7; Ḥotepsechemui II 8, 8—10; Ẕoser Bet Khallaf 8, 2. Weiteres lehrt der Palermostein Vorders. 2, 7. 3, 6—8. 4, 2. 5, 11. 6, 4. Über das doppelte Portal Breasted, Anc. Chron. I 148 A. Mehrere solche alte Residenzen sind in den von Petrie, Abydos III, ausgegrabenen „Forts" erhalten. — Über die Weinpflanzungen der einzelnen Könige s. Weill, Rec. XXIX, 26 f.

222. Über die Verwaltung Aegyptens in dieser Zeit haben wir nur dürftige Kunde; unsere Hauptquelle sind die Siegel der Beamten, welche die Tonkrüge mit Wein und Lebensmitteln in den Königsgräbern versiegelt haben. Sie zeigen durchweg schon dieselben Titulaturen, die wir dann in überreicher Fülle in der Blütezeit des Alten Reichs von Memphis wiederfinden, und beweisen, daß bereits das Reich des Menes nicht etwa ein Adelsstaat, sondern ein Beamtenstaat gewesen ist. Wenn auch die Beamten meist aus vornehmen Familien hervorgegangen sein und die Ämter sich wie später oft genug vom Vater auf den Sohn fortgeerbt haben werden, so ist doch maßgebend für die Lebensstellung des Aegypters nicht die Abstammung, sondern die Gnade, die der König ihm erweist, d. h. seine Stellung in der Hofrangordnung; zu ihr gehört vor allem die große Klasse der semer, was wir etwa mit „Kammerherr" wiedergeben können, oft verbunden mit dem Titel „Geheimrat" (ḥri sešta); dazu kommen die „Bekannten des Königs", die „seinem Herzen nahestehen", „die den Gott (d. h. den König) jeden Tag preisen" u. a. Der höchste Rangtitel scheint ḥeti ʿo „der große Oberste" zu sein, den z. B. der „Heeroberst" des Semempses (§ 212) führt; auf Grund der Bedeutung, die der Titel seit der sechsten Dynastie gewonnen hat, können wir ihn am besten durch „Graf" wiedergeben. Unter den Verwaltungsbeamten begegnen uns namentlich die Chefs der Gauverwaltung (ʿaneẕ „Vogt", § 242), die

etwa unseren „Landräten" entsprechen; ferner die Vorsteher der „Königshäuser", d. h. der Magazine und Bureaux, die „königlichen Schreiber" u. ä. Noch im memphitischen Reich ist die ganze Verwaltung zweiteilig, nach den beiden Reichen, die wie in der Königstitulatur so auch in der Administration eigentlich nur durch eine Art Personalunion zu einer Einheit verbunden sind; das geht auf die Zeit des Menes zurück, und schon damals sind die beiden Schatzhäuser (§ 225 A.), die doppelten Magazine und Zeughäuser u. s. w. eingerichtet worden. An der Spitze dieser getrennten Verwaltung der beiden Reiche stehen vermutlich die beiden hohen Beamten, die nach den alten Königsstädten benannt sind, „der von Nechen" und „der von Pe". Nicht selten werden beide Stellungen von demselben Manne bekleidet: über der als alte Tradition fortlebenden Zweiteilung erwächst tatsächlich der Einheitsstaat. Das Oberhaupt der gesamten Verwaltung, der Vezir (zati), hat jedenfalls seit den ältesten Zeiten dem König zur Seite gestanden; er ist neben dem Sandalenträger auf den Denkmälern Naʿrmers abgebildet (§ 208 A.). Ihm zunächst stehen zwei Kanzler, die das Königssiegel führen und den Schatz verwalten, der „Kanzler des Gottes", d. h. des oberaegyptischen Königs, und der „Kanzler des biti", des Herrschers des Nordreichs.

Eine Geschichte der Verwaltung unter den ersten Dynastien auch nur in Umrissen zu zeichnen, gestattet unser Material nicht. Es ist lediglich Zufall, wenn gelegentlich dies oder jenes Amt vorkommt, und kein Zweifel, daß wir der Thinitenzeit viel mehr zuschreiben müssen, als sich nachweisen läßt. Auf die Zweiteilung des Reichs wird in den Pyramidentexten fortwährend angespielt. — Unter Sechemjeb findet sich, Royal Tombs II 21, 164, der Titel [Hieroglyphen] (Weill, Rec. XXIX 20), der offenbar dem später gebräuchlichen [Hieroglyphen] entspricht. — eri Nechen findet sich unter Usaphais, Royal Tombs I 14, 11, mit eri Pe zusammen unter Zoser Bet Khallaf 24, 7. Der Betreffende ist auch ḥe'ti ʿo, cherḥeb und semer, und den Titel ḥe'ti ʿo führt schon der General des Semempses. Den Titel rpʿti dagegen kann ich vor Dynastie 4 nicht nach-

weisen, obwohl er sehr alt sein muß, da er ständiger Titel des Gêb ist. Was er bedeutet, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß weder ḥeˁti ˁo noch rpˁti ursprünglich mit der Gauverwaltung oder mit dem Adel das geringste zu tun hat [ein Irrtum, der auch bei den tüchtigsten Aegyptologen unausrottbar zu sein scheint]. Beides sind vielmehr sehr hohe Hoftitel; und so mag Gêb, wenn er „rpˁti der Götter“ heißt, damit als derjenige Gott bezeichnet werden, der in der Hofhaltung des Götterkönigs die erste Stelle einnahm. — Zahlreiche Titel der 1. Dynastie enthält die Grabstele des Sabef aus der Zeit des Sen, R. T. I 30. 36, 48. — Zusammenstellung der aus der 3. Dynastie bekannten Titel von Sethe bei Garstang, Tombs of the third Eg. dynasty p. 63.

223. Eine feste Rechtsordnung mit geregeltem Prozeßverfahren und schriftlicher Fixierung der wichtigeren Anordnungen und Entscheidungen in Verwaltung und Rechtsprechung sind die Kennzeichen des Kulturstaats: beides ist im Thinitenreich vorhanden. Freilich ist von den Satzungen des Zivilrechts und Strafrechts, welche die Tradition auf die Götter zurückführt, nichts auf uns gekommen; aber es kann kein Zweifel sein, daß sie schon damals in Gesetzbüchern zusammengefaßt waren. Auch die großen Gerichtshöfe des Alten Reichs, deren Richter zugleich Priester der Rechtsgöttin Maˁat sind, haben gewiß schon unter den Thiniten bestanden. Die Verwaltung war durchweg schriftlich; eine Probe gibt die Verzeichnung der in jedem Jahr erreichten Höhe der Überschwemmung, die durch den uralten Nilmesser auf der Insel Roda unterhalb von Memphis ermittelt wurde; diese Zahlen sind uns auf dem Palermostein erhalten. Gerechnet wurde nach Königsjahren, die nach Ereignissen wie dem Feste der Thronbesteigung, des Horusdienstes, der Geburt des Anubis, dem Setfest u. a., nach Bauten, gelegentlich auch nach Kriegen einen offiziellen Namen erhielten (§ 160); unter der ersten Dynastie hat man die Jahre vom Thronbesteigungstage an gerechnet, unter der zweiten dagegen mit dem bürgerlichen Neujahr ein neues Königsjahr begonnen, eine sehr praktische Einrichtung, die aber unter den folgenden Königen nicht beibehalten ist. Aus den offiziellen Aufzeichnungen sind Reichsannalen entstanden, von denen uns auf dem Palermostein ein

Auszug erhalten ist. Auch in den großen Heiligtümern sind wohl ähnliche Annalen geführt worden.

„Die großen Todesstrafen, von denen die Götter sagen: Tu sie an ihm“, heißt es in Prozeßakten des Neuen Reichs: ERMAN, Aegypten I 204. In der Liste der aegyptischen Gesetzgeber bei Diod. I 94 folgt auf die Götter und Heroen als erster menschlicher Gesetzgeber Μνεύης, d. i. offenbar Menes, der seine Ordnungen auf Hermes (Thout) zurückführt. — Über die Nilmesser vgl. BORCHARDT, Nilmesser und Nilstandsmarken, Abh. Berl. Ak. 1906. SETHE, Beiträge zur ältesten Geschichte 103 ff.; über die Entwicklung der Jahrbezeichnung SETHE, Beiträge (§ 160).

224. Seit der zweiten Dynastie begegnen uns in jedem zweiten Regierungsjahre „Zählungen“, mehrfach als „Zählung des Goldes und der Felder“ spezialisiert, also offenbar Aufnahmen des Vermögensbestandes zum Zweck der Besteuerung durch „königliche Schreiber“, die von Haus zu Haus gingen. Somit ist unter dieser Dynastie nicht nur eine Grundsteuer erhoben worden, sondern auch eine Steuer von dem in Edelmetall bestehenden Vermögen; unter dem „Gold“ werden auch die sonstigen Kostbarkeiten mitbegriffen sein. Wenn die in kurzen Intervallen wiederholte Zählung eine hochentwickelte Technik des Steuerwesens und zugleich das Streben nach möglichst gerechter Anpassung an die Schwankungen des Besitzstandes zeigt, so beweist sie zugleich, daß damals ein großer Teil des Bodens in freiem Eigentum der Bevölkerung stand; die meisten der größeren schriftlosen Privatgräber werden solchen Grundbesitzern angehören. Die Kätner und Tagelöhner werden hörig gewesen sein, im Dienst des Königs, der Heiligtümer, der Magnaten; aber daneben hat es in den Städten zweifellos freie Handwerker und Händler gegeben, deren Vermögen eben durch die Zählung des „Goldes“ getroffen wird. Es ist sehr auffallend, daß unter der vierten und fünften Dynastie die ältere Formel durch die neue „Zählung der Rinder und des Kleinviehs“ ersetzt wird — wir würden eher das Umgekehrte erwarten —; das wird sich dadurch erklären, daß inzwischen das Grundeigentum größtenteils in die Hände

des Königs, der Götter und der privilegierten Magnaten übergegangen war (§ 244). Übrigens versteht es sich von selbst, daß diese Steuern niemals die einzigen gewesen sind, sondern daneben wie später so auch in den ältesten Zeiten schon zahlreiche andere Abgaben, vom Marktverkehr, vom Gewerbe, von den Brunnen und Bäumen, Kopfsteuern u. a., erhoben wurden, wenn wir auch urkundliche Belege dafür nicht besitzen.

Die Zählungen kennen wir durch den Palermostein, in der 5. Dynastie auch durch inschriftliche Datierungen, s. Sethe, Beitr. 75 ff. Auf dem Palermostein erscheinen sie (in jeder Regierung fortlaufend durchgezählt) als Datierungen jedes 2. Jahres unter Binothris Zl. 4 und in der ersten Regierung von Zl. 5; weshalb sie unter dem Nachfolger nicht erwähnt werden, wissen wir nicht. Daß sie hier in den Jahresbezeichnungen nicht vorkommen, beweist natürlich nicht, daß sie nicht stattgefunden haben.

Materielle Kultur. Literatur und Wissenschaft

225. Die Steigerung der materiellen Kultur unter den Thiniten ist uns schon in der Entwicklung der Kunst, in dem ersten Auftauchen des Steinbaus, in der Verfeinerung von Tracht und Sitte entgegengetreten. Langsam wandelt sich die hochentwickelte Steinkultur in eine Metallkultur. Das Kupfer, früher nur selten verwendet, findet immer größere Verbreitung, namentlich durch die Ausbeutung der Sinaiminen, und die alten Waffen und Gefäße von Stein werden durch solche von Kupfer verdrängt. Gold, wohl meist aus den Minen des nubischen Sandsteinplateaus bezogen, ist, wie die Steuererhebung lehrt, auch im Privatbesitz weit verbreitet, in Gestalt von Schmucksachen, und das wertvollste Objekt, das man kennt. Daneben stehen als vielbegehrte Artikel zahlreiche kostbare Steine; Silber dagegen ist noch sehr selten, und Eisen (vgl. § 258 A.) kommt überhaupt noch nicht vor. Der Verkehr ist durchaus Tauschverkehr; wie auf dem Markt die Waren ihrem Werte nach gegen einander abgeschätzt und ausgetauscht werden, so werden alle Löhne, auch die Einkünfte der Hof- und Staatsbeamten, in Natura-

lien gezahlt, vor allem in Lebensmitteln „von der Tafel des Königs“, dazu in Kleidung, Schmucksachen, Vieh, Sklaven, Grundbesitz. Doch hat sich offenbar schon eine Abschätzung des Wertes nach Gewichtsstücken von Edelmetall herausgebildet, wie eben die Besteuerung des Goldes zeigt. Für den gewöhnlichen Verkehr wird man auch damals schon nach Kupfer- und Goldgewichten gerechnet haben; im Alten Reich ist das Metall zu dem Zweck in Ringform gegossen, und zahlreiche, freilich sehr ungenügend adjustierte Steingewichte (von 3, 4, 6, 50 „Ringen“) dienen sie zu wägen. Die Einheit für den „Ring“ scheint ein Gewicht von ungefähr 15 Gramm gewesen zu sein.

Über den Tauschverkehr auf dem Markt vgl. z. B. Erman, Aegypten 654 f. Über die Gewichte für Geldringe Schäfer, ÄZ. 43, 70 f.; Griffith, PSBA. 14, 442 ff. 15, 303 f. Weigall ib. 23, 378 ff. — Nach de Morgan kommt Zinnbeimischung im Kupfer schon im Alten Reich vor; woher das Zinn stammt, ist gänzlich unbekannt. — Die Schriftzeichen für Silber stehen über einer Barke auf einer Steinschale der Thinitenzeit: Abydos II 12, 27 g. Daß die Bezeichnung der Schatzhäuser als „weiße Häuser“ (R. T. I 22, 35 f. und oft) nicht durch „Silberhäuser“ zu übersetzen ist, sondern von der Nationalfarbe des Südreichs entlehnt ist, in Parallele zu dem „roten Hause“ des Nordreichs (R. T. II 23, 191. 192. 196. 24, 206. Bet Khallaf 9, 6), bemerkt Sethe, Beitr. zur ältesten Geschichte 126 f. mit Recht. — Über die nubischen Goldminen s. Schweinfurth, Ann. du service IV, 268 ff.

226. Zu den technischen Errungenschaften der ältesten Zeit gehören auch die praktischen Wissenschaften. Wie alt die Regulierung des Kalenders ist, haben wir schon gesehen; mit ihr hängt die Orientierung am Himmel zusammen, die Benennung der größeren Sternbilder, die Scheidung der Fixsterne in solche, die „nicht vergehen“ (die Circumpolarsterne), und solche, die „nicht bleiben“, die Benennung der Planeten u. a. Aber weiter entwickelt, nach babylonischer Art, sind diese Vorstellungen nicht; die Sterne spielen zwar in den Pyramidentexten für die Wandlungen der in ihnen erscheinenden Geister der verstorbenen Könige eine bedeutende Rolle (§ 204), aber für Religion und Kultus haben sie keine,

für das Weltbild nur geringe Bedeutung: eigentlicher Sterndienst, Astrologie und Astronomie sind den Aegyptern gänzlich fremd. — Stärker entwickelt sind die Künste des Rechnens und des Feldmessens, die von den heranwachsenden Beamten in den Schreiberschulen gelernt werden mußten und deren Lehren jedenfalls schon früh in praktischen Lehrbüchern, die die Elemente der angewandten Mathematik enthielten, zusammengestellt worden sind. Weit bedeutender sind seit alters die Leistungen der Aegypter in der Heilkunde. Der Aerzteberuf ist, im Anschluß an die Tempel, sehr früh entwickelt, und hat ein reiches Material an praktischen Erfahrungen über Behandlung äußerer und innerer Krankheiten, Heilmitteln und Operationen gesammelt. An Zaubermitteln und magischen Sprüchen oft seltsamster Art fehlt es freilich nicht; aber es überwiegt doch durchaus eine wirklich gesunde Empirie. Auch anatomische Kenntnisse haben die aegyptischen Aerzte in ziemlich bedeutendem Umfang besessen. Wenn in den erhaltenen medizinischen Werken einzelne Rezepte und größere Abschnitte mehrfach auf die ältesten Könige, Usaphais, Senti, Cheops, zurückgeführt werden — auch die manethonische Überlieferung weiß davon bei Atoti I. und Zoser —, so ist das jedenfalls dem Kern nach richtig, wie ebensowohl die archaische Sprache mancher Stücke, wie die angesehene Stellung beweist, welche die Aerzte am Hofe des Alten Reichs eingenommen haben. Auf diese ältesten Könige wird auch die Auffindung mancher zauberkräftiger Totentexte zurückgeführt, ebenso in der Spätzeit die von Tempelplänen; und zweifellos ist, daß wie der Hauptteil der uns erhaltenen Pyramidentexte, so auch viele Sagen, Hymnen und Rituale in dieser Zeit schriftlich aufgezeichnet sind. — Eins aber fehlt dieser wie aller wissenschaftlichen Literatur der Aegypter: jegliches theoretische Interesse. Die praktische Aufgabe dominiert ausschließlich; ein Problem um seiner selbst willen zu untersuchen, ist ihnen nicht in den Sinn gekommen, und wo sie sich einmal zur Spekulation erheben, bewegt diese sich immer in den Formen eines theologischen Mystizismus.

Beziehungen zu den Nachbarn

227. Das geeinte Reich hat nicht nur das aegyptische Niltal umfaßt, sondern nach allen Seiten darüber hinausgegriffen. Im Nordwesten wurden die Libyer Marmaricas (Ẕeḥenu) besiegt, und auch die Aegypten benachbarten Oasen haben gewiß schon in dieser Zeit die Oberhoheit des Pharao anerkannt; beruhte doch ihr Wohlstand vor allem auf dem Handel mit dem Niltal. Unter anderem bezog man aus Libyen ein sehr geschätztes balsamisches Öl. Im Osten sind die Trogodyten unterworfen (§ 212) und der Verwaltung eines „Vorstehers des Wüstengebirges“ (Abydos III 9, 8) unterstellt; ferner die semitischen Nomaden (Menziu) bei den Sinaibergwerken. Die schmale Landverbindung nach Osten auf der zwischen den Seen des Isthmus durchführenden Wüstenstraße (wahrscheinlich vom Wâdi Tumilât am Ufer des Timsâḥsees vorbei) ist durch eine Befestigung geschützt, „die Mauer des Herrschers zur Abwehr der Asiaten“ (Setiu) oder „um die Semiten (ʿAmu) nicht nach Aegypten hereinzulassen“. Mehrfach haben wir Kämpfe mit den Nubiern kennen gelernt, durch die zum mindesten das Kataraktengebiet von Syene dem Reich einverleibt wurde. — Alle Volksstämme, die den Königen Aegyptens untertan sind oder doch sein sollten, sind seit uralter Zeit zu einer Liste von neun den Kriegsbogen (§ 167) führenden Völkern zusammengestellt, an deren Spitze die aegyptischen Untertanen selbst, der Süden und das Nordland, stehen.

Die Liste der „9 Bogenvölker“ ist von Brugsch, Die altaegypt. Völkertafel, Abh. des Berliner Orientalistenkongresses III 75 ff., nach den mehrfach unhaltbaren Deutungen der späteren Zeit, und von W. M. Müller, Asien und Europa S. 11 ff., behandelt worden, der ihre ursprüngliche Bedeutung zu ermitteln sucht, aber dabei manche überkühne Hypothese aufstellt. Daß die Liste, die vor dem N. R. nicht vorkommt, uralt ist, lehrt ihr Inhalt und wird durch vielfache Anspielungen der Pyramidentexte erwiesen. Die Peṭtiu-Šu und Šatiu sind noch nicht gedeutet; die sieben anderen sind: der Süden, das Nordland, die Antiu (Trogodyten) Nubiens, die Menziu von Setet (d. i. Asien), die Ẕeḥenu,

die Oasenbewohner (sechetiu am?) und die Ḥanebu (§ 228). Nubien ist auffallender Weise in der Liste nicht berücksichtigt. — Daß Setet Asien bezeichnet, wie in späterer Zeit, wird gegen W. M. Müller durch die Beischrift der Elfenbeinskulptur eines Asiaten mit echt semitischen Zügen aus dem Grabe des Sen, R. T. I 12 = 17, (§ 167 A.) erwiesen. Die Bewohner der Sinaihalbinsel heißen bei Cheops, LD. II 2c, „Trogodyten (Antiu)“, bei Sahurêᶜ, LD. II 39f, Newoserrêᶜ, LD. II, 152a, und Pepi I., LD. II 116a, „die Menziu aller Fremdländer“, bei Snofru, LD. II 2a, Asosi, Sethe, Urk. des A. R. p. 56, steht nur: „der niederschlägt alle Fremdländer“. — In der Tetipyramide 274 ff. werden 5 Meere genannt (vgl. Erman, ÄZ. 29, 44): Kemuêr die Bitterseen; Uaẕuêr das Rote Meer, S̀enuêr der [Indische?] Ozean, Ṭeben pšr Ḥanebu „der Kreis, der die Ḥanebu umgibt“ das Mittelländische Meer, und S̀enᶜo sek „der Große Ozean“, d. i. wahrscheinlich das Weltmeer, das nach aegyptischer Vorstellung die Erde umgibt [vgl. dazu H. Schäfer in den Beitr. zur alten Gesch. IV S. 162, dessen Annahme aber durch Ermans Erklärung des Märchens vom Schiffbrüchigen, ÄZ. 43, zum Teil berichtigt wird]. Da Kemuêr mit der Festungsmauer determiniert ist, ergibt sich, daß die später mehrfach (Gesch. des Sinuhet; Petersburger Papyrus Golenischeff, ÄZ. 14, 110. Rec. 15, 89) erwähnten Befestigungen am Isthmus uralt sind. Vgl. auch Erman, ÄZ. 43, 72 f. (§ 289).

228. Zu den Stämmen der Völkerliste gehören auch die Ḥanebu (Aussprache unsicher), ein Nordvolk auf den Inseln des Mittelmeers. Man wird zunächst an Kreta denken, dessen uralte Beziehungen zu Aegypten wir kennen gelernt haben (§ 172), daneben vielleicht an Cypern u. a. Auch unter den Thiniten hat offenbar immer ein Seeverkehr nach diesen Gebieten vom Delta aus bestanden; und umgekehrt werden manche Bewohner der fernen Küsten als Seeräuber oder auch als friedliche Händler nach Aegypten gekommen sein und dann dem Pharao mit Geschenken gehuldigt haben. Auf Kreta haben sich in den auf die neolithische Zeit folgenden Schichten, die Evans als Early Minoan I. bezeichnet, Syenitgefäße gefunden, die zweifellos aus Aegypten importiert sind, während andere kretische Steingefäße die aegyptischen Muster nachahmen. Umgekehrt enthalten die Gräber des Chent, Usaphais und Semempses in Abydos zahlreiche Scherben von Tonkannen, die unaegyptisch zu sein scheinen, teils tiefrot, teils in matter gelbbrauner Farbe, verziert mit roten Linien und

Dreiecken, die durch Punkte ausgefüllt sind. Sie entstammen wahrscheinlich dem Kulturkreise des Aegaeischen Meeres und werden wohl von den Ḥanebu nach Aegypten gebracht sein.

In späterer Zeit werden die Ionier (Griechen) als Ḥanebu bezeichnet; daß sie wirklich im Mittelmeer heimisch sind, zeigt der Name desselben § 227 A. — Aegaean pottery: Petrie, R. T. II 54 und p. 46; Abydos I 8 und p. 6; ferner die schwarzen Gefäße Abydos pl. 12, 267 ff. 42, 20 ff., vgl. p. 28 und 38.

229. Die Liste der neun Völker umfaßt keineswegs die ganze der Thinitenzeit bekannte Welt. Wenn König Snofru Schiffe nach Syrien schickt, um Cedernstämme für seine Bauten zu holen (§ 232), so werden seine Vorgänger das auch schon getan haben; der Hafen, aus dem man sie bezog, war das den Aegyptern seit uralter Zeit wohlbekannte Byblos am Libanon (§ 357). Und wenn man die Harze und den Weihrauch, die man für den Gottesdienst und den Totenkult brauchte, in der Regel durch Zwischenhandel erhielt, so wird man doch ihr Heimatland Punt an der Somaliküste (§ 167), fern im „Götterlande“ (§ 187), nicht nur von Hörensagen gekannt, sondern gelegentlich selbst zu Schiff aufgesucht haben. Es ist nur Zufall, daß wir davon unter der fünften Dynastie zuerst erfahren; erscheint doch ein Mann aus Punt schon unter den Dienern eines Magnaten der vierten Dynastie (LD. II 23, § 167 A.). Inmitten dieser Welt, die man sich rings vom Weltmeer umschlossen dachte, dem nach einer Anschauung auch der Nil entströmte, liegt Aegypten, der Sitz der Götter und der Kultur. Den fremden Völkern gegenüber fühlt sich der Aegypter, der „Mensch“ schlechthin, durchaus als Kulturmensch; sie können ihm wohl allerlei Produkte liefern, die das Niltal nicht hervorbringt, aber sie stehen tief unter ihm als Barbaren. Sie wissen das selbst; voll Bewunderung werden auch in der Thinitenzeit schon die Nomaden der Wüstenländer, die Neger Nubiens, die Piraten des Meers, und auch die Stämme und Stadtbewohner Syriens zum Aegyptischen Reiche aufgeblickt haben, wenn sie auch ihre Freiheit gegen die Herrschaft des Pharao nicht eintauschen mochten.

Jenseits dieser Gebiete lag Babylonien, in dem sich zur Zeit der Thiniten gleichfalls eine höhere Kultur zu entwickeln begann, die damals etwa auf der Stufe stand, wie die aegyptische zur Zeit der beiden Reiche der Horusverehrer. Daß die Beziehungen des Pharaonenreichs bis dorthin gereicht haben, kann nicht zweifelhaft sein, wie denn Aegypter und Babylonier sich zu allen Zeiten auf den Märkten Syriens und in den Zelten der Beduinenhäuptlinge begegnet sein müssen. Aber jeder Versuch, gegenseitige Beeinflussungen nachzuweisen, hat bis jetzt zu sicheren Ergebnissen nicht geführt (vgl. § 200). Die Annahme, daß die eine Kultur im ganzen oder auch nur in wesentlichen Momenten von der anderen abhängig sei, kann unbedenklich als geschichtlich falsch bezeichnet werden; soweit Einflüsse vorhanden sein mögen, können jedenfalls, schon aus chronologischen Gründen, die Aegypter nur die Gebenden, nicht, wie moderne Phantasten glauben, die Nehmenden gewesen sein.

Über Byblos (jetzt auch in der Sinuhetgeschichte: Gardiner, Ber. Berl. Ak. 1907, 148, vgl. § 289) vgl. Erman, ÄZ. 42, 109, der mit Recht hervorhebt, daß die ganz archaische Wiedergabe des einheimischen Namens Gubal durch Kpnj das hohe Alter der Beziehungen beweist (die bekanntlich auch im Pap. Ebers erwähnt werden).

IV. Das Alte Reich

Die dritte Dynastie

230. Die dritte Dynastie, die mit König Zoser definitiv zur Herrschaft kam (§ 215), bezeichnet Manetho als memphitisch; die Verschiebung des Schwerpunkts des Reichs an die Südgrenze des Deltas kommt mit ihr zum Abschluß. Damit wird es zusammenhängen, daß fortan das Fest der Horusverehrung, das die Thiniten von ihren Vorgängern übernommen hatten, aus den Reichsannalen verschwindet. Auch sonst tritt der Fortschritt der Entwicklung, der sich unter den Thiniten vollzogen hat, unter Zoser sinnfällig hervor: wir nähern uns bereits der Blütezeit der altaegyptischen Kultur. Zoser hat zweifellos über ganz Aegypten geherrscht. Eine Siegestafel von ihm steht bei den Minen der Sinaihalbinsel, und eine späte, aber einen echten Kern enthaltende Überlieferung berichtet, er habe, als sieben Jahre lang die Überschwemmung ausblieb und daher die größte Hungersnot herrschte, um den in den Katarakten entspringenden Nil wieder gnädig zu stimmen, dem Gott Chnumu von Elephantine das „Zwölfmeilenland" oberhalb des ersten Kataraktes zu beiden Seiten des Nils geschenkt, mit steuerfreiem Eigentum an den Äckern und dem Recht, von allen Jägern und Fischern, von allen Arbeiten in den Steinbrüchen, und von allen aus Nubien eingeführten Produkten den Zehnten zu erheben. Danach wäre von ihm das nubische Grenzland bis Hierasykaminos hin dem Reiche einverleibt worden. Sein Name und der seiner Mutter (§ 215) und seiner Beamten findet sich auf zahlreichen Tonverschlüssen

von Krügen in einem großen Grabe unterhalb von Abydos (bei Bet Challâf), das einen beträchtlichen Fortschritt über die Gräber der zweiten Dynastie zeigt (vgl. § 217). Die Leiche ist tief im Felsboden in einer Grabkammer geborgen; darüber ist ein großer massiver Ziegelbau mit schräg ansteigenden Seitenflächen (die Urform der späteren Mastaba) errichtet, mit mehreren Schachten, durch die nach Beisetzung der Leiche große Steinblöcke auf den unterirdischen Treppengang hinabgelassen wurden, der zur Grabkammer führte. Es scheint, daß dies Grab für den König selbst gebaut ist; außerdem aber hat er sich auf dem Wüstenplateau bei der Kultstätte des Sokar von Memphis (Sakkara) noch einen ganz andersartigen Grabbau errichtet. Er besteht in seiner äußeren Erscheinung aus sechs auf einander getürmten, nach oben sich verengenden derartigen „Mastabas“ und ist nicht mehr von Ziegeln, sondern von Kalksteinquadern erbaut. Im Innern, unter der Erde, enthält er die Grabkammer; über einer mit bunten Fayenceziegeln ausgelegten Tür steht der Name des Königs. Es ist die sogenannte Stufenpyramide, der Vorläufer der späteren echten Pyramiden. So kündigt sich die neue Zeit mit Ẕoser mächtig an. Wenn wir auch schon ältere Ansätze zu Steinbauten kennen gelernt haben (§ 217), so gelten doch Ẕoser und sein Baumeister und Totenpriester Imḥotep — der als zaubermächtiger Wundertäter in den letzten Jahrhunderten der aegyptischen Geschichte eifrig verehrt ward und für einen Sohn des Ptaḥ und Verfasser medizinischer und magischer Schriften galt — den Späteren nicht mit Unrecht als Erfinder des Steinbaus. Auch die Festung im Delta, die den Namen „Tor des Imḥotep“ trägt, wird von ihm angelegt sein.

Denkmäler Ẕosers (Horusname Neterchet): Tafel in Wadi Maghara Bénédite, Rec. XVI 104, vollständiger Weill, Rev. arch. 4 série, II 235 = Weill, Rec. des inscr. du Sinai p. 100. Siegel in Hierakonpolis 70, 3. Scherbe in Abydos R. T. I 4, 3. Grab von Bet Challaf: Garstang, Mahâsna and Bet Khallâf, 1903 (in der Nähe mehrere kleinere Gräber von Beamten dieser Zeit). Stufenpyramide: LD. II 2. Aegyptische Inschriften des Berliner Museums I 1, vgl. Brugsch und Stein-

dorff, ÄZ. 28, 110. Borchardt, ÄZ. 30, 83. 87 ff.; die Zweifel an dem Alter der Inschrift sind jetzt nicht mehr haltbar. Mit dem Namen Z̲oser-nub, der offenbar aus dem Zusatz Rêᶜ-nub gebildet ist, den sein Horusname in dieser Inschrift erhält, erscheint er auf einem Block aus Sakkara bei Gauthier, Bull. de l'inst. français du Caire V 41 f.; es folgen Teti [offenbar Z̲oser II.] und Userkaf (5. Dynastie). Die Schenkung des Dodekaschoenos nach der Inschrift von Sehêl aus der Ptolemaeerzeit s. Sethe, Dodekaschoenos (Beitr. zur Gesch. Aegyptens II); seine Erklärung des Zwölfmeilenlandes (dagegen Loret in der Sphinx VII; Wilcken, Archiv für Papyrusforschung II 176 f.) hat er ÄZ. 41, 58 ff. zurückgenommen; vgl. auch Schäfer, ÄZ. 41, 147 über Takompso. Über Imḥotep (griech. Ἰμούθης) s. Sethe, Imhotep (Beitr. II), der den Namen mit Recht auch bei Manetho einsetzt. — Daß in der Unainschrift Zl. 21 sebi n Imḥotep „Tor des Imḥotep" zu lesen ist, nehmen G. Foucart und Weill (Sphinx VIII 186) mit Recht an; es kann aber nicht nach dem ephemeren König dieses Namens (§ 235 A.), sondern nur nach einem Privatmann, also vermutlich nach dem Baumeister Z̲osers, benannt sein. — Statue Z̲osers von Sesostris II.: Aegyptische Inschriften des Berl. Mus. (III) 144. Kult in späterer Zeit: Erman, ÄZ. 38, 115 ff. Bei Manetho hieß Z̲oser Tosorthos, bei Africanus verschrieben Τόσορϑρος, bei Eusebius Sosorthos.

231. König Z̲oser hat 19 Jahre regiert; aus der sechsjährigen Regierung seines Nachfolgers Z̲oser II. mit dem Zunamen Atoti (Teti) IV. besitzen wir keine Denkmäler. Auf ihn folgen in allen aegyptischen Königslisten nur noch zwei Könige, deren Namen freilich in ihnen sehr verschieden lauten; bei Manetho erscheinen dagegen nach Z̲oser noch 7 (bei Eratosthenes 6) Könige mit ganz andersartigen Namen. Es scheint somit, daß die Reichseinheit auch jetzt wieder aufgelöst war. Einer dieser Könige ist Nebka II. (Nebkereᶜ) gewesen, dessen Totenkult in einem alten Grabe bei Memphis (Abusir) erwähnt wird; er ist wahrscheinlich mit dem Horus Sanacht identisch, dessen Name in einem Grabe bei Bet Challâf und auf einem Siegesdenkmal am Sinai vorkommt. Der letzte Herrscher der Dynastie ist jedenfalls Ḥuni gewesen, der nach dem Turiner Papyrus 24 Jahre regiert hat. Ihm wird vermutlich die südliche der beiden großen Steinpyramiden von Dahšûr (südlich von Memphis) angehören, die sogenannte Knickpyramide, die in zwei verschiedenen Winkeln ansteigt und den Übergang

von der Stufenpyramide zur echten Pyramide bezeichnet. An Umfang und Höhe steht sie nur wenigen Pyramiden nach.

Insgesamt haben die 4 Könige der dritten Dynastie nach dem Turiner Papyrus nur 55 Jahre regiert (ca. 2895—2840 v. Chr.); auf dem Palermostein, auf dessen erhaltenem Bruchstück sie überhaupt nicht vorkommen, ist der ihnen zugewiesene Raum vielleicht noch kleiner, keinesfalls aber größer gewesen. Mithin ist Manethos Zahl, der Zoser und seinen 7 Nachfolgern 186 Jahre gibt, etwa um das Vierfache zu groß.

Totenkult des Zoser II. Atoti IV. (vgl. § 230 A.) in der Perserzeit: Erman, ÄZ. 38, 117. Die Folge Zoser, Nebka, Snofru steht durch den Pap. Westcar (§ 249) fest; daß Ḥuni der unmittelbare Vorgänger Snofrus war, sagt auch der Pap. Prisse. — Nebka: LD. 39 a. b. Aegyptische Inschriften des Berl. Mus. I S. 30. Nach ihm benanntes Dorf: Borchardt, Grabdenkmal des Ne-user-reʿ S. 79. — Horus Sanacht: Garstang, Bet Khallâf pl. 18 f., wo der Eigenname in dem Fragment 19, 7 zu Nebka ergänzt werden kann; Petrie, Res. in Sinai, Abb. 48. 49. Weitere Gräber dieser Zeit westlich von Abydos bei Garstang, Tombs of the third dynasty, 1904; sie enthalten keine Inschriften, zeigen aber die fortschreitende Entwicklung zum Mastabagrabe der 4. Dynastie. Auch die „Treppengräber“ in Elkab u. a. gehören wohl zum Teil schon in diese Zeit. — Es ist möglich, daß der Königsname Neferka auf Steinblöcken der großen, nicht über die ersten Anfänge hinausgekommenen Pyramide auf dem Wüstenplateau von Zawijet el Arjân (südlich von Gize, hinter einer verfallenen, gleichfalls namenlosen) dem Neferkereʿ der 3. Dynastie angehört: s. Maspero und Barsanti, Ann. du serv. VII 257 ff. [Borchardt l. c. Anm. 1 will den Namen Nebka lesen.] — Die beiden Steinpyramiden von Dahšûr sind jedenfalls älter als die des Cheops; da die nördliche wahrscheinlich Snofru angehört, kann die Knickpyramide [vgl. Petrie, Pyramids and Temples of Gizeh p. 56 f. A Season in Egypt p. 26 ff.; Borchardt, ÄZ. 32, 94] kaum einem anderen Herrscher als Ḥuni zugewiesen werden. — Reste einer Stufenpyramide bei Sila im Faijûm (hinter Medum): Borchardt, Ann. du service I 211 ff. — Sonst gehört in diese Zeit wohl der seltsame König Suḥten (?; vielleicht, wie Schäfer vermutet, „König Ḥeten“ zu lesen) LD. II 3 (Grab des Meten) und Palermostein rev. Zl. 5; ferner ein Horus Chaʿba auf einem Siegel aus Hierakonpolis pl. 70, 1, einer Schale des Berl. Mus., und einem Siegel Petries (Weill, Rec. XXIX 48). Nefersaḥor dagegen (Aegyptische Chronologie S. 154) gehört in spätere Zeit (§ 235 A.).

Königsliste der dritten Dynastie

Denkmäler	Turiner Papyrus[1]		Listen von Abydos und Sakkara	Manetho	
				3. Dynastie 9 Memphiten	
				1. Νεχερωφής	28 J. (s. § 215)
Horus Neterchet, König Zoser	Zoser I.	19 J.	Zoser I. S. A.	2. Τόσορθος	29 „
„ Chaʿba	Zoser II. Atoti	6 „	Zoser II. Atoti S. A.	3. Τύρεις	7 „
	. . . zefa	6 „ 1 M.	Sezes A.	4. Μέσωχρις	17 „
„ Sanacht, König Nebka			Nebkerêʿ S.	5. Σώυφις	16 „
„ Neferka (?)			Neferkerêʿ II. A.	6. Τοσέρτασις	19 „
(„ Ḥuni)	Ḥuni	24 J.	Ḥuni S.	7. Ἄχης	42 „
[Ferner König Suḥten]				8. Σήφουρις	30 „
				9. Κερφέρης	26 „
				Summa	214 J.
				4. Dynastie 8 Memphiten	
Snofru	Snofru		Snofru	1. Σῶρις	

[1]) Das Lebensalter hat der Turiner Papyrus jetzt nicht mehr verzeichnet. — Zoser Atoti könnte = Τοσέρτασις, Neferkereʿ II. = Κερφέρης sein, . . . zefa vielleicht in Σήφουρις stecken. — In der Liste des Eratosthenes werden 7 Könige genannt, die vielleicht der 3. Dynastie entsprechen.

Vierte Dynastie

232. Hunis Nachfolger Snofru entspricht dem Soris, dem ersten König der vierten, gleichfalls aus Memphis stammenden Dynastie bei Manetho. Mit ihm beginnt die Epoche, die wir als das Alte Reich bezeichnen: die Gräber der Magnaten auf den Friedhöfen des Gaus von Memphis beleben sich mit Gemälden und Inschriften, und Leben und Kultur des aegyptischen Staats tritt uns sinnfällig vor Augen. Von der äußeren und inneren Geschichte der einzelnen Regierungen freilich erfahren wir auch jetzt nur sehr wenig; es ist ein Zufall, wenn in unseren Quellen einmal ein bestimmtes geschichtliches Ereignis erwähnt wird. Aus drei Jahren Snofrus sind uns die Annalen des Steins von Palermo erhalten: sie berichten von einem Feldzug gegen Nubien, auf dem „das Negerland zerhackt (d. h. die Felder verwüstet) und als Gefangene 7000 Männer und Weiber, sowie 200000 Rinder und Schafe fortgeführt werden" — in den Zahlen hat er also den Mund eben so voll genommen, wie seine Vorgänger (§ 208. 214). In demselben Jahr kamen 40 mit Cedernholz beladene Schiffe an, das nur vom Libanon geholt sein kann (§ 229). Die Cedern werden (neben dem Meriholz, dessen Heimat und Beschaffenheit nicht bekannt ist) zum Bau großer Schiffe und für die Türen des Königspalastes verwertet, außerdem jedenfalls auch für die Deckbalken und die Täfelung. Von dieser Bautätigkeit des Königs ist in den drei Jahren mehrfach die Rede. Außerdem verherrlicht eine Gedenktafel bei den Sinaiminen einen Sieg über die Beduinen. Auch in Aegypten hat er Befestigungen angelegt, wahrscheinlich in der Nähe des großen „Waffenplatzes" (chri ʿaḥa) unterhalb von Memphis auf dem rechten Nilufer, an der Stelle des heutigen Kairo, den die Griechen Babylon nennen.

Das ältere Material über das Alte Reich (Dynastie 4—6) ist von E. de Rougé in dem grundlegenden Werk Recherches sur les monuments des six premières dynasties, Mém. de l'ac. des inscr. 25, 2ᵉ partie,

1866 verarbeitet worden. Seitdem ist es wesentlich vermehrt, vor allem durch Mariette, Les mastabas de l'ancien empire, herausgegeben von Maspero 1883. Die wichtigsten Texte hat Sethe, Urkunden des Alten Reichs, 1903, in glänzender Weise neu herausgegeben. — Daß Snofru der Vorgänger (wahrscheinlich der Vater) des Cheops gewesen ist, steht durch die Denkmäler fest, vor allem durch die Grabschrift der Merit-atefes (de Rougé, Pr. dyn. 36 f., Inscr. hierogl. 62), die aus dem Harem des Snofru in den des Cheops überging und noch unter Chephren lebte. Daß mit ihm die Fülle der Denkmäler und Inschriften beginnt und sein Name und Kultus unter den folgenden Herrschern sehr oft erwähnt wird, der seines Vorgängers Ḥuni dagegen niemals, beweist, daß mit ihm die neue Dynastie begonnen haben muß. Er kann mithin nur dem Soris Manethos entsprechen, nicht dem Sephuris Dyn. 3, 8, wie Lepsius meinte. [In einem Graffito von Elkab, Sayce, PSBA. 21, 108. 26, 93; Green ib. 25, 215, das neben dem Namen des Cheops (?) einen unbekannten Namen (nach Sayce Šaru) enthält, glaubt Sayce, schwerlich mit Recht, den Namen Soris zu erkennen.] — Die Angaben des Palermosteins über die Cedern hat Breasted erkannt, Anc. Rec. I 146. — Denkmal in Wadi Maghara: LD. II 2; später wird er hier als Gott neben Ḥatḥôr und dem Horus Sopṭu verehrt: LD. II 137 g. 144 p. q, vgl. Weill in der Sphinx VIII 183 ff.; Rec. des inscr. du Sinai p. 131. 141. 147. 210. — Siegel Snofrus in Hierakonpolis pl. 70, 2; Abydos II, 16; in Reqaqna: Garstang, Tombs of the third dynasty pl. 25. — Ein „uʿart des Horus Nebmaʿat“, d. i. des Snofru, nennt die Unainschrift Z. 21 in Verbindung mit dem „Tor des Imhotep“ (§ 230) und der „Nordinsel“ als Sammelplatz des Heeres für den asiatischen Feldzug, eine „Insel des Snofru“ bei Babylon die Geschichte des Sinuhet, vgl. Weill, Sphinx VIII, 185 ff.

233. Im übrigen kennen wir nur noch die Grabbauten des Königs, neben denen die seiner Magnaten und Nachkommen liegen. Wie die meisten seiner Vorgänger hat Snofru zwei Gräber gehabt, beides Pyramiden mit dem Namen Chaʿ-Snofru, „Snofru glänzt“. Die eine, in Medum, im nördlichsten oberaegyptischen Gau, ist noch in Form einer Stufenpyramide angelegt, die dann, wie es scheint, mit einem schräg aufsteigenden Mantel bekleidet werden sollte. Die andere, in Dahšûr, nördlich von der Knickpyramide (§ 231), hat zum ersten Male die reine Pyramidenform erreicht. Am Fuß des Wüstenplateaus, auf dem diese gewaltigen Bauten sich erheben, lagen die Königsstädte, in denen Snofru seinen Hof hielt, und die nach den Pyramiden benannt sind; an der Mauer der

nördlichen, bei Dahšûr, hat sich ein Erlaß des Königs Pepi I. gefunden, der die Privilegien der Bewohner beider Städte erneuert. Man sieht, und das wird durch andere Zeugnisse bestätigt, daß der König gleich zu Anfang seiner Regierung Stätte und Namen seiner Grabbauten und der zugehörigen Residenzen festsetzte. Die Steine sind für beide Pyramiden bei Roju (Troja) im Mokattamgebirge gegenüber von Memphis gebrochen. Man hat vermutet, daß unter Snofru und seinen Nachfolgern hier und ebenso beim Bau eine beschränkte Zahl geschulter Steinmetzen (die im Dienst des Ptaḥtempels von Memphis unter seinem Oberpriester standen) das ganze Jahr hindurch beschäftigt war, und daß dann in der Überschwemmungszeit, wo alle Feldarbeit ruhte, die Steine von den Bauern ganz Aegyptens im Frondienst verladen, über den Fluß geschafft und auf gewaltigen Rampen auf die Höhe des Wüstenplateaus geschafft sind. Oft wuchsen die Dimensionen des Baus mit der Länge der Regierungszeit, indem ein kleinerer Kern wiederholt durch Umkleidung mit neuen Schichten erweitert wurde. Zu den Pyramiden gehören außerdem Tempel für den Totenkult des Königs. Die Dimensionen sind so gewaltig, daß sie z. B. unter Snofru den Hauptteil der Arbeitskraft des gesamten Reichs während seiner 24jährigen Regierung (die Zahl ist im Turiner Papyrus erhalten) vollauf in Anspruch genommen haben müssen.

Pyramide und Gräber von Medum [vor allem des Prinzen Raʿḥotep und seiner Gemahlin Nofret]: Mariette, Mon. div. 16—20. Petrie, Medum (1892). Nach pl. 29, 6 lag hier ein Ort Ṭet-Snofru (auch im pap. Westcar erwähnt). Dahšûr: Maspero, Mem. de la mission au Caire I, fasc. 2. De Morgan, Fouilles à Dahchour, 2 voll. Barsanti, Ann. du serv. III 198 ff. Aus Snofrus Zeit stammt auch das Grab des Meten aus Abusir LD. II 3 ff. — Erlaß Pepis I.: Borchardt, ÄZ. 42, 1 ff. — Lepsius' Theorie vom schichtweisen Anwachsen der Pyramiden ist von Maspero, Perrot et Chipiez, Petrie, The Pyramids and Temples of Gizeh, bekämpft, von Borchardt, ÄZ. 30. 31. 35, als im wesentlichen richtig erwiesen worden. Auch kommen (gegen Lepsius) nicht vollendete Pyramiden vor. Die späteren Teile sind häufig viel flüchtiger gearbeitet als die älteren. Vgl. auch v. Bissing, Diodors Bericht über die Pyramiden, 1901.

234. Auch von Snofrus Nachfolger Cheops (Chaufu) ist auf der Sinaihalbinsel ein Denkmal erhalten. Eine kleine Elfenbeinstatuette aus Abydos gibt die energischen Gesichtszüge des Herrschers lebendig wieder. Seine Residenz hat er im Gegensatz zu Snofru etwa 10 Kilometer nördlich von Memphis (in Gize, Kairo gegenüber) aufgeschlagen, und hier in seiner Pyramide das gewaltigste Bauwerk geschaffen, welches die Erde trägt. Bei ihr tritt die fortschreitende Erweiterung deutlich hervor; daraus erklären sich die drei Grabkammern, die sie enthält. Die oberste, ganz mit Granit bekleidet und mit gewaltigen Granitbalken überdeckt, birgt den Sarg des Herrschers. Vor der Pyramide liegt, wie immer, der verfallene Totentempel, ferner drei kleine Pyramiden für die Angehörigen des Herrschers. Die alte Sitte, sich zwei Gräber zu bauen, haben dagegen Cheops und seine Nachfolger aufgegeben. — Cheops hat 23 Jahre regiert. Sein Nachfolger Ṭeṭefrêʿ ist noch weiter nach Norden gerückt, nach Abu Roâš; seine hier begonnene Pyramide ist nie fertig geworden. Er hat nur acht Jahre regiert. In welchem Verhältnis er zu Cheops stand, wissen wir nicht; sein Nachfolger Chephren (Chaʿuf-rêʿ) dagegen ist ein Sohn des Cheops gewesen. Chephren ist wieder nach Gize zurückgekehrt und hat hier die zweite, sein Sohn Mykerinos (Menkeurêʿ) die weit kleinere dritte Pyramide gebaut. Die Dimensionen der Cheopspyramide hat keiner seiner Nachfolger wieder erreicht; wohl aber hat Ṭeṭefrêʿ für die Außenfläche der Pyramide den viel kostbareren und schwerer zu bearbeitenden Granit verwendet, Chephren die beiden unteren Schichten, Mykerinos die Hälfte der Seitenflächen damit verkleidet. Von Chephrens Totentempel ist der granitene Portalbau am Fuß der zum Plateau hinaufsteigenden Rampe, mit gewaltigen, wenn auch ganz ungefügen monolithen Pfeilern, erhalten; in ihm haben sich neun große Statuen des Königs aus Granit, Diorit, Basalt, Alabaster gefunden. Gleichartige, freilich wesentlich kleinere, Statuen besitzen wir auch von anderen Herrschern dieser Zeit. Ebenso sind die Reste des Tempels des Mykerinos erhalten, der in Granit begonnen,

dann aber eilig in Kalkstein und Ziegeln ausgeführt worden ist. Auch die Bearbeitung eines gewaltigen Felsvorsprungs vor der Pyramide Chephrens zu der Gestalt eines Sphinx wird dieser Zeit angehören.

Cheops voller Name lautete Chnum-chaufu (bei Manetho Σοῦφις, d. i. Sufu, mit regelmäßigem Übergang von ch zu š). In Wadi Maghara: LD. II 2c. Statuette in Abydos: Petrie, Abydos II 13. 14. Capart p. 261. In Bubastis (ebenso Chephren): Naville, Bubastis pl. 8. 32. Sonst finden er und seine Nachfolger sich vereinzelt auf Siegeln u. ä., namentlich in Abydos. Ein Ort Mittelaegyptens heißt Menᶜat-Chufu „Amme des Cheops“; vielleicht hatte diese hier eine Besitzung. — Über die Pyramiden von Gize: Vyse, Pyramids of Gizeh, 3 voll., 1840, mit Perrings Untersuchungen der übrigen Pyramiden; Petrie, Pyramids and Temples of Gizeh, 1883; Borchardt, ÄZ. 30. 31. 35, vgl. § 233 A. Die Zerstörungen in den Pyramiden stammen von alten Grabräubern [gegen Petrie, dem ich in der Geschichte Aegyptens gefolgt bin]. Die griechischen Erzählungen von der Bedrückung Aegyptens durch Cheops und Chephren, der Frömmigkeit des Mykerinos u. ä. sind Erfindungen von Fremdenführern, die auch in die Epitome aus Manetho eingedrungen sind; Africanus hat außerdem „das heilige Buch“ des Cheops erworben. — Den sogenannten „Sphinxtempel“ hat Borchardt (Grabdenkmal des Neuserreᶜ S. 12) als Torbau erkannt. Die Bauten des Mykerinos hat jetzt Reisner untersucht, die Pyramide des Ṭeṭefrêᶜ in Aburoaš Chassinat [vgl. Gauthier, Bull. de l'hist. franç. au Caire IV 256 ff.]. Kopf des Ṭeṭefrêᶜ: v. Bissing-Bruckmann, Denkm. aeg. Skulpturen pl. 10. Sein Name findet sich auch auf einer Schieferplatte in Zawijet el Arjan: Ann. du serv. VII 261. — Die Zweifel Borchardts an dem Alter der Chephrenstatuen und des Sphinx (ÄZ. 36, 1 ff. Ber. Berl. Ak. 1897, 752 ff.) sind jetzt nicht mehr haltbar; dagegen stammt der Holzsarg des Mykerinos mit seiner Inschrift aus der 26. Dynastie, auch sein Steinsarg ist wohl später überarbeitet: Sethe und Borchardt, ÄZ. 30, 94 ff. [über die späteren Legenden vom Sphinx § 157 A.; er gilt als Bild des Sonnengottes Harmachis, und eine Inschrift der 21. Dynastie läßt ihn schon unter Cheops bestehen (Mariette, Mon. div. 53)]. — Chephren Sohn des Cheops: pap. Westcar. — Siegel des Mykerinos: Ann. du serv. III 134. Newberry, Scarabs pl. V. — Die Zahlen für Chephren und Mykerinos sind im Tur. Pap. nicht erhalten, die Manethos (Cheops 63 Jahre, Chephren 66, Mykerinos 63; vgl. die ähnlichen Angaben bei Herod. II 127 ff. und Diod. I 63 f.) sind absurd.

235. Auf Mykerinos sind noch vier weitere Könige der vierten Dynastie gefolgt, von denen indessen nur der dritte,

Šepseskaf, bei Mit- und Nachwelt als legitim anerkannt worden ist. Die drei anderen werden auf keinem gleichzeitigen Monument genannt — ihre Denkmäler und Gräber müssen also systematisch vernichtet worden sein — und auch in den biographischen Angaben der Gräber übergangen; die Chronik des Palermosteins hat zwar ihre Jahre gezählt, aber ihre Taten und Stiftungen nicht verzeichnet, sondern den Raum leer gelassen. So sehen wir, daß das Reich schwere Erschütterungen durchgemacht haben muß, die erst in der Thronbesteigung einer neuen Dynastie zwei Jahre nach Šepseskafs Tode ihren Abschluß finden. Den Zusammenhang können wir natürlich nicht wieder herstellen. Šepseskaf mag der Sohn des Mykerinos und der eigentlich legitime Thronfolger gewesen sein, und wenn er über das ganze Reich nur etwas über vier Jahre geherrscht hat, so mag er in einem Teile des Landes schon viel früher zur Macht gelangt sein. Die Lage der Pyramide, die er gebaut hat, kennen wir nicht; auch wird, im Gegensatz zu den mächtigen Herrschern von Snofru bis Mykerinos, sein Name und Kult in der folgenden Zeit kaum je mehr erwähnt. — Insgesamt hat die vierte Dynastie etwa 160 Jahre, 2840—2680 v. Chr., auf dem Thron gesessen.

Die drei illegitimen Könige waren wie bei Manetho so in der Tafel von Sakkara genannt, wo sie leider zerstört sind. Zwei Namen (Ῥαύωσις und Βιύρης) hat auch Eratosthenes. Der Stein von Palermo, auf dem das erste Jahr des Šepseskaf erhalten ist, zeigt gleichfalls, daß seine Regierung nur kurz war und daß er ans Ende der Dynastie gehört, wie bei Manetho (Σεβερχέρης). Vgl. Aegypt. Chronol. 140 ff. 195. — Siegel des Šepseskaf in Abydos I 55; ferner im Berl. Mus. Die Annahme, der Thamphthis Manethos sei mit einem im Wadi Hammamat erwähnten König Imḥotep LD. II 115h identisch, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß diese Steinbrüche vor dem Ende der 5. Dynastie nicht benutzt sind. Dagegen ist einer der illegitimen Könige dieser Zeit vielleicht Nefarsaḥor, der auf einer Alabasterplatte (Petrie, Hist. I 106) und in einem sehr alten Papyrus aus Sakkara (Pap. de Boulaq no. 8, vol. I, pl. 39) vorkommt; vgl. auch Daressy, Rec. 20, 72, ferner in Felsinschriften von Tomâs in Unternubien (§ 254). Allerdings ist seine Ansetzung in diese Zeit ganz problematisch; sehr auffallend ist, daß er denselben Horusnamen Meri-taui trägt, wie Pepi I.

Königsliste der vierten Dynastie

(Wo die Namen in T. und S. verloren sind, aber sicher ergänzt werden können, sind diese Buchstaben eingeklammert.)

Aegyptische Listen				Manetho	
				4. Dynastie 8 Memphiten	
Snofru (T.) S. A.	24 J.	. . . . . .	1.	Σῶρις	29 J.
Cheops (T.) S. A.	23 „	. . . . . .	2.	Σοῦφις	63 „
Ṭeṭefrêᶜ (T.) S. A.	8 „	. . . .			
Chephren (T.) S. A.	x „		3.	Σοῦφις	66 „
Mykerinos (T. S.) A.	x „		4.	Μενχέρης	63 „
x (T. S.)	x „		5.	῾Ρατοίσης	25 „
x (T. S.)	18 (28) „		6.	Βίχερις	22 „
Šepseskaf (T. S.) A.	4 „	. . . . . .	7.	Σεβερχέρης	7 „
x (T. S.)	2 „	. . . . . .	8.	Θαμφθίς	9 „
				Summa	277 J.
				[Die Posten ergeben	284 J.]

Die Gräber des Alten Reichs

236. Nicht nur äußerlich sind die Pyramiden bei Memphis das Wahrzeichen des Alten Reichs; sondern sein innerstes Wesen kommt in ihnen zum Ausdruck. Der gesamte Staat ist konzentriert in der Person des „großen Gottes“ — so heißt der Pharao auf den Siegesdenkmälern des Alten Reichs am Sinai, während man später ständig „der gute Gott“ sagt (§ 252) —; und die höchste Aufgabe des Staates ist, ihm das Genußleben seiner Herrscherstellung auch nach dem Tode für alle Ewigkeit zu sichern. Die Religion mit ihrem Zauberspuk weist dazu den Weg, die gesteigerte Kultur gewährt die technischen und materiellen Mittel, das Ziel in möglichster Vollkommenheit zu erreichen. Gleich nach der Thronbesteigung wählt der neue Gott den Platz wie für seine zeitliche so für seine ewige Wohnung und bestimmt ihren Namen; seine ganze Regierung hindurch ist das gesamte Reich an dem Riesenbau tätig; große Stiftungen sorgen für seinen Unterhalt, und seine vertrautesten Diener ⌜und höchsten Be-

amten übernehmen den Dienst der täglichen Opfer und Zaubersprüche im Grabtempel, die seinem Geist ewiges Leben sichern.

Ich weise nochmals darauf hin, daß es sich beim aegyptischen Totenkult niemals um die Verehrung eines Gottes handelt, von dem man Schutz und Hilfe erhofft oder dessen Zorn man zu besänftigen sucht (wie die Theorie, welche die Religion aus dem Ahnenkult ableitet, postuliert), sondern immer umgekehrt um die künstliche Belebung eines an sich ohnmächtigen Geistes, der göttergleich gemacht werden soll, aber es doch nun einmal nicht ist. Erst seit dem Neuen Reich haben sich vereinzelt einige wenige tote Könige (wie Amenophis I.) und andere Sterbliche (wie Imḥotep und der weise Amenophis) zu sekundären Göttern entwickelt.

237. Wie schon unter den Thiniten erhalten auch unter den Memphiten die Gemahlinnen und Kinder des Herrschers, der Hofstaat und die höchsten Reichsbeamten Anteil an den Segnungen dieser Unsterblichkeit. Der König schenkt ihnen den Platz für ihr Grab in der Nähe seiner Pyramide oder der eines älteren Herrschers, dessen Kult der Beschenkte besorgt; er beauftragt den Hohenpriester des Ptaḥ (§ 233), ihm die Steinplatten dazu zu liefern, er weist ihm als „königliche Opfergabe“ die Gaben an „an allen Festtagen des Jahres und an jedem Tage“, die dem Toten durch Anubis den Grabherrn, den Hundsgott im Westen, Osiris übermittelt werden; die ursprünglich für den König bestimmten Amulette werden auch ihnen beigegeben. Auch die Magnaten selbst sorgen für Bau und Ausstattung des Grabes; sie bestellen sich „Geistesdiener“ so gut wie der König und setzen ewige, vom König bestätigte, Stiftungen an Land und Leuten für die Lieferung der Totenopfer fest; und was der Lebende versäumt oder nicht vollendet hat, gebietet die Pietät dem Sohn zu erfüllen. So entstehen rings um die Pyramiden die Totenstädte, in denen in regelmäßigen Straßen Grabbau sich an Grabbau reiht. Wenn die dritte Dynastie für den König in der Pyramide die Form eines riesigen Grabhügels von Stein geschaffen hat, so geht die ältere Gestalt des Königsgrabes (§ 230), eine oblonge, von Steinen umschlossene Aufschüttung über dem Leichenschacht, von den

Arabern Mastaba („Bank“) genannt, jetzt auf den Hofstaat über. An ihrer Ostseite wird eine große Steintafel in Gestalt einer verschlossenen Haustür (die sog. Scheintür) eingemauert, die den Eingang in die Geisterwelt bildet; vor ihr liegt ursprünglich ein von Ziegelmauern umschlossener Hof oder eine Kapelle für den Totendienst. Alsbald wird diese Kapelle mit der Tür wenigstens in der Regel in das Innere der Mastaba selbst verlegt; und allmählich hat sich daraus innerhalb des Baus ein immer ausgedehnteres System von Kammern entwickelt.

238. Von Generation zu Generation gestaltet sich die Ausstattung des Grabes immer reichhaltiger. Sein nächster Zweck ist, die Leiche gegen Verwesung und gewaltsame Zerstörung zu schirmen und ihr für alle Zeiten reichliche Nahrung durch den Totenkult zu sichern. Deshalb wird sie durch Balsamierung konserviert, in einem Sargkasten von Holz oder Stein in Form eines Hauses geborgen, und tief im Grabe in einem unzugänglichen, durch große Steine versperrten Schacht beigesetzt. Außerdem aber setzt man eine Statue des Verstorbenen von Holz, Kalkstein oder Schiefer, für den König zum Teil von hartem Gestein, in den Grabbau — in den Mastabas in eine besondere Kammer (arabisch Serdâb), in die der Duft der Totenopfer durch einen Spalt eindringen kann, bei den Pyramiden in den Totentempel —, damit der Totengeist auch in ihr Wohnung nehmen könne; und bald findet man, daß eine Statue nicht genügt, sondern man sicherer geht, sich eine große Anzahl anfertigen zu lassen — so schon im Tempel Chephrens (§ 234). Für die Opfergaben werden Gestelle, Gefäße und Tafeln mit Vertiefungen für die Salben und Flüssigkeiten aufgestellt; zu den Königstempeln gehören große Magazine. Auf der Scheintür der Mastaba stellt man den Toten mehrfach dar, teils in vollem Relief, teils in flach herausgearbeiteten Wandgemälden, und fügt Namen und Titel sowie die Opferformel hinzu. Gelegentlich schließen sich daran weitere Angaben über die Laufbahn und die Ämter des Verstorbenen, über die Anlage seines Grabes und die Stiftungen für den Totenkult. Doch das alles genügt noch nicht: denn der

Grabesherr will dereinst in seinem „ewigen Hause“ leben wie jetzt in seinem Hause auf Erden, umgeben von seiner Familie, von zahlreichen Dienern und allem Komfort, und schauen, wie auch in Zukunft die Hörigen ihm die Felder bestellen, sein Vieh weiden, Vögel und Fische fangen, wie sie ihr Handwerk betreiben, Schiffe bauen und den Nil befahren, wie die Bäuerinnen seiner Dörfer ihm die Abgaben für die Totenopfer bringen und die Knechte Rinder und Ziegen schlachten; er selbst will, wie ehemals, mit seiner Gattin beim Mahle sitzen, bedient von seinen Kindern, und auf der Jagd in der Wüste und in den Nilsümpfen sich vergnügen. So werden die Wände der Kammern in immer größerem Umfange mit Wandgemälden geschmückt, die uns das ganze Leben und Treiben der vornehmen Herren und ihrer Leute vorführen; dadurch sind die Gräber eine reiche Quelle für die Kenntnis der Zustände ihrer Zeit geworden. Zu voller Ausbildung gelangte diese Dekoration erst unter den späteren Königen der vierten und vor allem unter der fünften Dynastie; doch treten uns alle Hauptformen schon im Grabe des Meten unter Snofru und in reicher Fülle in dem wenig jüngeren Grabe des Raʿḥotep in Medum und manchen Gräbern in Gize aus der Zeit des Cheops und Chephren entgegen.

239. Aber in dieser Ausgestaltung der Gräber offenbart sich zugleich der Widersinn, den die das ganze Aegyptertum beherrschende Idee in sich birgt. Niemals auf Erden ist mit solcher Energie und mit so beharrlicher Konsequenz versucht worden, das Unmögliche dennoch möglich zu machen, das kurze Menschenleben mit all seinen Genüssen in alle Ewigkeit zu verlängern. Gewiß haben die Aegypter des Alten Reichs mit bitterem Ernst an diese Möglichkeit geglaubt: sonst hätte nicht eine Generation nach der anderen alle Mittel des Staats und der Kultur an sie verschwendet. Aber dahinter steht dennoch das Gefühl, daß all diese Herrlichkeit doch nur Schein ist, daß all die massiven Mittel, die man anwendet, auch im günstigsten Falle nur ein spukhaftes Traumdasein zu schaffen vermögen und in Wirklichkeit die Welt nicht umwandeln. Die Leiche wird durch

alle Zaubermittel doch nicht wieder lebendig und kann sich doch nicht mehr bewegen noch Nahrung zu sich nehmen. So genügt an ihrer Stelle auch die Statue und weiter das Abbild an den Grabeswänden, statt der wirklichen Opfergaben und Totendiener die gemalten — oder auch Puppen, z. B. von mahlenden und backenden Frauen, die man dem Toten beigibt —, ja im Grunde die gesprochene und an die Pfosten der Grabestür geschriebene Opferformel. So weit, daß man die volle Konsequenz dieser Empfindungen gezogen und auf die realen Leistungen wirklich verzichtet hätte, ist man noch lange nicht; aber die Formel und die Scheinwelt der Bilder tritt ihnen als Ergänzung und eventueller Ersatz zur Seite. Dadurch erreicht man zugleich, daß den gemalten und skulptierten Gestalten der Diener des Verstorbenen, zumal wenn ihre Namen dabei stehen, dasselbe Fortleben gesichert wird, wie diesem selbst. In Wirklichkeit ist daher die Vorstellungswelt, welche den vornehmen Aegypter beseelt und leitet, doch sehr wesentlich von den bizarren Ideen verschieden, welche in den Zauberformeln des Totendienstes herrschen und von den Chriḥebs (§ 218) eifrig fortgesponnen werden. Er freut sich, wenn er sich sein Grab baut, der Abbildung seines Besitzes, und hofft ihn dereinst auch aus seinem Bilde an der Wand heraus weiter beschauen und genießen zu können; im übrigen aber betet er zu den Totengöttern um „ein schönes hohes Greisenalter in Frömmigkeit vor allen Göttern“ [oder „vor dem großen Gotte“] und „eine schöne Bestattung in der westlichen Nekropole“; d. h. er betrachtet sein Grab durchaus als lebender Mensch, nicht als Toter. Er weiß, daß er im Jenseits für seine Taten vor „dem großen Gotte, dem Herrn des Gerichts“ sich zu verantworten hat und daß nur ein rechtliches und frommes Leben ihm die Aussicht auf ein glückliches Fortleben gewähren kann. Alsdann hofft er „in Frieden zu wandeln auf den schönen Pfaden des Westreichs, auf denen die Frommen wandeln vor dem großen Gott“ und auch die Herrlichkeit der Götter zu schauen. Diese seit dem Ende der vierten Dynastie ständig wiederholten Formeln zeigen,

daß doch auch in Aegypten trotz alles Wustes des Totenspuks der gesunde, in den Bedingungen des irdischen Daseins wurzelnde Sinn bei der Masse der Gebildeten die Herrschaft behauptet hat. Die Darstellungen an den Grabwänden setzen sich daher um in Scenen aus dem Leben, welche die Erinnerung an den Verstorbenen und an das, was den Inhalt seines Daseins ausmachte, festhalten sollen.

240. Aber diese Gestaltung des Totenkults — und das ist politisch und kulturgeschichtlich von größter Bedeutung — ist in der Blütezeit des Alten Reichs durchaus beschränkt auf die Residenz und den Hof des Pharao. Pyramiden und Mastabas gehören eng zusammen: sie finden sich nur auf dem ungeheuren Friedhof, der in einer Länge von mehr als vier Meilen, von Abu Roâš bis Dahšûr, den Rand des Wüstenplateaus im Westen von Memphis bedeckt, sowie südlich davon bei Snofrus Pyramide von Medum. Auch die hohen Beamten, welche die Gaue verwalteten und in denselben große Güter besaßen, haben ihre letzte Ruhestätte, wenn sie die Form einer mit Skulpturen und Inschriften geschmückten Mastaba erhalten sollte, durchweg am Hof bei der Pyramide des regierenden Königs oder eines seiner Vorgänger. Im übrigen Lande herrscht überall noch die alte Bestattungsform: bei dem Mittelstand und den Armen die unscheinbaren Gräber, in denen die zusammengekrümmte Leiche beigesetzt wird, bei einzelnen reichen und vornehmen Herren das Treppengrab der dritten Dynastie, durchweg ohne Skulpturen und Inschriften. Die wenigen Ausnahmen bestätigen lediglich die Regel: wo sich einmal unter der vierten und der ersten Hälfte der fünften Dynastie im übrigen Aegypten eine Mastaba findet, ist sie dürftig ausgestattet, meist ohne Reliefs und Inschriften, selten mit Statuen, häufig nicht vollendet. Man sieht, wie erst ganz allmählich die neue Sitte des Hofes im übrigen Lande Eingang findet und wie auch wo der Wille vorhanden war, die Mittel zur Durchführung nicht ausreichten. Erst in der letzten Zeit der fünften Dynastie beginnt das anders zu werden; das steht aber in engstem Zusammenhange mit

der Verschiebung der politischen und sozialen Organisation des Reichs, die von da an zum Durchbruch kommt. Denn die Konzentration der Gräber im Gebiet von Memphis ist nur der sinnfälligste Ausdruck des politischen Charakters des Alten Reichs: wie in der Totenwelt war es auch im wirklichen Leben ein völlig zentralisierter Beamtenstaat unter einem allmächtigen Pharao.

Mastabas der 4. und 5. Dynastie haben sich in größerer Anzahl in Elkab (ed. Quibell 1898) gefunden, fast ohne jede Inschrift. Sonst sind wohl die zum Teil unvollendeten von Teḥne (nördl. von Minie, Fraser in Ann. du service III, 1902, 67 ff. 122 ff.) die ältesten, von denen die mit der großen Stiftungsurkunde des Ḥathor- und Totenkults (Maspero ib. 131 ff.; Sethe, Urk. des Alten Reichs 23 ff.) aus dem Anfang der 5. Dynastie stammt. Die ältesten Mastabas von Dešaše, Der el Gebrâwi, Dendera, die Felsgräber von Schech Saïd und Zawijet el Meitin u. s. w. reichen kaum über die Mitte der 5. Dynastie hinauf. Ihre Zahl mag sich noch vermehren und gelegentlich auch noch ein Grab der 4. Dynastie auftauchen; die Tatsache, daß das entwickelte Mastabagrab unter der 4. Dynastie ausschließlich auf den Sitz des Hofes beschränkt ist, kann dadurch nicht erschüttert werden. — Die Gräber der Nekropolen von Abydos aus dieser Zeit zeigen die älteren Formen.

Staat und Wirtschaft des Alten Reichs

241. Auch unter den Königen des Alten Reichs ist Aegypten noch ein durch den Herrscher geeinigtes Doppelreich. Nach wie vor bestehen die doppelten Bureaus, Magazine, Beamtentitel; und der offizielle Vorrang Oberaegyptens tritt z. B. darin hervor, daß die höchsten Beamten als „Große des Südens“ bezeichnet werden. Aber in Wirklichkeit ist die Zweiteilung nur noch Fiktion; die gesamte Verwaltung ist zentralisiert und einheitlich geregelt, und dieselben Beamten werden bald in den Süden, bald ins Nordland versetzt. Seit der dritten Dynastie liegt der Schwerpunkt des Reichs ausschließlich im Gebiet der „weißen Mauer“, des späteren Memphis. Hier ist im Kulturlande um den Ptaḥtempel eine volkreiche Stadt entstanden; aber die Könige residieren nicht in ihr, sondern in den wandelnden Königsstädten am Fuß des Wüsten-

gebirges, unterhalb ihrer Pyramiden. Die Machtstellung und die Attribute des Königs haben wir schon kennen gelernt, ebenso die Grundzüge der Reichsorganisation und der Hofrangordnung, die uns jetzt in voller Ausbildung entgegentritt. Der Wille des Königs ist allmächtig, und in jeder Angelegenheit von einiger Bedeutung wird seine Entscheidung eingeholt und in einem schriftlichen Edikt verkündet, das in seiner Gegenwart gesiegelt und dann den Beamten zugesandt wird. Sein Hauptorgan ist der „Vezir und Richter der großen Torhalle“, gelegentlich als „Vorsteher des ganzen Landes, des Südens und Nordens“ bezeichnet, oder auch als „Geheimrat des Himmels [d. i. des Königs], der das Geheimnis des Himmels schaut“. Die Pharaonen der vierten Dynastie scheinen dies Amt regelmäßig mit einem Prinzen ihres Hauses besetzt zu haben; unter der fünften ist es längere Zeit in derselben Familie erblich geworden und hat dann seinen Träger sehr häufig gewechselt. Meist ist es mit dem Amt eines „Kanzlers (Siegelbewahrers) des unteraegyptischen Königs“ verbunden, dem das eigentliche Finanzwesen und die Ausfertigung der Dekrete unterstellt war, während die beiden „Kanzler des Gottes“ (d. i. des oberaegyptischen Königs, vgl. § 222) eine Art Generalintendanten für das Kriegswesen gewesen zu sein scheinen — daher führen sie mehrfach den Titel „Oberst der Soldaten“ und „Vorsteher des Waffenmagazins“ — und zugleich die Ausführung der Bauten, Steinbruchsarbeiten u. a. leiten. Von ihnen geschieden ist der „Vorsteher der Arbeiten“, eine Art Minister der Bauten, der die Verwaltung der Bauarbeiten leitet und offenbar auch die Kosten zu verrechnen hat. — Für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande sorgen die aus nubischen Negern geworbenen Soldaten und Polizisten (§ 254); für den König werden dann auch die Kontingente der Bauern aus den Gauen und dem Tempelgut aufgehoben.

Die Grundlage für die Kenntnis der staatlichen Organisation hat Erman in seinem Aegypten geschaffen, Einzelnes habe ich (Gesch. Aeg.) weiter ausgeführt, ferner Maspero (La carrière administrative de deux

hauts fonctionnaires, in seinen Etudes égypt. II 2 = J. as. 1890 und in mehreren anderen Arbeiten), und SETHE in seiner Arbeit über den Vezir, ÄZ. 28, 1890. Seitdem ist systematisch wenig für dies Gebiet getan, so viele Ergebnisse sich auch aus einer methodischen Verarbeitung des umfangreichen, wenn auch spröden Materials gewinnen lassen würden. Manche Titel werden uns freilich immer dunkel bleiben. Ich bemerke gleich hier, daß MARIETTE einen großen Teil der Mastabas von Sakkara falsch datiert hat; viele von denen, die er der 4. Dynastie zuweist, gehören der 5. an, und weitaus die meisten stammen aus der zweiten Hälfte der 5. Dynastie, der Zeit, in der die Könige hier ihre Pyramiden anlegten. — Eine Liste hoher Beamten im Eingang des Erlasses Pepis I. ÄZ. 42, 3, eine andere in der Unainschrift. — Königliche Edikte aus der 5. und 6. Dynastie: BORCHARDT, ÄZ. 42, 1 ff. (Pepi I.). PETRIE, Abydos II 18, (Nefererkereᶜ). 17 (Teti). 19 (Pepi II.) mit GRIFFITHS Übersetzung. Verstümmeltes Dekret des Neferfrêᶜ [so ist nach G. MÖLLER zu lesen] bei FRASER, Bersheh II 57. Vgl. die Dekrete bei SETHE, Urk. des A. R. S. 25. 26 (Tehne). 60. 62 u. a. — Zum Verhältnis der beiden „Schatzmeister des Gottes“, denen die Steinarbeiter unterstellt sind, und des „Vorstehers der Arbeiten“ mit seinem Schreiberbureau vgl. SCHÄFER, ÄZ. 40, 76 f.

242. Die Beamten beginnen ihre Laufbahn teils am Hofe des Königs, wo sie als Knaben mit den Königskindern zusammen aufgezogen werden, teils in den wohl mit den Tempeln verbundenen Schreibschulen, und führen daher alle den Schreibertitel; dann treten sie in eines der zahlreichen „Häuser“, d. i. Verwaltungsbureaus ein (so z. B. das „Haus der Lebensmittel“, das „Waffenhaus“ u. a., oder die zahlreichen „Ackerhäuser“), und rücken von hier aus durch die Gunst des Pharao in die höheren Stellungen auf, teils in der Zentralregierung, teils in der Verwaltung des Landes. Die erhaltenen Biographien zeigen oft einen raschen Wechsel der Stellungen; offenbar herrschte nicht nur innerhalb der einzelnen Zweige eine feste Rangordnung, sondern ebenso in ihrem Verhältnisse zu einander, und unter den Gauen hatten manche weit größeres Ansehen als andere. Die ganze Verwaltung ist schriftlich, alles wird protokolliert und verrechnet und an die vorgesetzte Behörde bis zum Pharao hinauf weiter berichtet. Die Vögte (Nomarchen) der Gauen führen meist wie unter den Thiniten den Titel ᶜaneẕ, oft aber auch sešemto „Leiter des Landes“, mit dem Zusatz „Vorsteher der Aufträge“

(mero uput). In genaueren Angaben wird das Regiment über die von einer rechteckigen Mauer umschlossenen Städte [hieroglyph] ḥat ʿot („große Burg“) von dem über das flache Land geschieden, doch so, daß beide Stellungen in derselben Hand liegen; derselbe Mann ist z. B. „Regent (ḥqa) der großen Burg von Buto und Vogt (ʿanez̲) der Leute von Buto“, „Regent der großen Burg der beiden Hunde und Vogt des mendesischen Gaus“, „Regent der großen Burg von Perma (?) und Vogt des saitischen Gaus“, oder „Regent der großen Burg der Kuhstadt, Nomarch des Wüstengebirges (semit) und Oberjagdmeister“. Das weist auf einen Unterschied der rechtlichen Stellung der Gaustädte von den zahllosen übrigen Ortschaften des Landes hin, die, ob offene Dörfer oder von einer Mauer umgeben, immer als nut (später in der Bedeutung „Stadt“ gebraucht) bezeichnet werden und den Wohnsitz der Bauernschaft bilden. Außer der Verwaltung der Steuererhebung leitet der Nomarch die Rechtsprechung und führt daher ständig den Titel „Richter“ (sab) und „Priester der Maʿat“. Unter ihm stehen zahlreiche „Ackerrichter“ und „Ackerschreiber“, welche die Fronden und Naturalabgaben der Bauern zu erheben und die Polizei auf dem Lande auszuüben haben. Über die Hörigen sprechen die Beamten vermutlich nach eigenem Gutdünken Recht; über die freien Aegypter (und so auch über diejenigen, welche nur durch eine bestimmte Verpflichtung, z. B. für den Totendienst, gebunden sind) dagegen wird der Prozeß „vor den Grundbesitzern (seru)“ oder „in der Halle der Grundbesitzer“ geführt; hier wirken also die Höhergestellten bei der Entscheidung mit. Auch gab es einen geregelten Instanzengang; den höchsten Gerichtshof bildet der Hof der „sechs großen Häuser“ in der Hauptstadt, der aus den „Großen des Südens“ (§ 241), d. i. den angesehensten Nomarchen, im Alten Reich vielleicht nur 10, im Mittleren Reich ein Kollegium von 30 Beamten, unter Vorsitz des Vezirs besteht. Zur Seite steht diesem der „Richter von Nechen (Hierakonpolis)“, dem die Führung der Untersuchung und des Protokolls oblag.

Prozeß vor den šeru: Sethe, Urk. des A. R. S. 13 Zl. 16 f. und dazu Moret, Rec. 29, 26 ff.; ferner vgl. die Inschrift des Ḥenqu Sethe l. c. S. 77, 8, vgl. § 268. Daß šer dem hebraeischen גִּבּוֹר חַיִל entspricht und den freien Grundbesitzer (einschließlich der chontiuše = Pächter, § 244) bezeichnet, ist evident. Der „Stand“ oder die im Leben eingenommene „Rangstufe“, die „ein jeder auf seine Kinder zu vererben wünscht“, heißt 'aut, was oft fälschlich durch „Amt“ übersetzt wird.

243. Es ist nur natürlich, daß wie jeder andere Beruf, so auch die Beamtenstellung sich in der Regel vom Vater auf den Sohn vererbt. Sehr oft bekleiden in den Grabdarstellungen eines hohen Beamten seine Söhne niedrigere Ämter, und oft genug hat nach dem Tode eines bewährten Dieners der Pharao sein Amt auf seinen Sohn übertragen. Aber nur um so schärfer tritt hervor, daß im Gegensatz zu der Staatsgestaltung, die sich dann seit dem Ende der fünften Dynastie herausgebildet hat, das Alte Reich in seiner ursprünglichen Gestalt einen abgeschlossenen Stand, einen Adel, und ein Anrecht auf die Bekleidung der Ämter nicht kennt. Es gibt kein selbständiges Recht außer der Krone; und diese ist bei der Anstellung ihrer Beamten durch nichts gebunden. Daher kennt das Alte Reich keinerlei andere Titel als Amts- und Hoftitel; und keine Grabschrift der vierten und fünften Dynastie erwähnt die Abstammung oder (abgesehen von rein biographischen Erzählungen) auch nur den Vater eines Beamten, es sei denn, daß er aus königlichem Geblüt stammt — die Prinzen, die in der Beamtenhierarchie sehr stark vertreten sind, nehmen in der absoluten Monarchie natürlich eine Sonderstellung ein. Ebensowenig nennen die Beamten ihren Heimatgau, wo sie vielleicht großen Grundbesitz haben; nur aus einem lokalen Priestertum, das sie mitunter bekleiden, oder aus den Namen der ihnen gehörenden Dörfer können wir das vielleicht erschließen. Die Gaubeamten werden aus einem Gau in den anderen versetzt — so ist z. B. Meten unter Snofru nach einander Nomarch und Stadtregent in 10 Gauen des Delta und des nördlichen Oberaegyptens gewesen — ohne Rücksicht darauf, ob sie hier begütert sind, im schärfsten Gegensatz zur sechsten Dynastie und dem Mittleren Reich. Daher nennen sie mit wenig Aus-

nahmen in den Grabinschriften die Gaue, die sie verwaltet haben, überhaupt nicht, sondern nur den allgemeinen Titel „Richter und Nomarch (ʿaneẕ)“. Eben darauf beruht es, daß sie alle in den Nekropolen der Residenz bestattet sind, nicht da, wo ihr Grundbesitz und ihr Landhaus lag. So ist das Alte Reich im eminenten Sinne, wie wenig andere Staaten, eine vollständig zentralisierte absolute Monarchie, die von einem lediglich von der Krone abhängigen Beamtenpersonal regiert wird, dessen Qualifikation ausschließlich auf seiner vom Staate geleiteten Erziehung für den Beamtenberuf beruht.

Die wichtigste Quelle für die Beamtenlaufbahn des Alten Reichs ist die Biographie des Meten LD. II 3 ff. = Sethe, Urk. des A. R. 1 ff., vgl. Maspero, Etudes ég. II (J. as. 1890). Breasted, Anc. records I 170 ff. Moret, Rec. 29, 57 ff.; weiteres ergibt sich aus der Kombination der Titulaturen der einzelnen Grabinschriften. Ein Beamter des Aphroditopolites (22 Oberaeg.) und Memphites: Aeg. Inschr. des Berl. Mus. I S. 31 no. 13503. Über die Gaunamen des Alten Reichs (zahlreiche bei den Domänen im Grabe des Achuthotep und des Sabu, ferner in Tehne, Ann. du serv. III 75, darunter auch „das südliche Faijum“ [še ris]) s. Griffith bei Davies, Mastabas of Ptahhotep and Akhethotep II p. 25 ff. Die Titel rpʿti und ḥeʾtiʿo, die später zu Titeln der erblichen Gaufürsten geworden sind, sind im Alten Reich lediglich hohe Hoftitel, die nur sehr selten (namentlich bei Prinzen) vorkommen (vgl. § 222 A.). Erst zu Ende der 5. Dynastie erhält sie der Vezir regelmäßig, und dann auch andere, z. B. der Oberpriester von Memphis und manche Magnaten.

244. Die Einkünfte des Pharao bestehen teils in den Erträgnissen seiner Domänen, teils in den Naturalabgaben und Fronden der Untertanen. Die „Zählung“ (§ 224) scheint auch jetzt in der Regel jedes zweite Jahr stattgefunden zu haben, und wird bereits oft zur Jahrbezeichnung verwertet (das folgende Jahr heißt dann „Jahr nach der ersten, zweiten etc. Zählung“). Sie ist aber jetzt auf den Viehbestand beschränkt. Mithin ist der Grundbesitz als solcher kein Steuerobjekt mehr gewesen, vielmehr gehört er entweder dem Pharao selbst, oder war freies Eigentum der Grundbesitzer oder der Götter geworden. Während die Masse der Bauern leibeigen und an die Scholle gefesselt war, hat es

freie Grundbesitzer (seru, § 242) zweifellos gegeben, und ihre Zahl sowie ihr Besitz hat sich durch die Schenkungen an die Beamten ständig gemehrt (§ 245). Aber der Hauptteil des Landes war offenbar königliche Domäne (še). Diese Domänen werden verpachtet; die Pächter sind die in den Texten oft genannten „chontiu-še des Pharao“, die unter Aufsicht eines hohen Beamten stehen. In ihrem Dienst bestellen die in den unzähligen kleinen Ortschaften wohnenden leibeigenen Bauern das Feld; und eine feste, alljährlich vom Ertrage verrechnete („gezählte“) Abgabe von Korn, Flachs u. s. w. wird von den dazu bestellten Schreibern für den Pharao erhoben. Dazu kommen dann die Abgaben vom Vieh, das ihr Eigentum (oder das der Pächter) ist; aber auch die Feldbrunnen und Bäume werden besteuert, ebenso zweifellos die Arbeiten der Handwerker in den Gaustädten. Auch Markt- und Kopfsteuern sind gewiß im Alten Reich ebensogut erhoben worden, wie in allen folgenden Zeiten; und es wird nur Zufall sein (wie wir denn aus den Darstellungen der Gräber von dem Treiben in den Städten überhaupt nichts erfahren), daß uns Haushaltungszählungen mit Aufnahme des Personenstandes erst aus dem Mittleren Reich erhalten sind. Zu diesen Abgaben kommen dann die Frondienste der Bauern (die „Stunden“) für die großen Bauten und andere Arbeiten des Königs, und die Verpflichtung der Pächter, seine Boten und ebenso seine aus Nubiern geworbenen Polizisten (§ 254) zu verpflegen und zu befördern; und auch die Frauen und Kinder des Königs und die Magnaten haben das Recht, Bauern aus den Ortschaften zur Bestellung ihrer eigenen Felder zu werben und wohl geradezu zu pressen. Allerdings können von diesen Leistungen durch Privileg Exemtionen verliehen werden. Das geschieht vor allem für die Bewohner der Pyramidenstädte, denen als Entgelt dafür die Lieferungen an das Grab des Königs und die Besorgung seines Totenkults obliegt; die Frage ist nur, ob die späteren Herrscher ein solches Privileg anerkennen, oder dulden, daß es durch Übergriffe in Vergessenheit gerät und die für die Ewigkeit auferlegten Pflichten vernachlässigt werden. — Auch

sonst stehen dem König noch mancherlei Vorrechte zu; wenn wir z. B. neben der gewöhnlichen Elle von 450 mm eine um ein Sechstel größere „königliche Elle“ von 525 mm finden, so wird eben für den König mit diesem größeren Maße gemessen worden sein.

Über die hier besprochenen Fragen hat der große Erlaß Pepis I. für die beiden Pyramidenstädte Snofrus, den Borchardt, ÄZ. 42, 1 ff., vortrefflich ediert hat, unsere Kenntnis ganz wesentlich gefördert. Daß die chontiuše Pächter sind, ist evident und wird jetzt weiter durch die von Moret, Rec. 29, 62 ff., gewonnene Erkenntnis bestätigt, daß še in der Inschrift des Meten (A 13. 14. C 4. 5 bei Sethe) das Domanialland, mit königlichen Leibeigenen darauf, bezeichnet. romez ist in Pepis Erlaß durchweg einfach mit „Aegypter“ zu übersetzen, im Gegensatz zu den neḥesiu ḥotep, den nubischen Polizisten. Zugleich lernen wir, daß den ortsansässigen Aegyptern Anteil am Kultus und dessen Erträgnissen (den Opfermahlen) zustand. — Über die altaeg. Elle s. Lepsius, Abh. Berl. Ak. 1865; vgl. auch Griffith, PSBA. XIV 403 ff.

245. Trotz der Verwendung des Kupfers und Goldes als Wertmesser (§ 225) ist aller Verkehr rein naturalwirtschaftlich geblieben, und daher auch die Bezahlung der Beamten. Am Hof „leben sie vom Tische des Königs“, im Lande von ihnen zugewiesenen Naturallieferungen; die Bezüge sind nach dem Range abgestuft, und von ihnen haben sie wieder ihren Haushalt und ihre Diener zu ernähren. Für die hohen Beamten und Günstlinge, und ebenso für die Prinzen und die angeseheneren Frauen des Harems reichte das allerdings nicht aus; hier bleibt als einzige Entschädigung und Belohnung die Ausstattung mit Land und Leuten (zu der auch die Beschenkung mit einem Grabe gehört). Das haben denn die Pharaonen des Alten Reichs in demselben Umfang getan wie die Könige der germanischen und romanischen Staaten des Mittelalters, und zwar, wie es scheint, das Land teils als freien Eigenbesitz verliehen, teils in Erbpacht, bei der die Qualität als Domanialland erhalten bleibt. Beide Kategorien werden von den Inhabern an ihre Nachkommen vererbt, meist auf Grund eines als Testament aufgenommenen Inventars (amt-per); auch die Frauen haben eigenen Grundbesitz, über den sie frei verfügen können (In-

schriften des Meten E 14 f.). Diese Verfügungen erhalten Rechtskraft durch königlichen Erlaß, d. h. sie werden in einem königlichen Bureau aufgesetzt und dadurch in Regierungsakte umgewandelt. Auch Kauf von Grundstücken scheint vorzukommen. Zu dem Grundstück gehört das Inventar an Vieh und Knechten. Meten (zur Zeit Snofrus) rühmt sich, auf den Gütern, die er durch Erbschaft, königliche Verleihung und Kauf erhalten hat, eine große Villa mit einem Teich, Weinpflanzungen und Baumgärten angelegt zu haben. Auch hat er offenbar Weideland, so das von seinem Vater ererbte Grundstück, in Ackerland umgewandelt und zahlreiche Bauerndörfer (nut) auf seinen Namen gegründet. Zwölf dieser Dörfer hat er Lieferungen für seinen Totenkult auferlegt. In den Gräbern sind dann regelmäßig in langen Reihen die Bauern und Bäuerinnen abgebildet, welche die Ortschaften repräsentieren, die durch eine vom König bestätigte Stiftung des Grundherrn für alle Zukunft zu derartigen Lieferungen für „das Haus der Ewigkeit“, d. h. für sein Grab, verpflichtet sind; zahlreiche seiner Hörigen und oft auch seine Nachkommen sind bis in die fernsten Geschlechter zu „Geistesdienern“ bestellt, und erhalten dafür bestimmte Lieferungen aus der Grabstiftung. Sehr oft tragen die Dorfschaften den Namen des Königs, von dem sie dem Beamten geschenkt sind. Ursprünglich lagen sie weithin durch die Gaue Aegyptens zerstreut, so bei Meten; allmählich scheint sich der Grundbesitz dann, durch Erbschaft, Kauf und Tausch, auf ein zusammenhängendes Gebiet abgerundet zu haben. Die königliche Verleihung scheint in der Regel steuerfrei oder wenigstens von vielen Leistungen eximiert gewesen zu sein; und auch wo der Domanialcharakter vorbehalten blieb, mögen die Abgaben an den Fiskus oft genug im Lauf der Generationen in Wegfall gekommen sein. So haben sich die Beamten des Alten Reichs in große Grundbesitzer umgewandelt, deren Nachkommen eine selbständige, nicht mehr ausschließlich von der Gnade des Pharao abhängige Stellung gewinnen und Berücksichtigung fordern können. Daher finden wir schon gegen Ende der vierten Dynastie nicht

wenige große Herren, die in Gize oder Sakkara bestattet sind, große Güter besaßen, und beim König in hohem Ansehen standen, aber niemals ein wirkliches Staatsamt bekleidet haben, sondern lediglich inhaltlose Titel führen, wie „vertrauter Freund des Pharao, Geheimrat und Palastbeamter“, dazu ein Priestertum bei der Pyramide des Königs. Sie sind in die Hofrangordnung eingefügt und beziehen vom Hof Einkünfte wie die vornehmen Herren, die in den absoluten Monarchien der Neuzeit große Pensionen bezogen, ohne dafür etwas anderes zu leisten als einzelne Hofdienste. Umgekehrt schrumpft dadurch der ursprünglich den größten Teil Aegyptens (vielleicht lediglich mit Ausnahme des Tempelguts) umfassende Grundbesitz des Königs immer mehr zusammen; das ist offenbar ein Hauptgrund gewesen, weshalb kein späteres Königsgrab die Dimensionen der Bauten des Ḥuni, Snofru, Cheops und Chephren hat erreichen können. Die einschneidenden Folgen dieser stetig fortschreitenden Umwandlung werden wir alsbald kennen lernen.

Fragmente eines Rechnungsbuchs der Naturalwirtschaft am Hof des Asosi hat Borchardt in den Aegyptiaca behandelt; ähnliche Rechnungen aus der Zeit des Nefererkereʿ besitzt Naville. Vgl. für das Mittlere Reich Borchardt, ÄZ. 28, 65 ff. 38, 89 ff. 40, 113 ff. — Der Grundbesitz des Echuthotep, Vezirs unter Asosi, Sohns des berühmten Ptaḥhotep, liegt in den drei nördlichsten oberaegyptischen Gauen und fünf des Delta (Griffith bei Davies, Mastabas of Ptahhotep and Akhethotep II p. 25 ff.); ein Gut stammt schon von Teṭefrêʿ, andere von den ersten Königen der 5. Dynastie, weitaus die meisten von Asosi. Ähnlich bei Sabu Mariette, Mast. 383. de Rougé, Inscr. hier. 95. — In den Zahlen des Herdenviehs fehlt es hier nie an den herkömmlichen gewaltigen Übertreibungen.

246. Auf diesen großen Gütern der Magnaten entwickelt sich neben dem landwirtschaftlichen Betrieb (zu dem auch der Bau von Nilkähnen für den Transport der Produkte gehört) eine rege Industrie, die den städtischen Handwerkern starke Konkurrenz gemacht haben wird. So finden wir z. B. in dem Grabe des großen Grundherrn Ti (Mitte der fünften Dynastie) in Sakkara Tischler, Lederarbeiter, Steinmetzen,

Bearbeiter von Steingefäßen, in anderen Gräbern auch Kupferschmiede, Fabrikanten von Siegelzylindern u. a., nebst den zugehörigen Marktszenen, in denen die Waren verkauft werden, ferner Bildhauer, welche die Statuen des Grabherrn und die Reliefs der Wände bearbeiten. Letztere sind allerdings freie, gegen Lohn beschäftigte Künstler gewesen. Für diese Betriebe haben die großen Güter ihre eigenen Bureaus mit zahlreichen Aufsehern und Schreibern. In der Hofhaltung des Pharao ist das alles noch weiter gesteigert. Hier sind die Vorsteher der einzelnen Zweige selbst vornehme Herren, z. B. der Vorsteher der Salbenbereiter oder der Lederarbeiter, der Oberperückenmacher, der Gesangvorsteher und Kapellmeister u. a., ferner die Leibärzte u. a., die vom König geehrt und gelegentlich so gut wie der Hofzwerg mit Grundbesitz und Mastabagräbern beschenkt werden.

247. Zu den Beamten des Alten Reichs gehören auch die an den großen Tempeln fest angestellten Priester, im Gegensatz zu der Menge der im Kultus funktionierenden „Reinen“ (§ 189). Die Könige des Alten Reichs haben zahlreiche Tempel gebaut, von denen allerdings kaum etwas erhalten ist; das Tempelgut wird durch Stiftungen an Land und Leuten und reiche Geschenke (namentlich Anweisung täglicher Opferrationen, die dann unter die zugehörige berechtigte Bevölkerung je nach ihrem Range verteilt werden) ständig gemehrt und ist von Fronden und Abgaben frei; dafür leisten bei Kriegszügen die Hohenpriester Heeresfolge an der Spitze des Aufgebots ihrer Mannschaften, ebenso wie die „Nomarchen und Stadthäupter“. Um so größeres Interesse hatte der Staat, die Hand auf dem Tempelgut zu halten. Daher finden wir bei den angesehensten und reichsten Heiligtümern, denen des Atum-rê' von Heliopolis, des Thout von Hermopolis und des Ptaḥ „südlich von seiner Mauer“, d. h. von Memphis, wenigstens unter der vierten Dynastie immer königliche Prinzen als Hohepriester. In diesen Fällen sind damit meist hohe Staatsämter, wie das des Vezirs und des Kanzlers, verbunden; sonst sind im Alten Reich die staatlichen Ämter

und die Priestertümer scharf geschieden (denn daß die Magnaten gelegentlich einen unbedeutenden Lokalkult verwalten und ihre Frauen regelmäßig Priesterinnen der Ḥatḥôr und der Neit sind, kommt dafür nicht in Betracht), und selbst die Hoftitel der Staatsbeamten werden den Priestern nicht verliehen. — Von den genannten drei großen Göttern verdankt Ptaḥ seine Bedeutung ausschließlich dem Umstande, daß er der Gott der Hauptstadt ist und daß zu seinem Besitz die Steinbrüche von Troja (Mokattamgebirge bei Kairo) gehören, wie die von Syene durch Ẕosers Schenkung dem Chnumu von Elephantine (§ 230), die seit dem Ende der fünften Dynastie betriebenen im Wadi Ḥammamât in der Wüste an der Straße von Koptos zum Roten Meer dem Minu von Koptos. Alle Steine für die Pyramiden und Mastabas werden daher vom Hohenpriester des Ptaḥ geliefert und von den Arbeitern seines Tempels gebrochen und behauen. So schließt sich an das Ptaḥheiligtum von Memphis die wichtigste Kunstschule Aegyptens an, die für die gesamte Ausbildung der Plastik die Zentrale bildet und immer die führende Stellung behauptet. Ptaḥ gilt daher als der Gott der Künste (griech. Hephaestos) — in weiterer theologischer Entwicklung als der Bildner und Gestalter der Welt —, und sein Hoherpriester führt den bezeichnenden Titel „der große Vorsteher der Steinkünstler".

248. Im allgemeinen trägt das Regiment des Pharao und seiner Beamten bei aller Unumschränktheit einen patriarchalisch-wohlwollenden Charakter. Freilich wenn im Schreiberbureau des Grundherrn „die Dorfschulzen zur Abrechnung vorgeführt werden", geht es nie ohne Prügel ab, wie bei der Steuererhebung bis in unsere Zeit, und vor Gericht wird beim Verhör dies Universalmittel eben so regelmäßig angewandt worden sein. Aber im übrigen geht durch alle Lebensäußerungen des Alten Reichs ein humaner Zug; dem dominierenden Streben nach behaglichem Lebensgenuß entspricht der Wunsch, einen jeden nach seiner Stellung gerecht zu behandeln und lieber zu loben und zu belohnen als zu tadeln. Die schroffe Betonung der Allmacht des Pharao und die zügellose Be-

friedigung seiner Launen (§ 219) gehört einer fernen Vergangenheit an, wenn sie auch in den Zaubertexten fortlebt; man darf ihm nur nahen wie einem Gotte, aber auch die Götter sind gütig geworden, und immer von neuem erzählen die Grabinschriften, wie der König voll Huld ist für seine Diener, sie belobt und liebt und reichlich beschenkt. Wie seit der Mitte der vierten Dynastie die Grabinschriften redseliger zu werden beginnen, rühmen sie, daß der Tote niemandem Böses zugefügt oder seinen Besitz und seine Knechte weggenommen, seine Macht nicht mißbraucht, immer das Recht geübt habe; auch die Liebe des Gatten und die Pietät der Kinder tritt vielfach hervor. Mag dieses Selbstlob für den einzelnen Fall oft wenig besagen, so zeigt es doch, was die öffentliche Meinung von einem Beamten oder Grundherrn verlangte, und welches Verhalten allein ihm ein glückliches Alter, eine gute Bestattung, ein Bestehen am Gerichtstage (§ 239) und ein seliges Leben im Jenseits verschaffen konnte. — Im übrigen mußte, wer sich im Leben behaupten und vorwärts kommen wollte, die Gebote der Lebensklugheit und des feinen, taktvollen Benehmens im Amt und im Verkehr mit Vorgesetzten und Gleichgestellten sorgfältig beachten: Sammlungen derartiger Lebensregeln, die etwa zu Beginn des Mittleren Reichs aufgezeichnet sein mögen (Papyrus Prisse), werden alten Veziren der vierten und fünften Dynastie (Kagemni, Ptaḥḥotep) in den Mund gelegt, die in der Tradition als weise Männer der Vorzeit fortlebten.

Die fünfte Dynastie und der Sonnendienst

249. Die vierte Dynastie ist beherrscht von einer einzigen Idee, der des Pharao. Das Antlitz der Kultur dieser Epoche ist ausschließlich den materiellen Interessen des Erdenlebens zugewandt, die man in alle Ewigkeit festzuhalten strebt: man beurteilt sie ganz falsch, wenn man in ihren Totendienst transzendente Ideen oder gar die Sehnsucht nach einem höheren und besseren Dasein hineinträgt.

Aber auch in Aegypten deckt sich die Welt der Tatsachen mit der Idee nicht. Der Pharao ist nicht ein Gott auf Erden, sondern ein Mensch, mit allen Gebrechen der Menschlichkeit; und wenn Snofru und Cheops energische Persönlichkeiten von festem Willen gewesen sein werden, so mögen bei ihren Nachfolgern die Schwächen um so stärker hervorgetreten sein, je unumschränkter ihre Stellung war. Die Interessen der Untertanen, welche der Theorie nach ganz im Willen des Pharao aufgehen sollen, machen sich in Wirklichkeit ununterbrochen fühlbar und erhalten um so größeres Gewicht, je mehr die volle Durchführung des Beamtenstaats dem Beamtenstande eine selbständige, materiell unabhängige Existenz gewährt. Wir haben bereits gesehen, daß die vierte Dynastie in schweren Erschütterungen und Thronwirren ihr Ende gefunden hat (§ 235); die dabei wirksamen Faktoren können wir vielleicht ahnen, aber in unserem ganz einseitigen Material nicht aufweisen. Nach der ephemeren Regierung des Thamphthis, des Nachfolgers Šepseskafs, gelangt ein neues Geschlecht auf den Thron, die fünfte Dynastie, die nach Manetho aus Elephantine stammt, nach einer im Papyrus Westcar erhaltenen Sage dagegen aus Sachbu im letopolitischen Gau (unterhalb Memphis). Es sind zunächst drei Herrscher: Userkaf (reg. 7 Jahre), Saḥurêʿ (reg. 12 Jahre) und Kakai (reg. mindestens 10 Jahre). Nach der erwähnten, zu Ende des Mittleren Reichs aufgezeichneten Sage waren sie Drillinge, die der Gott Rêʿ von dem Weibe seines Priesters Userrêʿ in Sachbu gezeugt hat, auf daß sie nach einander den Thron besteigen sollten. Das ist Legende, und vielleicht sind sie in Wirklichkeit nicht einmal Brüder gewesen. Wohl aber werden sie gemeinsam die alte Dynastie gestürzt und sich die Thronfolge nach einander zugesichert haben. So ist erst Kakai der Stammvater der neuen Dynastie geworden; daher macht, abweichend von Manetho, der Turiner Papyrus bei ihm den Dynastieeinschnitt. Kakai ist zugleich der erste Pharao, der außer dem Horusnamen auch noch einen Thronnamen, Nefererkerêʿ, angenommen hat. Auf ihn folgen zu-

nächst zwei kurze Regierungen, dann die lange des Neweserrêᶜ Ini. Er hat über 30 Jahre auf dem Thron gesessen und so nach langer Unterbrechung wieder einmal das Setfest feiern können. Ihm folgt Menkauḥor mit 8 Jahren, und dann nochmals zwei lange Regierungen, Ṭeṭkerêᶜ Asosi (28 Jahre) und Unas (30 Jahre). Die Gesamtdauer der Dynastie hat ziemlich genau 140 Jahre betragen, ca. 2680 bis 2540 v. Chr.

Erman, Die Märchen des Pap. Westcar (Mitteil. aus den oriental. Samml. des Berl. Mus. V, 1890; übersetzt auch in: Aus den Papyrus der Kgl. Museen). Maspero, Contes populaires 21 ff. — Königsdekrete § 241 A. — Die ersten Könige haben ihre Pyramiden bei Abusir gebaut, wo sie mit den Totentempeln und Portalbauten durch die Deutsche Orientgesellschaft unter Borchardts Leitung zum Teil aufgedeckt sind; publiziert ist bis jetzt: Borchardt, Grabdenkmal des Königs Ne-user-reᶜ, 1907. Ihre Städte und Sonnentempel lagen zum Teil etwas weiter nördlich. Die späteren Könige der Dynastie sind dann weiter südlich nach Sakkara gegangen. [Die Ansicht von A. Bauer, Klio VIII 69 ff., auf dem Palermostein habe man die Annalen des Saḥurêᶜ und Nefererkerêᶜ absichtlich zu tilgen versucht, ist unmöglich; die Abreibung des Steins stammt von Zufällen, etwa seiner Benutzung als Türschwelle u. ä. her.] — Das Setfest hat auch Asosi gefeiert (Sethe, Urk. des A. R. 57); daraus folgt aber nicht, daß er 30 Jahre regiert haben muß. — Zur Königsfolge s. Aeg. Chron. 148 ff. Nur der 4. und 5. König sind nicht völlig gesichert. Den König Akeuḥor, den ich mit Chaᶜneferrêᶜ gleichsetzen wollte, hat Borchardt, ÄZ. 42, 9, jetzt mit Menkauḥor identifiziert, weil beide denselben Pyramidennamen haben. — Die Zahlen sind im Turiner Papyrus fast alle erhalten, aber von den Namen nur die drei letzten. (S. die nebenstehende Königsliste.)

250. Äußerlich setzt die neue Dynastie die Traditionen ihrer Vorgänger fort, pflegt den Totenkult der früheren Könige und baut Pyramiden wie diese. Aber nur um so schärfer tritt der Wandel auf religiösem Gebiet hervor. Wir haben gesehen, daß der weltbeherrschende Sonnengott Rêᶜ bisher in Aegypten keinen Kult hatte, abgesehen von seiner Gleichsetzung mit dem Atumu von Heliopolis. Jetzt aber ist Aegypten der große Kulturstaat geworden, der den Mittelpunkt der ganzen Welt bildet und neben dem die anderen

Königsliste der fünften Dynastie

Aegyptische Listen und Denkmäler			Manetho 5. Dynastie 8 (sic!) Könige aus Elephantine	
1. Userkaf S. A.	7 J.	. . . . .	1. Οὐσερχέρης	28 J.
2. Saḥurêᶜ S. A.	12 „		2. Σεφρής	13 „
3. Nefererkerêᶜ Kakai S. A.	x „	[über 10 J.]	3. Νεφερχέρης	20 „
4. Neferfrêᶜ A. Šepseskerêᶜ S.	7 „		4. Σισίρης	7 „
5. Chaᶜneferrêᶜ S.	x „	[ca. 4 J.]	5. Χέρης	20 „
6. Neweserrêᶜ Ini A.	über 30 „		6. Ῥαθούρης	44 „
7. Menkauḥor T. S. A. (Akeuḥor)	8 „		7. Μενχερής	9 „
8. Teṭkerêᶜ Asosi T. S. A.	28 „		8. Ταγχέρης	44 „
9. Unas T. S. A.	30 „	. . . . . .	9. Ὄννος	33 „
Summa ca.	140 J.		Summa	248 J. [Die Posten ergeben 218 J.]

Völker überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. So bildet die Fürsorge für Aegypten und den Pharao die eigentliche Aufgabe des Weltregiments des Rêᶜ; wie ehemals Horus, der jetzt vor Rêᶜ zu verblassen beginnt, so wird jetzt dieser zum Reichsgott, der über den lokalen Gottheiten steht wie der König über den Gaubeamten. Dafür erwächst dem König und seinem Volk die Pflicht, ihm den Dank durch Tempelbauten und Opfer abzustatten. Das hat zuerst Userkaf getan, und seine Nachfolger sind seinem Beispiel gefolgt. Kakai hat dann, wie schon erwähnt, noch eine weitere Neuerung eingeführt, indem er einen weiteren Königsnamen, Nefererkerêᶜ, annahm, der ihn mit einer Eigenschaft des Rêᶜ (der „Schönheit seines Geistes") in Verbindung setzt. Diesen Namen verwendet er so gut wie ausschließlich in seinen Inschriften; und seine Nachfolger haben dieses Vorbild fast ausnahmslos befolgt. Ganz vereinzelt findet sich dann auch in der fünften und sechsten Dynastie (vorher schon einmal auf einem Siegel des Mykerinos, Newberry, Scarabs pl. V 3) der Pharao als „Sohn des Rêᶜ" bezeichnet; aber erst im Mittleren Reich, seit den Herakleopoliten und der elften Dynastie, findet diese Benennung allmählich Auf-

nahme in die offizielle Titulatur. Auch in der Weihinschrift seines Rêᶜtempels nennt Neweserrêᶜ den Sonnengott noch nicht seinen Vater, wie es die späteren Pharaonen getan haben würden. Wohl aber tritt darin, daß jeder Pharao sogleich den Bau eines neuen Sonnenheiligtums in Angriff nimmt, die ganz persönliche Beziehung des einzelnen Königs zu Rêᶜ hervor. Wenn also der Papyrus Westcar die drei ersten Könige der fünften Dynastie zu Söhnen der Frau eines Rêᶜpriesters macht, die Rêᶜ selbst gezeugt hat, „damit sie das Königsamt über Aegypten ausüben, den Göttern Tempel bauen, ihre Altäre mit Nahrung versehen, ihre Trankopfertische grünen lassen und ihre Opferstiftungen groß machen“ [1], so sind hier zwar spätere Anschauungen auf die Zeit der fünften Dynastie übertragen; aber trotzdem enthält diese Sage einen historisch völlig richtigen Kern, ebenso die weitere Angabe, die sogar geschichtlich korrekt sein mag, Userkaf sei, ehe er König wurde, Hoherpriester von Heliopolis gewesen. In der Tat wird die Gestaltung des neuen Kultus von dieser Stadt, der Zentrale des religiösen Lebens in Aegypten, ausgegangen sein.

„Sohn des Rêᶜ“ findet sich als Bezeichnung des Pharao in der 5. Dynastie meines Wissens nur in Wadi Maghara bei Newoserrêᶜ und Ṭeṭkerêᶜ, und zwar nicht titular, sondern hinter dem Thron- oder Horusnamen: LD. II 152a. 39d, ferner bei Unas in dem Totentempel Ann. du serv. II 254, und bei Pepi I. LD. II 115e. Bei Teti [aber nicht in seiner Pyramide] wird diese Bezeichnung in den Königsring eingefügt, ebenso einmal bei Pepi I. (Sethe, Urk. des A. R. S. 97) und Pepi II. (ib. 114), und so auch noch unter Dynastie 11. Vor dem Königsnamen außerhalb des Königrings kommt sie zuerst bei Achthoes vor. — Daß die Sonnentempel nur der 5. Dynastie angehören, hat Sethe, ÄZ. 27, 1889, 111 ff. erkannt und ihre Liste zusammengestellt, die durch die Daten des Palermosteins bestätigt wird. Sie lautet:

---

[1]) Das alles sind stereotype Redewendungen, die nach späterer Anschauung von jedem als legitim anerkannten Pharao gebraucht werden. Ebenso werden die drei Knaben nach der Angabe des Papyrus mit dem bunten Kopftuch der Könige und mit goldgeschmückten Gliedern geboren, d. h. sie sehen aus wie eine Königsstatue.

1. Userkaf: Sop-rêʿ.
2. Saḥurêʿ; Sochet-rêʿ.
3. Nefererkerêʿ Kakai: Ast-jeb-rêʿ.
4. Neferfrêʿ oder Chaʿneferrêʿ: Ḥotep-rêʿ.

[Einer der beiden kurzlebigen Könige hat kein Heiligtum gebaut. Da Ti an dem Heiligtum Ḥotep-rêʿ angestellt war (de Rougé, Pr. dyn. 95), muß es älter sein als Neweserrêʿ.]

5. Neweserrêʿ Ini: Šespu-jeb-rêʿ.
6. Menkauḥor: Echut-rêʿ.

Asosi und Unas haben keine Sonnenheiligtümer gebaut. — So unsicher sonst ein argumentum a silentio ist, so ist die Tatsache, daß ein Rêʿ-kultus vor der 5. Dynastie niemals vorkommt [auch nicht in den Pyramidentexten], doch völlig beweisend dafür, daß er vorher nicht existiert hat. Dadurch erhält die Sage des Pap. Westcar erst die richtige Beleuchtung. — Die von v. Bissing, Borchardt und Schäfer ausgeführte Aufdeckung des Sonnentempels des Neweserrêʿ (sog. Pyr. von Riga oder Abu Gurâb nördl. von Abusir) hat uns Anlage und Wesen eines solchen Baus kennen gelehrt: s. die vorläufigen Berichte ÄZ. 37. 38. 39. Mitt. der D. Orientges. Nr. 10 und jetzt Borchardt, Reheiligtum des Newoserre Bd. I, 1905. Vgl. dazu Piʿanchis Beschreibung des Sonnenheiligtums auf der Höhe des Wüstensandes von Heliopolis, mit dem benachbarten Obeliskentempel mit Morgen- und Abendbarke (Zl. 102 f.). Daß in den Inschriften der Würfel, mit dem der Tempelname determiniert wird, bei denselben Heiligtümern bald einen Obelisken trägt, bald nicht, scheint ohne Bedeutung. Die Namen Sochetrêʿ und Ḥoteprêʿ sind im Grabe des Ti (de Rougé, Pr. dyn. 94 f.) außerdem mit dem Zeichen der Stadt determiniert: bei ihnen lag also die Königsstadt, ebenso wie sie am Fuß des Sonnentempels des Neweserrêʿ erhalten ist.

251. Die Rêʿheiligtümer der fünften Dynastie liegen wie die Pyramiden auf dem Rande des westlichen Wüstenplateaus hinter den Königsstädten des Gebiets von Memphis. Zum Heiligtum des Neweserrêʿ führt von seiner Residenz aus eine Rampe, mit Portalen an beiden Enden, auf den Gipfel eines Hügels, der durch Aufschüttungen und Futtermauern in eine große Fläche umgewandelt ist. Hier erhob sich in einem großen Hof auf würfelförmigem Unterbau etwa 60 Meter hoch ein mächtiger, aus Kalksteinblöcken aufgetürmter Obelisk; vor demselben liegt ein großer freistehender Altar aus Alabaster, daneben der Schlachthof und die Tempelmagazine. So weicht die Anlage des Heiligtums von allen anderen ab; es hat kein

Götterbild und daher auch kein Gotteshaus, keinen Tempel. Denn der Gott weilt nicht auf Erden und nicht in einem Tier oder Bild, sondern erscheint in seiner Majestät tagtäglich strahlend am Himmel; der Obelisk, ursprünglich wohl ein aufgerichteter Steinkegel, ist nur ein altes Kultsymbol. Zum Heiligtum gehören die beiden Sonnenbarken, auf denen der Gott über den Himmel fährt; der gemauerte Unterbau der einen ist neben ihm aufgedeckt. Ein überdeckter Gang führt aus der Stadt über die Rampe bis auf die Höhe des Würfels, und hier oben begrüßt, aus dem Dunkel ans Tageslicht tretend, der Pharao bei Tagesanbruch den im Osten sich erhebenden Gott, während vor ihm auf dem Freialtar das Opfer dargebracht wird. Die Wände des Ganges und einer Kammer daneben sind mit außerordentlich fein gearbeiteten Reliefgemälden geschmückt, die teils die Zeremonie der Tempelgründung und des Seṭfestes — bei demselben ist das ältere, wie es scheint aus Ziegeln erbaute, Heiligtum erneuert worden —, teils die Schöpfungen des Sonnengottes auf Erden darstellen, das Leben der Vegetation und der Tierwelt in den drei Jahreszeiten. So ist dies Sonnenheiligtum die architektonische Verkörperung einer großen religiösen Idee, die, wenn sie auch ältere Elemente benutzt — die Portale und der dunkle Gang sind den Totentempeln der Könige entlehnt, und die Bilder der Jahreszeiten berühren sich eng mit manchen Szenen an den Wänden der Mastabas —, doch in der geradezu genialen Konzeption sowohl wie in der meisterhaften Ausführung unter den religiösen Bauten aller Zeiten kaum ihresgleichen findet.

252. Äußerlich betrachtet tritt in dem Rêᶜkult der fünften Dynastie nur ein neuer Gott zu den alten hinzu. Deren Dienst wird von den Königen nicht minder eifrig mit Opfern und Landschenkungen ausgestattet als der ihres neuen Heiligtums, und an diesem selbst werden neben Rêᶜ sein später mit ihm verschmolzener Doppelgänger, der Lichtgott „Horus vom Horizont", und die Himmelsgöttin Ḥatḥor verehrt. Dadurch unterscheidet dieser Kult sich ganz wesentlich von dem späteren Sonnendienst Echenatons. Aber schon die Form des Kultus läßt

den wesentlichen Unterschied zwischen Rêᶜ und allen anderen Göttern erkennen. Mit ihm tritt ein überirdisches Element und eine höhere Gottesidee in das Leben der Aegypter; und damit erhält die Idee des Gotteskönigtums, welche die vierte Dynastie ausschließlich beherrscht, ein Gegengewicht. Neben der Aufgabe, sein Riesengrab zu bauen, tritt jetzt gleich beim Regierungsantritt an den Pharao die nicht minder wichtige und nicht minder kostspielige Pflicht heran, dem Sonnengott eine neue Stätte der Anbetung zu schaffen. Diese neue Idee hat nachgewirkt, auch als unter den beiden letzten Königen der Dynastie die Erbauung neuer Heiligtümer des Rêᶜ aufgegeben wird. Äußerlich verblaßt von da an der Rêᶜkult aufs neue vor all den im Volksbewußtsein viel tiefer wurzelnden Kultusstätten der Lokalgötter; tatsächlich aber werden diese jetzt der Idee des Rêᶜ in derselben Weise unterworfen, wie sie schon vor alters den Kult des Atumu von Heliopolis erobert hat. Die lokalen Gottheiten können in der Theologie und im Glauben der Gebildeten ihr Ansehen nur dadurch behaupten, daß sie für Erscheinungsformen des Rêᶜ, oder die Göttinnen für Himmelsgöttinnen und Sonnenmütter erklärt werden (§ 272). Auch dem Königtum ist es ähnlich gegangen; daß der Pharao zum Sohn des Weltenherrschers wird (§ 250), hebt zwar nach der einen Seite seine Stellung, ordnet ihn aber nach der anderen einer höheren religiösen Idee unter. Seinem Vater Rêᶜ steht der König nicht mehr gleichberechtigt gegenüber, wie ehemals der lebendige Horus unter den Göttern dastand, sondern er ist sein gehorsamer Sohn, der seinen Willen erfüllt. Daher ist der Pharao der Folgezeit nicht mehr der „große Gott", wie im Alten Reich (§ 239), sondern nur noch „der gute Gott".

Auswärtige Beziehungen des Alten Reichs

253. Im allgemeinen scheinen die drei Jahrhunderte des Alten Reichs friedlich verlaufen zu sein. Indessen hat es an

gelegentlichen Kämpfen mit den Barbaren ringsum nie gefehlt; und die stereotype Darstellung des Königs als Sphinx in den Grabtempeln und Rêʿheiligtümern der fünften Dynastie zeigt unter seinen Klauen Asiaten, Libyer und Bewohner von Punt. Mehrere Felsskulpturen bei den Bergwerken von Wadi Maghâra am Sinai berichten von Kämpfen mit den dort hausenden semitischen Menziu. Unter Saḥurêʿ ist es, wie ein großes Relief in seinem Grabtempel zeigt, wieder einmal zu einem Kriege mit den Libyern gekommen, aus dem zahlreiche gefangene Häuptlinge mit ihren Weibern und Kindern heimgeführt wurden. Die Geschichtsgöttin „verzeichnet die Zahl der lebenden Gefangenen, welche aus allen Wüstenländern herbeigebracht wurden“; bei der Beute an Rindern, Eseln, Widdern und Schafen erscheinen nach aegyptischer Gewohnheit die übertriebensten Zahlen. — In Asien reichten die Beziehungen Aegyptens schon unter Snofru, und vermutlich bereits lange vor ihm, nach Palaestina und der Libanonküste (§ 229. 232). Daraus hat sich offenbar eine Suprematie über diese Gebiete entwickelt. In einem Grabe der fünften Dynastie in Dešâše, oberhalb des Faijums, hat Anti, der Vorsteher des Gaus von Herakleopolis, Kämpfe in Syrien dargestellt und erzählt. Die dürftigen Trümmer des Gemäldes zeigen die Eroberung einer Stadt Neṭiʾa. Die Aegypter brechen den mit Bastionen verstärkten Lehmziegelwall mit spitzen Stangen und setzen Sturmleitern an; die Bewohner, mit semitischen Zügen, Vollbart, aufgebundenem Haar und langem Rock, horchen voll Angst auf die Arbeit des Mauerbrechers, der Häuptling auf seinem Thron rauft sich die Haare aus, viele geben sich und ihren Frauen den Tod oder zerbrechen ihre Bogen. In den Kämpfen vor der Stadt schlagen die Asiaten mit Keulen drein, die Aegypter erlegen sie mit Pfeilen oder packen sie beim Schopf und schlagen ihnen mit der Streitaxt (mit kurzer halbrunder Metallschneide) den Kopf ab. Weiter unten werden die erbeuteten Weiber und Kinder fortgeführt. Diese Darstellung wird jetzt ergänzt durch große Reliefs aus dem Grabtempel des Saḥurêʿ, welche uns einen auf Seeschiffen entsendeten Heereszug nach

Asien kennen lehren, dessen Ziel nur die phoenikische Küste und das Libanongebiet gewesen sein kann. Die siegreich ins Niltal heimkehrenden Schiffe, deren Mannschaften den König mit freudigem Zuruf begrüßen, sind voll von gefangenen semitischen Häuptlingen, die gezwungen werden, gleichfalls in die Huldigung einzustimmen. Danach kann es nicht länger zweifelhaft sein, daß Palaestina und die phoenikische Küste im Alten Reich schon ebenso eine Dependenz Aegyptens gebildet hat, wie in der folgenden Zeit. Die Kämpfe, welche wir hier kennen lernen, haben ihre Fortsetzung unter der sechsten Dynastie gefunden (§ 266).

In Wadi Maghara sind Saḥureʿ, Neweserreʿ, Menkauḥor, Teṭkereʿ Asosi, Pepi I. und Pepi II. vertreten: LD. II 39. 116. 152a. SETHE, Urkunden des A. R. 32. 53 ff. 91. 112. WEILL, Rec. des inscr. du Sinai p. 103 ff. — Grab des Anti: PETRIE, Deshasheh pl. 4. — Kriege des Saḥurêʿ: Mitteil. der D. Orientgesellsch. Nr. 34; weitere vorläufige Mitteilungen in meinem Vortrag: Aegypten zur Zeit der Pyramidenerbauer, 1908.

254. Im Süden sind die nubischen Neger zum Teil schon von Chaʿsechem (§ 214), Ẕoser (§ 230) und Snofru unterworfen worden (§ 232), vielleicht bis zur Südgrenze des Zwölfmeilenlandes bei Maḥarraqa (Hierasykaminos). Allmählich dringen die Aegypter weiter gegen den zweiten Katarakt hinauf vor; Felsinschriften im Gebiet von Tomâs, an der ersten großen Biegung des Niltals (oberhalb von Korosko und ʿAmâda), berichten von einer Expedition, welche der König Nefersaḥor, der vielleicht dem Ende der vierten Dynastie angehören mag (§ 235 A.), „zur Öffnung der Länder von Uauat" und speziell zur Öffnung des Landes Jerzet, das eben hier gelegen ist, entsandt hat. Daher kommt denn auch der Lokalgott der Nubier Ṭeṭwen in den Pyramidentexten recht häufig vor. Razzias werden immer von neuem vorgekommen sein; so findet sich ein Siegesdenkmal des Unas auf Elephantine. Die hamitischen und nubischen Stämme, die hier neben einander sitzen, die Maẕoi (§ 165), Jerzet, Uauat, Jam u. a. (vgl. § 265), sind nicht nur zur Heeresfolge ver-

pflichtet, sondern stellen dem König auch zahlreiche geworbene Soldaten und Polizisten (vgl. § 274), die als „pacifizierte Neger“ bezeichnet werden und in den Ortschaften der aegyptischen Bauern sehr herrisch auftreten dürfen, soweit diese nicht durch besondere Privilegien geschützt sind. — Auf dem Roten Meer ist der Verkehr mit Punt (§ 229) in dauerndem Gange; er ist aber offenbar Regal und wird nur vom Pharao selbst betrieben. So werden im letzten (13.) Jahr des Saḥurêᶜ als Erträgnisse aus dem Mafkatlande (den Sinaiminen, § 212) und aus Punt 80 000 Myrrhen und andere edle Hölzer, sowie Gold gebracht; in seinem Grabtempel führen ihm die Götter außer gefangenen Libyern und Asiaten auch zahlreiche Puntier zu. Aus einer Urkunde Pepis II. (§ 265) ersehen wir, daß unter Asosi „der Kanzler des Gottes“ (§ 241) Bawerṭeṭ einen Zwerg (ṭaneg), wie man ihn für religiöse Tänze brauchte, aus Punt nach Aegypten gebracht hat.

Über die Neger s. vor allem den Erlaß Pepis I. § 244 A.; ferner die Unainschrift Zl. 15 f. und Sethe, Urk. des A. R. S. 110; ferner § 265. — Nefersaḥor: Weigall, Antiquities of Lower Nubia pl. 56, 1—3 = 58, 28—30; ebenda auch Beamte des Saḥurêᶜ und Asosi. — Unas in Elephantine: Sethe l. c. 69 (Petrie, Season 12, 312). — Saḥurêᶜ: Palermostein rev. Z. 4. Asosi: Inschrift des Ḥrichuf (§ 265) d Zl. 7 f.

Die Kultur des Alten Reichs. Die Kunst

255. Die fünfte Dynastie bildet die eigentliche Blütezeit des Alten Reichs. Immer von neuem erfüllt die Betrachtung der Grabreliefs und Tempelskulpturen mit staunender Bewunderung über die gewaltige, von den späteren Epochen kaum irgendwie übertroffene Kulturhöhe, welche das Niltal gegen die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. erreicht hat. Alle ihre Schöpfungen zeigen, wie sicher man sich fühlt in behaglichem Genuß; eben diese Empfindung ist es, welche den Sonnenkult dieser Zeit erzeugt hat und seine Gestaltung beherrscht. Die Grundformen sind wie im Staatsleben so auch in den bildenden Künsten zu Ende der dritten und zu Anfang der vierten

Dynastie festgelegt worden; die Einzelgestaltung zeigt von Generation zu Generation einen stetigen Fortschritt wie des Könnens so des Stilgefühls bis zu der freien, ja oft raffinierten Empfindung in den Schöpfungen der fünften Dynastie.

Zur Entwicklung der aegyptischen Kunst vgl. außer den Werken von Erman, Perrot und Chipiez, und zahlreichen Arbeiten von Maspero auch die gute Skizze von H. Schneider (§ 158 A.) S. 58 ff., sowie R. Kautzsch, Die bildende Kunst und das Jenseits, 1905. Zahlreiche Denkmäler, namentlich Statuen, in vortrefflicher Reproduktion bei v. Bissing-Bruckmann, Denkm. aeg. Skulpturen. Ferner Spiegelberg, Gesch. der aeg. Kunst, 1903.

256. In der Architektur ist die vierte Dynastie noch ganz beherrscht von der Massenwirkung der gewaltigen Dimensionen, welche in den Pyramiden von Gize die höchste, von keinem Volke wieder in gleichem Umfang erstrebte oder erreichte Schöpfung aufzuweisen hat. Die sorgfältigste Technik in der Bearbeitung und Fügung der Steinblöcke dient hier den einfachsten Formen. Dem entspricht es, daß der Portalbau Chephrens (§ 234) aus mächtigen Quadern erbaut ist, mit gewaltigen monolithen Pfeilern und Deckbalken von Granit, ohne jede Gliederung und ohne allen plastischen Schmuck. So bildet er trotz des gleichen Grundplans den stärksten Kontrast zu den Portalen und Totentempeln der fünften Dynastie. Hier ist überall eine architektonische Gliederung der Bauteile durchgeführt: das Gesims ist mit einer kräftig ausladenden Hohlkehle geschmückt, die Pfeiler sind zwar noch granitene Monolithe, aber sie werden als Pflanzen — zusammengebundene Papyrusstauden, Palmen, auch Lotusstauden mit offener Blüte — gestaltet und sind dadurch zu Säulen geworden. Vom Dach des Tempels fließt das Regenwasser zwischen den Klauen liegender Löwen ab. Die Wände der Hallen und Korridore sind mit bunten Reliefs geschmückt. Ebenso lösen sich die massiven Bauten der alten Mastabas allmählich auf in eine Reihe von Zimmern und Sälen, deren Wände das irdische Leben in seinem ganzen bunten Reichtum widerspiegeln. — Gegen Ende der fünften Dynastie werden

dann im mittleren Aegypten die Felsengräber herrschend, bei denen die Kammern der Mastabas mit ihrem Schmuck in den Fels hineingearbeitet werden.

Über die aegyptischen Säulenformen s. Borchardt, Die aegypt. Pflanzensäule, 1897; dazu Wilcken, ÄZ. 39, 66 ff. Borchardt, ÄZ. 40, 36 ff.; ferner Puchstein, Die ionische Säule, 1907. — Über die Entwicklung der Grabbauten s. Lepsius, Denkm., Text I 225 ff.; Felsengräber finden sich in Gize schon in Dynastie 4. — Von der Profanarchitektur, speziell den Königspalästen aus Holz und Nilziegeln, können wir aus den Sarkophagen und den Portalen der Scheintüren in den Gräbern einigermaßen ein Bild gewinnen (vgl. Perrot und Chipiez, Kunst im Altertum I, deutsch von Pietschmann, S. 119. 462. Erman, Aegypten 244 ff.). Seit Anfang des Mittleren Reichs treten dann die zahlreichen Hausmodelle in den Gräbern hinzu. Für die gewöhnlichen, gleichfalls nicht aus Stein erbauten Tempel gewähren die gelegentlich vorkommenden Hieroglyphenzeichen (z. B. Mariette, Mast. A 2 beim Sêth von Oxyrynchos) nur ein sehr unzulängliches Bild.

257. In der Plastik stellt die Ausschmückung der Gräber, die unter Snofru beginnt, ganz neue und viel höhere Aufgaben an die Künstler, als die frühere Zeit gekannt hatte. Für den Schmuck der Wände sind die maßgebenden Normen sowohl in der Auswahl der dargestellten Szenen wie in der Behandlung der Figuren gleich damals in allem wesentlichen festgelegt worden, in Fortbildung der Grundsätze, die schon seit dem zweiten König der ersten Dynastie zur Herrschaft gelangt sind (§ 216). Nach wie vor herrscht in der Zeichnung des Menschen das Streben, die einzelnen Teile möglichst deutlich und vollständig in der für sie maßgebenden Ansicht darzustellen; daher wird die Gesamtfigur aus einer sorglosen Verbindung dieser Teile aufgebaut. Daraus haben sich viele traditionelle Regeln entwickelt, die in einem unverbrüchlichen Kanon der Proportionen zusammengefaßt sind, der vom Schüler gelernt und schematisch jeder Zeichnung zu Grunde gelegt wird. Das Gleiche gilt von anderen komplizierten Gegenständen, z. B. dem Opfertisch mit den darauf liegenden Speisen und Palmblättern, den für den Dienst der Toten herbeigetragenen Geräten und Truhen (ebenso später bei Ge-

bäuden). Daneben beginnt aber der Versuch, dem überlieferten Schema durch Umdeutung zu einer Dreiviertelansicht Einheitlichkeit zu geben, so vor allem bei fliegenden Vögeln durch die verschiedene Behandlung der Flügelansätze, aber auch beim Menschen durch die Stellung des Nabels. Dagegen fehlt nicht nur jeder Versuch, zu einer perspektivischen Ansicht zu gelangen, sondern selbst jedes Bewußtsein der Tiefenwirkung des Raums. Alle Figuren stehen neben einander auf derselben Grundlinie, auch wenn ihre Umrisse sich kreuzen: so die beiden Füße des Menschen, oder die Schnitter und das Getreide, die Knechte und die Esel, die sie beladen, oder die Speicher, in die sie die Korngarben werfen, selbst die sich drängenden Herden von Rindern, Eseln, Gänsen, obwohl ihre vorderen parallelen Umrisse in einer Schrägansicht von vorn gezeichnet sind. Lassen sich mehrere Gruppen nicht mehr auf dieselbe Grundlinie bringen, z. B. mehrere von Jägern gehaltene Koppeln von Hunden oder zwei Käfige von Löwen, so werden sie einfach über einander gestellt, jede mit ihrer eigenen Grundlinie; und in derselben Weise werden die größeren Szenen über einander gereiht. Im Detail herrscht dabei sehr viel sorgfältige Beobachtung, vor allem in den Tierszenen; aber eine in lebendiger Bewegung begriffene menschliche Gestalt richtig zu zeichnen hat den Aegyptern nie gelingen wollen. Hier haben die Künstler offenbar niemals nach einem lebenden Modell gearbeitet, sondern sich die Stellung in naivster Weise konstruiert. Daher bietet die Aufgabe, einen Menschen im Profil zu zeichnen, unlösbare Schwierigkeiten: man vermag sich von der Grundform der menschlichen Gestalt mit gleichen Schultern nicht zu trennen, und wenn man es doch versucht, entstehen oft die seltsamsten Verzerrungen. So wird bei einem im Profil gezeichneten Arbeiter oder Bauern der Brustkasten sehr oft einfach zusammengeklappt, so daß beide Arme an derselben Stelle des Körpers angesetzt sind, oder die hintere Schulter zusammenhangslos in den Körper hineingezeichnet, während unmittelbar daneben eine richtigere Zeichnung wenigstens versucht ist. Dieser

Schwierigkeiten sind die Aegypter niemals völlig Herr geworden; was ihren Schöpfungen dennoch einen großen Reiz verleiht, ist das liebevolle Eingehen auf alle Einzelheiten des Lebens. Hier zeigt sich wieder ein gewaltiger Fortschritt von den Anfängen unter Snofru und Cheops (vor allem in den Mastabas von Medum und Gize) bis zu dem Höhepunkt in den Mastabas des Ti und vor allem des Ptaḥḥotep in Sakkara und den verwandten Gräbern sowie in den Jahreszeitenreliefs des Sonnentempels des Neweserrêᶜ. Dort herrscht noch eine steife, schematisierende Behandlung, die wirkliches Leben fast völlig vermissen läßt; hier schauen wir voll Behagens in die bunte Mannigfaltigkeit eines reich bewegten Treibens, das vielfach sowohl in den Tierszenen wie in der Darstellung der Knechte, der Bauern und des Schiffervolks mit glücklichem Humor behandelt ist. In dem Kriegsbild von Dešâše (§ 253) und den Reliefs des Saḥurêᶜ tritt dann ein ganz neuer Gegenstand in den Kreis der friedlichen Szenen. Sobald es sich dagegen um vornehme Personen, den Grabesherrn und seine Gattin oder gar den Pharao handelt, verlangt die Etikette eine feierliche Würde, die das hergebrachte Schema streng festhält. Die Steifheit dieser Figuren wird dadurch noch erhöht, daß sie im größten Maßstabe, alle anderen etwa um das Sechsfache überragend, dargestellt werden müssen. Für die Gesamtwirkung der Komposition sind sie freilich von großer Bedeutung: die ideelle Einheit, welche all die an einander gereihten und über einander gestellten Einzelszenen verknüpft, kommt dadurch zum Ausdruck, daß der in riesiger Gestalt vor ihnen stehende Grabesherr ihnen zuschaut oder, in den Reliefs des Sonnentempels, die Gottheiten der Jahreszeiten sie vorführen. Der äußeren Form nach sind die meisten dieser Wanddarstellungen Reliefs; aber der Geist des Reliefs, die Tiefenwirkung, ist der aegyptischen Kunst immer fremd geblieben. Auf den alten Schiefertafeln, vor allem der mit dem Königsstier (§ 201), herrscht noch ein ziemlich hohes Relief mit körperlicher Behandlung der Figuren, wie es die babylonische Kunst beibehalten und weiter ausgebildet hat.

In Aegypten dagegen ist es offenbar mit Absicht aufgegeben und durch ein flaches Relief ersetzt worden, so schon auf der Tafel Narmers; die Wirkung, die man beabsichtigt, ist durchaus zeichnerisch. Natürlich waren alle Reliefs durchweg polychrom. Ob aber eine Szene wie in der reinen Flächenmalerei, die in dieser Zeit nur in beschränktem Umfang angewandt wird, nur in satten Farben ohne Abtönung dargestellt ist — denn eine Schattierung durch Farben kennt die aegyptische Malerei so wenig wie die ältere griechische bis auf den „Schattenmaler" Apollodoros —, oder ob die Farbenwirkung dadurch verstärkt wird, daß die Umrisse erhöht oder vertieft und die Muskulatur oder z. B. die Federn der Vögel plastisch ausgeführt sind und dadurch Licht und Schatten in das Gemälde gebracht wird, ist nebensächlich: es bleiben immer Gemälde. Daher ist die Wirkung da am größten, wo das Relief ganz flach gehalten und die Muskulatur in feinsten Andeutungen modelliert ist, wie bei den Figuren der von dem Königslöwen niedergeworfenen Völker am Aufweg zur Pyramide des Neweserrê^c.

Über die von Relief und Malerei beobachteten Satzungen s. außer den Kunstgeschichten vor allem Erman, Aegypten 530 ff. Eine tiefere Einsicht in Wesen und Entwicklung der aegyptischen Kunst verdanke ich H. Schäfer, der seine tiefgreifenden Untersuchungen demnächst veröffentlichen wird. — Besonders seltsame Versuche der Profilzeichnung aus der 5. Dynastie bei Madsen, ÄZ. 42, 65 f. — Über den Kanon der Proportionen ist grundlegend Lepsius, Denkmäler, Text I 233 ff. Ferner Edgar, Rec. 27, 137 ff. — Mit dem Ende des Alten Reichs tritt das für die aegyptische Kunst charakteristische versenkte Relief (relief en creux) auf, mit dem die Malerei tatsächlich den vollen Sieg über das Relief erringt. — In den Wandbildern der Bauten des Neweserrê^c besteht ein großer Unterschied zwischen den stereotypen, in ihren Grundformen schon unter der 1. Dynastie festgelegten Szenen (Seṭfest und Tempelgründung) und der der 5. Dynastie angehörigen Konzeption des Weltbildes in den Jahreszeitenreliefs. Dieselben berühren sich aufs engste mit den Darstellungen des Ptaḥḥotepgrabes.

258. Der statuarischen Plastik ist die Aufgabe gestellt, Abbilder des Königs und seiner Magnaten für die Grabkammer zu schaffen, in denen der Geist der Verstorbenen

seinen Wohnsitz nehmen kann. Daher ist eine feierliche und würdevolle Haltung ebenso vorgeschrieben, wie die Porträtähnlichkeit der Gesichtszüge; und beides ist das charakteristische Erbteil allen aegyptischen Statuen geblieben. In den Anfängen aus der Zeit Snofrus herrscht vielfach noch die Unbeholfenheit der vorhergehenden Epoche (§ 218), ein Ringen mit dem Material, vor allem, wenn es aus hartem Gestein (Granit u. ä.) besteht, wie bei der Statue des Meten, wo die Gesichtszüge trotz aller Ähnlichkeit eine große Plumpheit zeigen und der Rumpf wie die Glieder völlig mißlungen und zum Teil nur roh angedeutet sind. Aber daneben stehen, noch kein Menschenalter jünger, aus dem leichter zu bearbeitenden Kalkstein schon so lebensvolle und bei aller Konventionalität der Haltung lebenswarme Gestalten wie Raʿḥotep und seine Gemahlin Nofret aus Medum. In der Kleinkunst stellt sich die Elfenbeinstatuette des Cheops (§ 234) mit ihren scharfgeschnittenen, lebensvollen und energischen Gesichtszügen den besten Werken der Thinitenzeit ebenbürtig zur Seite. Daneben werden für den König zum erten Male große Werke der Rundplastik geschaffen. Die überlebensgroßen Statuen des Chephren und die kleineren anderer Könige der vierten Dynastie beweisen, daß befähigte Künstler jetzt auch des härtesten Materials Herr geworden sind, trotzdem sie es nur mit Stein und Sand und gehärtetem Kupfer bearbeiten konnten. Aber freilich herrscht in ihnen trotz der Porträtzüge die Steifheit und Konventionalität des idealisierten Königsbildes. Die Meisterwerke der Plastik des Alten Reichs finden sich unter den kaum lebensgroßen Statuen aus Holz oder Kalkstein in den Mastabas der fünften Dynastie, wo uns in den Gestalten des Schêch el Beled, des Schreibers des Louvre, und so mancher ihnen nahe kommender Kunstwerke die alten Aegypter in voller Natürlichkeit und Lebensfrische entgegentreten. Ihnen reiht sich aus der sechsten Dynastie ein Meisterwerk primitiver Metalltechnik an, die aus getriebenen und vernieteten Kupferplatten geschaffenen Statuen des Pepi I. und seines Sohnes in Hiera-

konpolis (pl. 50—56). Der Eindruck vollen Lebens wird bei diesen Werken dadurch wesentlich erhöht, daß die Augen aus weißem Gestein, mit schwarzer Pupille, eingesetzt sind und in hellem Glanz dem Beschauer entgegenleuchten. Auch der Körper ist meist richtig wiedergegeben, selbst der schwierige Übergang vom Brustkasten zum unteren Rumpf. Fehlerhafte Einzelheiten, wie z. B., daß bei stehenden Figuren das vorgesetzte Bein zu groß ist, beruhen auf der Eigenart des aegyptischen Stils. Störender macht diese sich bei den häufigen Gruppen von Ehepaaren bemerkbar, wo die Frau in steifer Haltung neben dem Manne sitzt oder steht und ihm doch den Arm um die entferntere Schulter legt, der daher unnatürlich verzerrt und viel zu lang wird; derartige Probleme hat die aegyptische Kunst nie ernsthaft zu lösen versucht, sondern die Gebrechen der Darstellung als selbstverständlich hingenommen oder vielmehr überhaupt nicht empfunden, ebenso wie beim Relief. — Vollen Naturalismus zeigt die Statue eines Hofzwergs, ebenso die Figuren von Dienern, Arbeitern, mahlenden und backenden Frauen, die dem Toten mit ins Grab gegeben werden.

Die Frage, ob das Alte Reich eiserne Werkzeuge gekannt hat, ist viel umstritten. Eisenstücke sind mehrfach gefunden, s. Olshausen, Z. f. Ethnol. 1907, 369 ff., so im Mauerwerk der großen Pyramide von Vyse, in Abydos zusammen mit Bronzegefäßen der 6. Dynastie von Petrie (s. Hall in der Zeitschrift Man III, 1903; King and Hall, Egypt and Western Asia in the light of recent discoveries 112 ff.); aber es ist weiches Eisen, das ja in Afrika weit verbreitet ist. Eiserne Werkzeuge, mit denen man hartes Gestein bearbeiten konnte, haben die Aegypter des Alten und Mittleren Reichs nicht besessen, und so ist denn auch ein Wort für Eisen bei ihnen nicht nachweisbar. Dagegen verstanden sie das Kupfer zu härten und haben, wie die Abbildungen zeigen, die Steine mit kupfernen Werkzeugen behauen. Die feinere Arbeit wurde dann mit Schleifsteinen und Sand ausgeführt.

259. Zu diesen Schöpfungen kommen die Arbeiten der schon unter den Thiniten reich entwickelten Kleinkunst, des Schmucks, des Hausrats. Es ist begreiflich, daß bei solchen Leistungen die Künstler mit stolzem Bewußtsein erfüllt waren;

gewiß sind sie von den Königen und Magnaten, in deren Dienste sie traten, reich belohnt worden. So finden wir denn auch wenigstens bei den Grabreliefs gar nicht selten, daß der Künstler sich genannt hat, indem er sein Bild und seinen Namen in die dargestellte Szene einfügte; so Neʿanchptaḥ, der Meister des Ptaḥḥotepgrabes (§ 257), der sich am Schluß einer mit Szenen aus dem Treiben der Bauern und Fischer bedeckten Wand selbst dargestellt hat, wie er nach vollbrachter Arbeit behaglich im Kahn sitzend sich an dem Mahl gütlich tut, das als sein Lohn vor ihm aufgetischt ist, und gerade aus dem großen Kruge, den ein Bursche hält, einen kräftigen Schluck nimmt. Der Künstler des Grabes des Mereruka in Sakkara hat sich abgebildet, wie er auf der Staffelei die Bilder der Jahreszeiten malt — sein Name ist leider zerstört —, und ähnlich mancher andere. Es ist der erste Fall, wo das Bewußtsein der schöpferischen Individualität erwacht; und in Aegypten ist, so weit unsere Kenntnis reicht (denn in der Literatur kommen Autornamen nicht vor), die bildende Kunst, und später daneben die Architektur, das einzige Gebiet geblieben, wo der Meister, der etwas geleistet hat, was andere nicht zu schaffen vermögen, voll Stolz seinen Namen nennt. — Durchweg aber bleibt die Entwicklung der Kunstblüte beschränkt auf Memphis, den Sitz des Hofs und des Ptaḥ, der daher der Künstlergott geworden ist (§ 247). Auch als seit der Mitte der fünften Dynastie künstlerisch ausgestattete Gräber in anderen Teilen Aegyptens entstanden, sind sie offenbar von Künstlern, die aus Memphis verschrieben wurden, geschmückt worden. Daher hat die Kunst hier nirgends Wurzel geschlagen, sondern verschwindet in der Provinz, sobald das Reich zerfällt. Überhaupt ist die Kunst in Aegypten immer in voller Abhängigkeit von der politischen Entwicklung geblieben: nur die Gunst eines wohlhabenden und große Aufgaben stellenden Hofes hat bedeutende Künstler zu erzeugen vermocht.

Die im Text genannten Künstler hat Erman, ÄZ. 31, 97 ff. 38, 107 scharfsinnig aus den Darstellungen erkannt. Die Namen des Malers

und des Architekten finden sich z. B. auch in dem Grabe eines Sohnes Chephrens Sethe, Urk. des A. R. 16 (LD. II 12c); im Grabe des Raᶜhotep dagegen (Sethe S. 7 = Mariette, Mon. div. 17. Petrie Medum 24), wo die Unvergänglichkeit der Gemälde gerühmt wird, ist der Künstler noch nicht genannt.

260. Mit der Kultur müssen auch die technischen Wissenschaften und Fertigkeiten über die unter den Thiniten gewonnenen Kenntnisse (§ 226) weit hinaus gelangt sein. Zur Bewegung der Steinmassen wie zur Vermessung der Felder und zur Verrechnung der Einkünfte und Ausgaben bedurfte man elementarer mathematischer Kenntnisse, zur Abmessung der genau orientierten Grundrisse, die unter fest geregeltem Ritual vollzogen wurde, astronomischen Wissens. Die Medizin wird, dem Ansehen der Ärzte am Königshof entsprechend, ihr empirisches Material ständig vermehrt haben. Aber erhalten ist uns von der traditionellen Literatur, die zum Handwerkszeug der einzelnen Berufe gehörte — darunter auch die „Weisheit" der Zauberer, von denen das Volk sich damals wie später erzählte und die man ohne Zweifel auch jetzt in zahlreichen Lebenslagen zu Rate zog —, so wenig etwas, wie von den Gesetzbüchern oder dem religiösen Ritual oder den Liedern und der Musik dieser Zeit. Die moralischen und Anstandsregeln, welche die Folgezeit auf weise Vezire des Alten Reichs zurückführte, sind schon erwähnt worden (§ 248).

V. Der Ausgang des Alten Reichs und die Übergangsepoche

Die Entwicklung des Feudalstaats und die sechste Dynastie

261. Um die Mitte der fünften Dynastie beginnt die auf dem Anwachsen des Grundbesitzes der großen Beamtenfamilien beruhende soziale Verschiebung (§ 245) erkennbar zu werden. Dabei geht die Beschenkung mit Landbesitz immer weiter; gerade unter Asosi tritt sie sehr stark hervor. In der Gauverwaltung ist an Stelle des raschen Wechsels unter der vierten Dynastie jetzt die Erblichkeit durchgedrungen. So beginnen die Nomarchen Mittelaegyptens sich Felsgräber bei ihrer Stadt anzulegen und nach Art der Mastabas auszuschmücken, ohne Zweifel mit Bewilligung des Königs, der noch immer seinen Beitrag zu der Beisetzung und dem Totenopfer liefert. In den Inschriften stellen sie dann wohl den Namen ihres Gaus allen Titeln voran: „im Hasengau [oder: im Ziegengau] königlicher Bekannter, Stadtherrscher, Vollzieher der Aufträge, Gauverwalter“ u. s. w.; und der älteste Sohn trägt schon bei Lebzeiten des Vaters wenigstens einen Teil der Amtstitel des Vaters. Das Gegengewicht zu dieser Bildung einer mächtigen lokalen Aristokratie bildet die Schaffung des neuen Amtes eines „Vorstehers des Südens“ als Vertreters der Reichsgewalt. Das alles sind Anzeichen, daß eine neue Gestaltung des Staates heranwächst. Auch daß die beiden letzten Könige der Dynastie, Asosi und Unas, trotz ihrer langen Regierung keine Sonnentempel mehr gebaut haben, wird damit zusammenhängen.

Gräber der 5. Dynastie mit Darstellungen und Inschriften kenne ich in Dešaše (§ 253, 20 Vorderer Palmengau, Herakleopolis), Zawijet el Meitîn (Grab 2, LD. II 105—109, wahrscheinlich älter als die 6. Dynastie, 16 Ziegengau, Ḥebenu), Schech Saïd (Davies, Rock Tombs of Sheikh Said, Grab 24 und 25 = LD. 112, 15 Hasengau, Hermopolis; auch die älteren Gräber von Berše, Griffith and Newberry, El Bersheh II p. 57 u. 64, in demselben Gau, gehören dieser Zeit an). Bereits aus dem Anfang der 5. Dynastie stammt das Grab von Teḥne (17 Kynopolit. Gau), dessen Inhaber ähnliche Titel trägt wie die Nomarchen von Schech Saïd. Dagegen gehören die Gräber der nördlichen Gruppe von Der el Gebrawi (12. Gau, Schlangenberg; Davies, Rock Tombs of Deir el Gebrâwi II), trotz Davies p. 39, dem Sethe, Urk. des A. R. 76, und Breasted, Anc. Rec. I 280, folgen, erst ans Ende der 6. oder vielmehr in die 8. Dynastie (§ 268); der Titel ḥri z̲az̲a ʿo n Ṭu-ḥofi, den sie alle führen, wäre zu Anfang der 6. Dynastie noch unerhört. — Über die Einwilligung und Beisteuer des Königs zur Bestattung (Lieferung des Sarges und von Öl, Kleidung u. a. aus den „weißen Häusern") s. die Inschrift des Zaʿu Deir el Gebrâwi II 13. Sethe, Urk. 145; das gleiche gilt nach der Unainschrift Zl. 5 für Memphis.

262. Mit König Unas erreicht die fünfte Dynastie ihr Ende (um 2530 v. Chr.). Ob das neue Herrschergeschlecht — nach Manetho wieder aus Memphis — durch Erbfolge oder Usurpation auf den Thron gekommen ist, wissen wir nicht. Sein Begründer ist Teti (wahrscheinlich Atoti zu sprechen, bei Manetho Othoes), der ziemlich lange regiert zu haben scheint. Auf seinen ephemeren Nachfolger Userkerêʿ folgt Pepi I., mit dem Thronnamen Merirêʿ. Der Turiner Papyrus gibt ihm 20 Jahre; in Wirklichkeit scheint er länger regiert zu haben, und jedenfalls hat er das Seṭfest gefeiert. Sein ältester Sohn Merenrêʿ I. (Methesuphis I.) ist im fünften Jahr seiner Regierung gestorben; ihm folgte sein Bruder Neferkerêʿ III. Pepi II., zunächst noch unter der Vormundschaft seiner Mutter. Nach Manetho wäre er als sechsjähriges Kind auf den Thron gekommen und 100 Jahre alt geworden; und ebenso gibt ihm schon der Turiner Papyrus 94 Jahre. Wenn das wirklich historisch ist, wäre es weitaus die längste Regierung der Weltgeschichte (ca. 2485—2390 v. Chr.). Das Seṭfest hat er mindestens zweimal gefeiert. In den Denkmälern erscheint

sein Name noch recht oft; aber nach ihm verstummen sie so gut wie völlig.

Königsliste s. § 267 A. Userkerê' war früher nur durch die Tafel von Abydos bekannt, hat aber auch, ohne Angabe einer Regierungszeit, im Turiner Papyrus gestanden; jetzt hat sich sein Name auf Siegeln aus Abusir gefunden. Er könnte vielleicht identisch sein mit dem König Ati, für dessen Pyramide in seinem ersten Jahre Steine in Hammamat gebrochen werden, LD. II 115 f. Sethe, Urk. des A. R. 145. Über König Imḥotep ib. 115 h s. § 235 A. — Der Erlaß Pepis I. in Dahšûr ÄZ. 42, 1 (§ 244 A.) ist aus seinem 21. Jahre datiert, eine Inschrift in den Steinbrüchen von Ḥatnub, falls das Datum richtig gelesen ist, aus seinem 25. Jahre (Sethe, Urk. des A. R. 95). — Pepis I. Bronzestatue: § 258. Inschrift in Tanis: de Rougé, Inscr. 75.

263. Mit den Traditionen ihrer Vorgänger hat die neue Dynastie nicht gebrochen, ihren Totenkult weiter gepflegt, ihre Privilegien erneuert. Auch unter ihr beginnt der König gleich beim Regierungsantritt den Bau seiner Pyramide und läßt in den Kalksteinbrüchen von Troja bei Memphis, den Alabasterbrüchen von Ḥatnub in der Wüste des 15. Gaus, in den Granitbrüchen von Syene und Nubien, in den seit Asosi erschlossenen Brüchen eines sehr geschätzten dunklen Gesteins im Wadi Ḥammamât (Rohanu) östlich von Koptos (§ 247) die Steine brechen; bald der „Gotteskanzler" oder „Oberbaumeister", bald ein bevorzugter Günstling, der Vorsteher des Südens oder einer der Nomarchen, erhält den Auftrag, ihm die Steine für seine ewige Ruhestätte zu holen. Die Hofbeamten werden mit Gräbern beschenkt, den Nomarchen die Lieferungen für ihre Totenopfer bewilligt. Reste von Tempelbauten Pepis I. haben sich in Tanis, Bubastis, Abydos, Dendera, Koptos erhalten. Wo es not tut, greift der Pharao in die Verwaltung, die Rechtspflege, die Ordnung des Kultus durch Edikte ein. Aber mit Recht macht der Turiner Papyrus mit dem Ende des Unas in der Königsliste zum ersten Male einen großen Einschnitt und gibt die (verlorene) Summe der seit Menes verflossenen Jahre. Denn die Verschiebung, welche unter der fünften Dynastie begonnen hat, gelangt unter dem neuen Herrscherhause zum Abschluß. Auf dem großen Friedhof

bei den Pyramiden werden jetzt fast nur noch die Hohenpriester und Beamten von Memphis und die in der Residenz ansässigen höchsten Hof- und Reichsbeamten begraben, soweit sie nicht, nach einer jetzt aufkommenden Sitte, sich in Abydos ein Grab angelegt haben. Denn der Glaube, daß Osiris mit dem Totengott der thinitischen Königsstadt identisch und hier begraben sei (§ 178 A.), ist jetzt völlig durchgedrungen, und bald hat man hier auch wirklich das Osirisgrab in dem Grabe des uralten Königs Chent, des Nachfolgers des Menes (§ 211), entdeckt; in seiner Nähe begraben zu sein oder wenigstens durch eine Gedächtnistafel oder ein Kenotaph in Abydos sich dem Herrscher des Westreichs zu empfehlen, wird daher das sicherste Mittel, ein glückliches Fortleben nach dem Tode zu gewinnen. Die Nomarchen Oberaegyptens dagegen — über die Zustände des Delta wissen wir leider gar nichts — legen jetzt in allen Gauen bis nach Elephantine hinauf ihr Grab in den Felswänden „ihrer Stadt" an. Die alten Titel ʿaneẕ und sešemto werden obsolet und nur noch als Antiquität gelegentlich neben anderen eben so inhaltlos gewordenen Titeln weiter geführt; der Titel „Großer des Südens" (§§ 241. 242) verschwindet völlig. Der eigentliche Amtstitel der Nomarchen ist jetzt „Stadtherrscher" (ḥqa ḥat, § 242); daneben kommt die Bezeichnung „der an der Spitze des Gaus steht" (ḥri ẕaẕa) auf, und seit Pepi II. wird er mit dem Zusatz „der große" (ḥri ẕaẕa ʿo, etwa „der große Oberste") die offizielle Bezeichnung. Außerdem tragen sie neben anderen alten Hoftiteln ständig den eines „Kanzlers", führen also jetzt in ihrem Gau das Siegel des Königs; etwa seit Merenrêʿ I. tritt weiter durch königliche Verleihung der Titel „Graf" (ḥetiʿo), schließlich auch der des „Fürsten" (rpaʿti, §§ 222 A. 243 A.) hinzu. Da außerdem die Belehnung des ältesten Sohnes nach dem Tode oder auch schon zu Lebzeiten des Vaters unverbrüchliche Regel wird, so ist damit die Ausbildung eines erblichen Gaufürstentums und die Umwandlung des Beamtenstaats des Alten Reichs in einen Feudalstaat vollendet. So rühmen sich denn die Gaufürsten wohl noch

ihrer Loyalität und der Huld des Königs, bekleiden auch oft noch das Priestertum an seiner Pyramide, wo sie, wenn sie einmal in die Hauptstadt kamen, gewiß das übliche Totenopfer dargebracht haben. Aber vor allem betonen sie, daß sie „ihre Stadt gerecht verwaltet, ihre Untertanen nicht bedrückt, den Wohlstand des Gaus gehoben haben"; sie vertrauen auf den Schutz ihres „Stadtgottes", dessen Oberpriestertum sie bereits sehr oft bekleiden, und sie rühmen sich, ganz im Gegensatz zu den Anschauungen des Alten Reichs, ihres angeborenen Adels.

Steinbruchinschriften: LD. II 115. 116. SETHE, Urk. des A. R. 91 ff. 112 und die Angaben des Unas. Zur Expedition Pepis nach Hammamât: SCHÄFER, ÄZ. 75 f. (§ 241 A.). — Gräber der 6. Dynastie sind erhalten in Dešaše, Zawijet el Meitîn, Schech Saïd, Der el Gebrawi (unter Pepi II. haben die hier bestatteten Nomarchen des 12. Gaus zeitweilig auch den 8., thinitischen, besessen) s. § 261 A.; ferner in Qoṣeir el ʿAmarna gegenüber von Qûs, Gau 14: Ann. du serv. I 13. III 250 ff.; Gebel Selîn südlich von Abutig, Gau 11?: LD. Text II 159; Kauamât (Athribis, Gau 10?): LD. II 113 f.; Chemmis (Panopolis, Gau 9): MARIETTE, Mon. div. 21 b; Qasr eṣ-Ṣaijâd (Chenoboskion, Gau 7): LD. II 113 g. 114; Dendera (Gau 6): PETRIE, Dendereh 1900; Hermonthis-Theben (Gau 4, § 275): NEWBERRY, Ann. du serv. IV 97 ff.; Elephantine (Gau 1): DE MORGAN, Catal. des monum. I 143 ff. BOURIANT, Rec. 10. BUDGE, PSBA. X 4 ff. SETHE, Urk. des A. R. 120 ff. Vgl. ferner die Inschriften von Elkab LD. II 117 und die Mastabas bei der Mastabat el Farʿun in Sakkara: Mém. de la mission au Caire I fasc. 2, 191 ff., sowie SETHE, Urk. 151. — Dazu kommen die Mastabas der 6. Dynastie bei MARIETTE und die Gräber von Abydos (Übersicht bei MARIETTE, Catalogue d'Abydos). — Bezeichnend ist, daß die Gräber südlich vom Hasengau von Hermopolis (15) fast alle erst der Zeit Pepis II. und seiner namenlosen Nachfolger angehören; die Sitte, daß die Nomarchen sich ein reich ausgestattetes Felsengrab anlegen, dringt also allmählich von Memphis immer weiter nach Süden vor. — Die Titulaturen lassen die fortschreitende Entwicklung des Gaufürstentums sehr deutlich erkennen: ḥri ẕaẕa ʿo findet sich im Hasengau LD. II 113 a und SETHE, Urk. p. 95 f. Zl. 8 unter Pepi I., in Kauamat LD. II 113 f., in Der el Gebrawi durchweg, ferner in Theben, und ist dann unter der 12. Dynastie der regelmäßige Nomarchentitel. Den Titel ḥetiʿo führt der Gaufürst Abi in Der el Gebrawi I 23 (SETHE 142) schon unter Merenreʿ; aber sein Sohn Ẕaʿu [der ihn daher im Grabe des Abi I pl. 3. 5. 15 nicht führt] erhält ihn erst nach

dem Tode auf Bitten seines gleichnamigen Sohnes von Pepi II.: II 23, 20 f. (Sethe 147). Sonst findet er sich in Zawijet el Meitin, LD. II 100 o, in Dendera, Theben, Elephantine; daneben rpʿti in Qûs und Qasr Ṣaijad LD. II 114 f. In der Unainschrift Zl. 17 stehen die „Obersten und Stadthäupter (ḥriu zaza ḥqau ḥat) des Südens und Nordens" neben den „Grafen (ḥetiʿo)", „Kanzlern" und „einzigen Freunden", die hier offenbar der Reichsverwaltung angehören. — Der Nomarch des Hasengaus Thouthotep (Mitte der 12. Dynastie) bezeichnet seine Vorgänger als „die Grafen (ḥetiʿo) der Vorzeit und die ʿanez in dieser Stadt" (LD. II 134, 10 = El Bersheh II pl. 15); letzteres sind die älteren, ersteres die jüngeren Nomarchen.

264. Durch diese Entwicklung wird die tatsächliche Macht der Reichsgewalt immer mehr eingeschränkt. Zwar bestehen am Hof noch all die alten Ämter mit dem Vezir an der Spitze, und der König kann seine Autorität noch überall geltend machen. Aber bezeichnend ist es doch, daß der Vezir jetzt regelmäßig das unter der fünften Dynastie noch selbständige Amt eines „Vorstehers der Pyramidenstadt", d. i. etwa des Polizeipräsidenten der Residenz, übernimmt, während er den Titel eines Kanzlers nur noch ausnahmsweise führt. Offenbar schrumpft seine Tätigkeit immer mehr auf die Regierung des Bezirkes von Memphis und die Rechtsprechung im Reichsgericht der „sechs Häuser" zusammen. Die Residenz ist seit Pepi I. dauernd bei Sakkara liegen geblieben und hier mit der „weißen Mauer" der Stadt des Ptah verschmolzen, auf die daher der Name der Pyramide Pepis I. Mennofre „die schöne Ruhestätte", griechisch Memphis, übergegangen ist. In Oberaegypten, über das wir allein genauer unterrichtet sind, ist der eigentliche Vertreter der Reichsgewalt jetzt der „Vorsteher des Südens" (§ 261), dem alle Gaue „von Elephantine (1) bis zum nördlichen Aphroditopolis (22)" unterstellt sind; speziell führt er das Kommando in dem „Südtor", der Grenzfestung von Elephantine. Er führt die Aufsicht über die Nomarchen und hat dafür zu sorgen, daß dem Pharao die ihm gehörenden Gefälle und Frohnden ungeschmälert zukommen. So rühmt sich der „Graf und wirkliche Vorsteher des Südens" Una unter Merenrêʿ I., er habe

zweimal „alle Dinge, die für den Hof in diesem Süden gezählt werden, und jede für ihn gezählte Stunde [für Frohnarbeiten] gezählt", d. h. die „Zählung" (§ 244) zweimal geleitet, eine Aufgabe, die um so wichtiger wurde, je mehr die Einkünfte des Pharao durch die Schenkungen an die Magnaten zusammengeschrumpft waren. Damit wird zusammenhängen, daß die Zählung jetzt alljährlich stattfindet. Una ist aus der Reichsbeamtenschaft hervorgegangen und von niederen Richter- und Verwaltungsstellen allmählich zu seinem hohen Amt aufgestiegen. Gelegentlich werden aber auch Nomarchen mit demselben betraut, so unter Pepi II. der Nomarch Ẕauti von Chenoboskion (7. Gau) und der „Graf und große Oberste des Schlangenberggaus (12)" Abi. Außerdem wird auch diese Würde sehr oft an angesehene Gaufürsten lediglich als Titel verliehen; auch das ist ein Anzeichen, wie tatsächlich die Zentralgewalt den lokalen Mächten gegenüber immer mehr zurückgedrängt wird.

Hauptquelle für die Verwaltung der 6. Dynastie sind Pepis Erlaß ÄZ. 42, 1 ff. (§ 244 A.) und die Inschrift des Una (Erman, ÄZ. 1882. Sethe, Urk. des A. R. 98 ff.). Der „Graf, Vorsteher des Südens, Vorsteher des Tors des südlichen Fremdlandes" Ẕauti, LD. III 114 g. h. i, vgl. Text II 179 f., heißt auch „Geheimrat des Tors des Fremdlandes" und ist zugleich „großer Oberster des Gaus". Zur Zählung vgl. Sethe, Beitr. zur ältesten Gesch. 87, der aber die Bedeutung der stereotypen und geschichtlich völlig inhaltlosen Phrase: „nie ist dergleichen in diesem Süden in früherer Zeit getan worden" sehr überschätzt. Wie Una und Abi waren wohl auch Pepinacht (Mariette, Cat. d'Abydos 531; er ist zugleich Vezir gewesen, wie der Gaufürst des Schlangenberges Ḥemreʿ-Asi, Der el Gebrawi II 19) und andere (Cat. d'Abydos 537) tatsächlich Vorsteher des Südens; bei den Nomarchen LD. II 110 h. 113 a und in Dendera und Elephantine ist die Bezeichnung dagegen deutlich rein titular. Daß aber der Zusatz maʿa bei diesen und anderen Amtstiteln nicht durch „wirklich", im Gegensatz zu inhaltslosen Titeln, übersetzt werden darf, sondern hervorhebt, daß sie ihr Amt „gerecht" verwaltet haben, hat Erman erkannt. — Ein Schatzbeamter, der „die Steuern des Südens, des Nordlandes und aller Barbarenländer verrechnet", aus etwas späterer Zeit, Aeg. Inschr. des Berl. Mus. S. 120 no. 7779 b. — Das älteste Vorkommen des Stadtnamens Memphis ist wohl bei Petrie, Dendereh pl. 27 in dem Titel ḥqa Mennofre, wie immer mit der Pyramide determiniert.

Auswärtige Beziehungen. Nubien. Kämpfe in Syrien

265. Nach außen besteht die Machtstellung des Reichs noch unerschüttert. Bei den Sinaiminen kommt es unter Pepi I. wieder einmal zu einem Scharmützel mit den Menziu. Seefahrten nach Punt, meist von einem Gotteskanzler geleitet, sind offenbar ganz gewöhnlich gewesen. Unter Pepi II. kommt es vor, daß ein Beamter, der ein Seeschiff zur Fahrt nach Punt ausrüsten soll, mit seiner Mannschaft von den asiatischen Feinden, den ʿAmu der Ḥeriušǎʿ (§ 266), erschlagen wird; mithin sind damals diese Seefahrten von der Gegend des Isthmus von Suez ausgegangen. Die Herrschaft über die nubischen Stämme (vgl. § 254) reicht bis etwa zum zweiten Katarakt hinauf. Als Merenrêʿ in seinem ersten und fünften Jahr nach Elephantine kam, empfing er die Huldigung der Häuptlinge von Mazoi, Jerzet und Uauat; für den Transport der Granitblöcke seiner Pyramide, die Una als Vorsteher des Südens bei Syene brechen läßt, liefern sie Holz für die Kähne; bei den Kriegszügen unter Pepi I. (§ 266) leisten sie Heeresfolge wie die Libyer. Ein anderer Beamter erzählt, daß er „mit dem Gotteskanzler Chui nach Punt und mit dem Gotteskanzler Zezi nach Kuš gezogen und glücklich heimgekehrt“ sei. Weiteres erfahren wir aus den Grabschriften der Grafen der „Südspitze“ (Tepris) Aegyptens in Elephantine. Als Vermittler der Beziehungen zu den Negerländern und Leiter der Expeditionen nennen sie sich „Vorsteher aller Barbarenlande der Südspitze, die die Produkte aller Barbarenlande ihrem Herrn bringen“, und „die den Schrecken des Horus (d. h. des Königs) in die Barbarenlande tragen“. Unter Merenrêʿ ist Ḥerchuf von Elephantine dreimal nach Süden gezogen, bis zu dem (schon unter Pepi I. Heeresfolge leistenden) fernen Lande Amam, das erste Mal mit seinem Vater Ari, die beiden folgenden allein. Jedesmal kehrte er nach sieben oder acht Monaten mit reichem Gewinn an Landesprodukten heim; die Negerhäuptlinge, deren Gebiet er durch-

zog, huldigten dem Pharao. Als er auf dem dritten Zug in Amam ankam, war der Häuptling gerade zu einem Krieg gegen das Libyerland (Zemeḥ, § 165) „an der westlichen Ecke des Himmels" ausgezogen; er zog ihm nach und erhielt von ihm Weihrauch, Ebenholz, Elfenbein und andere seltene Produkte. Danach ist Amam etwa in der Gegend des zweiten Kataraktes, die Libyer in einer Oase im Westen, etwa Selîme, zu suchen. Im zweiten Jahre Pepis II. brachte Ḥerchuf aus Amam einen tanzenden Zwerg (oder anthropoiden Affen? teneg; vgl. § 254) mit, zur großen Freude des königlichen Knaben. Andere Inschriften aus Elephantine unter Pepi II. berichten von Kämpfen, wie sie in diesen Gebieten immer wieder vorkommen; so ist Pepinacht zweimal entsandt worden, um die Negerländer Uauat und Jerzet zu verwüsten und hat zahlreiche Gefangene und Vieh fortgeschleppt; und Mechu hat in Uauat seinen Tod gefunden und seine Leiche mußte von seinem Sohne Sabni mit Truppenmacht in die Heimat geholt werden.

Inschriften von Elephantine (vgl. § 263 A.): Sethe, Urk. des A. R. 120 ff., dazu Schiaparelli, Mem. della reale Ac. dei Lincei, 1892, ser. 4 a, Vol. X und Erman, ÄZ. 30, 78 ff. 31, 65. ZDMG. 46, 574 ff. Die anderen Texte bei Sethe S. 110 f. 134 Zl. 10 ff. 140 f. Breasted, Anc. Rec. I 325 ff. Ferner zahlreiche Namen an den Felswänden von Tomâs: Weigall, Ant. of Lower Nubia pl. 58. Maspero, Rec. 15, 103 und H. Schäfer bemerken gegen Erman mit Recht, daß die aegyptische Machtsphaere unter dem Alten Reich sich unmöglich weiter erstreckt haben kann als im Mittleren und Neuen Reich.

266. In Asien ist es unter Pepi I. zu einem größeren Kriege gekommen, von dem wir genauere Kunde haben, weil der Vorsteher des Südens Una in seiner Grabschrift über ihn berichtet. Die Feinde werden zu den ʿAmu, d. h. zu den Semiten Asiens (§ 167) gerechnet, und als Ḥeriušaʿ „die auf dem Sande Wohnenden" bezeichnet; es sind also semitische Wüstenstämme, die indessen in das Kulturland Palaestinas eingebrochen sein müssen und von hier aus weiter gegen Aegypten vordringen. Mithin scheint es sich um größere

Bewegungen in Syrien zu handeln, ähnlich dem Andringen der Beduinen (darunter der Hebraeer) im 15. und 14. Jahrhundert; man darf vermuten, daß diese Kämpfe mit dem Vordringen der Amoriter und der Unterwerfung Nordsyriens durch den babylonischen König Sargon in Zusammenhang gestanden haben (vgl. § 355). Pepi I. sendet gegen sie das Gesamtaufgebot Aegyptens, einschließlich der Kontingente der Neger bis Amam und des Landes der Zemḥu, unter Führung „der Grafen, der Kanzler, der vertrauten Freunde des Palastes, der Nomarchen des Südens und des Nordlandes, der Oberpriester des Südens und des Nordlandes“; die Leitung wurde Una anvertraut. Im Süden des Delta, in den Festungsanlagen des Imḥotep und Snofru (§§ 230. 232 A.), versammelte sich die Armee; in fünf Feldzügen wurde das Land der Ḥeriušaʿ verwüstet, „das Ackerland aufgehackt, die Kastelle zerstört, die Feigenbäume und Weinstöcke abgeschnitten, die Gehöfte niedergebrannt, viele Zehntausende erschlagen, zahlreiche Gefangene heimgebracht“. Man sieht, es ist ein langjähriger Krieg, der sich keineswegs gegen Beduinenscharen, sondern gegen das Kulturland Palaestinas richtet. Schließlich unternahm Una einen Seezug, um die Feinde im Rücken zu packen; er landete bei der „Gazellennase“ — d. i. vermutlich der Karmel —, zog „ins Gebirgsland im Norden der Landes der Ḥeriušaʿ, und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. — Ob diese Feldzüge eine wirkliche Unterwerfung Palaestinas zur Folge gehabt haben, wissen wir nicht. Jedenfalls ist es in der Folgezeit zu neuen Kämpfen gekommen; wir haben schon gesehen, daß die Ḥeriušaʿ unter Pepi II. eine Expedition nach Punt überfallen und vernichtet haben (§ 265). Dafür wurden sie von Pepinacht von Elephantine gezüchtigt, der die Leiche des erschlagenen Führers nach Aegypten heimbrachte.

Unsere Quelle ist die Inschrift des Una (§ 264 A.). — Ich bemerke, daß von den Darstellungen von Ausländern auf zwei Bruchstücken in Kairo, welche W. A. Müller, Egyptological researches p. 5—11 in die 5. Dynastie setzt, die erste dem Neuen Reich, die zweite der Spätzeit angehört.

Achte Dynastie. Auflösung der Reichseinheit

267. Unter der drei Generationen umfassenden Regierung Pepis II. hat das Alte Reich sich ausgelebt. Er ist auf lange Zeit der letzte König Aegyptens, dessen Name in Inschriften genannt wird; und wenn es auch nicht zweifelhaft sein kann, daß auch die folgenden Könige noch Gräber auf dem Friedhof von Memphis gebaut haben, und einige der verfallenen und noch nicht identifizierten Pyramiden bei Sakkara ihnen angehören mögen, so ist doch bis jetzt auch hier noch keine Spur von ihnen gefunden worden. So sind wir für die Herstellung der Königsliste ausschließlich auf die spätere Überlieferung angewiesen. Danach folgte auf Pepi II. (Neferkerê' III.) zunächst die einjährige Regierung des Merenrê' II. Methesuphis II. Dann schließt Manetho die Dynastie mit einer Königin Nitokris. Darauf sei eine siebente Dynastie von 70 Memphiten gefolgt, die 70 Tage regierten. Wenn dem überhaupt etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, kann man darin nur ein Interregnum sehen, bei dem bis zur Einsetzung des neuen Herrschers die höchsten Reichsbeamten jeder einen Tag lang die Regierungsgewalt vertreten haben; aus der Liste der Dynastien ist die siebente jedenfalls zu streichen. Die achte Dynastie scheint bei Manetho (die Zahlen schwanken in der Überlieferung) 18 Memphiten mit 146 Jahren umfaßt zu haben. Im Turiner Papyrus kommt der Name der Nitokris (Neit-aqert) auch vor, aber vielleicht an etwas späterer Stelle; im ganzen hat er, nach den hier ganz dürftigen Fragmenten zu urteilen, nach Merenrê' II. noch acht Könige genannt, von denen die letzten vier zusammen nur 7 Jahre und wenige Monate regiert haben; sie entsprechen der viel umfangreicheren achten Dynastie Manethos. Insgesamt gibt der Papyrus den Königen der sechsten und achten Dynastie 181 Jahre (ca. 2540—2360 v. Chr.). Die Tafel von Sakkara geht von Pepi II. gleich auf die elfte Dynastie über; die Tafel von Abydos dagegen nennt nach Merenrê' II. noch 17 sonst ganz unbekannte Könige, deren Namen vielfach deutlich an die

ihrer Vorgänger anknüpfen; so tragen 5 Könige den Vornamen Pepis II. Neferkerê', dazu ein Ṭetkerê' II. und Neferer-kerê' II., und viele ähnliche Namen. Diese Könige sind also die legitimen Erben der sechsten Dynastie gewesen. Offenbar haben sie, die Pharaonen der achten Dynastie Manethos, sich in Memphis (oder im Delta) noch lange wenigstens als Schattenkönige behauptet, während im übrigen Reich bereits eine neue Dynastie an ihre Stelle getreten war; daher hat der Turiner Papyrus nur die acht ersten aufgenommen. Dann folgt der größte Einschnitt des ganzen Papyrus und die Summe der seit Menes verflossenen Jahre, insgesamt 955; das Alte Reich ist zu Ende, und die Epoche, die wir als das Mittlere Reich bezeichnen, beginnt.

Zur Königsliste vgl. meine Chronologie 162 ff. 171 ff. und die Berichtigungen in den Nachträgen Abh. Berl. Ak. 1907, S. 21 f. Im Tur. Pap. sind von der 6. Dynastie nur die Zahlen erhalten, von der 8. die letzten vier Zahlen. Auch gehört vielleicht fr. 43 mit dem Namen der Nitokris und drei anderen hierher. Die Epitome aus Manetho läßt bei Dynastie 7—11 die Königsnamen weg; bei Eratosthenes sind 5 Könige der 6. Dynastie genannt, darunter am Schluß Nitokris. Ob diese Nitokris mit der durch die Sage bei Herodot II 100 bekannten identisch ist, ist fraglich. (S. die Königsliste auf S. 218.)

Die weitere Liste der Tafel von Abydos lautet: 40. Neterkerê'. 41. Menkerê'. 42. Neferkerê' IV. 43. Neferkerê' V. Nebi. 44. Ṭetkerê' II. Šema. 45. Neferkerê' IV. Chenṭu. 46. Merenḥor. 47. Sneferka I. [vielleicht identisch mit Sneferkerê' der Tafel von Karnak no. 30]. 48. Nekerê'. 49. Neferkerê' VII. Tereru. 50. Neferkeḥor. 51. Neferkerê' VIII. Pepiseneb. 52. Sneferka II. 'Anu. 53. . . . keurê'. 54. Neferkeurê'. 55. Neferkeuḥor. 56. Nefererkerê' II. — No. 49, Neferkerê' Tereru, findet sich vielleicht in dem späten Text bei Erman, ÄZ. 32, 127. Den Namen eines Königs Neterkerê' (= no. 40) Ḥotep glaubt Legrain (Ann. du serv. IV 220, vgl. V 144) in Šatt er Rigâl (in dem Namen bei Petrie, A season in Egypt 430) zu erkennen. Ferner gehört hierher ein König Sechemkerê' in dem Fragment einer Rechnung dieser Zeit aus Elephantine (Hierat. Pap. der Museen in Berlin Heft 9 pl. 5), ferner vielleicht die Könige Ati und Imḥotep in Hammamat (§ 262 A.); dagegen ist König Mencheperu in Elkab (Stern, ÄZ. 13, 72 Taf. II) wohl kein Königsname dieser Zeit. Die von Petrie, Hist. I 113, dieser Zeit zugewiesenen Skarabaeen sind jüngeren Ursprungs, vgl. Newberry, Scarabs 66 ff.

Königsliste

	Turiner Papyrus		Tafel von Abydos	Manetho	
				6. Dynastie 6 Memphiten	
1.	[Teti]	x J. 6 M. 21 T.	34. Teti	1. Ὀϑόης	30 J.
2.	[x]	vacat	35. Userkerê‘		
3.	[Pepi I.]	20 J. [s. § 262 A.]	36. Merirê‘ Pepi I.	2. Φιός	53 „
4.	[Merenrê‘ I.]	4 „	37. Merenrê‘ I.	3. Μεϑουσουφίς	7 „
5.	[Pepi II.]	9[4] „	38. Neferkerê‘ III. Pepi II.	4. Φίωψ	94 „
6.	[Merenrê‘ II.]	1 „ 1 M.	39. Merenrê‘ II. Zefamsaf	5. Μενϑεσούφις	1 „
7.	Nitokris	verloren		6. Νίτωκρις	12 „
8.	Neferka der junge	„		Summa korrekt	197 J.
9.	Nefres	„			
10.	Jeb	„			
11.	. . . .	2 J. 1 M. 1 T.			
12.	. . . .	4 „ 2 „ 1 „			
13.	. . . .	2 „ 1 „ 1 „			
14.	. . . .	1 „ 0 „ 0 „			
	Summa	181 J.			

(Nr. 7–12 durch Klammer zusammengefasst.)

In der Epitome auf 203 erhöht, da sie für Phiops fälschlich 100 J. rechnet.

7. Dynastie	70 Memphiten	70 Tage
8. Dynastie:		
nach Africanus	27 Memphiten	146 J.
„ dem Barbarus	14 Könige	140 „
„ Eusebius	5 Memphiten	100 „
korrekt wahrsch.	18 „	146 „

268. Daß die Denkmäler über diese Könige vollständig schweigen, beruht nicht auf dem Mangel an Inschriften aus dieser Zeit; denn wir besitzen Gräber in ziemlicher Zahl, die der Übergangsepoche angehören, namentlich aus Memphis, aus dem Schlangenberggau (12), und aus Tentyra (Dendera), der Stadt der Hatḥôr im 6. Gau. Aber die Grabinschriften erwähnen den regierenden Herrscher höchstens noch in inhaltlosen Phrasen wie „der Fromme vor seinem Herrn (pius erga regem)“ oder „der vom König geliebte“. Die lokalen Gewalten und Interessen sind eben allmächtig und das Königtum ohnmächtig geworden. Wie das Regiment der Gaufürsten sich gestaltete, davon gibt die Grabschrift des Nomarchen des Schlangenberggaus Henqu ein deutliches Bild. Er hat zunächst mit seinem Bruder Ḥemrêʿ zusammen, dann allein seinen Gau regiert[1]). Jetzt redet er „alle Bewohner des Schlangenberggaus und die großen Obersten der anderen Gaue, die an diesem Grabe vorbeikommen“, an: „ich war ein frommer Mann, geliebt von euren Vätern, gepriesen von euren Müttern, der Bestatter eurer Greise, der Versorger eurer Waisen . . . der euer Alter beschirmte in der Halle der Grundbesitzer (§ 242 A). Nie habe ich die Tochter eines von euch geknechtet . . . Ich gab Brot jedem Hungrigen des Schlangenberggaus, ich kleidete jeden Nackten in ihm“. Das sind Wendungen, wie sie in den Inschriften der Gaufürsten oft vorkommen, wenn auch nie in dieser Prägnanz. Jetzt folgen anschauliche Einzelzüge: „ich habe die Wiesen des Gaus mit Rindern, die Hürden mit Ziegen gefüllt, ja ich sättigte die Wölfe des Gebirgs und die Geier des Himmels mit den Äsern der Ziegen“. „Ich habe die verfallenen Ortschaften dieses Gaus mit Vieh und Menschen anderer Gaue gefüllt“ — ob durch Kriege oder durch Begünstigung der Einwanderung, ist nicht gesagt — „so daß die, welche früher

---

[1]) „Ich stand auf, den Schlangenberggau zu beherrschen zusammen mit meinem Bruder.“ Noch unter Pepi II. würde er gesagt haben: „Da machte mich die Majestät des Königs zum Gaufürsten.“

Hörige waren, zum Range von Grundbesitzern (seru) aufstiegen". „Ich habe den Gau ausgestattet mit Schutzhäusern für die Rinder und mit Netzen für die Fischer und Vogelsteller, ich habe jede seiner Ansiedlungen mit einem ‚Stiftungshaus des Henqu' ausgestattet, versehen mit Menschen (Knechten), Rindern und Ziegen". Die alten Pächter des Pharaonenlandes sind jetzt, entsprechend der Erblichkeit des Gauadels, zu erblichen Grundbesitzern geworden — das Wort chontiše kommt nach der sechsten Dynastie in der Bedeutung „Pächter" nur noch ganz sporadisch vor (§ 284 A.) —, die unter dem väterlichen Regiment des Gaufürsten stehen und ihn mit Rat und Tat unterstützen (vgl. § 269). Wer eine so selbständige Stellung einnahm, brauchte sich allerdings um die im fernen Memphis residierende Majestät des Pharao nicht mehr zu kümmern. Deutlich sieht man, daß, mochte damals die Einheit des Reichs nominell noch bestehen oder schon mehrere Herrscher sich um die Doppelkrone streiten, tatsächlich Aegypten in derselben Weise in zahlreiche selbständige Fürstentümer auseinander gefallen war, wie das Karolingerreich des 9. Jahrhunderts und das deutsche Reich nochmals seit dem Interregnum.

Inschriften dieser Zeit aus Memphis (Sakkara) namentlich im Berl. Mus. (Aeg. Inschr. des Kgl. Mus. 119 ff.); aus Dendera bei Petrie, Dendereh. Auch manche der ältesten Gräber von Berše (Fraser in El Bersheh II p. 57) gehören wohl hierher, ebenso die spätesten Gräber von Dešaše. Die Inschrift des Henqu bei Davies, Der el Gebrawi II 24 f., mit Griffiths Übersetzung, ist vortrefflich behandelt von Sethe, Urk. des A. R. 76 ff., aber von ihm wie von Breasted I 180 f. in zu frühe Zeit gesetzt (§ 261 A).

Kulturentwicklung der Übergangszeit. Die Anfänge des solaren Monotheismus

269. Der Verfall der Zentralgewalt hat in der äußeren Gestaltung der Kultur einen starken Rückgang zur Folge gehabt. Anlage und Ausstattung der Gräber degeneriert von

Generation zu Generation. Man versucht wohl noch, die alten Szenen zu kopieren, aber bald versagen auch dafür Kraft und Fähigkeit, und die Ausstattung der Gräber wird immer kümmerlicher und unbeholfener. Die Mittel, die das Alte Reich aufwenden konnte, stehen dieser Zeit nicht mehr zu Gebote; und so verschwinden die Künstler und nur das Handwerk bleibt übrig. Aber für die weitere Entwicklung Aegyptens ist diese Epoche des Verfalls dennoch von großer Bedeutung gewesen. Mit dem neu entstandenen Gauadel beginnt zugleich auch das entgegengesetzte Element, der Mittelstand, stärker hervorzutreten. Wir haben schon gesehen, wie stark die Gaufürsten die Fürsorge für die Bevölkerung ihres Gebiets betonen: ohne die Stütze, die sie in ihren Untergebenen haben, würden sie sich nicht behaupten können. Gerade weil die Gräber einfacher werden, können die Grundformen des Totenkults und die bisher auf die höchsten Kreise beschränkten Anschauungen, auf denen er beruht, zum Gemeingut werden. In den Nomarchengräbern hält sich der alte Stil mit zahlreichen Grabkammern, an deren Wänden der reiche Besitz des Grabherrn dargestellt ist; für die übrigen genügt ein kleines Grab in Form einer Ziegelpyramide, und aus der Scheintür wird eine Grabstele mit den Totengebeten und dem Namen des Verstorbenen, der, umgeben von seiner Familie, beim Totenmahl dargestellt wird. Außerdem gibt man ihm wohl Nachbildungen seines Hauses und seiner Kornspeicher nebst den säcketragenden oder lehmziegelknetenden Knechten aus Ton mit, dazu bierbrauende, kornmahlende, brotbackende und das Mahl bereitende Diener und Mägde, ferner Nilschiffe u. a., oder man malt diese Szenen auf den Holzsarg — Darstellungen, die uns einen unschätzbaren Einblick in das tägliche Leben der erwerbenden Stände gewähren. Als Opfergabe genügt die Nachbildung der Speisen in Stein, da sie der Tote ja doch nicht genießen kann, und dazu die Totenformel, die ihm alle Nahrungsmittel, Kleidung und Schmuck in reichster Fülle durch Vermittlung des Osiris und Anubis und seiner „Stadtgötter“ als „königliche Opfergaben“ wünscht und die zu

rezitieren die Vorübergehenden schon seit dem Ende der fünften Dynastie regelmäßig aufgefordert werden „so wahr ihr das Leben liebt und den Tod haßt und wünscht, daß eure Stadtgötter euch lieben und belohnen und daß ihr euren Rang auf eure Kinder vererbt". Oft genug bringt man dies Gebet auch an anderen heiligen Stätten an, z. B. an den Felswänden von Assuan und Elkab; und die Wohlhabenderen lassen ihre Leiche nach Abydos überführen oder errichten sich hier einen Gedenkstein „an der Treppe des großen Gottes".

Ich fasse in diesem Abschnitt die ganze Entwicklung der Übergangszeit von Dynastie 8—11 zusammen, obwohl sie sich natürlich in Wirklichkeit langsam genug vollzogen haben wird. Aber in den Privatgräbern der 11. Dynastie (die Exemplare im Berliner Museum bei Steindorff, Grabfunde des Mittleren Reichs; ferner Garstang, Burial customs of anc. Egypt. Schäfer, Privatgräber aus dem Tempel des Neweserreʿ) und ebenso in den einfachen Königsgräbern von Draḥabulnegga in Theben liegen die neuen Formen bereits vor. Ebenso ist Kap. 17 des Totenbuchs unter der 12. Dynastie bereits mit einem doppelten Kommentar versehen, ist also wesentlich älter; und auch sonst muß der Kern des Totenbuchs in der vorthebanischen Zeit entstanden sein (sonst würde auch Amon in ihm vorkommen), so viel auch später hinzugekommen ist.

270. So realistisch auch nach wie vor das Fortleben nach dem Tode gedacht wird, zugleich im Reich des jetzt völlig zum Herrscher des Westreichs gewordenen Osiris als Bauer auf dem Gefilde Jaru und im Gefolge des Rêʿ als Ruderer in der Sonnenbarke, und daneben in magischer Gestalt auf Erden selbst, so stark die Unentbehrlichkeit der richtigen Bestattung und der Rezitation und Aufzeichnung der Zauberformeln, der Ausstattung der Leiche mit den vorgeschriebenen Amuletten u. a. betont wird, so tritt doch zugleich das geistige Element, das im Totendienst enthalten ist, noch weit stärker hervor als in den schlichten Grabformeln des Alten Reichs (§ 239). Die Hauptsache ist doch die Hoffnung auf ein, wie auch immer im einzelnen ausgemaltes, glückliches Dasein im Jenseits, bei dem man die Götter selbst in ihrer Herrlichkeit schauen kann; und die unerläßliche

Voraussetzung dafür ist ein gerechter und sittlicher Lebenswandel auf Erden. Dem Namen des Verstorbenen wird fortan ständig die Formel „der, dessen Wort recht ist“, hinzugefügt. Das ist zunächst eine Übertragung des Prozesses des Osiris oder Horus vor den großen Göttern der Enneade, bei dem Thout ihrer Sache den Sieg über Sêth verschaffte; aber man denkt dabei vor allem an das Gericht, das der Tote selbst in der großen Gerichtshalle des Westens bestehen muß (§ 239) und bei dem sein Herz gewogen wird und für oder gegen ihn zeugt und dadurch sein Schicksal für alle Zukunft bestimmt. Der Tote hat das Bekenntnis abzulegen, daß er frei gewesen ist von jeder Verschuldung und jeder Sünde, ein Bekenntnis, das dann später im Totenbuch (Kap. 125) schematisch zu einem Verzeichnis von 42 Sünden ausgeführt wird.

271. Diesen Anschauungen können die uralten Zaubersprüche, welche der Chriḥeb am Grabe rezitiert und welche seit König Unas an den Wänden der Grabkammern in den Pyramiden aufgezeichnet werden, nicht mehr genügen. Zwar sind sie im Neuen Reich wieder hervorgesucht worden; zunächst aber werden sie völlig verdrängt durch neue Texte, welche jetzt die Grabwände und Särge bedecken, und aus denen allmählich die große Sammlung des „Buchs vom Hervortreten bei Tage“, des sogenannten Totenbuchs, erwachsen ist. Allerdings kann man von dem Zauberwesen auch hier nicht loskommen; im Gegenteil, die Angst vor all den Unholden und Gespenstern, welche den Geist bedrohen, ihn quälen und vernichten und einen neuen schrecklichen Tod erleiden lassen möchten, drängt sich überall hervor; und sie ist nur dadurch zu bannen, daß der Tote ein „Wissender“ ist, daß er ihr Wesen, ihre Namen und die Sprüche kennt, die sie unschädlich machen. Hier öffnet sich der Phantasie ein niemals auszumessender Tummelplatz; jede neue Wahnvorstellung erzeugt sofort den rettenden Zauberspruch. Sind doch sogar die 42 Richter, welche über die einzelnen Todsünden richten, zu solchen Ungeheuern geworden. Das Hauptmittel, das auch in den Zauberbüchern für die Zwecke des irdischen Lebens immer verwendet wird, ist die

Identifikation mit irgend einem Gotte, der einmal in ähnlicher Situation sich befunden und durch einen Zauberspruch den feindlichen Dämon überwunden hat, vor allem mit den großen Lichtgöttern. Daneben heischen die zahlreichen lokalen Kulte und Mythen Berücksichtigung; denn der Tote hofft nicht nur auf den Sonnengott und die Götter des Westreichs, sondern auch auf seinen Lokalgott und überhaupt auf jede Macht, die sich irgendwo einmal als wunderkräftig erwiesen hat. Da alle diese Vorstellungen fortwährend durcheinander fließen, entsteht ein seltsames Gemisch der wirrsten Formeln, das trotz der in ihm auftauchenden tieferen Gedanken nicht weniger bizarr ist als die alten Formeln der Pyramidentexte. Eine wahrhaft theosophische Spekulation von der Einheit der Menschenseele mit der Gottheit enthält die fortwährende Identifikation mit dem éinen Sonnengott Atum-Rê' und mit sämtlichen anderen Göttern keineswegs; sie ist und bleibt nur ein Zaubermittel. Es wiederholt sich eben im geistigen Leben Aegyptens immer wieder derselbe Vorgang: die neuen Ideen, die in Ansätzen hervorbrechen, vermögen die überkommenen Formeln und Anschauungen niemals wirklich zu überwinden und abzustoßen, sondern treten ihnen nur, oft ganz unvermittelt, zur Seite; so werden sie von den zähen Mächten des Beharrens immer aufs neue überwuchert und oft genug schließlich erstickt.

272. Und doch hat sich im Zusammenhang mit diesen Formeln eine tiefgreifende und fortschreitende Umwandlung der aegyptischen Religion vollzogen. Die in Heliopolis entwickelten Ideen von der Einheit der göttlichen Macht, welche sich in der Schöpferkraft der Sonne offenbart, die zuerst im Sonnenkult der fünften Dynastie ihren kultischen Ausdruck gefunden haben, werden jetzt Gemeingut (vgl. § 252). Es gibt in Wahrheit nur einen einzigen Gott, die aus dem Urgewässer Nunu hervorgegangene Sonne, mag der Gott, der in ihr lebt, nun Atumu oder Rê' oder auch Cheperi „der Schöpfer“ oder wie sonst immer heißen. Er hat sich selbst geschaffen, sich selbst begattet und gezeugt, und tagtäglich

vollzieht sich dieser geheimnisvolle Vorgang von neuem: immer wieder wird das Sonnenkind am Horizont neu geboren und erwächst zum kräftigen Mann, der in seiner Mutter, der Himmelsgöttin, der großen Kuh, sich selbst zeugt. Er ist der Schöpfer und Erwecker alles Lebens, er gestaltet und regiert die Welt. Das ist der solare Monotheismus der aegyptischen Theologie. Alle anderen Götter, die man überall im Lande verehrt, werden entweder zu bloßen Namen oder zu Gehilfen und Dienern des „Einen". Diese Lehre, in Heliopolis ausgebildet, wo daher der Kult des Sonnengottes in der reinsten Form erscheint, verbreitet sich jetzt als geheimnisvolle Weisheit der Priesterschaft durch ganz Aegypten, und die höheren Stände, die „Wissenden", werden in sie eingeweiht; in den Totenbuchtexten begegnet sie uns auf Schritt und Tritt. In der Praxis freilich treten ihr die zahllosen Lokalgottheiten nur um so schroffer gegenüber, da mit der politischen Emanzipation der Gaue von der Zentralgewalt auch ihre Götter von neuem erhöhte Bedeutung gewonnen haben. Für alle Ziele des irdischen Lebens sind sie die einzigen Mächte, die helfen können; und die Priesterschaft hat das größte materielle Interesse, ihr Ansehen zu stärken, was auch die von ihr selbst gelehrte Theorie behaupten möge. So bleibt nur der Ausweg, den Heliopolis schon vor vielen Jahrhunderten betreten hat, die Identifikation der lokalen Gewalten mit den großen Göttern. In der Übergangszeit vollziehen sich diese Gleichsetzungen überall: Rêʿ und Horus verwachsen zu der Einheit des falkenköpfigen Rêʿ-Ḥorechuti „Rêʿ der Horus am Horizont", der Krokodilsgott Sobek, Chnumu von Elephantine, der neue Gott Amon von Theben, ja gelegentlich selbst Sêth werden für Formen des Rêʿ erklärt, Minu von Koptos und Panopolis mit Horus identifiziert, alle großen Göttinnen sind Himmelsgöttinnen und Sonnenmütter. Thout von Hermopolis ordnet sich als Mondgott und Vezir dem Rêʿ unter. Ein Sondergebiet behauptet der Totengott Osiris, dessen heiligste Stätte jetzt Abydos geworden ist, und dessen Schwester und Gemahlin Isis als „große Zauberin" wie im Totendienst so in der Magie eine große

Rolle spielt, wenn sie auch in selbständigen Kulten immer noch wenig hervortritt. Völlig unabhängig dagegen erhält sich bezeichnenderweise einzig Ptaḥ, der als Gott der Reichshauptstadt eine Stärkung seiner Stellung durch Identifikation mit Rêᶜ nicht nötig hat; dafür wird er selbst zum Bildner und Schöpfer der Welt, und im Göttersystem von Memphis dem Rêᶜ vorangestellt. Nur an den Osiriskreis hat er dadurch Anschluß gefunden, daß er jetzt mit dem anderen, in der ältesten Zeit ihn an Ansehen überragenden Lokalgott des memphitischen Gebiets Sokar verschmilzt und dieser als Schirmherr der Nekropolen mit Osiris identifiziert wird. — Durch diese Entwicklung wird die Religiosität und die Ausstattung des Kultus beträchtlich gesteigert: die lokalen Götter können ganz andere Anforderungen stellen, seit sie zu universellen Mächten erhoben und die für ihre Gemeinde maßgebende Gestalt des Einen großen Gottes geworden sind. So setzt sich auch hier die Idee, sobald sie die Verbindung mit der Praxis eingeht, in ihr Gegenteil um: den Gewinn der Entwicklung erhält nicht der Sonnengott, dem nach dem Vorgang der fünften Dynastie neue Heiligtümer zu errichten jetzt ganz überflüssig erscheint, sondern eben die lokalen Gottheiten, deren Sonderexistenz die Idee aufgehoben hat.

Die Herakleopoliten

273. Auf die achte Dynastie folgen bei Manetho zwei Herrscherhäuser von je 19 Königen, das neunte und zehnte, beide aus Herakleopolis (Ḥenensu, j. Ahnâs) südlich vom Eingang des Faijûm. Ihr Begründer Achthoes war nach ihm „ärger als alle seine Vorgänger und tat den Bewohnern ganz Aegyptens Böses an; später verfiel er in Wahnsinn und wurde durch ein Krokodil getötet“. Die Namen seiner Nachfolger werden von der Epitome nicht aufgezählt. In den aus dem Totenkult stammenden Königstafeln werden beide Dynastien als illegitim übergangen (ebenso in der von Sakkara

auch die achte). Im Turiner Papyrus folgt auf die wenigen Könige der achten Dynastie, die er genannt hat, nach dem großen Dynastieeinschnitt (§ 267) eine Reihe von 18 Königen, die den Herakleopoliten entspricht, vielleicht gleichfalls in zwei Dynastien geteilt; unter den wenigen erhaltenen Namen steht an dritter oder vierter Stelle ein Achthoes (geschrieben Chti, spr. Achtôi), offenbar der zweite dieses Namens. Von drei Königen Achtôi sind uns ein paar unbedeutende Denkmäler erhalten; ihr Name ist in dieser Zeit einer der verbreitetsten Personennamen. Vermutlich ist Achtôi I. ein mächtiger Gaufürst gewesen, der sich im Kampf gegen die Memphiten die Königskrone gewonnen hat. Seine Herrschaft reichte bis zum ersten Katarakt, wo sein Name vorkommt; in einem Teile des Landes müssen sich aber die Könige der achten Dynastie noch behauptet haben, wie die vielen, vom Turiner Papyrus nicht aufgenommenen, Namen der Tafel von Abydos beweisen. Die Residenz der neuen Dynastie war Herakleopolis; aber wenigstens einer der späteren Könige, Merikerêʿ, hat auch über Memphis geherrscht und hier vielleicht eine Pyramide gebaut. Sollte sich Manethos Bericht über Achthoes' Grausamkeit dadurch erklären, daß er den Versuch gemacht hat, den Feudaladel gewaltsam zu unterdrücken? Von den paar im Papyrus hier noch erhaltenen Namenstrümmern zeigen einige ganz seltsame Gestalt; doch beweist der vor Achtôi II. stehende Name Neferkerêʿ, daß man auch Anschluß an die Vorgänger aus der sechsten Dynastie gesucht hat.

Für Manetho sind nur die Angaben des Africanus von Wert:

9. Dyn.: 19 (Barb. 20, Eus. 4) Herakleopoliten 409 (ebenso Barb., Eus. 100) J.
10. „ : 19 („ 7, „ 19) „ 185 (Barb. 204, „ 185) „

Genaueres über die Dynastie haben wir durch die Inschriften der Nomarchen von Siut (die Folge ist: Grab 5 Achtoi I.; 3 Tefjeb; 4 Achtôi II. unter König Merikerêʿ) erfahren, die Griffith, Inscr. of Siût and Dêr Rîfeh, 1889, vortrefflich publiziert hat (vorher unvollständig Mariette, Mon. div. 68. 69 und dazu Maspero im Text p. 21; de Rougé, inscr. hier. 288—293), vgl. § 274 A. Denkmäler des Merijebrêʿ Achtoi I.: Maspero, PSBA. 13, 429. Petrie, History I 114 f.; Uaḥkerêʿ Achtoi II. (?) auf

dem Sarkophag eines Privatmanns aus Berše, der eine dem Königsgrab entnommene Vorlage gedankenlos kopiert hat: Lacau, Rec. 24, 90 ff. Ein dritter Achtoi Nebkeu auf einem Jaspisgewicht bei Petrie, Hyksos and Israelite cities pl. 32a = 33, 4, wohl identisch mit dem in Herakleopolis residierenden König des Berliner Bauernpapyrus Nebkeurêᶜ. — Im Turiner Papyrus hat Maspero den Namen Achtoi zuerst erkannt; er kommt auch in einem unpublizierten Petersburger Papyrus vor, wie es scheint im Zusammenhang mit einem Krieg gegen Asiaten (ᶜAmu): Golenischeff, ÄZ. 14, 109. — König Merikerêᶜ im Grab 4 von Siut und auf einer Schreiberpalette, Petrie, Hist. I, 115, wahrscheinlich identisch mit Merkerêᶜ auf dem Sarg des Kanzlers Apaᶜanchu (Aeg. Inschr. des Berl. Mus. S. 180 ff.), der an seiner Pyramide und der des Teti Priester war. Die von Petrie, Hist. I 116 ff. zusammengestellten Skarabaeen gehören nicht in diese Zeit; Chian ist ein Hyksoskönig.

274. Aus der Zeit der Herakleopoliten stammen die Gräber der Nomarchen und Hohenpriester von Siut (13. Gau). Der erste von ihnen, Achtôi, erzählt, daß er am Königshof von Herakleopolis erzogen sei und mit den Königskindern zusammen schwimmen gelernt habe, während seine Mutter für ihn den Gau verwaltete. Als Nomarch hat er dann einen Kanal gegraben und Siut mit Getreide versorgt, den Wohlstand seiner Untertanen gehoben, die Einkünfte des Tempels gemehrt. Dem König wahrte er die Treue und geleitete ihn bei seinen Fahrten auf dem Nil. So „war Siut zufrieden unter meinem Regiment, Herakleopolis pries Gott für mich (d. h. dankte mir), der Süden und das Nordland sagte: das ist die Lehre des Horus (d. i. des Königs)“. Die Macht des Königs umfaßt ganz Aegypten; aber auch von Kriegen ist die Rede, Achtoi spricht von seinen Schiffen und Soldaten und rühmt sich, daß er den Bogen zu spannen und das Sichelschwert zu führen wisse. Auch sein Nachfolger Tefjeb hat ein kräftiges Regiment geführt: „wer bei Nacht auf der Landstraße schlief, pries mich, da er war wie ein Mann in seinem Hause, denn die Furcht vor meinen Soldaten schützte ihn“. Aber zu seiner Zeit waren die südlichen Gaue bereits von den Herakleopoliten abgefallen, und es gab langwierige und wechselvolle Kämpfe mit den Dynasten, die sich in Theben erhoben hatten (§ 276). So spielen bei ihm die Soldaten eine große

Rolle; und sein Sohn Achtoi II., der unter König Merikerê' lebte, hat sie nicht nur an die Wand seines Grabes malen lassen, sondern auch ihre Nachbildungen mit ins Jenseits genommen. Ein Trupp regulärer Infanterie ist 10 Mann tief aufgestellt und 4 Mann in der Front; die Waffen sind mannshohe Lanzen mit kupfernen Spitzen und ein oben spitz zulaufender, unten breiter, mit Fell überzogener Holzschild. Weitere Waffen tragen sie nicht, sondern die gewöhnliche aegyptische Linnentracht und eine große Perücke. Das ist also das Aufgebot des Gaus. Dazu kommt dann ein gleichartig aufmarschiertes Schützenkorps, das aus geworbenen Negern von kleinem Wuchs besteht, wie sie seit dem Alten Reich die ständige Kriegs- und Polizeitruppe bildeten (§ 254). Sie haben einen einfachen Bogen und zahlreiche Pfeile mit Feuersteinspitzen; bekleidet sind sie nur mit einem Lendenschurz. — Diese von allen sonstigen Traditionen der Gräber so völlig abweichenden Darstellungen lassen deutlich erkennen, wie unsicher die Zustände des Reichs geworden waren. Vermutlich hat der Turiner Papyrus von dem Zeitpunkt an, wo die thebanischen Herrscher zu größerer Macht gelangt waren, um 2160 v. Chr., diese als die legitimen Pharaonen betrachtet und daher die späteren Herakleopoliten, Merikerê' und seine letzten Vorgänger und Nachfolger, nicht mehr genannt; so dürfte sich die Differenz in den Königszahlen zwischen dem Papyrus (18) und Manetho (38) erklären. Ein umgekehrter Ausgleich liegt vielleicht bei Manetho vor, wo die Epitome der elften Dynastie zwar 16 thebanische Könige, aber nur 43 Jahre gibt, gegen 6 Könige mit über 160 Jahren im Papyrus. Wie lange die 18 Herakleopoliten des Papyrus regiert haben, wissen wir nicht; doch werden wir nicht zu sehr in die Irre gehen, wenn wir ihre Zeit und damit das Intervall zwischen dem Alten und dem Mittleren Reich auf rund 200 Jahre, 2360—2160 v. Chr., ansetzen (vgl. § 162).

Die nur sehr schlecht erhaltenen Inschriften von Siut (§ 273 A.) sind von Maspero, Hist. anc. I 456 f., Griffith, Babyl. and oriental record III, Breasted, Anc. Rec. I 391 ff. behandelt. In Tefjebs Grab

ist der Bericht über die Kämpfe mit dem Süden nie vollständig ausgeführt, überdies, offenbar aus politischen Gründen, mit (jetzt zum Teil abgefallenem) Stuck verdeckt und durch einen inhaltlosen Text ersetzt worden. — Abbildung der Soldaten: Grébaut, Le musée Egyptien pl. 33—36. Die Reliefs des Grabtempels Mentuḥoteps (Naville and Hall, The XI dyn. Temple at Deir el Bahari I) zeigen pl. 14 h aegyptische Krieger mit Streitaxt und einem oben abgerundeten, über ein Holzgestell gespannten Lederschild, und pl. 14 f. 15 c. d. Schützen mit einfachen Bogen, in 15 d mit der an einem Diadem befestigten Feder am Hinterkopf. Meist haben sie kreuzweise gebundene Bänder über der Brust; so auch der Königssohn Mentuḥotep, der den Bogen und im Gürtel die Streitaxt führt, pl. 12 b. Die Schützen sind offenbar für den Kampf die Hauptwaffe (vgl. pl. 14 d. 15 c); erschlagen werden die Feinde dann mit der Streitaxt (vgl. 15 g. h). Die Darstellungen erinnern lebhaft an das Schlachtrelief Sargons (§§ 394. 404; Sumerier und Semiten Taf. 9). Auch bei den Soldaten der Gräber von Benihassan (Newberry, Benihassan I pl. 14—16. 47. II pl. 5. 15) spielt die Lanze nur eine untergeordnete Rolle; die meisten sind mit Bogen, Streitaxt oder Wurfholz bewaffnet. — Der Zeit der Herakleopoliten gehört wohl auch das Grab des Nomarchen des Hasengaus und Vezirs ʿAḥanacht an: Griffith, El Bersheh II, Grab 5 und p. 8 ff.; ebenda die nach ihm datierten Graffiti von Ḥatnub no. 2. 13 a. 13 b; ferner die ältesten Gräber von Benihassan. — Für die Dauer des Intervalls zwischen Dynastie 6 und 12 ist nicht ohne Bedeutung, daß die Nomarchen des Hasengaus Aḥa und Thoutnacht, Sohn des Teti, die der 11. Dynastie oder vielleicht noch der Herakleopolitenzeit angehören, die verfallenen Gräber ihrer Ahnen aus der 6. Dynastie restaurieren lassen: Schech Saïd pl. 29 e = Lepsius, Denkmäler, Text II 123; LD. II 112 e. 123 b. c. Vgl. Griffith, El Bersheh II p. 10. 57. 65. Weitere Anhalte sind aus den Graffitis der Alabasterbrüche von Ḥatnub zu gewinnen.

VI. Das Mittlere Reich

Das Emporkommen Thebens und die elfte Dynastie

275. Oberhalb der Gaue von Koptos und Dendera liegt der vierte oder Sceptergau Uest, mit der Hauptstadt „On des Südens“ (Hermonthis), dem Sitz eines Falkengottes Montu. Im Alten Reich hat er keine Rolle gespielt; etwa zu Ende der sechsten Dynastie lernen wir zuerst einen Gaufürsten Aḥi kennen (§ 263 A.), der sein Grab weiter stromabwärts gebaut hat, wo die Felswände des Westens wieder näher an den Fluß herantreten (beim Asasîf). Gegenüber, auf der Ostseite, lag in Opet (j. Karnak) das Heiligtum des Amon, eines dem benachbarten Minu von Koptos nahe verwandten Gottes der Zeugung, der wie dieser ithyphall in Menschengestalt oder auch als Widder verehrt wird. Später ist dann die Residenz des Sceptergaus hierher verlegt worden und aus kleinen Anfängen allmählich die Riesenstadt erwachsen, der die Griechen aus unbekanntem Anlaß den Namen Theben gegeben haben. Zur Zeit der Herakleopoliten war dieser Gau im Besitz einer Familie, in der die Namen Antef [die wahre Aussprache ist unbekannt] und Mentuḥotep abwechseln; und diese Dynasten sind allmählich zu größerer Macht gelangt und haben die Oberhoheit der Pharaonen von Herakleopolis abgeschüttelt. In der ziemlich regellosen Auswahl von Königsnamen auf der Tafel Thutmosis' III. in Karnak sind nach den Königen der sechsten und vor denen der zwölften Dynastie die ersten dieser thebanischen Herrscher genannt. An der Spitze steht ein „Fürst (rpaʿti) Antef“, also offenbar ein Gaufürst, der tatsächlich

schon selbständig war, wenn er auch offiziell noch einen Oberherrn anerkannte. Er wird identisch sein mit dem „Fürsten und Grafen, Nomarchen des thebanischen Gaus, der das Herz des Königs erfüllt, Vorsteher des Tores des Südens" — also erstreckte sich seine Macht bereits bis Elephantine (§ 264) —, „dem großen Pfeiler, der seine beiden Lande ernährt, Oberpriester Antef", dessen Grab im Norden der thebanischen Nekropole (bei Drah abu 'l-Negga) erhalten ist. Dann folgen auf der Tafel von Karnak ein Mentuḥotep und zwei Antefs, denen allen dreien, abweichend von allen sonst hier aufgezählten Königen, ihr Horusname beigefügt war (leider ist derselbe zerstört). Dem entspricht es, daß die älteren Herrscher der elften Dynastie auf ihren spärlichen Denkmälern zwar den Königstitel tragen, aber nicht einen Thronnamen, wie er seit der fünften Dynastie üblich geworden war und auch von den Herakleopoliten geführt wird. Statt dessen haben sie die Bezeichnung „Sohn des Rêʿ" in ihren Eigennamen aufgenommen; und mit diesem wird ständig, auch in den Inschriften ihrer Beamten und der späteren Zeit, der Horusname verbunden. Darin findet die Tatsache, daß sie trotz des Anspruchs, die wahren Pharaonen zu sein, doch nur Herrscher über einen Teil des Landes gewesen sind, auch titular ihren Ausdruck.

Hermonthis gehört später zum 3., latopolitischen Gau; aber die Grabschrift des Aḥi (Ann. du serv. IV 97) und das hohe Ansehen des vor allem als Kriegsgott betrachteten Montu (Monzu) bei den thebanischen Königen, das auch in den Eigennamen hervortritt, beweist, daß es ursprünglich zum thebanischen Gau gehört hat. — Über das Zusammenwachsen Thebens aus mehreren Ortschaften vgl. Maspero, Mém. de la mission au Caire I 2, 181 ff. — Über die 11. Dynastie ist größere Klarheit zuerst durch den Nachweis Steindorffs, ÄZ. 33, 77 ff., gewonnen worden, daß ein großer Teil der ihr früher zugewiesenen Könige der 13. oder 17. Dynastie angehört (§ 309). Im übrigen aber ist hier noch sehr vieles ganz dunkel. Der Rekonstruktionsversuch Breasteds, den ich Aeg. Chronol. 156 ff. aufgenommen habe, ist von Sethe, ÄZ. 42, 131 ff. als unhaltbar erwiesen (vgl. auch Gauthier, Bull. de l'inst. franç. d'archéol. orientale au Caire V 23 ff.); aber ebenso ist Sethes Rekonstruktion unhaltbar, und auch Naville, The XI dynasty Temple

at Deir el Bahari I, 1907, p. 3 ff., hat die Schwierigkeiten nicht gelöst, s. meine Nachträge zur Aeg. Chronol., Abh. Berl. Ak. 1907. — Grabstein des rpaʿti Antef: Mariette, Mon. div. 50b. Lange und Schäfer, Grabsteine des M. R. 20009. Granitstatue des „Fürsten Antef des Großen, Sohns des Jkwj", von Sesostris I.: Legrain, Rec. 22, 64. Antef, Graf in Hermonthis, bei Lange, ÄZ. 34, 25 ff., vgl. Steindorff, ÄZ. 33, 81, hat mit den Herrschern der 11. Dynastie nichts zu tun. — Nach der Lesung der Tafel von Karnak bei Sethe, Urk. der 18. Dyn. S. 608, lauten die Namen der ersten Herrscher:

1. rpʿti[ḥetiʿo] Antef I.
2. Horus tep-ʿa Men[tuḥotep] I.
3. Horus ha . . . Antef II.
4. Horus . . . . Antef III.

Höchstens der letztere könnte mit Horus Uaḥʿonch identisch sein; ich ziehe aber vor, diesen als Antef IV. zu bezeichnen.

276. Im einzelnen bietet Herrscherfolge und Geschichte der Dynastie noch vielfache Schwierigkeiten, deren Lösung nur durch neue Funde gebracht werden kann. Die Epitome aus Manetho gibt ihr, wie schon erwähnt (§ 274), 16 Könige mit nur 43 Jahren (die Namen werden nicht angeführt); der Turiner Papyrus dagegen hatte 6 Könige (von denen nur die beiden letzten Namen erhalten sind) mit über 160 Jahren = 2160—2000 v. Chr. aufgeführt. Inschriftlich kennen wir mehr Königsnamen, so daß im Papyrus jedenfalls nicht alle thebanischen Herrscher dieser Zeit vorgekommen sind; aber eine Herstellung seiner Liste ist zur Zeit noch völlig unmöglich. — Dagegen tritt das Anwachsen der thebanischen Macht in den wenigen Urkunden dieser Zeit deutlich genug hervor, ja wir besitzen, ein Unicum in der aegyptischen Geschichte, darüber Zeugnisse aus beiden Lagern. Die Grabstele aus dem 50. Jahre eines Königs Horus Uaḥʿonch Antef IV., mit dem Beinamen „der ältere", berichtet, er habe „die Nordgrenze seines Reichs im zehnten Gau (von Aphroditopolis) gesetzt, sei beim heiligen Tale gelandet, habe den ganzen thinitischen Gau (den achten, mit Abydos) erobert, die Festungen des zehnten Gaus geöffnet und ihn zum Nordtor seines Reichs gemacht". Auch nach der Inschrift seines Kanzlers Zezi erstreckte sich sein Reich bis zum thinitischen

Gau [1]). Er rühmt sich, das Vertrauen seines Herrn vor allem dadurch gewonnen zu haben, daß er die Befürchtung, die Häuptlinge des Wüstenlandes im Osten würden abfallen und keinen Tribut bringen, vereitelt hat — man sieht, wie schwach das Reich damals noch war. Ebenso wird von einer königlichen Gemahlin Nefrukait gesagt, sie habe ihre Mutter, die „Gräfin der Leute von Elephantine bis zum zehnten Gau" beerbt; sie scheint die legitime Erbin des hier entstandenen Fürstentums gewesen zu sein und war vermutlich die Gemahlin eines der ersten thebanischen Könige, vielleicht eben die Antefs IV. Dem entspricht es, daß umgekehrt der Nomarch des 13. Gaus Tefjeb von Siut (§ 274), der unter der Herrschaft der Herakleopoliten stand, berichtet, „die Gaue des Südens hatten sich zusammengetan von Elephantine bis Ga-u (?, viell. im 10. Gau)" und von einer Schlacht bei der „Festung des Hafens der Südprovinz" (d. i. vermutlich eben die Befestigungen im 10. Gau, die Antef IV. erobert und zum „Nordtor" seines Reichs gemacht hat) erzählt, in der er mit dem Aufgebot von Siut den Feind besiegt habe: „er stürzte ins Wasser, seine Schiffe wurden aufs Land geworfen, seine Soldaten waren wie Esel . . ." Dann habe er die Südprovinz durch Festungen geschützt. Daß diese Inschrift in dem Grabe Tefjebs niemals vollendet, sondern mit Stuck überzogen ist, beweist, daß bald darauf ein Umschwung eingetreten und die Herrscher des Südens zeitweilig nach Siut vorgedrungen sein müssen. Sein Sohn Achtôi II. von Siut, aus dessen Grab die Figuren der Soldaten stammen, kämpft dann wieder auf seiten der Herakleopoliten. Aber jetzt handelt es sich schon um den 11. Gau; hier bei Šas-ḥotep, unmittelbar südlich von Siut, bekämpft Achtôi den Feind, während die Hauptstadt und die Räte des Königs Merikerê' voll Angst sind; aber er siegt mit seiner Nilflotte

[1]) Es ist sehr bezeichnend, daß er daneben von „all den guten Dingen, die meinem Herrn aus dem Süden und dem Nordland gebracht wurden", redet: deutlich zeigt sich, wie wenig Wert solche stereotype Phrasen haben.

und kann den König triumphierend nach Herakleopolis zurückführen.

Uaḥ'onch Antef IV.: Mariette, Mon. div. 49. de Rougé, Inscr. 161, vollständiger bei Lange u. Schäfer, Grabsteine des M. R. 20512; die Grabstele, auf der er mit vier libyschen Hunden abgebildet ist, wird auch im Pap. Abbott erwähnt. In Elephantine: Petrie, Season 310. Nach der Leidener Stele bei de Rougé, Rev. arch., 1 série, VI 560 ist der Urgroßvater des im Jahre 33 Sesostris' I., 1948 v. Chr., gestorbene Antefaqer von ihm im thinitischen Gau angestellt worden, also frühestens etwa um 2090—2080 v. Chr. Dies Datum muß in die letzten Jahre Antefs IV. fallen. — Stele des Zezi; Pier and Breasted, American J. of Semitic languages XXI, 1905, 159 ff. Nach ihr folgte auf Uaḥ'onch Antef IV. sein Sohn Horus Necht-neb-tep-nofer Antef V., der auch Mariette, Catal. d'Abydos 544 (Lange u. Schäfer 20502) vorkommt; sein Nachfolger ist auf einer von Naville, Temple of Der el Bahari I p. 1, mitgeteilten Stele des British Museums Horus S'anch-jeb-taui Mentuḥotep II., der auch auf einer von Sethe, ÄZ. 42, 132, und Gauthier, Bull. de l'inst. franç. V 39 besprochenen Stele aus seinem dritten Jahr vorkommt. — Nefrukait: Petrie, Dendereh pl. 15. Lange u. Schäfer 20543. — Anspielungen auf die Kriege dieser Zeit finden sich auch in den Graffitis der Nomarchen des Hasengaus Thoutnacht (§ 274 A.) und seines Enkels Kai in Ḥatnub no. 1. 7. 8, s. Griffith, El Bersheh II 47 ff.

277. Antefs IV. lange Regierung fällt um 2100 v. Chr. Auf ihn sind zunächst sein Sohn Antef V. und sein Enkel Mentuḥotep II. gefolgt (§ 276 A.). Dann treffen wir, vielleicht nach einigen Zwischenregierungen, einen König Mentuḥotep III. (um 2070), der bereits eine wesentlich größere Macht besessen hat und daher auch einen Thronnamen (Nebḥepetrê') führt, wenn auch noch nicht im Königsschild. Auf den Bruchteilen eines Reliefs aus dem Tempel von Gebelên, südlich von Hermonthis, ist er dargestellt, wie er, dem altüberkommenen Schema entsprechend, Aegypter (oder Puntier?), Nubier, Asiaten und Libyer zu Boden wirft; die Beischrift rühmt, daß er beide Lande, den Süden und das Nordland, die Fremdländer und die neun Fremdvölker bezwungen habe; und in einem Felsrelief auf der Katarakteninsel Konosso legen ihm die Kataraktengötter alle Barbarenstämme (die durch 15 Bogen dargestellt sind) unter seine Sohlen. Auch zwei

andere Könige dieser Zeit haben ihre Namen mehrfach an den Felswänden Unternubiens verewigt. Das thebanische Reich hat also unter diesen Herrschern seine Macht nach Süden jedenfalls bis in die Nähe des zweiten Katarakts ausgedehnt und offenbar auch sonst erfolgreich erweitert. Dem entspricht es, daß Mentuḥotep III. sich in Theben in den Felsen von Dêr el Baḥari ein großes Grab und einen Grabtempel angelegt hat. — Auf ihn scheint Nebtauireʿ Mentuḥotep IV. gefolgt zu sein, der erste Herrscher dieser Dynastie, der die vollständige Pharaonentitulatur trägt. Sein Thronname Nebtauireʿ „Herr der beiden Lande des Rêʿ“ bezeichnet ihn als Herrscher ganz Aegyptens, und das Delta ist ihm sicher untertan gewesen (§ 278); somit hat wahrscheinlich sein Vorgänger dem Reich der Herakleopoliten definitiv ein Ende gemacht. — Mentuḥotep IV. scheint nur wenige Jahre regiert zu haben; sein Nachfolger Nebchru(?)rêʿ Mentuḥotep V., ca. 2060—2010 v. Chr., mit dem Horusnamen „König der beiden Lande“, lebt in der Erinnerung der Nachwelt als der ruhmreichste Herrscher der elften Dynastie fort. Er hat in seiner langen Regierung erfolgreiche Kriege gegen die Asiaten, die Menziu der Sinaihalbinsel und die ʿAmu, geführt, ihre Häuptlinge zur Unterwerfung gezwungen, und als er mit zahlreichen Gefangenen nach Aegypten heimkehrte, die Huldigung der Grafen des Landes entgegengenommen. Sein Ruhm aber knüpft vor allem an den großen Totentempel, den er sich in Theben (Dêr el Baḥari) erbaut hat. Es ist eine großartige, terrassenförmig aufsteigende Anlage, die dem Grabbau Mentuḥoteps III. vorgelagert ist; in ihrer Mitte erhebt sich die Pyramide des Königs, umgeben von einer großen Pfeilerhalle, die rings von Säulengängen umschlossen ist. Die Wände waren mit vortrefflich ausgeführten Reliefs der Kriege und Jagden des Königs geschmückt, die an die Totentempel der fünften Dynastie erinnern, während die architektonische Anlage zwar in der Verknüpfung der Pyramide mit dem Grabtempel an die alten Vorbilder sich anlehnt, aber in ihrer Verbindung zu einer inneren Einheit und der durchgeführten, dem Terrain

sich anschmiegenden Gliederung weit über sie hinausgeschritten ist. Auch einen Osiristempel in Abydos hat Mentuhotep V. gebaut. So lebt mit der Wiederherstellung der Reichseinheit auch die Kunst wieder auf; unter ihm lebte der Bildhauer Mertisen, der in seiner Grabschrift sich rühmt, alle Geheimnisse der Skulptur und Malerei geübt und niemand außer seinem ältesten Sohn in sie eingeweiht zu haben. — Mentuḥoteps V. Nachfolger ist Sʿonchkerêʿ Mentuḥotep VI., der letzte König der elften Dynastie (ca. 2010—2000 v. Chr.).

Nebḥepetreʿ Mentuḥotep III., vgl. Nachträge zur Aeg. Chronol. S. 25, findet sich in den Grabkapellen der Haremsdamen, welche zugleich ein Priestertum der Ḥatḥor bekleideten, die hinter der Pyramide Mentuḥoteps V. liegen und in die Hinterwand von dessen Tempel verbaut sind; ebenso geht die dahinter liegende Felsenhalle mit dem Felsengrab auf ihn zurück. Der Bericht Navilles und Halls (XI dyn. Temple of Deir el Bahari) zeigt deutlich, daß entgegen ihrer Annahme diese Bauten älter sind als der große Bau Mentuḥoteps V. Hier ist der Name Nebḥepetreʿ zuerst gefunden worden (daneben seine Gemahlin ʿAʾait pl. 17e, deren Name aber pl. 12k nicht zu ergänzen ist); und Naville hat erkannt, daß ebenso in der Inschrift von Konosso, LD. II 150b zu lesen ist (anstatt Nebḥotep), was eine Photographie bestätigt. Ferner auf einem Fragment aus Theben bei Naville und Hall p. 7. Demselben König gehört wahrscheinlich auch die Statue im Kostüm des Seṭfests und jedenfalls die Holzbüchse aus dem Felsengrab (Kenotaph?) Bâb el Hoṣân bei Der el Baḥari an: Carter, Ann. du serv. II 203. Nash, PSBA. XXIII 292. Maspero, Le Musée égyptien II pl. 9. 10 und p. 25 ff. Im Konosso, LD. 150c, und Hammamat, LD. II 150d, heißt er nur „Sohn des Rêʿ Mentuḥotep", mit se Rêʿ innerhalb des Königsrings (ebenso Naville und Hall pl. 12a). Fragmente von Gebelên: Daressy, Rec. XIV 26. XVI 42. Fraser, PSBA. 15, 494 no. 15. v. Bissing-Bruckmann, Denkm. aegypt. Skulpturen pl. 33a (wo er im Königsring „Sohn der Ḥatḥôr von Dendera Mentuḥotep" heißt; die Identität wird durch den Horusnamen bewiesen). — Weiter müssen dieser Zeit zwei in Felsinschriften Unternubiens vorkommende Könige angehören: Horus Snefer-taui-f König Qa-ka-rêʿ Sohn des Rêʿ [im Namensring] Antef [durchweg nur An geschrieben]: Weigall, Ant. of Lower Nubia pl. 34 bei Gerf Husên, pl. 54, 2 = 54, 1 bei ʿAmâda, 54, 3. 4. 6 bei Tomâs, 65, 1 bei Tôšḳeḥ; und Horus gerg-taui-f mit unlesbarem Thronnamen ib. pl. 32, 1 in Abu Hôr südl. von Kalabše, pl. 49, 1 = 50, 1 bei Medik (= Breasted, Temples of Lower Nubia p. 57, im Annual of Semit. Lang. XXIII, 1906, dessen Lesung ich in den Nachträgen zur aegypt. Chronologie

S. 29, 1 mit Unrecht bezweifelt habe) und pl. 65, 1 in Tomâs; vgl. Neue Nachträge zur aegypt. Chronologie ÄZ. 44. — Nebtauireᶜ Mentuḥotep IV.: LD. II 149 c—h (Golenischeff, Hammamat 10—14), vgl. Erman, Aegypten 627 f. 668 f. ÄZ. 29, 60. Er findet sich auch auf einem Stein in Der el Bahari (erwähnt p. 8). Er feiert das Seṭfest schon in seinem zweiten Jahre; mithin folgt daraus, daß die oben erwähnte Statue den Mentuḥotep III. (?) im Kostüm dieses Festes zeigt, noch nicht, daß er 30 Jahre regiert hat. — Nebchrurêᶜ [die Lesung Nebḥepetrêᶜ bei Naville beruht auf seiner anfänglich angenommenen Identität mit M. III.] Mentuḥotep V.: Grabstele des Meru aus seinem 46. Jahr in Turin: Catal. generale, ant. eg. I p. 117. Grabtempel und Reste seiner Skulpturen: Naville and Hall, The XI dynasty Temple at Der el Bahari I, 1907 [Fragment des zugehörigen Berichts p. 5; von Ruzenu ist pl. 15 f nicht die Rede]; ebenda die Denkmäler seines Kults in späterer Zeit (vgl. Ann. du serv. V 135). Sein Grabtempel Ḥat-asut auch Catal. d'Abydos 605 = Lange und Schäfer, Grabsteine des M. R. 20 088; pap. Abbott. In späteren Königslisten: LD. III 2 a. d. 163; Altar Clot-Beys: Brugsch, Ber. Berl. Ak. 1858, 69; in den Tafeln von Abydos und Sakkara werden von den Königen der 11. Dynastie nur er und Sᶜanchkerêᶜ genannt [in der Tafel von Karnak ist er hinter Dynastie 12 geraten]. In Assuan: LD. II 149 b; in Abydos: Petrie, Abydos II 24. Auf einer Felskulptur von Šatt errigâl (unterhalb Silsilis) steht vor ihm huldigend ein „Sohn des Reᶜ Antef", der die Uraeusschlange trägt (Petrie, Season 16, 489); wer ḍas ist (ob ein Verwandter, dem die Königstitulatur bewilligt ist?), wissen wir nicht. Der daneben stehende Kanzler Achtoi auch bei Petrie, Season 213. 443; ein anderer Beamter ib. 243. — Mertisen: Louvre C 14. — Sᶜonchkerêᶜ Mentuḥotep VI.; Gardiner, PSBA. 26, 75. Ann. du serv. V 28. In Hammamat: LD. II 150 a (= Golenischeff, Hammamat 15 ff.), aus seinem achten Jahr. In Abydos: Petrie, Abydos II 25; in Nebeše ö. v. Tanis: Petrie, Tanis II 42; in Šatt er Rigâl: Petrie, Season 359. — Daß Nebchrurêᶜ und Sᶜonchkerêᶜ die beiden letzten Könige der Dynastie waren, steht durch den Turiner Papyrus fest. Blöcke mit dem Namen eines Sechaᶜrêᶜ Mentuḥotep VII. und eines Ṭetnoferreᶜ Ṭetumes, die sich im Tempel von Der el Bahari gefunden haben (p. 3 u. 18, 1; pl. XII i. j), gehören wahrscheinlich Herrschern der 13. Dynastie an, ebenso Merᶜonchreᶜ Mentuḥotep VIII., s. §§ 301 A. 309 A. [Der früher in die 11. Dynastie gesetzte König Ameni ist Kurzname für Amenemḥet Dynastie 12: Griffith, PSBA. 14, 39.] — Eine vollständige Königsliste läßt sich nicht herstellen, auch nicht bestimmen, welche die sechs Herrscher sind, die im Turiner Papyrus genannt waren. Die Folge der bekannten Könige, nach den § 275 A. genannten, ist:

Horus Uahᶜonch Antef IV., min. 50 J., ca. 2130—2080.

Horus Necht-neb-tep-nofer Antef V.

Horus Sʿanch-jeb-taui Mentuḥotep II.

[Lücke, in die wahrscheinlich die beiden oben aus den nubischen Inschriften angeführten Könige gehören.]

Nebḥepetreʿ Mentuḥotep III., ca. 2070.

Nebtauireʿ Mentuḥotep III., min. 2 Jahre, ca. 2060—2055.

Nebchrureʿ Mentuḥotep IV., min. 46 J., ca. 2055—2010. [Unter ihm der Vasall Antef VI.]

Sʿonchkereʿ Mentuḥotep V., min. 8 J., ca. 2010—2000.

278. Schon im Alten Reich sind die Steinbrüche von Ḥammamât im östlichen Wüstengebirge erschlossen worden (§ 263). Unter den thebanischen Herrschern werden sie eifrig ausgebeutet, und im Anschluß hieran die hier hausenden Trogodytenstämme untertänig gemacht. Im 2. Jahre Mentuḥoteps IV. ist sein Vezir Amenemḥet mit 10000 Mann, darunter 3000 aus dem Delta, nach Ḥammamât gezogen, um einen großen Block für den Sarg des Königs und Steine für seine Tempelbauten zu brechen. Dabei entdeckte man einen großen, noch jetzt vorhandenen Brunnen; das gab Anlaß, die neuerschlossene Oase mit Sträuchern aus Aegypten zu bepflanzen, und der kommandierende Offizier Seʿonch unternahm eine Razzia bis ans Meer, um die aufgefangenen Trogodyten mit ihrem Vieh hier anzusiedeln. Das ganze östliche Wüstengebirge wird der Verwaltung des Nomarchen von Menaʿat-Chufu (Benihassan, § 280) in Mittelaegypten unterstellt. — Im Anschluß daran wird jetzt für die Fahrten nach dem Weihrauchland Punt, die früher von Suez ausgegangen waren (§ 265), die Straße von Koptos über Ḥammamât nach dem Roten Meer eingeschlagen, und hier in Sawu (j. Wadi Gasûs nördlich von Qoṣeir) ein Hafen angelegt. Im 8. Jahre Mentuḥoteps VI. zog sein Kanzler Ḥenu mit einer „in Oberaegypten von Oxyrynchos bis Gebelên“ ausgehobenen Truppe von 3000 Mann auf einer neuen, kürzeren Straße aus, grub unterwegs mehrere Zisternen, züchtigte die Trogodyten, und befrachtete dann das Schiff und entsandte es nach einem großen Opfer. Über den Verlauf der Fahrt erfahren wir nichts; Ḥenu selbst kehrte gleich nach der Abfahrt heim und brachte aus Ḥammamât Steinblöcke für Tempelstatuen mit.

Über Wadi Gasûs: Schweinfurth, Abh. Berl. Ak. 1885. Erman ÄZ. 20, 203.

279. Von den inneren Zuständen dieser Epoche läßt sich ein ausreichendes Bild noch nicht gewinnen. Jedenfalls war die Macht der Gaufürsten noch keineswegs gebrochen (vgl. § 282); eher scheinen sich die Thebaner im Kampf gegen die Herakleopoliten auf die lokalen Machthaber gestützt zu haben, so daß die Zeit der elften Dynastie recht eigentlich den Höhepunkt der aegyptischen Feudalherrschaft bildet. In ihrer Stadt und ihrem Gau schalten die Nomarchen, die jetzt alle erblich den Fürsten- und Grafentitel führen, völlig wie kleine Könige; regelmäßig wird nach ihren Jahren, nicht nach denen des Pharao, datiert, ihr Name beim Eidschwur angerufen, und ihm der sonst nur dem König zustehende Segenswunsch „möge er leben, heil und gesund sein“ beigefügt. Wie die Nomarchen von Siut (§ 274) hält Kai vom Hasengau neben dem Aufgebot des Gaus „Gefolgsleute aus den Negern von Mazoi und Uauat, aus dem Süden und dem Nordland“. Ein großer Teil des Grundbesitzes ist „Fürstengut“, scharf geschieden von dem großen Privatbesitz der herrschenden Familie; und daneben sind die Nomarchen fast alle zugleich Hohepriester und verwalten daher auch das Tempelgut — nur in Memphis, wo es keine Gaugrafen gibt, behauptet statt dessen der Hohepriester seine selbständige Stellung. Die Gefälle, die sie daneben für den König erheben, treten offenbar diesen reichen Einkünften gegenüber ganz zurück. — Aber auch die hohen Beamten, der Kanzler und die, nicht selten aus den Nomarchen genommenen, Vezire des Pharao haben offenbar eine sehr selbständige Stellung gehabt. In ihren Inschriften reden sie zwar als die Vertrauensmänner des Pharao, die sich bemühen, seine Befehle auszuführen; aber zugleich rühmen sie sich als die allmächtigen Regenten des ganzen Landes, die untersuchen und dem Könige melden, „was existiert und was nicht existiert“, als Leiter seiner Bauten und Expeditionen, als gerechte Richter in allen Prozessen, die die Bösen bestrafen und vor denen alle Großen

und Gaufürsten und beide Lande zittern u. s. w. Alle anderen übertroffen hat in solchen Wendungen Amenemḥet, der Vezir Mentuḥoteps IV., in seinen Inschriften in den Steinbrüchen von Ḥammamât (§ 278). Es wäre nicht unmöglich, daß wir in ihm einen Vorfahren desjenigen Amenemḥet zu sehen hätten, der im Jahre 2000 v. Chr. das elfte Herrscherhaus beiseite schob und die neue kraftvolle Dynastie begründete, deren Herrschaft den Höhepunkt der gesamten Geschichte des Niltals bildet.

Außer Aha, Thoutnacht und Kai vom Hasengau (§§ 274 A. 276 A.) gehören dem Ausgang der Herakleopoliten und der 11. Dynastie auch die sonstigen älteren Nomarchengräber von Berše an: Griffith, El Bersheh II, nebst den Graffiti von Ḥatnub ib. 47 ff. „Vorsteher des Südens“ ist hier zum leeren Titel geworden, ebenso wie Achtoi II. von Siut den Titel „großer Oberster des Südens“ erhält (Siut pl. 13, 23). Das Graffito des Amenemḥet unter Sesostris I. (no. 10) zeigt, wie Griffith bemerkt, deutlich den unter der 12. Dynastie eingetretenen Wandel. — In Benihassan sind aus der Zeit vor der 12. Dynastie fünf Gräber von Nomarchen (die alle nur den Titel ḥetiʿo, nicht rpaʿti haben) des Ziegengaus erhalten, alle aus derselben Familie (no. 29. 33. 27. 15. 17, Newberry, Benihassan II p. 5 ff.); noch älter ist Chnemḥotep S. des Neteruḥotep Grab 13. Im Grabe des vorletzten (15, vol. II pl. 15) findet sich zuerst die Darstellung von Kämpfen und der Belagerung einer Festung, die sein Sohn Achtoi (II pl. 5) und ebenso Ameni (I pl. 14—16) wiederholen, ebenso wie die darüber stehenden Ringkämpfe. — Ferner gehören zahlreiche Grabinschriften namentlich aus Abydos in diese Zeit. Ergänzend treten die Angaben aus der 12. Dynastie hinzu, vor allem die Grabschrift des Ḥaʿpiẕefai von Siut, Erman, ÄZ. 20, 159 ff. — In Benihassan hat sich die Datierung nach Nomarchen bei Ameni unter der 12. Dynastie noch als Antiquität erhalten. — Vezire sind von den Nomarchen des Hasengaus ʿAḥanacht (Berše Grab 5, § 274 A.) und Kai (Graffiti 7 und 8, § 276 A.) gewesen; und bei ihnen finden sich die Titel und Phrasen, die dann Amenemḥet verwendet, schon großenteils, ebenso kehren sie in der 12. Dynastie wieder.

Amenemḥet I. und die zwölfte Dynastie

280. Nicht ohne Kämpfe hat König Amenemḥet I. die Krone gewonnen und behauptet. Einer seiner Gehilfen,

Chnemḥotep, erzählt in seiner leider ganz lückenhaft erhaltenen Grabinschrift, wie er mit dem König eine Flotte von 20 Cedernschiffen bestieg, den Feind in Aegypten niederschlug und die in den Diensten der Gegner stehenden Neger und Asiaten bezwang. Zur Belohnung wurde Chnemḥotep zum Grafen der bis dahin zum Ziegengau gehörigen Stadt Menaʿatchufu (Benihassan in Mittelaegypten unterhalb von Hermopolis) eingesetzt, die jetzt aus dem Gauverband ausgeschieden wurde; mit ihr blieb die Regierung des östlichen Wüstengebirges (§ 278) verbunden. Später hat er auch noch die Grafschaft des Ziegengaus (bei Minje) erhalten. Offenbar stand das alte Fürstengeschlecht auf seiten der Gegner und hat seinen Besitz verloren. Noch 80 Jahre später erzählt sein Tochtersohn (Chnemḥotep II.), wie Amenemḥet I. den Großvater einsetzte „als er kam den Frevel niederzuschlagen, strahlend wie der Gott Atumu selbst, daß er herstelle, was er verfallen fand und was eine Gaustadt der anderen entrissen hatte, daß er jede ihre Grenze gegen die nächste wissen lasse, indem er ihre Grenzsteine aufrichtete wie den Himmel, da er ihre Wasser (die ihr gehörigen Nilarme und Kanäle) kannte auf Grund der Schriften und revidierte auf Grund der alten Urkunden, weil er das Recht so sehr liebte“. Deutlich genug tritt auch in diesen verschleiernden Andeutungen noch hervor, worum es sich handelte: Amenemḥet I. hat in Aegypten wieder ein kräftiges Königtum aufgerichtet, das die großen Barone seine starke Hand fühlen ließ. Wie es scheint, sind auch in mehreren anderen Gauen (so in Siut) damals neue Geschlechter eingesetzt worden. Auch in anderen Inschriften aus dem Anfang der Dynastie finden sich gelegentlich Anspielungen auf derartige Kämpfe. In einem Gedicht, welches dem Herrscher selbst in den Mund gelegt wird, der „Lehre des Königs Amenemḥet I. an seinen Sohn“, rühmt er den Glanz und die Segnungen seiner Regierung, warnt aber den Nachfolger, irgend jemand zu trauen; denn seine eigenen Leute, die sein Brot aßen, haben ihn verraten und bei Nacht ermorden wollen, nur mit Mühe hat er bei dem Überfall sein

Leben gerettet. Unter seinem Sohn Sesostris I. rühmt sich der Vezir Mentuḥotep, er habe den Rebellen gegen den König (also eine bestimmte Persönlichkeit) im Gerichtshof der Dreißig bestraft (Mariette, Abydos II 23, Zl. 10); und aus Manetho ist die Angabe erhalten, der dritte König, Amenemḥet II., sei von seinen Eunuchen ermordet worden.

Der nur trümmerhaft erhaltene Petersburger Papyrus, aus dem Golenischeff, ÄZ. 14, 110 und Rec. 15, 89 Mitteilungen macht, enthält über die Vorgeschichte der 12. Dynastie und das Emporkommen Amenemḥets (hier Ameni genannt) wertvolle Kunde, freilich durchsetzt mit dem Schema der Prophezeiungen § 297. — Inschrift des Chnemḥotep I.: Newberry, Benihassan I, pl. 44; Breasted, Anc. Rec. I 463 ff. Die älteren in Benihassan begrabenen Grafen (Benihassan Bd. II) sind alle Nomarchen des Ziegengaus, so daß die Loslösung des „Horusberges" von Menaʿatchufu erst von Amenemḥet I. vollzogen zu sein scheint. Über die Inschrift des Enkels Chnemḥotep II. (LD. II 124 f. Newberry, Benihassan Bd. I) s. Maspero, Rec. I. Krebs, De Chnemothis nomarchi inscr. Berlin 1890. Breasted, Anc. Rec. I 619 ff. Der Stammbaum dieser Nomarchen ist wahrscheinlich:

Chnemḥotep I.,
Graf von Menaʿatchufu und dem Ziegengau

Ameni (Amenemḥet), 1963—1938 Graf des Ziegengaus	Necht, 1963—1919 Graf von Menaʿatchufu	Tochter Beqt, Gem. Neḥeri, Graf der Stadt Ḥat-seḥotepjebrêʿ

Sohn der Beqt:
Chnemḥotep II., seit 1919 Graf von Menaʿatchufu; Gem. Cheti, Tochter des Grafen des Kynopolites

Necht, Graf des Kynopolites, um 1900	Chnemḥotep III.

Unterweisungen des Amenemḥet: Dümichen, ÄZ. 12, 30 ff. Amélineau, Rec. 10. 11. Griffith, ÄZ. 34, 35 ff. Erman, Aus den Papyri der Kgl. Museen 43 ff. Breasted I 474 ff. — Von Kämpfen scheint auch in den Stelen Lange u. Schäfer 20539 II 15 f. (Sesostris I., vgl. § 289 A.) und 20541, 9 f. (Amenemḥet II.) die Rede zu sein.

281. Amenemḥet I. stammte zwar aus Theben, und wie er haben auch seine Nachfolger für die Entwicklung ihrer Heimatstadt und für ihre Götter, den jetzt mit Rêʿ identifizierten Amon und den Kriegsgott Montu, gesorgt. Aber seine Residenz hat der neue Herrscher wieder an den natürlichen Mittelpunkt des Landes verlegt. An der Grenze der beiden Reiche, etwa vier Meilen südlich von Memphis, bei Lišt, hat er die neue Königsstadt mit dem bezeichnenden Namen Iz-taui, „Eroberer der beiden Lande“, angelegt und seine Ziegelpyramide erbaut. Nach dieser Residenz werden Hof und Dynastie in den Denkmälern und im Turiner Papyrus benannt. — Den Bestand der Dynastie hat Amenemḥet I. dadurch gesichert, daß er nach dem mißlungenen Attentat im 20. Jahre seiner Regierung seinen Sohn Sesostris I. zum Mitkönig krönen ließ. Seitdem ist es dieser, „der die Fremdländer bändigt, während sein Vater im Palaste lebt und angibt, was geschehen soll“. Als Amenemḥet I. am 7/II seines 30. Jahres (3. Febr. 1971) starb, stand Sesostris gerade gegen die Libyer im Felde; auf die Kunde vom Tode des Vaters eilte er nach der Hauptstadt. Eines der beliebtesten Literaturwerke dieser Zeit, dem auch die vorigen Angaben entnommen sind, die in poetischem Stile gehaltene Selbstbiographie des Sinuhet, eines Hofbeamten im Dienst einer Prinzessin, erzählt, dieser habe sich bei dem Thronwechsel des Lebens nicht mehr sicher gefühlt, wie es scheint, weil er die geheim gehaltene Nachricht vom Tode des alten Herrschers durch einen Zufall vorzeitig erfuhr, und sei nach Asien geflohen; man sieht, wie viele Gegensätze am Hofe gespielt haben mögen. — Das Beispiel des Dynastiegründers haben die meisten seiner Nachfolger nachgeahmt; durch diese Mitregentschaften ist es gelungen, zwei Jahrhunderte lang alle Thronwirren zu vermeiden und dem Lande eine stabile Regierung zu sichern.

Zur Lage von Iztaui vgl. die Piʿanchistele Zl. 83 f; Griffith, Hierat. papyri from Kahun p. 87 f. Pyramiden des Amenemḥet I. und Sesostris I.: Gautier et Jéquier, Fouilles à Licht (Mém. de l'inst. français au Caire VI,

1902). Geschichte der Sinuhet: Maspero, Contes populaires 55 ff. Erman, Aus den Papyri 14 ff.; dazu jetzt Gardiner, Ber. Berl. Ak. 1907, 142 ff. Der Eingang mit dem Todesdatum Am. I. ist von Maspero, Mém. de l'inst. ég. II = Etudes de mythol. IV 281 ff. aus einem Ostrakon ergänzt. — Manetho hat Amenemhet I. eine Mittelstellung zwischen Dynastie 11 und 12 gegeben, am Schluß seines ersten τόμος; die 12. Dynastie beginnt er mit seinem Sohn Senwosret I., den er Sesonchosis nennt. Den dritten Herrscher dieses Namens dagegen nennt er Sesostris, und die Epitome identifiziert ihn mit der bekannten Sagengestalt der griechischen Erzählungen [und zwar in der auch bei Diodor I 53 ff. vorliegenden hellenistischen Überarbeitung von Herodot II 102 ff.]. Daß der früher Usertesen gelesene Name Senwosret in der Tat das Prototyp von Sesostris ist, hat Sethe (Sesostris, Unters. zur Gesch. Aeg. II; vgl. ÄZ. 41, 34 ff.) erwiesen. Aber in der Deutung der griechischen Sage auf den historischen Senwosret III. geht er zu weit; in ihr sind vielmehr verschiedene Erzählungen von kriegerischen Pharaonen (darunter auch von Ramses II.) zu einer Einheit zusammengeschlossen. Vgl. Maspero, J. des savants 1901, 594 ff. — Durch die Doppeldaten in den Inschriften und die Papyri von Kahun (Griffith, Hieratic Papyri from Kahun and Gurob. Borchardt, Der zweite Papyrusfund von Kahun, ÄZ. 37, 89 ff., dazu ÄZ. 41, 34 ff.) ist die Regierungszeit der meisten Herrscher genau bekannt. Im Turiner Papyrus sind die Zahlen der 12. Dynastie fast alle erhalten, ebenso die Gesamtsumme der Dynastie, die nicht aus einer Addition der Einzelposten [welche die Doppelregierungen nicht berücksichtigen] gewonnen, sondern wesentlich niedriger ist [also gegen die frühere Annahme von Brugsch und mir die Doppelregierungen berücksichtigt] und geschichtlich völlig exakt zu sein scheint. Die Zeit ist durch ein Sothisdatum und durch ein landwirtschaftliches Datum festgelegt, § 163, mit einem Spielraum von 4 Jahren, von denen ich der Einfachheit wegen durchweg das erste gewählt habe. — Rekonstruktion der Dynastie: Griffith, Hierat. papyri from Kahun, Text p. 85. Sethe, ÄZ. 41, 38 [von falschen Voraussetzungen geht aus Mahler, ÄZ. 40, 78 ff.]. Über den rätselhaften König Horus s. § 293 A. — Die Angaben der manethonischen Epitome (nach Africanus; bei Eusebius erhalten die drei letzten Könige zusammen 42 Jahre und die Summe wird auf 245 Jahre [nach den Posten 182 Jahre] angegeben) zeigen nur, wie wenig sie für solche Bestimmungen brauchbar ist. Sesostris II. ist in ihr ausgefallen, Amenemhet III. in die beiden Könige Lamares (bei Africanus verschrieben Λαχάρης, auf griechischen Inschriften Πραμαρης) und Ameres zerlegt; diese Namen sind aus dem Thronnamen Amenemhets III. Nemaʿ[t]rêʿ entstanden. Zu beachten ist noch, daß im Jahre 1981 v. Chr. zwei aegyptische Jahre beginnen, die vom 1. Januar bis 30. Dezember 1981 und vom 31. Dezember 1981 bis 30. Dezember 1980 laufen.

Übersicht der zwölften Dynastie

	Tur. Pap.	Höchstes Datum	Chronographisch zu verrechnen		Manetho	
1. Shotep-jeb-rê' Amenemhet I. . . . . J. 21 = 1. Sesostris' I.	[2]9 J.	30	20 J.	2000—1981, + 3. Febr. 1771	'Αμμενέμης	16 J.
					12. Dynastie 7 Diospoliten	
2. Cheper-ke-rê' Senwosret (Sesostris) I. . . . . . J. 43 = 1. Amenemhets II.	45 „	45	42 „	1980—1939, + 1936	1. Σεσόγχωσις 'Αμμενέμου υἱός	46 J.
3. Nub-keu-rê' Amenemhet II. . . . . J. 33 = 1. Sesostris' II.	[30 + x] J.	35	32 „	1938—1907, + nach 1904	2. 'Αμμανέμης	38 „
4. Cha'-cheper-rê' Senwosret (Sesostris) II.	19 J.	19	19 „	1906—1888, + 14. Pharmuthi, 19. Juli [1])	fehlt	
5. Cha'-keu-rê' Senwosret (Sesostris) III.	30 + x J.	33 (35?)	38? „	1887—1850	3. Σέσωστρις	48 „
6. Ne-ma'at-rê' Amenemhet III.	40 + x „	46	49? „	1849—1801	4. Λαμάρης 5. 'Αμερής	8 „ 8 „
7. Ma'a-chru-rê' Amenemhet IV. [2])	9 J. 3 M. 27 T.	10?	13 „	1800—1792	6. 'Αμμενέμης	8 „
8. Königin Sebeknofrurê' .	3 „ 10 „ 24 „	3?		1791—1788	7. Σκεμίοφρις ἀδελφή	4 „
Sa. der Könige des Hofs von Iztaui	213 J. 1 M. 17 T.		Sa. 213 J.		Sa.	160 J.

[1]) ÄZ. 37, 91. [2]) Dauer der gemeinsamen Regierung des A. III. und A. IV. unbekannt.

Organisation und innere Geschichte des Reichs

282. Wir haben gesehen, wie energisch Amenemḥet I. in die Stellung der Gaufürsten eingegriffen hat. Zwar an eine Beseitigung des hohen Adels und eine Wiederherstellung der Zustände des Alten Reichs war nicht zu denken; vielmehr erschien dieser Zeit die aristokratische Gliederung und das Vorrecht des Adels als die natürliche Ordnung des Staats und der Gesellschaft. Aber über dem Adel steht jetzt aufs neue eine starke Königsgewalt. In der Regel verleiht der König das Gaufürstentum nach der Erbfolge, wenn keine Söhne da sind, an den Sohn der Tochter; aber widersetzliche oder auch nur unbequeme Nomarchengeschlechter wird nicht nur Amenemḥet I. beseitigt und durch zuverlässige Diener ersetzt haben. Daher können sie, so sehr sie in Grabinschriften ihren Adel und die Ebenbürtigkeit ihrer Ehen betonen, ihre Herrschaft nicht mehr aus dem Erbrecht ableiten, sondern nur aus der Belehnung durch den König, der sie nach dem Tode ihres Vaters ernannt, ihre Grenzsteine gesetzt und ihnen „den großen Strom längs seines Rückens geteilt“ hat. So verschwindet jetzt die Datierung nach Jahren der Gaufürsten (§ 279); dafür erscheinen wieder Königsnamen in ihren Gräbern. Ihre Macht ist freilich noch immer groß genug; wie die Nomarchen der sechsten Dynastie rühmt sich Ameni, der Graf des Ziegengaus unter Sesostris I., er habe „keine Tochter eines Geringen vergewaltigt, keine Witwe bedrückt, keinen Ackersmann oder Hirten bei der Arbeit gehindert, keinem Fronvogt (wörtl. „Vorsteher einer Truppe von fünf Leuten“) seine Leute zu Frondiensten weggenommen“. „Als Jahre der Hungersnot kamen,“ erzählt er weiter, „habe ich alle Felder des Gaus bis an seine Süd- und Nordgrenze pflügen lassen und seinen Bewohnern zu leben gegeben, der Witwe wie der Ehefrau, dem Alten wie dem Jungen, so daß es keinen Hungrigen gab; und als dann der Nil wieder hoch schwoll und reiche Ernte brachte, habe ich die

Rückstände der Feldsteuern nicht eingetrieben.“ Man sieht, daß die ganze Landbevölkerung des Gaus von dem guten Willen des Nomarchen abhängig ist, nicht nur die Hörigen ihrer Güter, sondern auch die freien Bauern oder Pächter. Der Nachwuchs der Bauernschaft ist in Trupps (ẕamu) organisiert — wenn der Gau beide Nilseiten umfaßt, wird wie in der Urzeit (§ 177 A.) das Aufgebot in das des Ostens und des Westens geschieden —, die ihm Frondienste zu leisten haben und vermutlich auch die Gaumiliz bilden, die er im Kriege dem König zuführt. Wenn der Gaufürst es verstanden hat, die Liebe seiner Untergebenen zu gewinnen, dann kann eine Szene vorkommen, wie sie der Graf des Hasengaus (Hermopolis) Thouthotep in seinem Grabe verewigt hat, daß diese Scharen und mit ihnen die Phylen der Laienpriester die Riesenstatue, die er sich im Alabasterbruch von Ḥatnub hat arbeiten lassen, freiwillig mit vereinten Kräften zu seinem Felsengrab ziehen, während die übrige Bevölkerung des Gaus jubelnd zuschaut. Auch die Steuern an den König gehen durch die Hand des Nomarchen; Ameni rühmt sich, „in jedem Jahre der Viehabgaben“ die Steuer von 3000 Rindern seines Gaus ohne Rückstände an das „Königshaus“ abgeliefert zu haben.

Hauptquellen für die Zustände der Gaue unter den Nomarchen sind die Gräber von Benihassan (die wichtigsten Inschriften bei Lepsius, vollständig publiziert bei Newberry, Benihassan, 4 voll.; vgl. § 280 A.), von Berše (§ 268 A.) und Siut (§ 273 A.); für viele Einzelfragen suchen wir freilich auch hier umsonst Aufklärung. Im übrigen hat sich die Zahl der oberaegyptischen Nomarchengräber ständig gemehrt; aus dem Delta dagegen fehlt alle Kunde. Soweit mein Wissen reicht, haben wir Kenntnis von folgenden Gauen Oberaegyptens: 17. Kynopolis (nur in der Inschrift des Chnemhotep von Benihassan); 16. Ziegengau (Minje) und autonomer Distrikt „Berg des Horus“ mit der Hauptstadt Mena'at-Chufu bei Benihassan, einschließlich des östlichen Wüstengebirges: Gräber von Benihassan; 15. Hasengau, Hermopolis (Berše); 14. Kûs (Gräber von Mêr: Chassinat, Rec. 22, 73 ff.; Notizen bei Legrain, Ann. de serv. I 65 ff. Clédat, Bull. de l'inst. franç. d'archéol. orient. II, 1992, 41 f.); 13. Siut (Griffith, Siut and Der Rife, Grab 1. 2); 11. Sethgau, Šashotep = Hypsele (Gräber von Der Rife no. 1. 7 bei Griffith l. c.); 9. Panopolites Stele aus Achmim, Lange und Schäfer, Grabstelen des M. R. no. 20024; 8. Thinites (einzelne Stelen von Abydos); nach der von Spiegelberg,

Rec. 23, 101, veröffentlichten Inschrift erstreckte sich der Gau vom Tentyrites (6) bis zum Panopolites (9), umfaßte also auch das Gebiet des 7. Gaus von Diospolis parva, Chenoboskion; wie unter der 18. Dynastie (Stele des Antef, Louvre C 26 Zl. 12), gehörte gewiß auch im Mittleren Reich „die ganze Oase“ dazu, vgl. § 289; 1. Elephantine (Bouriant, Rec. X. Budge, PSBA. X. de Morgan, Catal. des monum. I.). — Über den thebanischen Gau (4) s. § 283 A. Daß es freie Bauern gegeben hat, lehrt die aus dem Mittleren Reich stammende Geschichte vom Bauern (§ 273 A.; Maspero, Contes populaires 44, der aber secheti nicht als Bauern, sondern als Salzarbeiter aus der Oase deutet), die zugleich zeigt, welchen Schikanen sie ausgesetzt sein konnten.

283. Freier als die Landbevölkerung haben offenbar die Städter sich bewegen können. Zwar stehen auch sie unter der Regierung und Polizeiaufsicht des Nomarchen; und wenn Amenemhet I. in Mittelaegypten eine neue Stadt anlegt, so unterstellt er sie einem „Grafen und Stadtregenten“. Außer der Residenz ist nur die eigentliche Reichshauptstadt Memphis, und daneben vielleicht Theben, der unmittelbaren Verwaltung des Königs oder vielmehr seiner „Vezirs und Stadtkommandanten“ unterstellt. Aber auch in den Gaustädten fehlt die ununterbrochene Kontrolle durch „Vorsteher“ und „Schreiber“, hier gab es keine Frondienste, und jeder konnte seinem Erwerb selbständig nachgehen, und ohne Zweifel auch aus einer Stadt in die andere verziehen. Außerdem konnten die königlichen Beamten hier viel leichter eingreifen; und auch die städtischen Gerichtshöfe waren schwerlich vom Gaugrafen eingesetzt, wenn auch sein Einfluß in „seiner Stadt“ stark genug war. So entwickelt sich hier ein reges Erwerbsleben; von dem Wohlstande, zu dem recht viele amtlose Privatleute, Handwerker, Brauer, Künstler, Kaufleute, gelangten, legen die zahlreichen Grabstelen Zeugnis ab, die sie sich errichtet haben. Tief unter ihnen steht dann wieder der gemeine Mann, auf der einen Seite der fronende Feldarbeiter, auf der anderen der kleine, sozial völlig abhängige Handwerker. Das sind die „Söhne Niemands“, die keinen Vater haben, und von aller Welt mit Stockschlägen behandelt werden. Wenn freilich in einem in den Schreibschulen vielfach abgeschriebenen

Literaturdenkmal dieser Zeit, der Lehre des Ṭuauf an seinen Sohn Pepi, das Elend und die fortwährenden Plackereien aller anderen Berufe in drastischen Farben gemalt und dafür die Laufbahn des „Schreibers“ (d. h. des Beamten), der ihnen allen zu kommandieren hat, als die allein würdige gepriesen wird, so spricht daraus, so vieles im einzelnen an den Schilderungen richtig sein wird, doch ein einseitiger und sehr bornierter Beamtenhochmut, dessen Berechtigung die erwerbenden Stände oder die Künstler, die einen ähnlichen aber begründeteren Stolz in ihren Grabinschriften zeigen, ohne Zweifel niemals anerkannt haben.

Die (mit Iztaui sicher nicht identische) Stadt Seḥotepjebrêᶜ, die nach dem Thronnamen Amenemḥets I. benannt ist, steht unter dem „Fürsten Neḥeri“ (Inschrift des Chuemḥotep Zl. 62 ff.), der den unter der 6. Dynastie recht häufigen Titel „Herrscher neuer (?) Städte“ trägt. — Über die Verhältnisse des thebanischen Gaus fehlen sichere Angaben; Nessumontu, der unter Amenemḥet I. hier tätig gewesen ist (Louvre C 1, am besten bei Piehl, Hierogl. Inschr. I 1), war nicht Nomarch, wie Maspero (Congrès intern. des Orientalistes, Paris 1873, II 43 ff. = Etudes de mythol. III 153 ff.) annimmt, sondern „General (mer mešaᶜ)“, s. § 287 a. — Lehrschrift des Ṭuauf se chruṭi und ähnliche Schreiberbriefe: Maspero, Du genre épistolaire. Erman, Aegypten. Die ständische Gliederung tritt in den Prophezeiungen (§ 297: Lange, Ber. Berl. Ak. 1903, 601 ff.) sehr anschaulich hervor; daß die Vornehmen ins Elend kommen und das Gesindel zu Ansehen, daß „der Sohn eines Mannes [d. h. ein den höheren Ständen angehöriger] nicht mehr dem vorgezogen wird, der keinen Vater hat“, ist ein Hauptmerkmal der bevorstehenden Umwälzung.

284. Wenn Aegypten unter den ersten Königen der zwölften Dynastie äußerlich noch die Züge eines Lehnstaats trägt, so gehört doch die Glanzzeit des Feudalwesens bereits der Vergangenheit an. Daß die Hofhaltungen und die Gräber der Gaufürsten jetzt größere Pracht entfalten können als in den ärmeren Zeiten der Übergangsepoche, ist äußerer Schein, der über die realen Machtverhältnisse nicht hinwegtäuschen kann: die Mittel dazu verdanken sie nicht ihrer eigenen Macht, sondern der Neuerstarkung der Staatsgewalt und dem dadurch gesteigerten Wohlstand. Staaten im Staate sind die Gaue

seit Amenemhet I. nicht mehr. Daß die Könige wieder in allen Gauen den lokalen Göttern Tempel erbauen und reiche Geschenke darbringen, führt ihre dominierende Stellung sinnfällig vor Augen; zumal sie diese Bauten nicht durch die gräflichen Hohenpriester, sondern durch ihre Oberbaumeister und andere Beamten ausführen lassen. Der alte Domanialbesitz der Könige freilich ist längst geschwunden. Aber regelmäßig werden in allen Gauen Naturalabgaben für das „Königshaus" erhoben, die der Gaufürst abliefert (§ 282). Im Bureau des Vezirs werden Listen sämtlicher Einwohner Aegyptens geführt, und in bestimmten Jahren finden Zählungen statt, bei denen die Hausvorstände (deren Namen eine fortlaufende Nummer beigefügt wird) den Personenstand ihrer Familie und der Hörigen, die sie etwa besitzen, anzugeben und die Richtigkeit ihrer Aussagen zu beschwören haben — mehrere solche Zählkarten sind uns aus der von Sesostris II. bei seiner Pyramide am Eingang des Faijûm (Kahun § 291) gegründeten Stadt erhalten. Diese Listen dienen nicht nur der Erhebung von Steuern (Kopfsteuer?), sondern geben der Verwaltung zugleich einen Überblick über den gesamten Personenstand des Reichs und die auf jedem Untertan ruhenden Verpflichtungen. Wenn die Grafen die Miliz ihrer Gaue kommandieren, so veranstaltet daneben der König Aushebungen „unter den brauchbaren jungen Leuten"; so wird im thinitischen Gau einmal je der hundertste Mann ausgehoben. Für Rechtsstreitigkeiten sind die Gerichte der Staatsbeamten und der unter dem Vezir stehende Gerichtshof der Dreißig zuständig, und die Rechtsgeschäfte, z. B. Testamente, werden gleichfalls in Gegenwart von Zeugen von dazu angestellten Beamten (Schreibern) vollzogen, nicht in den Bureaus der Nomarchen. Für alle diese Aufgaben der Reichsverwaltung ist Aegypten jetzt in drei große Provinzen (u'art) geteilt, das „Nordland" (Delta) und das jetzt in zwei Bezirke zerlegte Südreich, den „Süden" (= Mittelaegypten) und den „Kopf des Südens (tepris)", der ungefähr dem Bestand des thebanischen Reichs vor Niederwerfung der Herakleopoliten entspricht.

Einen Einblick in die Verwaltung des Reichs gewähren die Inschriften hoher Beamten, meist aus Abydos; publiziert von Mariette, Abydos II und Catalogue d'Abydos, und jetzt von Lange und Schäfer, Grab- und Denksteine des M. R., im Catalogue général du Musée du Caire; viele wichtigen Stelen sind im Louvre, publiziert von Guyet, Bibl. de l'école des hautes études 68, und wesentlich besser von Piehl, Inscr. hierogl. I. [andere Texte des Mittleren Reichs in vol. III]; die Texte in Berlin in den Aegyptischen Inschriften aus den Kgl. Museen III. IV.; ferner Lepsius, Denkmäler u. a.; sodann die in Kahun gefundenen Papyri aus den letzten Regierungen der 12. und den ersten der 13. Dynastie, welche Griffith, The Petrie Papyri, hieratic pap. from Kahun, 1892, musterhaft publiziert und behandelt hat. Wenn die Indices zu der Publikation von Lange und Schäfer vorliegen, wird man über manche Fragen klarer sehen können. — Hauszählungslisten: Griffith l. c. p. 19 ff., vgl. Borchardt, Vortr. des Hamburger Orientalistenkongresses 329. Zwei Inschriften aus Abydos über Aushebungen (die eine unter Amenemḥet III.): Erman und Schäfer, ÄZ. 38, 42 ff. Testamente: Griffith l. c. p. 29 ff. 101 f. Dreiteilung des Landes: Erman, ÄZ. 29, 119. Griffith l. c. p. 21. „Vorsteher des Südens" findet sich jetzt nur noch sehr selten und scheint meist leerer Titel zu sein; auch der „rpʿti ḥetiʿo Vorsteher des Südens, Oberpriester des Min" Zautiaqer unter Amenemḥet I., dem der „Schatzmeister des Gottes" zwei Steinblöcke aus Hammamat holt (Goléni̊scheff, Hammamat 2, 4. 3, 3), ist vielleicht, wie Maspero vermutet, nur Nomarch von Koptos. Auch der Titel mer chontiše (§ 244), der im Alten Reich eine so große Rolle spielt, kommt jetzt nur noch ganz vereinzelt vor (z. B. Lange und Schäfer no. 20296); das Domanialland ist eben bis auf ganz geringe Reste verschwunden.

285. Wie es scheint, ist die Entwicklung im Laufe der zwölften Dynastie noch weiter gegangen. Alle Nomarchengräber, die wir datieren können, gehören der ersten Hälfte der Dynastie an; die großen Felsgräber, welche sich unter Sesostris II. und III., also um 1880 v. Chr., der Graf von Menaʿatchufu Chnemḥotep II. in Benihassan und der Graf des Hasengaus Thouthotep in Berše angelegt haben, sind wie die glänzendsten so auch die letzten dieser Nekropolen; und auch sonst ist nirgends in Aegypten ein Nomarchengrab oder auch nur ein Denkstein eines Gaufürsten erhalten, der jünger wäre als diese beiden Könige. Das kann kaum Zufall sein; vielmehr drängt dieser Tatbestand zu der Annahme, daß unter

Sesostris III. (1887—1850) eine tiefgreifende Umwandlung durchgeführt oder wenigstens — wenn sie, was nicht unwahrscheinlich ist, in manchen Gauen schon beträchtlich früher eingetreten war — zum Abschluß gelangt und das Gaufürstentum beseitigt worden ist. Großen Grundbesitz, der unter Umständen einer Familie dauernd eine fürstliche Stellung verschaffen kann, hat es natürlich immer gegeben; aber wenn wir später unter der dreizehnten Dynastie, ja noch zu Anfang des Neuen Reichs im dritten oberaegyptischen Gau (Elkab) eine mächtige derartige Familie finden, in deren Gräbern uns die Traditionen der alten Gaufürsten aufs neue entgegentreten (§ 302), so führen ihre Häupter doch nicht mehr den Nomarchentitel (ḥri ẕaẕa ʿo), sondern statt dessen lediglich jüngere Beamtentitel. So scheint die Macht und Selbstherrlichkeit des Adels unter Sesostris III. und Amenemḥet III. vollständig gebrochen zu sein. Vielleicht sind manche der im vorigen besprochenen Einrichtungen erst damals geschaffen worden.

286. Wie im Alten Reich setzt sich die Verwaltung des Landes aus zahlreichen Bureaus, „Häusern", Magazinen und Schatzkammern zusammen, zu deren jedem eine Schar von Beamten gehört, mit Kanzlern, Schatzmeistern, Vorstehern an der Spitze. Hier haben sich die alten Titel großenteils erhalten, nur ist die bureaukratische Gliederung noch mannigfaltiger geworden. Unter ihnen stehen die Tausende von Handwerkern, Steinmetzen, Bergarbeitern, Lastträgern, Ruderern u. s. w., die der Herrscher beschäftigt. Die Bezahlungen erfolgen auch jetzt durchweg in Naturalien vom Tisch des Königs, in nach ihrem Range abgestufen Rationen, wie im Alten Reich. Dazu kommen die Beschenkungen mit Äckern, fremden Sklaven oder aegyptischen Hörigen, mit Vieh, Gold und Kostbarkeiten aller Art. Die Verwaltung des „Königshauses", d. h. des gesamten Finanzwesens, aller Einkünfte und Ausgaben, auch der Tribute der unterworfenen Stämme, der Steinbrüche und Bergwerke u. a., ferner alle Bauten und sonstigen Arbeiten, stehen unter den beiden Schatzmeistern. Oberhaupt der Verwaltung und Vertreter des Königs nach außen und innen ist

der Vezir, der „die Barbaren im Zaum hält", die Beamten kontrolliert und befördert, Grenzstreitigkeiten schlichtet, und „Brüder in Frieden heimgehen läßt durch den Ausspruch seines Mundes". Er ist zugleich der Polizeichef der Hauptstadt und, wie seit alters, der Vorsitzende des „Gerichtshofs der sechs Häuser" (§ 242). Dieser ist jetzt mit dreißig „Großen des Südens" besetzt — der alte Titel lebt wieder auf, hat aber seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Denn sie sind jetzt nicht mehr Vorsteher der Gaue, sondern Organe der zentralen Reichsregierung, unter die die wichtigsten Verwaltungsgeschäfte verteilt sind. So nimmt z. B. einer von ihnen die Haushaltungsdeklarationen entgegen, während andere vom Pharao mit Inspektionen und Bauten beauftragt, mehrfach auch, wie der Vezir, zu militärischen Unternehmungen entsandt werden.

Über Besoldungen, Abrechnungen und Naturalwirtschaft: Borchardt, Rechnungsbuch des Kgl. Hofes aus dem Ende des Mittleren Reichs (Pap. 18 von Boulaq) ÄZ. 28, 65 ff.; Griffith, ÄZ. 29, 102 ff.; Borchardt, Besoldungsverhältnisse von Priestern im Mittleren Reich, ÄZ. 40. Griffith, Kahun Papyri. Über die Beamten auch Erman, Aegypten, und meine Gesch. Aegyptens.

287. Im Heerwesen kommt zu den Aufgeboten der Gaue und den nubischen Soldaten und Polizisten (Maẕoi) jetzt noch eine ständige Truppenmacht des Pharao hinzu, die teils durch Aushebung (§ 284), teils wahrscheinlich durch Anwerbung von Berufskriegern gewonnen wurde. Unter ihnen tritt eine Gruppe besonders hervor, die als „Gefolgsleute des Herrschers (šemsu n ḥqa)" bezeichnet werden; es sind Offiziere, die in einem persönlichen Verhältnis zum König stehen, ihn „auf allen seinen Wegen" begleiten und gegen innere und äußere Gefahren schützen. Auch zu selbständigen Kommandos, z. B. nach Nubien oder nach den Steinbrüchen von Hammamât, werden sie häufig verwendet. Für tapfere Taten erhalten sie reiche Belohnungen in kostbaren Waffen — auch das „Gold der Belobigung", ein um den Hals getragener Goldschmuck,

wird vom König verliehen — und avancieren zu höheren Stellungen bis zum General, dem „Vorsteher der Truppen“, hinauf. Sie haben offenbar unter der zwölften Dynastie die festeste Stütze der Königsmacht gebildet. — So haben die Könige, die Söhne des Rê^c, die der Gott im Mutterleibe gezeugt und zur Ausübung „dieses trefflichen Amtes“ ausersehen und herangebildet hat, unter der zwölften Dynastie schließlich eine nicht minder unumschränkte Macht gewonnen als die Pharaonen des Alten Reichs. In den überschwenglichsten Ausdrücken werden sie gelegentlich in Hymnen verherrlicht. „Preist den König Amenemḥet III. in eurer Brust“, sagt sein Schatzbeamter Seḥotepjebrê^c in der Unterweisung an seine Kinder, die er auf seiner Grabstele als „ewige Vorschrift des neuen Lebens“ aufgezeichnet hat, „verherrlicht ihn in euren Herzen; denn er ist der Weisheitsgott, dessen Augen in jedes Herz dringen, der strahlende Rê^c, der Aegypten erleuchtet mehr als die Sonne, das Land gedeihen läßt mehr als der Nil, der Gott Chnumu, der die Menschen schafft, der seine Verehrer beschirmt wie Bastet und die Ungehorsamen vernichtet wie Sechmet“. Aber ihre Stellung ist doch eine wesentlich andere als die des Snofru und Cheops; die naive Auffassung, nach der das ganze Land nur da ist, um dem König zu dienen und ihm sein Riesengrab zu bauen, ist geschwunden und eher in ihr Gegenteil umgeschlagen: auf der Machtstellung des Königs beruht das Gedeihen des Landes und aller seiner Bewohner. So hat denn auch sein Hofstaat, so zahlreich er ist, keine größere Bedeutung mehr, und die Hoftitel, die im Alten Reich alle anderen Bezeichnungen überwucherten, treten ganz in den Hintergrund, selbst bei den Veziren und Kanzlern; nur die Nomarchen führen sie noch als inhaltlose Titulaturen weiter. Die wahren Interessen des Landes treten überall in den Vordergrund, die Zentralisation und das lokale Sonderleben halten sich das Gleichgewicht; und dadurch ist offenbar auch die Macht des Königs tatsächlich an feste Schranken gebunden. Eben darauf beruht die reiche Blüte und die innere Gesundheit dieser Epoche.

Über die Einzelheiten der militärischen Verhältnisse würden wir wesentlich klarer sehen, wenn wir die betreffenden Ausdrücke der Inschrift des Sebekchu (§ 290) verstehen könnten. Manches ergibt das Rechnungsbuch von Bulaq, Borchardt, ÄZ. 28, 92 ff. [berichtigt von Griffith, ÄZ. 29, 102]; über die Mazoi vgl. S. 94 f. Das „Gold“: LD. II 138 a. de Morgan, Fouilles à Dahchour I p. 16 (Mastaba 2). — Festung des Sesostris II. in Elkab, in der Amenemḥet III. eine Mauer gebaut hat: Stele aus Liverpool bei Legrain, PSBA. 1905, 106 ff. — Die Angaben über die Stärke der Heere des Mittleren Reichs hat Breasted, Battle of Kedesh p. 9, zusammengestellt. — Hymnus auf Sesostris III.: Griffith, Kahun Papyri; Inschrift des Seḥotepjebreʿ: Mariette, Abydos II 25. Vgl. die analogen Stellen der Sinuhetgeschichte.

Kriege und auswärtige Beziehungen. Nubien. Syrien. Griechenland

287 a. Nach außen haben die Könige der zwölften Dynastie gestrebt, die Machtstellung der alten Pharaonen wiederzugewinnen, deren Andenken (so das des Ẕoser, Snofru, Neweserrêʿ) von ihnen vielfach erneuert wird. Unter den Gegnern Amenemḥets I. zu Anfang seiner Regierung werden Neger und Asiaten genannt (§ 280), vielleicht allerdings nur als Soldtruppen seiner aegyptischen Gegner. Aber sein General Nessumontu rühmt sich, die Menziu und Ḥriušaʿ Asiens geschlagen und ihre Ansiedlungen zerstört zu haben; er scheint also nach Palaestina vorgedrungen zu sein. Auch mit den Libyern hat Amenemḥet I. Krieg geführt; daher stammen die libyschen Männer und Frauen mit kleinen Kindern, die Chnemḥotep I. von Benihassan (§ 280) in seinem Grabe als Beutestücke abgebildet hat. Beim Tode des Königs stand sein Sohn Sesostris I. gegen die Libyer im Felde (§ 281). Im Jahre vorher (1972) erfahren wir von einem Feldzug gegen das Land Uauat, das seitdem untertänig und durch Festungen gesichert ist; bei der Goldwäsche müssen die Negerhäuptlinge Frondienste leisten. Die hartnäckigsten Gegner waren hier die Kuschiten im mittleren Nubien. Auch diese hat Sesostris I. besiegt; damals führte ihm Ameni, der Sohn des betagten Chnemḥotep, die Truppen des Ziegengaus zu, mit denen er „bis

ans Ende der Welt“ vordrang. Am zweiten Katarakt, bei Wadi Halfa, hat der König ein Siegesdenkmal errichtet, auf dem der thebanische Kriegsgott Montu ihm die besiegten Völkerschaften, lauter sonst nicht bekannte Namen, gefangen zuführt. Durch diese Feldzüge sind auch die Goldminen in den Tälern des Wüstenplateaus Wadi ʿallâki in aegyptischen Besitz gelangt und ausgebeutet worden; so hat z. B. unter Sesostris II. einmal der Kronprinz Ameni, der spätere König Amenemḥet II., den Ertrag mit einer starken Eskorte nach Aegypten gebracht. Zur Sicherung der Straße wurde beim heutigen Kubân, wo sie das Niltal verläßt, eine Festung angelegt. Zum Abschluß gebracht ist die Unterwerfung durch Sesostris III. (1887—1850), der wiederholt (in seinem 8., 12., 16., 19. Jahre) gegen „die elenden Kuschiten“ zu Felde gezogen ist; bei dem ersten Feldzuge hat er für den Transport seiner Truppen einen schiffbaren Kanal durch die Felsen des Katarakts von Assuan angelegt. Zu Heldentaten boten diese Kriege freilich wenig Anlaß, so viel Rühmens der König und seine Offiziere davon machen; die Ortschaften wurden niedergebrannt, die Felder und Brunnen verwüstet, die Bewohner als Sklaven fortgeschleppt. Doch war es schwer genug, den schmalen Streifen Kulturlandes dauernd zu sichern und die Stämme, die immer wieder in die Wüstentäler entweichen konnten, in Botmäßigkeit zu halten. Sesostris hat die Grenze bis zu den Stromengen von Semne und Kumme oberhalb des zweiten Katarakts vorgeschoben und durch acht Festungen auf den Höhen und auf einer Insel des Flusses gesichert, von denen die letztere (Uronarti) den bezeichnenden Namen „Abwehr der Trogodyten (Antiu)“ trägt. Daran reihen sich vier weitere Festungen im unteren Nubien. Zwei große Tafeln vom Jahre 8 und 16 verboten den freien Negern, die Grenze stromabwärts zu überschreiten, außer um in dem Grenzdistrikt Aqen Handel zu treiben — aber auch dann nicht auf eigenen Schiffen. Seitdem ist das untere Nubien dem Reich einverleibt und seine Kolonisation durch Aegypter beginnt. Der Folgezeit gilt daher Sesostris III. als der eigentliche Er-

oberer Nubiens; Thutmosis III. hat ihn zum Landesgott erhoben und ihm in Semne einen Tempel erbaut.

Der geschichtliche Teil der sehr schwierigen Inschrift des Nesumontu (Louvre C 1) ist korrekt von Breasted, American J. of Semitic Languages 1905, XXI 154 ff., publiziert. — Libysche Gefangene: Newberry, Benihassan pl. 45. 47 (daneben Kampfszenen). — Das Material für die Eroberung, Besatzung und Goldausbeute Nubiens (auch Weißgold, Mischung von Gold und Silber, wurde hier gewonnen) findet sich außer in Lepsius' Denkmälern ÄZ. 20, 30. 12, 112. 13, 50. Petrie, Season 540. Maspero, Mél. d'arch. I 217, vgl. Schäfer, Mysterien des Osiris 8 f. 10 f. Stele des Sesostris I.: Rosellini, Mon. stor. pl. 25, 4. Schiaparelli, Catal. gen. del museo di Firenze I 243. Breasted, PSBA. 23, 230. Der Distriktsbeamte ʿAnch hat sich im 45. Jahre des Sesostris I. und im 5. und 22. Jahre des Amenemḥet II. an den Felswänden bei ʿAmâda verewigt: Weigall, Ant. of Lower Nubia pl. 53. Von Sesostris' III. Feldzug handeln auch die Fragmente seiner Inschrift in Bubastis: Naville, Bubastis p. 9 f. (pl. 34 a), ferner die Inschrift des Sebekchu (§ 290). Der Kanal durch den ersten Katarakt: Wilbour, Rec. 13, 202 (vgl. LD. II 136 b). Steinbrüche in Kuš: Lange und Schäfer, Grabsteine des M. R. 20 086, 3. — Über die sieben jetzt bekannten Festungen bei Semne und Kumme: Steindorff, Ber. sächs. Ges. phil. Cl. 1900, 230 ff. Die Feste Sesostris' III. Sechem-ChaʿkeurêʿKeurêʿ auch unter dem ersten König der 13. Dynastie LD. II 151 d. Eine vollständige Liste der 12 Festungen des Mittleren Reichs in Nubien enthält ein Papyrus, dessen Kenntnis ich der gütigen Mitteilung Gardiners verdanke. Zu Uronarti vgl. Steindorff ÄZ. 44, 96. — Der Distrikt jenseits der aegyptischen Grenze heißt Ḥeḥ: ÄZ. 12, 112. LD. II 136 h.

288. Die Ausbeutung der Steinbrüche von Hammamat und die Fahrten nach Punt von Sawu (Wadi Gasûs) aus, welche die elfte Dynastie begonnen hatte (§ 278), setzen sich unter der zwölften fort; die Produkte von Punt werden in den Inschriften mehrfach erwähnt. Zu einem von unternehmenden Kaufleuten ausgehenden privaten Handel mit dem Weihrauchlande ist es freilich schwerlich je gekommen; die Schiffe gehören dem König, und die Führer der Seefahrten sind Schatzbeamte, die von Truppen begleitet werden. Wie sehr diese Expeditionen die Phantasie des Volkes beschäftigten, zeigt eine märchenhafte Erzählung dieser Zeit von den Abenteuern eines „Gefolgsmannes", der mit einem großen, mit

150 auserlesenen Matrosen bemannten Schiff vom Pharao nach dem Bergwerk des Königs (am Sinai?) entsandt ist, aber durch einen Sturm weit hinaus ins Meer verschlagen wird. Sein Schiff scheitert, er allein rettet sich auf eine Insel des Landes Punt, die von einer Riesenschlange bewohnt wird. Diese nimmt ihn freundlich auf und erzählt ihm, um ihn zu trösten, wie sie alle ihre Kinder und Brüder durch einen vom Himmel fallenden Feuerstern verloren habe und allein übrig geblieben sei; so sei es auch ihm gegangen, aber er werde nach drei Monaten durch ein aus Aegypten, vom Hofe, kommendes Schiff heimgeführt werden und die Seinen wiedersehen. So geschieht es; reich beschenkt mit Myrrhen, Ölen, Pantherfellen, Affen, Elfenbein und anderen Kostbarkeiten kann er an den Hof zurückkehren, aber die geheimnisvolle Insel wird vom Meere verschlungen.

Zwei Stelen aus Wadi Gasûs „im Gotteslande“ aus dem Jahre 1 des Sesostris I. und 24 des Amenemhet II., letztere nach der glücklichen Rückkehr aus Punt von dem Fürsten und Schatzmeister Chentechtai-uêr errichtet: Erman, ÄZ. 20, 203 f. = Birch, Catalogue of Egypt. antiq. in Alnwick Castle p. 268 f. Das Märchen vom Seefahrer: Golénischeff, Rec. 28, 73 ff. Maspero, Contes populaires. Erman, ÄZ. 43, 1 ff., der den Zusammenhang erst völlig aufgeklärt hat: die Geschichte wird einem aus Nubien heimkehrenden Grafen von einem Gefolgsmann erzählt.

289. An Kämpfen mit den Libyern wird es auch später nicht gefehlt haben, obwohl wir keine Kunde darüber haben. Die Oasen sind untertänig; die große Oase (El Charge, mit dem Ort Hib) stand unter dem Grafen von Thinis (§ 282 A.), da die Karawanenstraße von Abydos ausgeht. — Auf der Sinaihalbinsel sind die Minen in Betrieb, und unter Amenemhet II. wird nördlich von Wadi Maghâra ein zweites Bergwerk (Sarbût el châdem) eröffnet und befestigt. Zu Scharmützeln mit den Beduinen scheint es kaum mehr gekommen zu sein. — An der Ostgrenze Aegyptens, wo die Straße der „Horuswege“, die vom Wadi Tumilât in die Wüste führt, durch die „Fürstenmauer“ gesperrt ist (§ 227; etwa bei Is-

mailije), wird scharfe Grenzwacht gehalten; und schon damals führte hierher ein schiffbarer Kanal vom Nil. Aber die Autorität des Pharao erstreckt sich weit in die syrischen Lande hinein. Aegyptische Gesandte gehen hin und her, asiatische Produkte werden eingeführt, und Amenemḥet I. hat auf dem Nil eine Flotte von Cedernschiffen wie Snofru, für die das Bauholz offenbar aus Byblos bezogen ist. Beduinen (sutiu, d. i. wahrscheinlich Pfeilschützen) kommen mit ihren Waren oft nach Aegypten; und gelegentlich suchen sie, wenn ihnen die Heimat zu eng geworden ist, Aufnahme auf den Weidegründen des Nillandes. So kommt im Jahre 6 des Sesostris II. (1901 v. Chr.) der „Barbarenhäuptling“ Ebšа mit seinem Clan — 37 ʿAmu (Kanaʿanaeer) der Einöde (šu), Männer, Weiber und Kinder mit echt semitischem Typus — zu Chnemḥotep II. von Menaʿatchufu, der ja Graf des Wüstenlandes war (§ 280), vermutlich doch um von ihm die Erlaubnis zur Ansiedlung zu erhalten, und bringt ihm Augenschminke als Geschenk. Wie es in Syrien aussah, berichtet die Geschichte des Sinuhet (§ 281). Auf seiner Flucht war er an den Bittersee Kemuêr (§ 227 A.) gelangt und schon dem Verschmachten nahe; da finden ihn einige Beduinen (suti), von denen ihn einer in Aegypten kennen gelernt hat und jetzt mit Wasser und Milch stärkt. Er gelangt von einem Stamm zum andern bis nach Byblos; von hier flüchtet er zu den Beduinen des „Ostlandes“ Qedem, das in dem Wüstengebiet östlich von Damaskus liegt. Da hört ʿAmmienši, Fürst des oberen Rezenu (verschrieben Zenu), von ihm, ruft ihn an seinen Hof, gibt ihm seine Tochter zur Frau und das Land Jaa als Lehn, ein schönes Land reich an Feigen, Honig, Öl, Baumfrüchten, Korn und Vieh, „das reicher an Wein ist als an Wasser“, dazu mit wildreichen Jagdgründen in der Wüste. In den Kriegen des Fürsten mit den Nachbarn zeichnet er sich aus, und als ein Recke ihn zum Zweikampf herausfordert, „mit Schild und Lanze und einem Arm voll Speeren“, weicht er seinen Speerwürfen aus und erlegt ihn mit dem Pfeil; alles was jener in seinem Zelte hat, fällt dem

Sieger zu, und er gewinnt hohes Ansehen und reichen Besitz. Auch Sesostris I. hört von ihm; er verzeiht ihm seine Flucht und ruft ihn in Ehren an seinen Hof zurück. — Das „obere Rezenu“, dessen Zustände hier so anschaulich geschildert werden, ist das Bergland von Palaestina, das mit Aegypten in regen Beziehungen steht. So zählt eine sehr zerstörte Stele in den Sinaiminen aus der späteren Zeit der zwölften Dynastie die Namen einer Gesandtschaft auf, die zum Herrscher von Rezenu gegangen ist.

Über einen Zug nach der großen Oase unter Sesostris I. s. H. Schäfer, ÄZ. 42, 124 ff. (vgl. auch die Stele bei Lange u. Schäfer 20539 b 16 f.). — Über die Befestigungen am Isthmus s. die Sinuhetgeschichte und dazu Erman, ÄZ. 43, 72 f. über die „Horuswege“. Inschriften der Sinaiminen Weill, Rec. des inscr. du Sinai; über den Ḥatḥortempel Amenemḥets III. Borchardt, ÄZ. 35, 112 ff. Weill, Rec. p. 159 ff., ferner Petrie, Researches in Sinai, 1906, mit manchen nicht haltbaren Hypothesen. — Die ʿAmu im Grabe des Chnemḥotep LD. II 133. Newberry, Benihassan I 28. 30. 31. 38. — Die Sinuhetgeschichte [§ 281 A.; dazu W. M. Müller, Asien und Europa nach den altaeg. Denkm. 34 ff., der seltsamerweise die Realität der Schilderung leugnet; Weill, Sphinx VIII 201 ff. IX 1 ff.] ist durch das neue von Gardiner, Ber. Berl. Ak. 1907, 142 ff., besprochene Exemplar viel deutlicher geworden; hier ist auch die Erwähnung von Byblos erhalten. Dadurch wird die Lage des Landes Qedem (vgl. meine Israeliten und ihre Nachbarstämme 242 ff.) genauer bestimmt. — Gesandtschaft nach Rezenu auf einer Stele von Sarbut el Chadem: Weill, Rec. des inscr. du Sinai p. 186 ff. no. 75.

290. Aber auch an Kriegen in Asien hat es nicht gefehlt. Die Herrschaft Amenemḥets I. und Sesostris' I. freilich hat, wie die Sinuhetgeschichte lehrt, nicht über die Beduinen der Sinaihalbinsel hinausgereicht; und wenn des letzteren Vezir Mentuḥotep sagt, er „demütige die Asiaten, bringe die Sandbewohner (Ḥeriušaʿ) zur Ruhe, und die Neger zum Frieden“ (vgl. die Angaben Nessumontus § 287 a), so setzt das noch nicht einmal einen Krieg voraus. Auch die asiatischen Sklavinnen, die ziemlich häufig erwähnt werden, könnten durch Handel oder Razzias gegen Beduinen erworben sein. Dagegen wissen wir jetzt aus der Inschrift eines Offiziers Sebekchu, daß Sesostris III. einen Feldzug nach Palaestina

unternommen hat. „Er zog nordwärts, um die Asiaten (Menziu Satet) zu schlagen, und gelangte nach einem Gebiet namens Sekmem" — darin ist ein kanaʿanaeischer Plural, der die Bewohner von Sichem im Zentrum Palaestinas bezeichnet, kaum zu verkennen. „Da wurde Sekmem geschlagen zusammen mit dem elenden Rezenu". Weiter erfahren wir nur noch von einer tapferen Tat des Sebekchu auf dem Rückzug bei einem Überfall durch ʿAmu, d. i. Kanaʿanaeer; über den Fortgang des Kriegs haben wir keine Kunde. Schwerlich ist dieser Feldzug der einzige gewesen, der die Aegypter der zwölften Dynastie in die syrischen Lande geführt hat. Man sieht, sie sind auch hier den Spuren des Alten Reichs gefolgt (§ 253), und es ist nicht ganz unberechtigt, wenn sie sich als Herrscher über alle Barbaren hinstellen und wenn auf einem aus Gold gearbeiteten, mit Edelsteinen ausgelegten Brustschild aus dem Grabe seiner Tochter (aus Dahšûr) Sesostris III. in alter Weise als Löwe mit Falkenkopf dargestellt ist, wie er unter dem Schutz der Geiergöttin Asiaten und Neger niederwirft, und ebenso auf einem gleichartigen Stück Amenemḥet III., der einen asiatischen Beduinen beim Schopf packt und mit dem Sichelschwert erschlägt.

Inschrift des Mentuḥotep: Mariette, Abydos II 23 Zl. 10. Einige ähnliche Texte bei M. Müller, Asien und Europa S. 34; asiatische Sklavinnen ib. S. 391. Griffith, Kahun papyri p. 35. Inschrift des Sebekchu: Garstang, El Arabah, 1901, p. 4. Breasted, Anc. Rec. I 679 ff. Goldschmuck von Dahšur: de Morgan, Fouilles à Dahchour I pl. 15. 19. 20 und p. 63 ff.

291. Auch die überseeischen Beziehungen Aegyptens sind im Delta nie unterbrochen worden. Seit der sechsten Dynastie kommen in Aegypten Siegel in Form eines Knopfes auf, oft mit einem ringförmigen Griff daran, die als Eigentumsmarken teils willkürliche Kombinationen von Strichen, teils phantastische Verbindungen verschiedener Tiere tragen, analog den Mischwesen auf den Schminktafeln der Urzeit; und solche Siegel haben sich vielfach auf Kreta und auch in italischen Gräbern wiedergefunden. Seit der zwölften Dynastie haben

sich dann in Aegypten die Siegel in Skarabaeusform entwickelt und die älteren Cylinder und Knöpfe allmählich völlig verdrängt. Auf diesen Skarabaeen ist die Aufschrift (meist der Name des Besitzers) sehr oft von vielfach gewundenen Spirallinien umschlossen; und dies Aufkommen der Spirale steht zweifellos mit ihrer weiten Verbreitung in der gleichzeitigen kretisch-aegaeischen Kultur in Zusammenhang. Daß die Pharaonen der zwölften Dynastie ebensogut eine Flotte auf dem Mittelmeer hielten, wie die des Alten Reichs, ist nicht zweifelhaft; und es ist sehr wohl möglich, daß sie gelegentlich direkt in die Inselwelt eingegriffen haben. In den Inschriften freilich ist wenig von ihr die Rede; so rühmt sich Ḥenu, der Kanzler Mentuḥoteps VI. (§ 278), unter anderem, „er mache die Ḥanebu [die Seevölker, § 228] ohnmächtig", und ein Beamter wahrscheinlich Sesostris' I. sagt in der gezierten Sprache dieser Zeit: „sein Griffel begriff die Ḥanebu", d. h. er gehörte einem Bureau an, das den Verkehr mit den Seevölkern regelte, also nach aegyptischer Auffassung ihnen Befehle erteilte. In Aegypten finden wir die Spuren der Seevölker wieder, wie unter den Thiniten, in den fremden Tonscherben aus aegyptischen Ortschaften. In den Ruinen der Residenz, die Sesostris II. bei seiner Pyramide am Eingang des Faijûm erbaut hat (Kahun bei Illahûn, § 293), und die schon zu Anfang der 13. Dynastie verödete, also nicht viel länger als ein Jahrhundert (etwa 1906—1780) bestanden hat, haben sich neben aegyptischen zahlreiche Tonscherben des damals auf Kreta und auf den Kykladen herrschenden sog. Kamaresstils gefunden, dessen Zeit dadurch datiert wird. Hier sind also Kreter angesiedelt gewesen, sei es Gefangene (etwa Seeräuber), sei es Händler und Abenteurer, die wie später die Širdana in Aegypten ihr Glück suchten. In einem Grabe von Abydos hat sich ein prächtiges Kamaresgefäß neben Cylindern des Sesostris II. und Amenemḥet III. gefunden. In Kahun und in der Stadtruine Chataana bei Faqûs im östlichen Delta sind zahlreiche schwarze Tonscherben mit weißpunktierten Linien zu Tage gekommen, die aus Cypern zu stammen scheinen.

Umgekehrt hat sich in einem Hof der ältesten Schichten des Palastes von Knossos die Grabstatue eines Aegypters, etwa aus der 13. Dynastie, gefunden; und auf einer Steinvase aus Hagia Triada bei Phaestos, die eine religiöse Prozession darstellt, erscheint ein kahlköpfiger Aegypter mit dem Sistrum als Vorsänger. Besäßen wir reicheres Material aus dem Delta, so würden wir gewiß weit mehr von diesen Beziehungen erfahren. Wenn sich sogar in einem alten Schachtgrabe der Etruskerstadt Tarquinii eine kleine aegyptische Götterfigur (Bastet) und ein Skarabäus Sebekḥoteps IV. (§ 300) gefunden hat, so zeigt das, wie weit aegyptische Waren gelegentlich gewandert sind.

Ḥanebu: Inschrift des Ḥenu (§ 278) Zl. 8; Mariette, Catal. d'Abydos 630 = Lange und Schäfer, Grabsteine des M. R. 20425. — Kahun: Petrie, Kahun, Gurob and Hawara, 1890, und Illahun, Kahun and Gurob, 1891 [über seine Theorien über die alphabetischen Zeichen vgl. § 172 A.]. — Über die knopfförmigen Siegel: Evans, J. Hell. stud. XIV 335 ff. Garstang, Bet Khallaf p. 33 u. pl. 39. Newberry, Scarabs p. 56 ff.; vgl. § 200 A. — Chataana: Hall, Oldest civilization of Greece p. 68 (Notiz bei Naville, Saft el Henne p. 21. Griffith, Tell el Yahudiye p. 56). — Aegyptische Statue auf Kreta: Evans, Annual of the British School at Athens VI 27. Griffith, Archaeol. Report 1899/1900 p. 65. Becher von Hagia Triada: Mon. antichi XIII, 1903. Tarquinii: Ghirardini, Not. degli scavi, 1882, 183 u. pl. 13 bis, 10. Helbig, Homer. Epos [2] 24.

Bauten. Das Faijûm

292. Die Energie Amenemḥets I. scheint sich auf seine Nachkommen vererbt zu haben. Die Persönlichkeit der einzelnen Pharaonen freilich ist auch bei diesen Herrschern für uns nicht greifbar: wie in den Titulaturen und den Inschriften ihrer Untertanen erscheinen sie auch in ihren Statuen, mit denen sie die Göttertempel schmückten, als die lebendigen Götter, von denen das Gedeihen des Landes abhängt; nur mit Zittern kann man ihnen nahen, auch wenn sie freundlich gesinnt sind und Gnade und Segen spenden. Die kriegerischen Eigenschaften der Dynastie scheinen sich

in Sesostris III. (1887—1850) am meisten verkörpert zu haben, auf den dann die Sage die Ruhmestaten und Eroberungen aller Pharaonen übertragen hat. Unter seinem Nachfolger Amenemḥet III. (1849—1801) tritt dagegen der Glanz des mächtigen, wohlgeordneten Reichs am stärksten hervor. Eifrig gebaut haben freilich alle Könige der Dynastie, vor allem an den Tempeln der Götter. Wo immer sich unter den riesigen Tempelbauten des neuen Reichs Reste der älteren, noch in bescheideneren Dimensionen gehaltenen Anlagen erhalten haben, begegnet uns ihr Name. So hat Amenemḥet I. außer Bauten am Ptaḥtempel von Memphis den Tempel des Amon von Karnak in Theben und den der Ḥatḥôr von Dendera gebaut, Sesostris I. den des Atumu von Heliopolis, von dem noch ein zum Andenken an sein Jubiläum (Seṭfest) errichteter Obelisk aufrecht steht, und den Osiristempel in Abydos, Sesostris III. den des Ḥeršef in Herakleopolis. Sehr beachtenswert ist, daß in den wenigen Städten des Delta, von denen wir Überreste haben, ihre Namen und Statuen überall gefunden sind, in Tanis und dem benachbarten Nebeše (Amet), in Bubastis, in Tell Mokdam (Leontonpolis) im Zentrum des Delta: das zeigt, welche Bedeutung dieser uns fast unbekannten Hälfte des aegyptischen Reichs auch damals zukam.

Quellen: Außer LD. Mariette, Karnak; ders., Abydos II. Petrie, Abydos I. II. Mac Iver and Mace, El Amrah and Abydos, 1902. Memphis: Mariette, Mon. div. 27a. 34 f. Petrie, Tanis I. II (in vol. II auch der Bericht über Nebeše). Naville, Bubastis. Naville, Ahnas el medine (darin über Tell Mokdam). Bauinschrift von Heliopolis, in späterer Abschrift auf einer Lederhandschrift des Berl. Mus.: Stern, ÄZ. 12, 85; Erman, Aus den Papyrus 59 ff. Über Dendera s. Dümichens Baugeschichte.

293. Wie Amenemḥet I. hat auch Sesostris I. seine Pyramide bei Lišt gebaut (§ 281). Amenemḥet II. hat dann seine Residenz weiter nach Norden in die Nähe der Pyramide und Residenzstadt Snofrus bei Dahšûr verlegt, während Sesostris II. sich seine Stadt und Pyramide östlich vom Eingang

des Faijûm erbaute (Kahun bei Illahun, § 291). Sein Sohn Sesostris III. ging dann wieder nach Dahsûr zurück, und hier hat sich auch Amenemḥet III. eine Pyramide errichtet. Aber vorwiegend hat er im Faijûm residiert, und hier wieder einmal, nach dem Beispiel der älteren Könige bis auf Snofru, eine zweite Pyramide bei Hawâra erbaut. Damit hängt die Erschließung und Kultivierung dieses Gebiets zusammen. Das „Seeland" (to še, kopt. pjom, arab. Faijûm) ist eine Oase mit einem „großen See" (aeg. mer uêr, gr. Moiris), der durch einen Nilarm, den Josephskanal, gespeist wird, welcher durch einen Paß in der Höhenkette der Libyschen Wüste in das Faijûm eintritt. Gegenwärtig ist der See auf den Umfang des Birket Qarûn zusammengeschrumpft und tief unter den Meeresspiegel gesunken; im Altertum bedeckte er den Hauptteil der Oase. An ihm lag die Stadt Šeṭet, die Stätte des Krokodilgottes Sobek (daher Krokodilopolis, j. Medînet el Faijûm), dessen Heiligtum sich schon im Alten Reich großen Ansehens erfreute. Dann hat Amenemḥet I. hier gebaut; in der Nähe, bei Begîg, steht ein Pfeiler mit dem Namen Sesostris' I. Damit hängt ohne Zweifel eine weitere Erschließung der Provinz durch Regulierung und Eindeichung der Wasser und Anlage von Kanälen zusammen; das Land, das hier für den Pflug gewonnen wurde, ist das ertragreichste selbst in Aegypten. Der Wasserzufluß wurde durch eine Schleuse bei Illahûn geregelt, das Niltal durch einen großen Damm gegen Überschwemmungen durch die hier bei der Hochflut aufgespeicherten Wasser geschützt; offenbar um derartiger Arbeiten willen hat Sesostris II. seine Residenz nach Kahun bei Illahûn verlegt. Zum Abschluß gebracht sind diese Arbeiten durch Amenemḥet III., der seine Residenz im Faijûm selbst aufschlug. Durch gewaltige Bauten hat er die Landschaft verschönert. Inmitten des Sees, bei dem heutigen Biahmu (jetzt liegt dieser Ort mitten im Kulturland), errichtete er sich zwei kolossale Statuen auf pyramidenartigem Unterbau, wie es scheint in Verbindung mit einer Hafenanlage; und vor seiner Pyramide bei Hawara erbaute er einen Riesen-

tempel, das gewaltige von den Griechen als das größte Wunderwerk Aegyptens angestaunte, jetzt bis auf wenige Trümmer vom Erdboden verschwundene Labyrinth. — Daß der Moerissee dazu bestimmt gewesen sei, die Nilüberschwemmung für Aegypten zu regulieren, wie Diodor (Hekataeos von Abdera) behauptet, ist unmöglich; Herodot und Strabo berichten denn auch nur, daß das Nilwasser sechs Monate lang in ihn hineinfloß und sechs Monate durch denselben Kanal, aber durch eine andere Schleuse, wieder abfloß, was selbstverständlich ist, so lange sein Niveau noch so hoch war, wie der mittlere Stand des Nils. — Dagegen stammt von Amenemḥet III. die Aufzeichnung der von der Nilüberschwemmung in jedem Jahr erreichten Höhen an den Felswänden von Semne und Kumme in Nubien (vgl. § 164), ein Brauch, den auch seine nächsten Nachfolger beibehalten haben: dadurch gewann man einen festen Maßstab für die Schätzung der Fruchtbarkeit des Jahres und des voraussichtlichen Ertrages der Ernte und der Steuern.

Die drei Grabpyramiden von Dahšûr sind von de Morgan, Fouilles à Dahchour I 1895. II 1903 untersucht [zum Goldschmuck vgl. § 290], die von Illahun und Hawara von Petrie (s. u.). Daß Amenemḥet III. zwei Pyramiden gehabt hat, ist eine unbestreitbare Tatsache [zur Spitze seiner Pyramide von Dahšûr vgl. Schäfer, ÄZ. 41, 84]. Nach Weigall bei Petrie, Abydos III 19, hat Sesostris III. vielleicht gleichfalls ein zweites Grab in Abydos gehabt. — Völlig rätselhaft ist bis jetzt der König Eujebrêᶜ Ḥor, der neben der Pyramide Amenemḥets III. von einem König, der den Thronnamen des letzteren, Nemaᶜatreᶜ, trägt, in einem unscheinbaren Grabe bestattet ist. Da ein König Eu(tu)-jeb-reᶜ in der 13. Dynastie (§ 301 A., no. 15), ein anderer in der 14. (ib. no. 69) vorkommt, hat Maspero bei de Morgan I 105 (vgl. Erman, ÄZ. 33, 142 f.) ihn mit einem von diesen identifiziert. Das ist jedoch nach Ausweis der Grabanlage kaum möglich; König Ḥor muß vielmehr ein früh verstorbener, in den Denkmälern nicht erwähnter Mitregent des Sesostris III. oder Amenemḥet III. gewesen sein. — Die frühere Annahme, daß das Faijum erst durch die 12. Dynastie erschlossen sei, ist nicht mehr haltbar; es kommt schon im Alten Reich vor, Sobek von Šeṭet bei Neweserreᶜ und in den Pyramidentexten. Bauten des Amenemḥet I. und Sesostris I.: LD. II. 118. 119. Ein Beamter für „die Inseln im Seeland" und die Jagd des Pharao auf Seetiere und Vögel mit dem Titel rpᶜtiḥetiᶜo: Naville, Rec. I 107 ff. (Statuette in Marseille). — Beschreibung des Faijums und des Laby-

rinths in drei zusammengehörenden Papyrus aus der Ptolemaeerzeit, eingehend von Pleijte, Verh. der Akad. Amsterdam, Letterkunde XVI, 1886, behandelt. Die Frage nach Lage und Geschichte des Moerissees, die lange Zeit namentlich infolge der falschen Konstruktionen Linants, denen Lepsius gefolgt war, heillos verwirrt erschien, ist durch eine genaue topographische und hypsometrische Aufnahme des Faijum, sowie durch die archaeologischen Forschungen Petries (Hawara, Biahmu and Arsinoe, 1889, und die beiden § 291 A. zitierten Werke) völlig geklärt: s. vor allem Brown, The Fayûm and Lake Moeris, London 1892 (vgl. auch Grenfell, Hunt and Hogarth, Fayum towns and their papyri, 1900). Dazu stimmen die Beschreibungen Herodots II 101. 149 (daraus überarbeitet Diod. I 51 f.) und Strabos XVII 1, 35 ff. aufs beste, nur daß Herodot den See fälschlich für künstlich hält, während die alexandrinischen Geographen einen ursprünglichen Zusammenhang mit dem Mittelmeer annahmen. Beschreibung des Labyrinths: Herod. II 148 (daraus Diod. I 66). Strabo XVII 1, 37; bei Plin. 36, 84 ff. mit vielen Phantastereien; die dürftigen Trümmer hat Petrie, Hawara p. 4 ff. gefunden [das benachbarte Ziegelbauwerk, in dem Lepsius das Labyrinth erkennen wollte, ist römisch]. Bei Herodot wird es auf die Dodekarchie zurückgeführt; dagegen richtig Manetho: Λαμάρης (= Amenemḥet III., § 281 A.), ὃς τὸν ἐν Ἀρσινοΐτῃ (sc. νομῷ) λαβύρινθον ἑαυτῷ τάφον κατεσκεύασε; es wird in der Tat sein Totentempel gewesen sein. Inschriften mit seinem Namen bei Petrie, und LD. II 140; Inschrift vom Sobektempel in Berlin. — Über die Kolosse von Biahmu s. Petrie, Hawara pl. 26. 27; p. 53 ff. — Nilhöhen: LD. II 139. 151. 152 f. Lepsius, Ber. Berl. Ak. 1844, 374 ff.

Kunst und Literatur. Prophezeiungen

294. Das Mittlere Reich ist klassische Epoche der Geschichte und Kultur Aegyptens wie in der Gestaltung des Staates so in Kunst und Literatur. Gleich am Eingang steht eine so eigenartige und künstlerisch vollendete Anlage wie der Tempel Mentuḥoteps V. in Der el bahari, und am Ende der Wunderbau des Labyrinths. Die Grabpyramiden der Könige und die in sehr kleinen Dimensionen gehaltenen der Privatleute sind jetzt durchweg aus Ziegeln gebaut, die Tempel dagegen aus Stein. Meist sind sie noch einfach gewesen, Zellen mit einem von einer Kolonnade eingefaßten Hof daran; aber die maßgebenden Formen der Architektur scheinen alle

jetzt ausgebildet zu sein. Auch die Felsengräber haben eine selbständige Architektur entwickelt, die durch die aus dem Stützpfeiler entwickelte polygonale (protodorische) Säule charakterisiert wird. Gelegentlich ist sie auch auf den Tempelbau übertragen; doch behalten hier die heitern Säulenformen mit Pflanzenkapitell durchaus die Vorherrschaft. In der Plastik herrscht eine feine Empfindung, die z. B. in den Sandsteinstatuetten hoher Beamter den Dünkel unübertrefflich wiedergibt, der jede Berührung mit dem Schmutz des Lebens von sich fernhält und auf die gewöhnlichen Sterblichen mit unendlicher Geringschätzung herabblickt. Noch wirkungsvoller vielleicht sind einige Köpfe von Königsstatuetten, in denen die Gesichtszüge in feinster Individualisierung durchgearbeitet sind und einen Einblick in das Seelenleben des Herrschers gewähren. Wohl sind auch sie kraftvolle Persönlichkeiten; aber damit verbindet sich ein schwermütiger Ernst, der die Sorgen und inneren Kämpfe verrät, welche den Herrscher bei der Führung seines göttlichen Amtes nie verlassen haben. So gewinnen die oft keineswegs schönen Züge ein inneres Sonderleben, das uns empfinden läßt, wie sich die Kultur über die im Alten Reich erreichte Stufe hinaus verinnerlicht und individualisiert hat. Die Anschauungen, welche die Lehre des Amenemḥet I. (§ 280) dem König selbst in den Mund legt, sind hier vom Bildhauer in dem Porträt des Herrschers zum Ausdruck gebracht. In den Kolossalstatuen der Könige dominiert die feste Norm des vorgeschriebenen Kanons, und so können diese Schöpfungen trotz aller Sorgfalt im einzelnen die unmittelbare Wirkung der lebensfrischen Meisterwerke des Alten Reichs nicht erreichen. Neben dem idealisierten Königsbild tritt uns in anderen Denkmälern, namentlich unter Amenemḥet III., eine realistischere Darstellung entgegen, die das Gesicht mit derben Zügen, stark vorspringenden Backenknochen und eingezogenen Mundwinkeln bildet und ihm dadurch einen sehr energischen Ausdruck verleiht. Da auf einigen dieser Denkmäler, z. B. einem Sphinx aus Tanis, später Hyksoskönige ihren Namen haben ein-

kratzen lassen, hat man sie früher fälschlich für Porträts der Hyksos gehalten. — In der Wanddekoration herrscht jetzt die Malerei vor, die allerdings in den Nomarchengräbern die Vorbilder des Alten Reichs weder in der Komposition noch in der Technik erreicht. Dagegen hat die Kleinkunst z. B. in den eingelegten Goldarbeiten der bei den Pyramiden von Dahšur bestatteten Prinzessinnen (§ 290) Vorzügliches geleistet. Es beruht nur auf den Zufällen, die über der Erhaltung der Denkmäler gewaltet haben, daß wir von großen Denkmälern, welche ihm auch äußerlich die gebührende Stellung zwischen dem Alten und dem Neuen Reich zuweisen würden, aus dem Mittleren Reich wenig besitzen.

Daß die früher den Hyksos zugeschriebenen Denkmäler in Wirklichkeit von Amenemḥet III. stammen, hat Golénischeff, Rec. 15, 131 ff. gezeigt. — Von den kleineren Köpfen mit ganz individuellem Ausdruck kommt vor allem der von H. Schäfer in den Berichten aus den Kgl. Kunstsammlungen, Berlin 1907 S. 75 publizierte Königskopf aus Diorit in Betracht, ferner z. B. der Kopf bei Petrie, Abydos I 55, wiederholt in Bd. III, und der Kopf 9529 im Berl. Mus.

295. Von den ziemlich zahlreichen Überresten der Literatur des Mittleren Reichs, die auf uns gekommen sind, ist manches schon erwähnt worden; so das Märchen vom Schlangenkönig, die Erzählung vom Bauern, die Geschichte des Sinuhet, die Lehre des Amenemḥet I., die Lehre des Ṭuauf. Auch andere Sammlungen von Lebensregeln gehören dieser Zeit an, ebenso manche Lieder, wie das des Harfners beim Gastmahl, das das Leben und seine Güter zu genießen mahnt, so lange es noch Zeit ist; denn „die Götter (d. h. Könige), die ehemals waren, ruhen in ihren Pyramiden und die Toten desgleichen; wo sind Imhotep (der alte Weise, § 230) und Ṭeṭefḥôr (der weise Sohn des Cheops), deren Sprüche noch viel gesprochen werden? Ihre Stätten sind nicht mehr, als wären sie nie gewesen, und niemand kommt von dort, der von ihrem Befinden berichten könnte“. In den volkstümlichen Erzählungen und Liedern herrscht ein schlichter, ansprechender Ton. Die höhere Literatur dieser Zeit dagegen ist voll-

ständig beherrscht von der Manier, dem Streben nach gekünsteltem, pointiertem Ausdruck, voll von Alliterationen und Gleichklängen, von Wortwitzen und Spielereien; je gekünstelter und unnatürlicher eine Wendung ist, desto mehr gefällt sie und desto stolzer ist ihr Erfinder auf seinen Geistreichtum. Das gilt ebenso von den Hymnen auf den König und die Götter, wie von den Berichten über Thronsitzungen, in denen der Pharao etwa einen neuen Tempelbau anordnet, von den Angaben der Grabinschriften über Stellung und Tätigkeit der hohen Beamten, ja selbst von den Dekreten und Grenzsteinen des Sesostris III. Daher vermeidet man nach Kräften alle präzisen Angaben, die eine Tatsache der gemeinen Wirklichkeit klar bezeichnen oder einen historischen Vorgang in seinen Einzelheiten anschaulich wiedergeben würden; nur in verhüllten Andeutungen darf darauf hingewiesen werden — deshalb hat die Verwertung dieser Texte für die Geschichte überall mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen. In dieser Manier, die den Aegyptern immer als klassisch gegolten hat — daher sind diese Texte im Neuen Reich vielfach abgeschrieben worden —, spricht sich drastisch die Kluft aus, welche den Gebildeten, der durch den langen Kursus der Schreibschule hindurch gegangen ist und sich in höheren Kreisen zu bewegen gelernt hat, von dem gemeinen Manne trennt.

Die meisten hierhergehörigen Texte sind von ERMAN, Aegypten Kp. 15, viele auch in seinem Buch Aus den Papyrus der Kgl. Museen behandelt; über das Lied des Harfners „aus dem Hause des seligen Königs Antef“ vgl. MASPERO, Etudes ég. I 177 ff. Ferner W. M. MÜLLER, Aeg. Liebespoesie. Auch die Geschichten des Cheopspapyrus (§ 249) gehören dem Ausgang des Mittleren Reichs an. — In den literarischen Hausbedarf geben die von GRIFFITH bearbeiteten Papyri von Kahun einen lebendigen Einblick: ein Hymnus auf den König (§ 287), ein mythologischer Zaubertext, ein Märchen, ein Buch über Frauen- und eines über Tierkrankheiten, eines über die gute oder schlechte Bedeutung der dreißig Monatstage, ein Rechenhandbuch und zahlreiche Musterbriefe [daneben wirkliche Briefe, Rechnungen, Hauslisten (§ 284), Testamente].

296. Sowohl formell wie inhaltlich zehrt diese Literatur in weitem Umfang von traditionellem Gut, ganz wie die

bildende Kunst; dieselben Wendungen und Formeln werden immer von neuem wieder aufgegriffen. Das gleiche gilt von den wissenschaftlich-technischen Handbüchern (z. B. der Medizin, Geometrie, Arithmetik) und von den religiösen Hymnen und Totentexten (vgl. § 271). Eine selbständige literarische Persönlichkeit gibt es daher nicht, und eine von bestimmten Schriftstellernamen getragene Literatur haben die Aegypter nie entwickelt. Sehr beliebt ist dagegen die Form der Selbsterzählung (Sinuhet, Schlangenkönig, Lehre Amenemḥets), die zwar durchweg nur Einkleidung ist, aber doch wohl als ein erster Ansatz des Strebens nach individueller Gestaltung gelten kann, wie er ebenso z. B. in der griechischen Aoedenpoesie in den Selbsterzählungen des Odysseus und anderer Heroen auftaucht. Doch hat es auch an selbständigeren Schöpfungen nicht gefehlt, in denen die Ergebnisse individuellen Nachdenkens niedergelegt sind und neue Probleme auftauchen und diskutiert werden. Uns ist der Schlußteil einer Dichtung des Mittleren Reichs erhalten, welche, wieder in der Form einer Selbsterzählung, das Gespräch eines vom Unglück verfolgten, von allen seinen Freunden verlassenen Mannes mit seiner eigenen Seele (ichu) enthält. Er möchte sterben, um dem Elend zu entgehen, und will den Flammentod suchen; aber seine Seele entsetzt sich; sie will nicht mit ihm gehen, sie versagt sich auch seiner Bitte, für die Bestattung zu sorgen. Das Begraben ist Trauer, die prächtigen Grabbauten nützen dem Menschen nichts, ihre Opfersteine sind leer; er solle vielmehr sein Leben genießen. Schließlich aber, als der Lebensmüde ihr nochmals sein Elend, seine Verzweiflung und seine Sehnsucht nach dem Tode geschildert hat, fügt sie sich; sie willigt ein, mit ihm in den Westen zu ziehen. — Es ist begreiflich, daß ein derartiges Werk für uns vielfach noch sehr unverständlich ist. Aber klar erkennbar ist, daß hier die schwersten Probleme des Menschenschicksals und die Frage der Erlösung aus der Not des Daseins behandelt sind, an einem typischen Falle, den der Verfasser sich für seine Zwecke eben so frei konstruiert hat, wie der Dichter

des Hiob; freilich immer durchsetzt mit den traditionellen aegyptischen Anschauungen von dem Verhältnis zwischen Mensch und Seele und von der Bedeutung der herkömmlichen Bräuche und Formeln der Bestattung, die niemand entbehren kann, der im Westreich bestehen will vor dem Gericht des Thout und dessen Rede Rê' hören soll. Nur um so bezeichnender ist es, daß hier, ganz wie im Liede des Harfners (§ 295), daneben die Anschauung durchbricht, daß im Grunde doch alles Mühen um das Grab und den Totenkult fruchtlos ist und dem Menschen nichts nützt: man sieht, wie weit trotz aller Zauberformeln des Totenbuchs diese Zeit über den naiven Materialismus des Alten Reichs hinausgewachsen war. — Aus derselben Zeit stammen die Überreste eines theologischen Werks, das den Versuch macht, die heilige Geschichte und die Götter in ein einheitliches System der die Gestaltung der Welt beherrschenden Ideen umzusetzen. Es ist in Memphis entstanden, und so ist hier Ptaḥ der maßgebende Gott, welcher alle anderen absorbiert, seinen Vater Atumu, dessen Wesen erst durch Ptaḥ mit Inhalt erfüllt wird, ebensogut wie seine Nachkommen, die Götter des Osiriskreises. Er ist der im „Herzen“ oder „Leibe“ entstehende Gedanke, welcher in der Rede durch die Zunge (d. h. durch den Gott Thout) und weiter durch die Schrift zum Ausdruck gelangt und sich dann in die Handlungen der Götter, Menschen und Tiere umsetzt und alle Produkte der realen Welt schafft. Immer von neuem kreuzen sich hier die Versuche zu philosophischem Denken mit den seltsamen Daten der uralten Mythen, deren Umdeutung die Aufgabe dieses wie jedes anderen theologischen Systems ist; aber trotzdem legt auch diese Schrift ein Zeugnis ab von der Höhe der geistigen Kultur, welche Aegypten jetzt erreicht hat. Die alten Überlieferungen sind sinnlos geworden, kein Gebildeter vermag mehr, sie buchstäblich zu glauben; so müssen sie umgesetzt werden in Einkleidungen tieferer Gedanken, welche die Welt als eine Einheit geistig zu erfassen versuchen. Wir erkennen, daß die Spekulationen, welche das spätere Aegyptertum beherrschen

und von ihm den Griechen überliefert sind und hier noch einmal eine große religionsgeschichtliche Bedeutung erhalten haben, bereits aus der Kultur des Mittleren Reichs erwachsen sind.

ERMAN, Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele, Abh. Berl. Ak. 1896. — BREASTED, The philosophy of a Memphite Priest, ÄZ. 39, 39 ff., nach den Überresten einer Inschrift Sabakos, der den alten Text auf Stein hat kopieren lassen. Die Vorlage stammt nach Sprache und Inhalt sicher aus dem Mittleren Reich.

297. Noch ein anderer Zweig der Literatur tritt uns in dieser Zeit zuerst entgegen: das sind Prophezeiungen über die Zukunft Aegyptens. Freilich mag diese Literaturgattung schon weit älter sein; sie hat sich dann durch die ganze weitere Entwicklung Aegyptens bis in die griechische und römische Zeit hinein lebendig erhalten, liegt uns aber nur in einigen wenigen zufällig erhaltenen Trümmern vor. Die Einkleidung ist durchweg die, daß, wohl immer bei irgend einem bestimmten Anlaß, ein Weiser dem König zunächst eine große Katastrophe verkündet, bei der die Fremdvölker das Land überschwemmen und verwüsten, die Götter und ihre Tempel ausgeplündert und ihre Diener verfolgt, die Bevölkerung aufs ärgste heimgesucht und das oberste zuunterst gekehrt wird; dann aber folgt ein göttergeliebter Herrscher, der die Barbaren besiegen und in langer gesegneter Regierung Kultus und Ordnung wiederherstellen wird. Das Schema ist genau dasselbe, wie später bei den hebräischen Propheten: erst die furchtbare Katastrophe, dann das messianische Reich. Es ist bei beiden Völkern durchaus traditionell und von alters her feststehend; individuell ist jedesmal nur die Anwendung auf eine bestimmte, historisch gegebene Situation. Von der Weiterbildung und Vertiefung, welche es dann durch die großen hebräischen Propheten erfahren hat, findet sich in Aegypten keine Spur: die schöpferische Individualität fehlt eben hier auch auf diesem Gebiet. — Erhalten ist uns in einer Literaturhandschrift des Neuen Reichs ein derartiger Text, der nach Sprache und Diktion im Mittleren Reich verfaßt sein

muß, die Prophezeiungen des Apu-uêr. Bestimmte zeitgeschichtliche Anspielungen sind in dem Text, soweit er bisher hat gedeutet werden können, kaum zu erkennen; doch liegt die Annahme nahe, daß die Wirren der dreizehnten Dynastie und der Hyksoszeit bereits auf seine Gestaltung eingewirkt haben.

H. O. Lange, Prophezeiungen eines aegyptischen Weisen, Ber. Berl. Ak. 1903, 601 ff. Gleichartig sind aus späterer Zeit die Prophezeiungen des Amenophis, Sohns des Paapis, an König Amenophis bei Manetho (Jos. C. Ap. I 232 ff.), und die ἀπολογία κεραμέως an König Amenophis (Wilcken in den Aegyptiaca 146 ff. Reitzenstein, Ein Stück hellenistischer Kleinliteratur, Ber. Gött. Ges. 1904, 309 ff., der von Wilcken, Hermes 40, 544 ff. vielfach berichtigt wird); auch der § 280 A. erwähnte Petersburger Papyrus enthält derartige Elemente, ebenso die sogenannte demotische Chronik. Daß das Grundschema überall dasselbe, also traditionell und nicht für eine bestimmte historische Situation erfunden, sondern im besten Falle nur auf sie gedeutet ist, ist völlig zweifellos. Vgl. meine Israeliten und ihre Nachbarstämme 451 ff.

VII. Der Verfall des Mittleren Reichs und die Fremdherrschaft

---

Die dreizehnte Dynastie

298. Nach der Epitome aus Manetho sind auf die zwölfte Dynastie 60 thebanische Könige der dreizehnten Dynastie mit 453 Jahren gefolgt, dann die vierzehnte aus Xois im Delta mit 76 Königen und 184 Jahren. Dann folgt die Eroberung Aegyptens durch die Hyksos oder Hirtenkönige, die in zwei Dynastien, der fünfzehnten mit 6 und der sechzehnten mit 32 Königen, über Aegypten herrschen, und schließlich die siebzehnte Dynastie, in der gleichzeitig 43 Hirten und 43 Thebaner regieren. Insgesamt umfassen die drei Dynastien 15 bis 17 bei ihm (die Überlieferung ist hier sehr schwankend) etwa 930 Jahre (§ 305), das Intervall zwischen dem Ende der zwölften und dem Beginn der achtzehnten Dynastie unter König Amosis, dem Befreier Aegyptens, mithin etwa 1570 Jahre. Das ist ins Absurde übertrieben; denn tatsächlich wissen wir durch die Sothisdaten (§ 163), daß dies Intervall nicht mehr als rund 210 Jahre, 1788/5 bis ca. 1580/75 v. Chr., betragen hat. Dazu stimmen die Denkmäler aufs beste, die nicht nur sehr spärlich sind, sondern auch eine enge Berührung zwischen dem Ende der zwölften und dem Anfang der achtzehnten Dynastie zeigen, so daß sie unmöglich durch viele Jahrhunderte von einander getrennt gewesen sein können. Dagegen stimmt in der Folge der Dynastien und auch in den Zahlen der Könige Manetho mit den Angaben des Turiner Papyrus sehr gut überein. In diesem folgt auf die zwölfte Dynastie eine lange,

mehrere Kolumnen füllende Herrscherliste, in der mehrere (wahrscheinlich 5) Dynastieeinschnitte erkennbar sind. Eine dieser Dynastien beginnt mit dem 61. Namen; die vorhergehenden 60 Könige entsprechen also genau den 60 Königen der dreizehnten Dynastie Manethos. Dann folgt im Papyrus eine lange, der vierzehnten Dynastie entsprechende Herrscherreihe, dann auf den letzten, nur in dürftigen Trümmern erhaltenen Kolumnen die Hyksoskönige und die thebanischen Herrscher der siebzehnten Dynastie. Die im Papyrus aus der dreizehnten Dynastie in größerer Zahl, aus den folgenden nur ganz vereinzelt erhaltenen Jahreszahlen (insgesamt etwa 32 Posten) sind durchweg ganz niedrig und zeigen einen sehr raschen Wechsel der Herrscher, in bester Übereinstimmung mit den spärlichen Monumenten, die sie hinterlassen haben. Weiter läßt sich nachweisen, daß die Könige der vierzehnten Dynastie und schon die letzten der dreizehnten Dynastie gleichzeitig mit den Hyksos regiert haben (§ 301). Summierungen sind im Papyrus nicht mehr erhalten; es ist aber sehr wohl möglich, daß er schon, ebenso wie Manetho, diese Dynastien (mit Ausnahme der Doppelreihe der siebzehnten Dynastie) als fortlaufend betrachtet hat, wie das ebenso, mit gleichem Irrtum, die babylonischen Chroniken bei den älteren Dynastien von Babylon getan haben. — In den Königstafeln von Abydos und Sakkara sind die Herrscher der Dynastien 13 bis 17 sämtlich übergangen. Dagegen hat die Tafel von Karnak eine Auswahl von etwa 35 Namen der dreizehnten und siebzehnten Dynastie gegeben, von denen 25 ganz oder teilweise erhalten sind; die vierzehnte Dynastie und die Hyksos übergeht auch sie. Die chronologische Folge ist, wie durchweg auf dieser Tafel, nur innerhalb einzelner Gruppen beobachtet.

Über die folgende Epoche s. meine Nachträge zur Aeg. Chronol. Abh. Berl. Ak. 1907. Sammlung aller Königsnamen und Denkmäler: Pieper, Die Könige zwischen dem M. und N. R. Berlin 1904. Die meisten Cylinder und Skarabaeen bei Newberry, Scarabs. — In der Epitome aus Manetho werden von Dynastie 13—17, mit Ausnahme der ersten sechs Hyksos, nur die Namen und Zahlen der Dynastien gegeben

(vgl. § 309 A.). Vom Turiner Königspapyrus ist hier viel mehr erhalten als sonst. Die Tafel von Karnak zitiere ich nach der Bezifferung bei LEPSIUS, Zwölfte Dynastie, Taf. 1, die mit der Folge übereinstimmt, in der SETHE, Urk. der 18. Dyn. S. 608 ff. die Namen aufzählt [in der Auswahl der wichtigsten Urkunden hat LEPSIUS dagegen die Könige in umgekehrter Folge, von innen nach außen, gezählt]. — Der neue große Fund von Königsstatuen aus Karnak (LEGRAIN, Rec. 26, 218 f. 27, 69) enthält aus dieser Zeit nur vier Könige, die seltsamerweise bisher alle entweder unbekannt, oder doch im Papyrus und in der Liste von Karnak erst jetzt identifizierbar geworden sind: Mer-sechem-rê' Neferḥotep II. (Karnak 41) (§ 301 A.); Mer-ḥotep-rê' Sebekḥotep VII. (§ 301 A.) (Karnak 50; Papyrus col. VIII fr. 81 Zl. 4; Stele von Abydos bei LANGE und SCHÄFER, Grabsteine des M. R. 20044; Scarabaeus des Louvre, PIEPER no. 34 u. S. 39); Mer-'anch-re' Mentuḥotep VIII. (§ 309 A.), sonst unbekannt; Snefer-jeb-rê' Sesostris IV. (Ann. du serv. II 272, vgl. 281), in Karnak no. 45 oder 56, im Papyrus col. X fr. 208 (§ 309 A.).

299. Mit dem Ausgang der langen Regierung Amenemḥets III. (1849—1801) neigt sich die Glanzzeit der zwölften Dynastie dem Ende zu. Sein Sohn Amenemḥet IV. hat nur etwas über 9 Jahre regiert; dann folgte als letzte Herrscherin der Dynastie dessen Schwester Sebeknofrurê' mit 4 Jahren (1791—1788). Ob das nächste Herrscherhaus, das erste der unter dem Namen der dreizehnten Dynastie zusammengefaßten, durch Heirat oder Usurpation auf den Thron gekommen ist, wissen wir nicht; aber alle 13 Könige, die ihm angehören, haben nur ganz kurze Zeit auf dem Thron gesessen, und nur fünf von ihnen sind uns durch vereinzelte Denkmäler bekannt. Mit dem 4. und letzten Jahre des ersten brechen die Nilhöheangaben in Semne (§ 293), mit dem 3. seines Nachfolgers die Dokumente aus Kahun (§ 284 A.) ab. Das ist nicht nur Zufall, sondern ein Beweis des eingetretenen Verfalls. Vergeblich sucht man, wie die Königsnamen zeigen, die glorreichen Traditionen der zwölften Dynastie festzuhalten. Wie rasch oft die Thronwechsel eingetreten sind, geht daraus hervor, daß drei dieser Könige keinen Thronnamen haben; sie sind offenbar gleich nach der Thronbesteigung gestürzt worden. Auch der Name des fünften Königs, Jufni, sieht nicht danach aus, als sei er auf dem Thron geboren. So

müssen Palastrevolutionen und Usurpationen an der Tagesordnung gewesen sein. Insgesamt wird man auf diese Herrscher nicht mehr als 25 Jahre, rund 1785—1760, rechnen dürfen.

Verzeichnisse der Könige § 301 A. Für die beiden ersten Könige s. GRIFFITH, Kahun Papyri. — Erhaltene Denkmäler: 1. Chutauirê': Karnak no. 51. LEGRAIN, Ann. du serv. VI 133 (Theben), vgl. GAUTHIER, Bull. de l'inst. français du Caire V, 1906, 45 ff., der p. 56 seinen Eigennamen Ugaf aus Elephantine mitteilt, der auch auf einem Statuenfragment aus Karnak, LEGRAIN, Ann. du serv. VI 130 vorkommt. — 2. Sechemkerê' auf einer Stele aus Athribis: BRUGSCH, Thesaurus 1455 = BUDGE, Hist. III 87. — 5. NEWBERRYS Vermutung, PSBA. 25, 135 f., König Jufni sei mit einem auf einer Grabstele vorkommenden Prinzen Junef identisch, ist schwerlich richtig. — 6. S'anchjebrê' Ameni-Antef-Amenemḥet (Karnak no. 37): MARIETTE, Karnak 9. 10 = DE ROUGÉ, Inscr. 7 (Opferschalen). — 10. oder 11. Sechemrê'-sešettaui Sebekemsaf I. (vgl. Nachtr. zur Chron. S. 32 f., wohl K. no. 58): PETRIE, Abydos II 32, 5; Grabsteine: BUDGE, Hist. III 127; Gräber des Königs und seiner Gemahlin Nubcha's in Theben: Pap. ABBOTT; Stele der letzteren Louvre C 13 PIERRET, Etudes égyptol. III p. 5; ihre Nachkommen in Elkab LD. III 62a. [Ein Sebekemsaf ohne Vornamen: PETRIE, Season 385. BORCHARDT, ÄZ. 32, 23. LEGRAIN, Ann. du serv. IV 8.] — 13. Sebekḥotep I. ohne Vornamen: Ann. du serv. IV 7. LANGE und SCHÄFER, Grabsteine des M. R. 20146 = MARIETTE, Catal. d'Abydos 767.

300. Nach Sebekḥotep I. macht der Papyrus einen Einschnitt. Der nächste König heißt Ranseneb, ebenso wie ein General des ersten Königs der dreizehnten Dynastie (LD. II 151 c), der ein Vorfahr des Usurpators sein könnte. Erst von seinem dritten Nachfolger Sebekḥotep II. besitzen wir einige Monumente. Dann folgt eine Gruppe von Herrschern, die sich als die bedeutendste der dreizehnten Dynastie durch eine etwas größere Zahl von Denkmälern heraushebt, darunter vor allem einige vortrefflich gearbeitete Kolossalstatuen; auch in der Königstafel von Karnak sind die wichtigsten von ihnen in richtiger Reihenfolge aufgezählt. Usurpatoren freilich sind die meisten gewesen; mehrere von ihnen fügen auch auf den Siegeln und offiziellen Denkmälern ihrem Namen den ihres Vaters, der jetzt den Titel „Gottesvater" erhält, gelegentlich auch den der „Königsmutter" hinzu, verhüllen also die Usurpation in

keiner Weise. Der erste König dieser Gruppe trägt den Eigennamen Mermešaʿ „General", war also ein militärischer Usurpator. Von ihm besitzen wir zwei Kolossalstatuen aus dem Ptaḥtempel von Tanis. Sein dritter Nachfolger war Sebekḥotep III., der Sohn des „Gottesvaters" Mentuḥotep. Er hat ganze 3 Jahre regiert und ist nur durch einige Skarabaeen und unscheinbare Denkmäler aus Oberaegypten bekannt. Ihm folgte ein neuer Usurpator Neferḥotep I., Sohn des „Gottesvaters" Ḥaʿanchef und der „Königsmutter" Kemi. Er hat außer einer Statue und Skarabaeen eine Anzahl Inschriften in Abydos, Theben und an den Felswänden des Kataraktengebiets hinterlassen, und den Thron 11 Jahre lang behauptet. Sein Sohn Seḥatḥôr dagegen wurde schon nach 3 Tagen von seinem Oheim, Neferḥoteps Bruder Sebekḥotep IV. ersetzt. Von diesem besitzen wir eine dem Ptaḥ geweihte Statue aus Tanis, zwei aus Bubastis, während eine andere, ziemlich kleine, später nach der Insel Argo hoch in Nubien, oberhalb des dritten Katarakts, verschleppt ist. Auch sein Nachfolger (zunächst wahrscheinlich sein Mitregent) Sebekḥotep V. ist nicht ganz unbekannt; er hat z. B. in Abydos gebaut. Dann folgt Sebekḥotep VI. mit 5 Jahren 8 Monaten, und zum Schluß Jaʿjeb, vielleicht wieder ein Usurpator, gar mit 10 Jahren und 8 Monaten. Sein Name begegnet in Theben und auf einem Gefäß aus Kahun. — Wie die Denkmäler lehren, haben diese Könige noch über ganz Aegypten geboten; sie mögen insgesamt etwa 50 Jahre, ca. 1760—1710, den Thron innegehabt haben.

Denkmäler [für Unwesentliches genügt der Verweis auf Pieper]; K. mit folgender Nummer = Liste von Karnak. 4. Sechem-rêʿ-chu-taui Sebekḥotep II. (K. 36): Nilhöhen LD. II 151a—d. Bauten in Bubastis: Naville, Bubastis 33. Siegel: Newberry, Scarabs 7, 4. 10, 1. Grab in dem Wiener Papyrus bei Brugsch, ÄZ. 14, 3. — 6. Smenchkerêʿ Mermešaʿ: LD. III 259c; Mariette, Rev. arch. nouv. sér. III 102. V 297. de Rougé, Inscr. 76 = Petrie, Tanis I 3. — 9. Sechemrêʿ-suaẕtaui Sebekḥotep III. (K. 35): LD. III 13b; in Gebelên Rec. 20, 72. Scarabaeen: LD. Text I 15. Newberry, Scarabs 10, 2. 3. Mariette, Catal. d'Ab. 1383. Mariette, Mon. div. 48j = de Rougé, Inscr. 298. Petrie, Hist. scarabs 290 ff. Stele: Louvre C 8, Prisse, Mon. ég. 8 = Petrie,

Hist. I 211 [vgl. Gauthier, Bull. de l'inst. français du Caire V 51 ff.]. — 10. Chaᶜ-sešeš-rêᶜ Neferḥotep I. (K. 34): LD. II 151 e—h. Mariette, Karnak 8. Abydos II 28—30. 40 g [usurpierte Stele bei Maciver and Mace, El Amrah and Abydos pl. 29]. Catal. d'Ab. 1383. Mon. div. 70, 3. Petrie, Season 337. Statue in Bologna: Rosellini, Mon. stor. Text II pl. 13 n. 152. LD. III 291. Scarabaeen: Newberry, 10, 4. 5; Scarabaeus seines Vaters ib. 43, 1. — 11. Prinz Seḥatḥôr auf den Inschriften Neferḥoteps und dem Scarabaeus Mariette, Cat. d'Ab. 1334 = Petrie, Hist. scar. 399. — 12. Chaᶜneferrêᶜ Sebekḥotep IV. (K. 33); LD. II 151 i = 120 h. i. Statuen aus Bubastis: Louvre A 16. 17 (Rosellini, Mon. stor., Text III, Taf. I, no. 7. 8); aus Tanis: Petrie, Tanis I 3. Mariette, Rev. arch. n. s. V 298. de Rougé, Inscr. 76; ferner Petrie, Abydos I 59; Newberry, PSBA. 23, 220. 25, 134. 338. Mariette, Karnak 8 k. n. p. Mon. div. 48 u. Petrie, Naqada and Ballas pl. 80, 19. Scarabaeen: Newberry 10, 6—13, ferner in Tarquinii § 291 A. — 13. Chaᶜᶜanchrêᶜ Sebekḥotep V. (K. 47) mit seinem Vorgänger zusammen auf einem Scarabaeus: Newberry, PSBA. 25, 136. Scarabs 10, 13; dadurch wird die Stelle, an der ihn die Tafel von Karnak nennt, als richtig erwiesen. Statue und Inschriften aus Abydos im Louvre; Altar: Aeg. Mon. te Leiden I 37; Stein aus Theben: Newberry, PSBA. 25, 106. — 14. Chaᶜḥotepréᶜ Sebekḥotep VI. (K. 46): Mariette, Mon. div. 48 p. — 15. Uaḥjebrêᶜ Jaᶜjeb: Newberry, PSBA. 25, 130. Petrie, Kahun pl. X 72. Newberry, 7, 5. 10, 17. — Aus der Zeit eines Sebekḥotep (vielleicht IV.) stammt das Rechnungsbuch von Bulaq, welches Borchardt, ÄZ. 28, 65 ff. und Griffith, ÄZ. 29, 102 ff. behandelt haben, vgl. Borchardt in den Aegyptiaca S. 8. Den in demselben vorkommenden Vezir ᶜAnchu [sein Siegelcylinder Newberry, Scarabs 7, 13] identifiziert Griffith, ÄZ. 29, 106 (vgl. Pieper S. 31) mit dem gleichnamigen Vezir auf den Stelen Louvre C 11 und 12 (Prisse, Mon. 9. Sharpe, Egypt. Inscr. II 23. 24. de Horrack bei Chabas, Mélanges, 3 sér. II 203 ff.) aus der Zeit des Königs Nemaᶜnchaᶜreᶜ Chenẕer; ᶜAnchus Sohn Imeru war wieder Vezir unter einem Sebakhotep (etwa VIII.). Daraus folgt, daß König Chenẕer in diese Zeit (col. VIII des Papyrus) gehört [vgl. Erman, ÄZ. 33, 143. Griffith, PSBA. 19, 293]; aber eben deshalb kann er trotz seines seltsamen Namens unmöglich ein Hyksos gewesen sein, wie Pieper S. 31 f. annimmt: unter den fremden Eroberern kann nicht derselbe Mann Vezir gewesen sein, wie unter den aegyptischen Pharaonen.

301. Mit dem nächsten König, Ai, beginnt eine neue Reihe von 34 Namen. Erhalten ist von ihnen nur ein Drittel, und noch etwa sechs anderweitig bekannte sind hierher zu setzen. Aber weder von Ai, obwohl er nach dem Papyrus

über 13 Jahre regiert hat, noch von einem seiner Nachfolger (von 8 erhaltenen Zahlen ist keine höher als 3 Jahre) sind mehr als ganz unscheinbare Monumente erhalten. Nur Sebekemsaf II., der mindestens 7 Jahre regiert hat, hat wieder einmal in Hammamat Steine brechen lassen. Usurpationen werden auch hier mehrfach durch die Eigennamen und die zugesetzten Vatersnamen erwiesen. So werden wir auch diese Königsreihe nur auf höchstens 50 Jahre (etwa 1710—1660) anzusetzen haben. Charakteristische Denkmäler haben wir nur von dem drittletzten König, der den bei Privatleuten häufig vorkommenden Namen Neḥesi „der Neger“ führt. In Tanis wird er als Prinz auf einem Steinblock genannt, der zu einem vermutlich von seinem Vater (der obere Teil der Inschrift ist verloren) dem Sêth von Reoḥet geweihten Bau gehört hat; und in Leontonpolis (Tell Mokdam) im inneren Delta hat sich seine Königsstatue gefunden, auf der er sich „geliebt vom Sêth von Auaris“ nennt. Nun erwähnt in Tanis kein Denkmal vor der Hyksoszeit den Sêth, Mermešaʿ und Sebekḥotep IV. nennen sich vielmehr auf ihren Statuen aus Tanis „geliebt vom Ptaḥ von Memphis“; und Auaris ist die Hauptstadt der Hyksos, der Sêth von Auaris ihr Gott. Mithin sind Neḥesi und sein Vater bereits Vasallen der Hyksos gewesen, und der Hyksoseinfall ist vor dem Ende der dreizehnten Dynastie erfolgt. Vielleicht stehen die raschen Thronwechsel dieser Zeit zum Teil schon unter ihrem Einfluß. — Neḥesi ist übrigens weniger als ein Jahr, vielleicht sogar nur 3 Tage, König gewesen; daher führt er weder auf seiner Statue noch im Papyrus einen Thronnamen. Mit zwei weiteren ganz kurzen Regierungen schließt diese Reihe des Papyrus; der Einschnitt nach dem 60. König entspricht dem Ende der dreizehnten Dynastie bei Manetho. Es folgt zunächst die vierzehnte Dynastie aus Xois im Norden des mittleren Delta. Von den 21 Königsnamen, die im Papyrus (col. IX) aus ihr erhalten sind (darunter einmal ein Dynastiewechsel), ist auch nicht ein einziger auf einem Denkmal oder in der Liste von Karnak nachzuweisen. Daraus folgt, daß sie über Oberaegypten nicht ge-

boten haben können, sondern lediglich im westlichen Delta als Vasallen der im Osten ansässigen Hyksos geherrscht haben. Die erhaltenen Jahreszahlen beweisen, daß sie alle eben so ephemere Herrscher gewesen sind wie ihre Vorgänger; vielleicht hat sich die alte Dynastie oder der Rest ihres Hofes in die Deltasümpfe geflüchtet und hier den Hader um die Schattenkrone fortgesetzt. Die Hyksos mögen das geduldet und zugleich das Auftreten neuer Prätendenten befördert haben, ähnlich wie es Jahrhunderte lang unter den Mamluken gegangen ist. Neben den Xoiten bestand in Oberaegypten ein zweites oder vielmehr drittes „Königtum der beiden Lande" (die siebzehnte Dynastie Manethos); indessen auch dieses hat keineswegs den ganzen Süden beherrscht, sondern daneben gab es hier noch mehrere tatsächlich und auch rechtlich selbständige Fürstentümer. Mit dem Eintritt der Fremdherrschaft ist auch die Einheit des Landes aufs neue zerfallen.

Denkmäler: Merneferrêʿ-Ai [nur Scarabaeen]: MARIETTE, Mon. div. 48 o. q. PETRIE, Hyksos and Israelite cities pl. 9, 116. NEWBERRY, Scarabs 10, 18—20. — Merḥoteprêʿ Sebekḥotep VII. (K. 50) § 298 A. — Merkeurêʿ Sebekḥotep VIII. (K. 42): Statuen bei MARIETTE, Karnak 8 l, jetzt im Louvre A 121. — Chenzer: § 300 A. — Ferner gehören nach Eigennamen, Thronnamen und Fundort vermutlich hierher: Sechemreʿ-uaẕ-chaʿu Sebekemsaf II. (K. no. 54): LD. II 151 k. l (Hammamat) aus seinem 7. Jahre; er ist also einer der wenigen, die etwas länger regiert haben. Statue in Abydos: MARIETTE, Abydos II 26. Catal. 347; in Theben: PETRIE, Hist. I 223. Bunte Granitstatue im Brit. Mus. Bruchstück eines kleinen Obelisken in Karnak: LEGRAIN, Rec. 28, 148. Ann. du serv. VI 284. — Ein weiterer Sebekḥotep: NEWBERRY, Scarabs 10, 22. 23, — Ein Amenemḥet-Sebekḥotep ib. 43, 3. PSBA. 24, 250. 24, 135. — Mersechemreʿ Neferḥotep II. § 298 A. (K. 41). — Sechemreʿ-smentaui Ṯhouti (K. 8): PETRIE, Nagada and Ballas pl. 43, 4. Kanopenkasten in Berlin, der dann für eine Königin Mentuḥotep [vgl. GRIFFITH, PSBA. 14, 41] benutzt ist: ERMAN, ÄZ. 30, 46. — Sechemreʿ-neferchaʿu Upuautemsaf: WIEDEMANN, ÄZ. 23, 80. — Sechemrêʿ-uaḥchaʿu Raʿḥotep (K. 48): PETRIE, Koptos 12, 3; im Text p. 12 wird auch eine Stele im Brit. Mus. erwähnt; ferner Skarabaeen. Sein Bogen, den er einem Beamten geschenkt hat, damit er ihn bei den Prozessionen in Koptos trage, ist im Besitz von GOLÉNISCHEFF. [Man hält ihn für den König Raʿḥotep in der Geistergeschichte des Ostrakons von Florenz: GOLÉNISCHEFF, Rec. III 3. ERMAN, ÄZ. 18, 93. SPIEGELBERG, Rec. 16, 31, vgl.

Maspero, Contes populaires 199 ff.] — Ein König Sechemrê^c-chu-taui Penẕeni (?): Petrie, Abydos II 31. 32. — Sodann vielleicht der König Ṭetnoferrê^c Ṭetumes: Stele aus Gebelên: Daressy, Rec. XIV, 26 (danach PSBA. 15, 494 no. 18), Kairo no. 20533. Der Name an einem Felsen in Elkab: Fraser, PSBA. 15, 494, no. 2. Sayce, PSBA. 21, 111, pl. 2, no. 16; Scarabaeus: Newberry 10, 29; in Derelbahari: Naville and Hall p. 3 (§ 277 A.); nach Pieper vielleicht mit . . . mes in fr. 94 des Papyrus identisch. — In Gebelên ferner: Ṭet^canchrê^c Mentuemsaf Rec. 20, 72. Newberry, Scarabs 10, 25 f. — und Senebmaiu (ohne Vorname) PSBA. 15, 494, no. 16. — Einige dieser Könige können auch zu Dynastie 17 gehören, und umgekehrt; s. § 309 A. [Die Elfenbeinplatte aus Nimrud mit einem Königsring, dessen Hieroglyphen etwa Aubnurê^c zu lesen wären (Layard, Mon. of Niniveh I pl. 89, 11), zwischen zwei sitzenden Königen in der erst seit Ende der 18. Dynastie aufkommenden Tracht, ist nicht ein Denkmal eines der drei Könige Ubenrê^c des Papyrus, sondern ein pseudoaegyptisches Erzeugnis]. — Neḥesi in Tanis: Petrie, Tanis I 3; in Tell Mokdam: Dévéria, Rev. arch. n. s. IV 259 [fälschlich als ein Hyksosname, Salitis, gelesen]. Mariette, mon. div. 63 c. Naville, Rec. 15, 97; Ahnas el Medine pl. 4 no. b, 2. Skarabaeen als Prinz und König: Newberry, Scarabs 23, 4—6.

Ich gebe jetzt die Königsliste, soweit sie herstellbar ist, nach dem Turiner Papyrus; K. mit folgender Zahl = Tafel von Karnak; M. = Könige, von denen Monumente existieren. Die im Papyrus zerstörten Namen stehen in eckigen Klammern.

Könige nach der Dynastie des Amenemḥet I.	Manetho 13. Dyn. 60 Diospoliten 453 J.

col. VII (richtig 6), fr. 72.

1. Chutauire^c Ugaf K. no. 51. M., reg. 4 J. x M. x T.
2. Sechemkere^c M.
3. Amenemḥet V.
4. Seḥotepjebre^c II.
5. Jufni.
6. S^canchjebre^c Ameni-Antef-Amenemḥet K. 37. M.
7. Smenkere^c.
8. Seḥotepjebre^c III.
9. . . . . ke[re^c].
10. } [Sechemre^c-ses̆eṭtaui Sebekemsaf I. K. no. 58?
11. } § 299 A.]. M.

fr. 76—80.

12. Neẕemjebre^c.
13. [Re^c] Sebekḥotep I. M.
(Gesamtdauer etwa 25 J., 1788/5—1760.)

14. Ranseneb (Dynastieeinschnitt).
15. Eutujebreʿ I. [vgl. § 293 A.].
16. Sezefa . . . reʿ.
17. Sechemreʿ-chutaui Sebekḥotep II. K. 36. M.
18. User . . . reʿ.
19. Smenchkereʿ Mermešaʿ M.
20. . . . ke . .
21. . . . seth . .
22. Sechemreʿ-suaẓtaui Sebekḥotep III. K. 35. M., reg. . . . . 3 J. 2 M. x T.
23. Chaʿse-e-reʿ Neferḥotep I. K. 34. M., reg. . 11 „ x „ x „
24. Seḥatḥor M., reg. . . . . 0 „ 0 „ 3 „
25. Chaʿneferreʿ Sebekḥotep IV. K. 33. M.
26. [Chaʿʿanchreʿ Sebekḥotep V. K. 47. M.]

col. VIII, fr. 81.

27. Chaʿḥotepreʿ Sebekḥotep VI. K. 46. M., reg. . 4 „ 8 „ 29 „
28. Uaḥjebreʿ Jaʿjeb M., reg. . . . . 10 „ 8 „ 18 „
(Gesamtdauer etwa 50 J., 1760—1710.)
29. Merneferreʿ Ai (Dynastieeinschnitt) M. . . . 13 „ 8 „ 28 „
30. Merḥotepreʿ Sebekḥotep VII. K. 50. M., reg. 2 „ 2 „ 9 „
31. Sʿanchenreʿ S . . . tu, reg. . . . . 3 „ 2 „ x „
32. Mersechemreʿ Jnen (?), reg. . . . . 3 „ 1 „ x „
33. Suaẓkereʿ Ḥori, reg. . . . . 1 ? „ x „ x „
34. Mernezemreʿ, reg. . . . . 1 ? „ x „ x „
35—57. Von den Namen, die hier standen, sind in fr. 86—96 nur wenige erhalten, darunter Mercheperreʿ und sein Nachfolger Merkeureʿ Sebekḥotep VIII. (K. 42, s. o.), und ein König . . . mes (?-Teṭumes, s. o.). Bei dem folgenden, ganz verstümmelten Namen war der Vatersname Mermešaʿ angegeben, ebenso bei seinem Nachfolger Ubenreʿ I. Die wahrscheinlich hierhergehörigen Könige der Denkmäler s. o.

col. IX, fr. 97—99.

58. Neḥesi M., reg. . . . . 0 „ x „ 3 „
59. Chaʿmeṭu(?)reʿ, reg. . . . . x „ x „ 3 „
60. Nebefjureʿ, reg. . . . . 1 „ 5 „ 15 „
(Gesamtdauer der letzten Dynastie etwa 50 J., 1710—1660.)

		Manetho 14. Dyn. 76 Xoïten 184 J.	
61.	Seḥebreᶜ, reg.	3 J.	Monate und Tage verloren
62.	Merzefaureᶜ, reg.	3 „	
63.	Se . . . kereᶜ, reg.	1 „	
64.	Nebzefaureᶜ, reg.	1 „	
65.	Ubenreᶜ II., reg.	0 „	
66.	x , reg.	1 „	
67.	. . . zefareᶜ, reg.	0 „	4 M. x T.
68.	Ubenreᶜ III., reg.	x „	3 „ x „
69.	Eutujebreᶜ II. (vgl. § 293 A.), reg.	Zahlen verloren	
70.	Herjebreᶜ, reg.		
71.	Nebsenreᶜ, reg.		

Von no. 72—88 sind in fr. 101—104 noch weitere 12 Namen ganz oder teilweise erhalten; dabei einmal ein Dynastieeinschnitt. Auf Denkmälern kommt kein einziger der Namen 61—88 vor. In fr. 100 sind unter einander zwei gleichlautende Jahresangaben erhalten:

0 J. 2 M. 1 + x T.
0 „ 2 „ 1 + x „

Auf col. X können noch einige weitere Könige der 14. Dynastie gestanden haben; aber die manethonische Zahl 76 war im Papyrus auch nicht annähernd erreicht. — Wenn der Judenfreund Artapanos den Mose unter einem Χενεφρῆς, König τῶν ὑπὲρ Μέμφιν τόπων — πολλοὺς γὰρ τότε τῆς Αἰγύπτου βασιλεύειν — leben läßt [Clem. Alex. strom. I 23, 154. Euseb. praep. ev. IV 27, aus Alexander Polyhistor], so kann in dem Namen zur Not mit Wiedemann Chaᶜneferreᶜ Sebekḥotep IV. und in dem Zusatz eine Verwertung guter geschichtlicher Tradition gefunden werden; im übrigen aber ist die ganze Erzählung des Artapanos frecher Schwindel.

302. Äußerlich bestehen unter der dreizehnten Dynastie die Formen des Staats unverändert. König Neferḥotep I. versammelt im 2. Jahre seiner Regierung die hohen Beamten und Geheimräte um seinen Thron und läßt sich das „Buch des Götterkreises des Atumu“ vorlesen; das gibt ihm den Anlaß zur Anordnung von Bauten im Tempel des Osiris von Abydos. Ebenso läßt König Chenzers Vezir ᶜAnchu (§ 300 A.) Restaurationen am Tempelbau Sesostris' I. vornehmen, und König Raᶜḥotep berät mit seinen Beamten die Herstellung des

Tempels des Minu in Koptos. In dieser Weise sorgen die Könige, wenn ihnen etwas Zeit gegönnt ist, durchweg für ihre Väter, die Götter, lassen in Ḥammamât Steine brechen, errichten sich selbst Kolossalstatuen, und bauen sich Gräber — zum Teil, wie Sebekemsaf I. und seine Gemahlin Nubchaʿs, in Theben, während Neferḥotep I. offenbar im Gebiet von Memphis seinen Palast hat. Voll Demut erfüllen die Beamten des Reichs ihre Befehle und nehmen die Gnadenerweisungen entgegen, die ihnen zu teil werden. In den Inschriften merkt man von der furchtbaren Zerrüttung so wenig wie etwa in den Inschriften des Römerreichs aus dem dritten Jahrhundert. Und doch zeigen die ununterbrochenen Thronwechsel und Usurpationen, daß es damals in Aegypten etwa eben so schlimm ausgesehen haben muß: offenbar sind Jahrzehnte hindurch nicht mehr Pharaonen eines natürlichen Todes gestorben, als im dritten Jahrhundert Caesaren. Wie diese Zustände zu erklären sind, bleibt freilich völlig dunkel; darüber können offizielle Urkunden, Weih- und Grabinschriften keine Auskunft geben. Wenn man früher glauben konnte, unter der dreizehnten Dynastie vollziehe sich die Krisis des Feudalstaats und die Gaugrafen hätten sich unabhängig gemacht und nach der Krone gegriffen, so war das ein Irrtum. Diese Krisis liegt vielmehr zwischen dem Alten und dem Mittleren Reich; die Könige der zwölften Dynastie haben die Selbständigkeit der Gaufürsten vollständig beseitigt (§ 285). Nur an einer einzigen Stelle finden wir unter der dreizehnten Dynastie selbstherrliche Grundbesitzer, nämlich im südlichen Oberaegypten in der alten Königsstadt Elkab; und diese haben sich denn auch Felsgräber mit Inschriften im alten Nomarchenstil angelegt. Der älteste von ihnen, Sebeknacht, unter Sebekḥotep VI. und Neferḥotep, trägt die Titel „Fürst, Graf, Hoherpriester“, auch „Kanzler und einziger Freund“, die an die alten Erbgrafen erinnern; aber nach ihm folgen Ranseneb und Bebi, die ausschließlich einen Beamtentitel (uʿartu n ḥqa) führen und mit den Königen und hohen Beamten verwandt sind — obwohl Bebi so selbständig ist, daß er wie die alten Nomarchen von

den Wohltaten redet, die er seiner Stadt erwiesen hat, wie er Vornehm und Gering 50 Brote geschenkt, die Felder bestellt u. ä. Unter der siebzehnten und achtzehnten Dynastie ist dann daraus nochmals ein wirkliches Fürstentum erwachsen. Hier haben wir es also mit Beamten zu tun, die durch Besitz und Heirat zu einer mächtigen, fürstengleichen Stellung gelangt sind. Das scheint, soweit die wenigen Andeutungen eine Vermutung gestatten, überhaupt auf das Wesen der Krisis des Mittleren Reichs, die unter der dreizehnten Dynastie eingetreten ist, hinzudeuten: es werden die hohen Beamten der Krone und vor allem die Offiziere gewesen sein, die jetzt selbst nach der Königswürde greifen und in wildem Ehrgeiz einer dem andern den Siegespreis abjagen, ohne daß es auch nur einem von ihnen gelungen wäre, eine feste Stellung zu erringen und eine dauerhafte Dynastie zu begründen.

Die große Inschrift Neferḥoteps I., Mariette, Abydos II 28—30, liegt noch immer unbeachtet und harrt des Bearbeiters. — Von den Gräbern von Elkab (vgl. Lepsius, Denkmäler, Text IV 46 ff. und die Publikation der Gräber des Sebeknacht, Reneni und Paḥeri von Tylor, Wall drawings and Monuments of Elkab, 3 voll.) gehören der 13./14. Dynastie an no. 10 (Sebeknacht), no. 9 (Ranseneb) und no. 8 bis (Bebi, LD. Text IV S. 53), dem Anfang der 18. Dynastie no. 2 Aʿḥmes Pennechbet, no. 5 Aʿḥmes S. des Abana, no. 7 Reneni (unter Amenophis I.), no. 5 Paḥeri (unter Thutmosis III.). — Im Dekret des Antef V. (§ 309) sind die höchsten Beamten in Koptos der Kanzler und Vorsteher des Tempelguts, mit dem Grafentitel, der Kommandant von Koptos mit dem Titel „Königssohn“, ein zweiter Kanzler, und der Sekretär des Tempels. Außerdem ist das Dekret an „die ganze Garnison von Koptos und die gesamte Laienpriesterschaft“ gerichtet. Die Zustände der Feudalzeit bestanden hier also nicht mehr.

Das Reich der Hyksos

303. Wenn unter der dreizehnten Dynastie das aegyptische Reich in volle Anarchie verfallen war, die zu zahlreichen Revolutionen und Bürgerkriegen geführt haben muß, so wird es begreiflich, daß alsbald die Prophezeiungen des Apu-uêr (§ 297) sich vollständig erfüllt haben und das Niltal einer

fremden Invasion zur Beute wurde. Die Darstellung, welche Manetho von dem Einbruch der Fremden und der Aufrichtung des Reichs der Hirtenkönige gegeben hat, ist uns erhalten. „Unter König Tutimaios (?),“ berichtet er, „war, ich weiß nicht weshalb, die Gottheit uns feindlich gesinnt; da erkühnten sich wider Erwarten Leute unansehnlicher Herkunft aus den östlichen Ländern, gegen Aegypten zu ziehen, und nahmen es leicht ohne Kampf in Besitz. Sie bewältigten seine Führer, steckten die Städte grausam in Brand, zerstörten die Tempel der Götter und behandelten die Einwohner auf das feindseligste; die einen erschlugen sie, den andern schleppten sie Weiber und Kinder in die Knechtschaft fort. Schließlich machten sie einen von sich namens Salitis zum König. Dieser kam regelmäßig nach Memphis, erhob Abgaben im oberen und unteren Lande, und legte Besatzungen in die geeigneten Orte. Vor allem aber sicherte er die östlichen Gebiete“ — aus Furcht vor den Assyrern, setzt Manetho hinzu, da er die griechischen Erzählungen von dem großen Assyrerreich des Ninos und der Semiramis für geschichtlich hält. „Hier fand er im sethroitischen Gau, östlich vom bubastitischen Nilarm, einen geeigneten Ort, der nach einem alten Mythus Auaris hieß; so gründete er diese Stadt, machte sie durch Mauern sehr fest, und siedelte in ihr an 240000 Mann Schwerbewaffnete als Besatzung an. Dahin ging er (?) im Sommer, maß ihnen Korn zu und gab ihnen Sold, und übte die Truppen sorgfältig, um die äußeren Feinde einzuschüchtern. Er starb nach 19jähriger Regierung; das ganze Volk aber wurde Hyksos genannt, das ist Hirtenkönige“. Dieser ganze Bericht ist sichtlich aus volkstümlichen aegyptischen Erzählungen geschöpft, derselben Art, von der sich eine Probe in einem Papyrus des Neuen Reichs erhalten hat. „Es geschah,“ heißt es hier, „daß Aegypten in den Händen der Verruchten war und es keinen (richtigen) König gab. Damals war König Seqenjenrê' Fürst im Südland, die Verruchten aber in der Stadt der 'Amu und der Herrscher Apôpi in Auaris; das ganze Land brachte ihm Tribut und alle Erzeug-

nisse Unteraegyptens". In demselben Stil redet König Merneptaḥ von „der Zeit der unteraegyptischen Könige, da das Land Aegypten in ihrer Gewalt war und die Verruchten es behaupteten, während die Könige des Südens schwach waren". Älter und präziser berichtet Königin Ḥêtšepsut in einer Inschrift von Speos Artemidos (Stabl Antar bei Benihassan), in der sie ihre Bauten in Mittelaegypten aufzählt, sie habe wiederhergestellt was zerstört war, „als die ʿAmu inmitten des Nordlands und der Stadt Auaris saßen und die Nomaden das Geschaffene zerstörten; sie herrschten ohne Rêʿ zu kennen, niemand tat nach dem Befehl des Gottes, bis auf meine Majestät". Wenn diese Äußerungen in Auffassung und Inhalt durchaus mit Manetho übereinstimmen, so zeigen sie zugleich, daß wenn auch die Verwüstungen der Eroberer und ihre Suprematie sich über ganz Aegypten erstreckten, doch lediglich das Nordland als Sitz ihrer Herrschaft galt, während im Süden einheimische Fürsten mit geringer Macht sich behaupteten.

Über die Hyksos: Chabas, Les pasteurs en Egypte, Amsterdam 1868; Naville, Bubastis S. 16 ff.; Steindorff, Zur Gesch. der Hyksos, in: Kleinere Beitr. zur Gesch. Leipzig 1894; Griffith, PSBA. XIX, 294 ff.; W. M. Müller, Studien zur Vorderas. Gesch., Mitt. vorderas. Ges. III, 1898, mit vielen scharfsinnigen, aber nicht immer haltbaren Kombinationen; Marquart, Chronol. Unters., Philol. VII, Suppl-Bd., 1900 [meist verfehlt]. Ferner Maspero, Histoire II u. a. — Da die jüdischen Apologeten die Hyksos mit Joseph und seinen Brüdern identifizierten, im Gegensatz zu der antisemitischen Gleichsetzung des Mose und der Juden mit Osarseph und den Aussätzigen, ist das betreffende Stück Manethos von ihnen übernommen und, mit sekundären Zusätzen, bei Josephus c. Ap. I 14, 85 ff. erhalten; von dieser judaisierenden Überarbeitung (aber in älterer Gestalt als bei Josephus) ist auch die Epitome bei Africanus und Eusebius (auch bei schol. Plat. Tim. erhalten) abhängig. Zur Kritik s. m. Chronologie S. 71 ff. 80 ff.; Nachträge S. 34, 5. — Über die Geschichte von König Apôpi im Pap. Sallier I. (Schülerhandschrift der 19. Dynastie, die in der Mitte abbricht) s. vor allem Maspero, Etudes égypt. I 2 [die von ihm bestrittene Lesung „Stadt der ʿAmu" scheint aber doch richtig zu sein]. Inschrift der Ḥetšepsut: Golénischeff, Rec. III 3. VI Taf. 3 Zl. 37. Sethe, Urkunden der 18. Dynastie S. 390. Angabe des Merneptaḥ: Dümichen, Historische Inschriften I 4; Mariette, Karnak 53, Zl. 39, zuerst von de Rougé

herangezogen. — Der Name Hyksos findet sich nur bei Josephus als Ὑκσώς, lat. ycsos, wofür Euseb. praep. ev. X 13, 2 und Chron. I 157 Ὑκουσσώς, arm. Hikkusin und Hykusôs liest; ob aber die Endung -u wirklich authentisch und der aegyptische Plural ist, ist unsicher. Manetho erklärt den Namen als „βασιλεῖς (ḥqa) ποιμένες (šos)"; letzteres ist ursprünglich der Name der Beduinen der Sinaihalbinsel, und später allgemeine Bezeichnung der Nomaden geworden [daneben steht §§ 83. 91 eine Interpolation, der Josephus folgt, der Name bedeute αἰχμάλωτοι (aeg. ḥôq) ποιμένες; das ist von Juden gemacht, die eine bessere Übereinstimmung mit der Josephsgeschichte suchten; auch die Angabe der Epitome, sie seien Phoeniker, ist schwerlich echt manethonisch]. Griffith und W. M. Müller erklären den Namen aus dem Titel „Herrscher der Fremdländer" ḥqa chasut (§ 306), schwerlich mit Recht. — ἄμμος (Aloe) Ὑκσιωτική kommt unter arabischen Importartikeln in einem Zolltarif der Kaiserzeit vor: Wilcken, Archiv f. Papyrusforschung III 188 f.

304. In den aegyptischen Texten werden die „Verruchten" (jaṭet) als ʿAmu, d. h. syrische Semiten bezeichnet. Wenn das genau ist, wären sie Kanaʿanaeer gewesen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß sie erobernd aus viel weiterer Ferne, etwa aus Kleinasien, gekommen sind und Syrien und Aegypten gleichmäßig überrannt haben; vermutlich stehen sie mit denjenigen Chetitern in Zusammenhang, die, wie wir jetzt wissen, im achtzehnten Jahrhundert in Babylonien eingebrochen sind und um 1760 dem Reich von Babel ein Ende gemacht haben (§ 454). Überhaupt hat in dieser Zeit ein großer Vorstoß kleinasiatischer Stämme nach Süden stattgefunden. Seit sich die Königsstatuen und Sphinxe, in denen man früher Porträts des Hyksos zu erkennen glaubte, als Bildwerke der zwölften Dynastie erwiesen haben (§ 294), besitzen wir keinerlei weiteren Anhalt. Sicher ist nur, daß mit ihnen zahlreiche Semiten nach Aegypten gekommen sind. Auch bei ihren Königen kommen semitische Namen vor, ebenso wie sie aegyptische angenommen haben; aber andere Namen sehen nicht semitisch aus, sind indessen auch nicht als kleinasiatisch zu erweisen. — Die Eroberer brachten einen Stammgott mit, der von den Aegyptern mit Sêth, dem Gott des Auslandes, der Wüste und der Feinde, gleichgesetzt wird. Im Neuen Reich wird Sêth ständig mit dem kanaʿanaeischen Baʿal identifiziert; das

beweist aber noch nicht, daß der Gott der Hyksos nicht einen ganz anderen Namen geführt haben kann.

Im Neuen Reich, auch im Sallierpapyrus, wird der unteraegyptische Sêth (speziell in Tanis) immer in der volleren Form Sutech geschrieben, die sich als Stẖ schon bei Lepsius, Älteste Texte des Tb. (12. Dynastie) findet, also echt aegyptisch, und wohl nur eine andere Aussprache des sehr häufigen Śtš ist (so Loret und Sethe); die Versuche, Sutech als einen fremden Gottesnamen zu erweisen (nach Sayce kossaeisch), sind recht verfehlt. — Unter den wenigen Hyksosnamen scheint Apôpi rein aegyptisch (ebenso vielleicht Aseth), andere wie Bnon, Apachnan, Smqn sind undeutbar. Chian und Salitis können semitisch sein, Jaʿqob-her und ʿAnat-her komponieren einen kanaʿanaeischen Gottesnamen wahrscheinlich mit dem aegyptischen Wort her „zufrieden". Unter den Sklaven des Aʿḥmes (Sethe, Urkunden der 18. Dynastie S. 11) finden sich drei Frauen mit semitischen Namen, die, wie W. M. Müller l. c. (§ 303 A.) S. 8 f. nachweist, seine Beute aus Auaris sind; bei einer hat Ungnad den babylonischen Namen Ištar-ummi erkannt.

305. Daß die Eroberer zunächst arg gehaust und auch gar manche Orte und Bauwerke zerstört haben, ist glaublich genug, wenn auch Gehässigkeit und Übertreibung der aegyptischen Berichte unverkennbar ist. Noch größeren Anstoß hat vielleicht erregt, daß die Fremden von den aegyptischen Göttern nicht viel wissen wollten. „König Apopi," erzählt in echtem Sagenstil der schon zitierte Papyrus Sallier, „machte sich den Sêth zum Herrn, und diente keinem der Götter des Landes außer Sêth, und erbaute ihm einen prächtigen Tempel bei seinem Palast und opferte ihm alle Tage". Der Sêth von Auaris wird in den wenigen Inschriften, die wir von den Hyksos haben, wiederholt erwähnt; ebenso ist der Sêthtempel in dem benachbarten Tanis von ihnen gebaut; vorher ist der Sêthkult hier nicht nachweisbar (vgl. § 301). Eine Weihinschrift für den Sêth von Tanis aus der Zeit Ramses II. ist „vom 4 Mesori des Jahres 400 des Königs Nubti (des „ombischen", der bekannte Beiname des Sêth, § 181)" mit dem Thronnamen „Sêth der großmächtige" datiert. Mag das nun, wie man vermutet hat, der Gott selbst sein, dessen Regierungsjahre alsdann von der Einführung seines Kultes an gerechnet wären,

oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein Hyksoskönig, Nubti, der seinen Eigennamen und Thronnamen dem Gott entlehnte, jedenfalls haben wir es hier mit einer Tempelära zu tun, die nur von der Begründung des Kults und der Erbauung des Sêthtempels in Tanis an datieren kann. Da Ramses II. etwa 1310—1244 regiert hat, beginnt diese Ära etwa um 1680 v. Chr. Ihre Epoche kann von dem Beginn der Hyksosherrschaft nicht weit abliegen; und wir haben gesehen, daß Neḥesi, der drittletzte König der dreizehnten Dynastie, um 1660 v. Chr., ein Vasall der Hyksos gewesen ist (§ 301). Damals hatten sie den Kult und Tempel des Sêth von Auaris und von Tanis (Reoḥet) schon begründet, denn Neḥesi verehrt beide Götter. Mithin ist die Invasion schon einige Zeit vorher erfolgt, vielleicht bereits unter König Ai um 1710. So bestätigen sich diese Daten gegenseitig aufs beste. — Manethos Daten freilich weichen davon aufs stärkste ab. Er hat zunächst 6 Hirtenkönige (15. Dynastie) aufgezählt, Salitis, Bnon, Apachnan, Apophis, Iannas, Aseth [in der Epitome Archles], mit zusammen 259 Jahren 10 Monaten. Dann folgt in der nur bei Africanus erhaltenen Epitome eine zweite Hirtendynastie (16. Dynastie) von 32 Hirten mit 518 Jahren, und eine dritte (17. Dynastie), wo 43 Hirten und 43 Diospoliten 151 Jahre lang nebeneinander regierten, bis auf die Vertreibung der Hyksos durch Amosis. Das ergäbe zusammen für die Fremdherrschaft 929 Jahre. Daneben steht bei Josephus eine angeblich aus Manetho entnommene, aber stark interpolierte Version, wonach die Hirten insgesamt 518 Jahre über Aegypten geherrscht hätten; dann hätten sich die Könige der Thebais gegen sie erhoben. Es bedarf keiner Ausführung, daß diese Angaben den sicheren Daten der Monumente gegenüber gar keinen Wert haben. Auch das fast völlige Fehlen von Denkmälern der Hyksoszeit, ferner der enge Anschluß der Thebaner der siebzehnten Dynastie an die der dreizehnten widerlegt sie vollkommen. Insgesamt haben die Hyksos im Niltal vielmehr nur rund ein Jahrhundert geschaltet, von ca. 1680 bis 1580 v. Chr.

Über die Stele des J. 400 (Mariette, Rev. arch. nouv. série IX, 169 ff.) s. meine Chronologie 65 f. Über die Liste des Barbarus vgl. § 309 A. Die manethonische Liste der 16. Dynastie ist korrekt nur bei Josephus überliefert; bei Africanus ist sie durch Flüchtigkeit (Ausfall der Zahl des Apachnan und des Namens Apophis, der dann am Schluß nachgetragen wird) entstellt, bei Eusebius und im Sothisbuch (Sync. p. 195. 204. 232) weiter korrumpiert. Dynastie 16 und 17 hat nur Africanus bewahrt. Vgl. m. Chronol. 72 f. 85 ff. Die Liste lautet:

Josephus			Africanus	
			15. Dyn. 6 Hirten	
1. Σάλιτις	19 J.		1. Σαίτης	19 J.
2. Βνών (verschr. Βηών)	44 „		2. Βνῶν	44 „
3. Ἀπαχνάν	36 „	7 M.	3. Παχνάν	ausgef.
4. Ἄπωφις	61 „		ausgef.	61 J.
5. Ἰάννας	50 „	1 „	4. Σταάν	50 „
6. Ἄσηθ	49 „	2 „	5. Ἄρχλης	49 „
			6. Ἄφωφις	61 „ [am Schluß nachgetragen]
[Sa. 259 J. 10 M.]			Sa. 284 J. (224 J. Barb.)	

16. Dyn. 32 Hirten 518 J. (318 J. Barb.; richtig vielleicht 418 J., Chronologie S. 99)

17. Dyn. 43 Hirten und 43 Θηβαῖοι Διοπολῖται 151 J. (221 J. Barb.)

306. Unter den auf Denkmälern erhaltenen Namen von Hyksoskönigen würde der aus der Stele von Tanis bekannte Nubti mit seinem dem Sêth entlehnten Thronnamen, falls das wirklich ein Königsname ist (§ 305), an die erste Stelle gehören, da an ihn die Hyksosära anknüpft; er wäre dann der Gründer des Sêthtempels von Tanis. Namen, die dem Salitis und seinen beiden Nachfolgern bei Manetho entsprechen, sind nicht erhalten; der des vierten, Apophis, wird dagegen von mehreren Hyksos getragen. Aber unter den aus Denkmälern bekannten Königen ist zweifellos der älteste Chian, der Manethos fünftem Herrscher Iannas entspricht. Auf seinen ziemlich zahlreichen Skarabaeen und Siegelcylindern führt er mehrfach den Titel „Fürst der Fremdlande (ḥqa chasut)“ oder

„Fürst der jungen Mannschaft (ḥqa nofru)“. Aber er hat auch den Pharaonentitel angenommen „der gute Gott, der Sohn des Rêʿ“, und selbst einen Thronnamen Seweserenrêʿ. Seine Macht hat sich jedenfalls über ganz Aegypten erstreckt: in Gebelên oberhalb von Theben steht sein Name auf einem Steinblock, in Bubastis hat er ihn auf eine ältere Königsstatue gesetzt. Hier führt er außerdem einen Horusnamen „Umarmer der Länder“ (im Plural, nicht etwa „der beiden Lande“). Das weist auf den Anspruch auf Weltherrschaft hin, ebenso wie der Zusatz „geliebt von seinem Geiste (ka)“ nicht nur die Ablehnung der aegyptischen Götter, sondern zugleich das starke Selbstbewußtsein eines mächtigen Eroberers erkennen läßt. Schon die Residenz in Auaris im äußersten Osten des Delta, an der Heerstraße nach Asien nahe dem Menzalesee (genauer ist die Lage nicht bekannt) beweist, daß die Macht der Hyksos weit nach Asien hinein gereicht haben muß, und daß die Verbindung mit Syrien für sie von derselben Bedeutung war, wie später für die Araber. Eine völlig isolierte Notiz im Geschichtswerk des Jahwisten Num. 13, 22, Hebron im Süden Palaestinas, ursprünglich Qirjat Arbaʿ geheißen, sei „sieben Jahre vor Tanis (Ṣoʿan) in Aegypten erbaut“, weist auf sonst völlig verschollene Traditionen hin, in denen eine Kunde aus dieser Zeit fortlebt. Hebron wird hier wahrscheinlich an die Hyksosära von Tanis angeknüpft und mag in der Tat der mächtigste Stützpunkt ihrer Herrschaft über das Gebirgsland Palaestinas gewesen sein, auf dessen südlichsten Ausläufern es ähnlich liegt, wie Auaris im Verhältnis zu Aegypten. Skarabaeen des Chian haben sich denn auch in den Ruinen von Gazer in Palaestina gefunden. Ebenso steht sein Name auf einem kleinen rohen Basaltlöwen, der in Bagdad in den Handel gekommen, also doch wohl in Babylonien gefunden ist; und ein Alabasterstück aus den Fundamenten des Palastes von Knossos auf Kreta trägt gleichfalls seinen Namen. Mag hier auch Raub oder Verschleppung vorliegen, so sind diese Fundstücke doch ein Beweis für die Macht des Königs. Das Hyksosreich muß

ein ephemeres Großreich gewesen sein, wie so viele ähnliche, z. B. die der Hunnen und Mongolen, und es ist sehr wohl möglich, daß es unter Chian zeitweilig bis nach Babylonien gereicht hat (vgl. § 454). Nach einer kurzen Blütezeit wird es dann auf die Herrschaft über Aegypten zusammengeschrumpft und auch hier rasch zu immer geringerer Macht herabgesunken sein.

Denkmäler des Chian: NAVILLE, Bubastis pl. 12 = 35 a, vgl. BORCHARDT, ÄZ. 33, 142. 40, 95. Gebelên: DARESSY, Rec. 16, 42. Löwe von Bagdad im Brit. Mus.: DÉVÉRIA, Rev. arch. nouv. sér. IV 256 [mit ungenauer Wiedergabe der Inschrift]. Gazer: Pal. Expl. Fund, Quat. Stat. 1904, p. 225, 16. Knossos: EVANS im Annual of the Brit. School. at Athens VII 64. Skarabaeen: PETRIE, Hist. I 119. NEWBERRY, Scarabs 7, 7. 10. 22, 20—26. 44, 6. Ferner in Gräbern bei Abusir el Meleq vor dem Eingang des Faijûm, die sich auch durch ihre Bestattungsweise (ausgestreckte Leichen ohne Sarg mit rohen Tongefäßen) als unaegyptisch erweisen: MÖLLER in Mitt. d. D. Orientges. 30, 24 f. — PETRIES Annahme, er habe die Ruinen von Auaris in einem kleinen rohen Fort mit Sandwällen bei Tell el Jehudije (dem Leontonpolis der Juden des Onias, nördl. von Heliopolis) gefunden: Hyksos and Israelite cities, 1904, ist völlig unhaltbar. In den Gräbern haben sich Skarabaeen des Chian, des Apopi u. a. gefunden (daneben solche von Sesostris I.), und so wird das Fort ein kleines Hyksoskastell gewesen sein.

307. Mochten die fremden Herrscher sich zunächst auch noch so ablehnend gegen die aegyptischen Anschauungen verhalten, so konnten sie sich doch der Einwirkung ihrer Kultur so wenig entziehen wie alle rohen Eroberer in gleichartigen Fällen. So nehmen sie denn alsbald wenigstens die äußeren Formen der aegyptischen Zivilisation an. Wenn schon Chian seinen Namen in die herkömmlichen Formen der Pharaonentitulatur einfügt und trotz des Sêthkults kein Bedenken trägt, einen mit dem Namen des Rêʿ gebildeten Thronnamen anzunehmen, so erscheinen vollends seine Nachfolger offiziell ganz wie Pharaonen. Sie bezeigen den aegyptischen Göttern ihre Verehrung, ja die Könige Apôpi scheinen bereits einen aegyptischen Namen zu tragen. Eigene Denkmäler haben sie freilich kaum geschaffen, mit Ausnahme der Tempel des Sêth in Auaris und Tanis; daß sie ihre Namen auf die Denkmäler älterer Könige ganz flüchtig einkritzeln ließen, zeigt nur,

ebenso wie ihre rohen Skarabaeen mit völlig verwahrloster und unbeholfener Orthographie, daß sie Barbaren waren. Dem steht nicht entgegen, daß auch unter ihnen die Schreiber, die sie als Beamte nicht entbehren konnten, ihr Handwerk weiter trieben und dann gelegentlich etwa eine Schreibpalette von dem Hyksoskönig zum Geschenk erhielten, daß alte Literaturwerke auch jetzt abgeschrieben wurden, daß sie gelegentlich ein Kunstwerk anfertigen ließen, wie einen Bronzedolch mit eingelegten Elektronplatten am Griff, auf denen Jagdszenen dargestellt sind, wie einen solchen ein König Apopi (II.) an „den Gefolgsmann seines Herrn Neḥmen" geschenkt hat. Die Macht der älteren Hyksoskönige umfaßte ganz Aegypten, und sie haben z. B. den Besitz des Gebiets von Heliopolis durch ein rohes, mit einem gewaltigen Sandwall umgebenes kleines Fort gesichert (§ 306 A.). Eine ähnliche Garnison scheint in Abusir el Meleq vor dem Eingang des Faijûm gelegen zu haben. Daneben aber duldeten sie die schwachen einheimischen Herrscher in Xois im westlichen Delta und in Theben und dem übrigen Oberaegypten. In größerer Zahl haben sich die fremden Krieger nur im östlichen Delta, dem stark befestigten Auaris und Tanis, niedergelassen, hier ihren Nationalgott verehrt, und die Tribute angehäuft, die sie von dem Lande erpreßten.

Schreiberpalette des Berl. Mus. mit dem Namen des ʿAweserreʿ Apopi I. aus dem Faijûm: Ausführliches Verzeichnis S. 217, no. 7798; unter demselben König ist der mathematische Papyrus Rhind geschrieben. — Dolch mit dem Namen eines Nebchopš (??)rêʿ Apopi aus einem Grabe in Sakkara: Daressy, Ann. du serv. VII 115 ff. W. M. Müller, Orient. Lit.-Z. V 173 ff.

308. Weitere durch Skarabaeen bekannte „Herrscher der Fremdländer" sind Semqen und ʿAnat-her — der letztere aus dem Namen der kanaʿanaeischen Göttin ʿAnat gebildet (vielleicht mit aegyptischem Zusatz „ʿAnat ist zufrieden"). Gleichartig ist der König Jaʿqob-her „Jaʿqob ist zufrieden", der den regelmäßigen Pharaonentitel, mit einem Thronnamen, führt; sein Name ist von dem alten Gottesnamen Jaʿqob abgeleitet, der

auch in dem kanaʿanaeischen Ort Jaʿqob-el (östlich vom Jordan?) vorliegt und dann zum Namen des israelitischen Heros geworden ist. Durch Skarabaeen kennen wir eine ganze Anzahl weiterer Hyksosherrscher, teils mit aegyptischen Thronnamen, teils mit barbarischen Namen in verwildertster Schreibung; und Bruchstücke von ähnlichen Namen finden sich auch in den Fragmenten des Turiner Papyrus, die denselben Kolumnen angehören wie die Thebaner der siebzehnten Dynastie. Vermutlich hat es im Hyksosreich neben den Oberkönigen nicht wenige lokale Dynasten gegeben, welche die aegyptische Königstitulatur annahmen; und Usurpationen und Thronwirren mögen bei ihnen eben so häufig geworden sein wie in Xois und Theben. Bedeutender treten nur noch mehrere, mindestens drei, Könige namens Apôpi hervor. Der erste, mit dem Vornamen ʿA-weser-rêʿ, der offenbar dem Apophis, dem vierten König Manethos entspricht und einmal „das lebende Abbild des Rêʿ“ genannt wird, hat seinen Namen wie Chian, der bei Manetho sein Nachfolger ist, auf einem Stein in Gebelên oberhalb Thebens eingegraben; in seinem 33. Jahre ist ein erhaltenes mathematisches Handbuch geschrieben (§ 307 A.). Der Name des letzten Apôpi (III.), mit dem Vornamen ʿAqenjen-rêʿ, steht, nebst dem des Sêth, auf den Schultern der Kolosse des Mermešaʿ (§ 300) in Tanis. In Bubastis hat er den Tempel eines Gottes (der Name ist leider verloren) mit zahlreichen Säulen und einer kupfernen Tür geschmückt, und in Memphis „seinem Vater Sêth von Auaris“ „gemäß seinem Befehl“ eine Opfertafel geweiht, „weil er ihm alle Lande unter seine Sohlen gab“. Man sieht, der Anspruch auf Universalität wird von ihm noch aufrecht erhalten. Wahrscheinlich aber ist er kein anderer, als der Verehrer des Sêth, von dem der Papyrus Sallier erzählt (§ 303), wie er mit dem Kleinkönig von Theben Seqenjenrêʿ Händel suchte; denn dieser Thronname, den nacheinander drei thebanische Könige namens Taʿa geführt haben, ist offenbar nach dem Thronnamen des Apôpi III. gebildet. Sie gehören dem Ausgang der siebzehnten Dynastie an; unter ihnen hat der große Krieg begonnen,

der zur Befreiung Aegyptens von der Hyksosherrschaft geführt hat.

Übersicht der Denkmäler bei Pieper (§ 298 A.). Die Skarabaeen bei Petrie, Hist. I 116 ff. (auch die von ihm der 8. und 9. Dynastie zugewiesenen Skarabaeen gehören den Hyksos oder der 17. Dynastie an), Griffith, PSBA. 19, 294 ff. und vor allem Newberry, Scarabs. Mehrere auch bei Petrie, Hyksos and Israelite cities pl. IX. Die Schreibungen sind oft ganz flüchtig und schwankend; so ist kaum zu entscheiden, ob ein durch viele Exemplare vertretener Herrscher Pepi oder Šeši zu lesen ist. Auch neben Jaᶜqobher (Thronname Mer-weser-rêᶜ) finden sich oft die Varianten Jᶜbqhr, Jᶜpqhr u. a. [Über den Gott Jaᶜqob: meine Israeliten S. 280 ff.] Drei Königsnamen (Titel „Sohn des Rêᶜ") enthalten am Schluß das Silbenzeichen mu (Wasserlinien), das wohl m zu lesen ist; Jᶜm, ᶜm und Jkbm. Ein anderer Eigenname Skt: Newberry 23, 12. 44, 8; als Königssohn 23, 23. Smqn ib. 23, 10; ᶜAnather 23, 11. Manche Namen (z. B. Newberry pl. 24. Petrie, Hyksos cities pl. XI 113) sind ganz unlesbar. Die Fremdnamen im Tur. Pap. auf col. X und XI fr. 112 und 123, darunter Bbn, der vielleicht dem Namen Βνών bei Manetho entspricht. Mehrere Thronnamen enthalten das Element chaᶜ, der auch bei den aegyptischen Pharaonen in dieser Zeit recht häufig ist. — Perle von blauem Glasfluß (in Theben erworben) mit „Sohn des Rêᶜ ka-sêth-rêᶜ" Legrain, Ann. du serv. VI 134. — Der Obelisk des ᶜA-seḥ?-reᶜ „für seine Mutter Per . ." (doch wohl eine Göttin) in Tanis Petrie, Tanis I 3 scheint auch einem Hyksos anzugehören. — ᶜA-weser-rêᶜ Apopi I.: Rec. 14, 26 = PSBA. 15, 494 no. 17; ferner § 307 A. und vielfach auf Skarabaeen (ein Königssohn Apopi Newberry 23, 29). — Neb-chop-(?)-rêᶜ Apopi II. § 307 A. — ᶜA-qenjen-rêᶜ Apopi III. in Tanis LD. II. 259 c. Mariette, Rev. arch., nouv. sér. III 102. V 298. 308. de Rougé, Inscr. 76 = Petrie, Tanis I 3; Bubastis: Naville, Bubastis pl. 35 b. c. Altar in Memphis: Mariette, Mon. div. 38.

Die Vasallen der Hyksos. Siebzehnte Dynastie

309. Während wir von den xoitischen Königen der vierzehnten Dynastie keinerlei weitere Kunde besitzen, haben sich wenigstens von einigen Herrschern aus der langen Reihe der Thebaner der siebzehnten Denkmäler erhalten. Freilich sind sie eben so sporadisch und armselig, wie in der letzten Reihe der dreizehnten Dynastie; und alle Spuren, darunter auch die wenigen im Turiner Papyrus von ihnen erhaltenen Zahlen, weisen

darauf hin, daß auch jetzt noch die Thronwechsel eben so rasch erfolgten, wie unter jener. Mehrfach kehren Namen der elften Dynastie wieder, drei Antefs (von denen zwei Brüder waren), zwei Mentuḥoteps, auch ein Sesostris IV. Ihre Herrschaft scheint im wesentlichen auf Theben und dessen Nachbarschaft (Abydos, Koptos) beschränkt gewesen zu sein, wenn sie auch gelegentlich einmal weiter nach Norden vordringen mochten. Daß umgekehrt die Hyksoskönige mehrfach Spuren südlich von Theben in Gebelên hinterlassen haben, wurde schon erwähnt: vielleicht haben sie hier an dem isolierten Felsen im Niltal ein Fort gebaut. Weiter im Süden in Elkab schalteten die lokalen Dynastien (§ 302) so gut wie selbständig; und daß es auch sonst selbständige Machthaber in Oberaegypten gab, von denen gewiß manche den Königstitel führten, steht durch ein urkundliches Zeugnis fest. König Nubcheperrê' Antef (V.?), der an den Tempeln von Abydos und Koptos gebaut hat, hat im dritten Jahr seiner Regierung ein Ächtungsdekret gegen einen hohen Beamten von Koptos, Teti Sohn des Minḥotep, und seine ganze Familie bis auf die spätesten Generationen erlassen — vermutlich hatte er einen Usurpationsversuch gemacht. Sein Name soll in allen Urkunden des Tempels und der Archive getilgt werden, seine Einkünfte vom Tempelgut werden dem Grafen von Koptos (vermutlich seinem Nachfolger) zugewiesen. Sollte irgend ein Kommandant oder Graf es wagen, sich für ihn beim König zu verwenden, so sollen „seine Leute, seine Habe und seine Felder“ an den Gott Min von Koptos fallen, und keiner seiner Verwandten soll sein Amt erhalten dürfen. „Jeder König aber und jeder Machthaber, der sich des Geächteten annimmt, nicht soll er die weiße und die rote Krone tragen, noch auf dem Thron des Horus der Lebendigen sitzen.“ Hier ist deutlich ausgesprochen, daß es damals selbständige Könige in Aegypten gab, auf die Antef durch seinen Fluch zu wirken sucht, denen er aber nicht befehlen kann; ja der Wortlaut des Textes zwingt eigentlich zu der Annahme, daß die Königswürde von diesen selbständigen Machthabern auf

gesetzmäßigem Wege gewonnen werden kann, daß also eine Art Wahlkönigtum bestanden hat, vielleicht mit einer auf kurze Zeit befristeten Besetzung des Königsamts.

Jahreszahlen sind im Papyrus nur wenige erhalten: in fr. 125 und 127 dreimal je 1 Jahr, in fr. 163 die Folge: 2 J. (Dynastiewechsel), 2 J., 3 J., 3 J., 2 J., daneben allerdings in fr. 126 Zl. 8 vielleicht 12 J. — In den Anfang der Dynastie gehört fr. 108 (hinter die Hyksoskönige von fr. 112 und 123 zu setzen); die hier auf einander folgenden drei Namen sind auch sonst bekannt: 1. Snefer . . . re^c = Karnak no. 45 und 56 = Snefer-jeb-re^c Sesostris IV. (§ 298 A.); 2. Men . . re^c = Men-cha^cu-re^c ^cAn-jeb Mariette, Abydos II 37 (de Rougé, Inscr. 15). 3. . . . uaḥ-re^c = Suaḥ-en-re^c Karnak 49. Über die Antefs dieser Zeit Steindorff, ÄZ. 33, 82 ff. [ihre Särge auch bei Birch, ÄZ. VII 49 ff.]. Die beiden ersten stehen im Tur. Pap. XI fr. 126; der dritte steht vielleicht mit ihnen in keiner Verbindung und kann auch vor ihnen eingereiht werden. 1. Sešeš-re^c-up-ma^cat Antef III. ^co (d. i. „der ältere"): Sarg (im Louvre), Kalksteinpyramide (Sharpe, Eg. inscr. I 47. Steindorff, ÄZ. 33, 84) und Eingeweidekasten aus seinem im Pap. Abbot erwähnten Grabe in Theben. Der Sarg ist ihm von seinem Bruder gestiftet: 2. Sešeš-re^c-her-ḥri-ma^cat Antef IV. Sarg gleichfalls im Louvre. — 3. Nubcheperre^c Antef V. (Karnak no. 28; Gauthier, Bull. de l'inst. fr. d'archéol. orientale V 36 f. will ihn in zwei Könige zerlegen): Petrie, Abydos I 56. II 32, 3, vgl. I 57. Petrie, Koptos 6. 7; das Dekret pl. 8 ist in das von Sesostris I. gebaute Tempeltor eingehauen. Aus seinem Grabe in Theben (gleichfalls im Pap. Abbot) sind zwei Obelisken (Mariette, Mon. div. 50 a), der Sarg (in London) und das Diadem (in Leiden) erhalten. Seine Gemahlin wird die Königin Sebekemsaf (Newberry, PSBA. 24, 285 ff.) sein, deren Grab zu Anfang der 18. Dynastie von der wohl von ihr abstammenden Königin A^caḥḥotep restauriert wird: Bouriant, Rec. 9, 93 (Sethe, Urk. der 18. Dyn. 29 ff.). [Petries Lesung seines Vornamens, sowie eines „Königs der ^cAmu" auf Skarabaeen von Herakleopolis, Ehnasja 1904, p. 4, pl. IX A, no. 15. 20, ist unhaltbar.] Ein König Antef dieser Zeit auch auf der Tafel von Karnak no. 23. — Im Turiner Papyrus fr. 126 steht noch ein dritter Sešeš . . ., der wohl Sešeš-ke-re^c Amenemḥet-Senibf (Newberry, Scarabs 7, 3) sein wird. — Weiter gehören wahrscheinlich hierher (manche dieser Könige können auch an den Schluß der 13. Dynastie § 301 A. gehören, und umgekehrt): Ner(?)-ke-re^c LD. II 150 f., Text I S. 15 (Theben, J. 1). — Secha^cre^c Mentuhotep VII. § 277 A.; Mer-^canch-re^c Mentuḥotep VIII. § 298 A. — Mer-ḥotep-re^c Ini: Scarabaeus des Louvre, Petrie, Hist. I 220. — Cher-jeqer (mit Horusnamen, aber ohne Vornamen) auf einem Tempelblock aus Abydos: Petrie, Abydos II 32, 1.

— Ferner einige Skarabaeen, wie Nefer-cheper-re' und Nub-jeb-re' Mariette, Catal. d'Abydos 1414. 1415. 1423 u. a. Ein Prinz Amenḥotep, Stele in Drah abulnegga: Newberry, PSBA. 24, 358. — Lokale Dynasten sind vielleicht Sebakai (ohne Vornamen) auf einem Zauberstab aus Abydos: Maciver and Mace, El Amrah and Abydos pl. 43; S-beka?-ke-re' auf einem Scarabaeus aus Kahun: Petrie, Illahun pl. 8, 36. Newberry, Scarabs 7, 6. 44, 7; Ḥotep-jeb-re' Akau-ḥor-neẕ-ḥri-atef in Atawla gegenüber von Siut: Daressy, Rec. 16, 133. — Weiter gehören hierher aus der Tafel von Karnak no. 43 Ses(?)-user-tauire' (= Ses . . . re' Tur. Pap. XI fr. 126, 4); no. 38 und 57 Suaẕ-en-re', der sich zusammen mit einem Nefer-ke-re' [auf einem Scarabaeus bei Griffith, PSBA. 19, 293 mit Ne-ma'at-re', d. i. wahrscheinlich Chenẕer (§ 300 A.) verbunden] — beide als verstorben bezeichnet — und dem Dynasten A'aḥmes Binpu aus dem Anfang der 18. Dynastie auf der Harpokratesstatue Mariette, Mon. div. 48 b findet. Sodann no. 26 Snecht-en-re' und 25 Sqenjen-re' vom Ende der Dynastie (§ 310), die beide auch auf dem Altar Clot-Beys in Marseille Brugsch, Ber. Berl. Ak. 1858, 69 f. in gleicher Folge wiederkehren. An sie schließt sich auf dem Altar Uaẕ-cheper-rê' Kamose, der letzte König der 17. Dynastie. Verwandt ist der Königsname Uaẕet bei Newberry, Scarabs 23, 7—9, und wohl auch der König Uaẕ-ke-re' (unsichere Lesung) in einer Felsinschrift von Um-barakat in Unternubien Weigall, Ant. of Lower Nubia pl. 19, 2. — Ein weiterer König dieser Zeit vielleicht auf einer Steinperle bei Steindorff, ÄZ. 44, 96. — In der im übrigen aus Africanus entnommenen Dynastieliste des Barbarus werden die Dynastien 13—18 [infolge der Auslassung von Dynastie 11 beim Barbarus als 12—17 gezählt] bezeichnet als Bubastani, Taniti, Sebenniti, Memfiti, Iliopoliti, Ermupoliti. Das stammt nicht aus Manetho, sondern muß aus einer anderen Quelle eingedrungen sein (§ 151 A.). Vielleicht waren in dieser noch mehrere lokale Dynastien der Hyksoszeit genannt: die Taniten scheinen den Hyksos zu entsprechen, die auch im Sothisbuch als Taniten bezeichnet waren (Sync. p. 193; Aeg. Chronol. S. 83, 1, vgl. S. 84 f.), die Hermopoliten den Königen der 18. Dynastie, deren Namen den Kult der Mondgötter I'oḥ und Thout von Hermopolis bezeugen; weiteres läßt sich nicht ermitteln.

310. Weitere Aufschlüsse lassen sich aus den dürftigen Denkmälern nicht gewinnen, und so läßt sich der Weg, auf dem die Macht der Thebaner erstarkt ist, nicht erkennen. Die Thronwechsel sind bis zum Schluß der Dynastie sehr rasch erfolgt. Den Abschluß der langen Reihe bilden drei schon erwähnte Könige mit dem gleichen Namen Seqenjen-rê' Ta'a, drei Zeitgenossen des 'Aqenjen-rê' Apôpi III. (§ 308),

und ihr Nachfolger Kamose. Unter einem der Taʿas, vermutlich dem dritten, der den Beinamen qen „der Tapfere" führt, ist der Krieg mit den Hyksos ausgebrochen, etwa um 1590 v. Chr., der zur Wiederaufrichtung der Herrlichkeit des Pharaonenreichs geführt hat. In diesem Kampfe haben sich offenbar die unabhängigen Dynasten und Könige Oberaegyptens den thebanischen Herrschern angeschlossen und untergeordnet, sei es freiwillig, sei es gezwungen; daher tragen mehrere von ihnen den Königstitel, der ihnen belassen worden ist, noch unter den Pharaonen der mit der Vertreibung der Hyksos beginnenden achtzehnten Dynastie.

Mit dieser Wiederherstellung eines mächtigen aegyptischen Reichs beginnt aber zugleich die Zeit, in der die Geschichte der Völker der orientalischen Welt sich so innig verschlingt, daß sie nicht mehr isoliert betrachtet werden dürfen. Ehe wir daher die weitere Geschichte Aegyptens verfolgen können, müssen wir uns nunmehr der Entwicklung dieser anderen Völker und Kulturen zuwenden.

Die drei Könige Seqenjenreʿ Taʿa, welche sonst nur durch ihre Gräber (Pap. Abbot; Petrie, Hist. II 6; Mariette, Mon div. 51 b. 52 c; Rec. 11, 159 = Sethe, Urk. der 18. Dyn. 12 f.) und die Mumien des ersten und dritten bekannt sind, heißen mit vollen Eigennamen: 1. Taʿa; 2. Taʿa ʿo „der große", d. i. der ältere, also wohl der Bruder des folgenden; 3. Taʿa qen „der Tapfere" (so in der Königsliste von Der el Medîne). Weiteres über den letzteren und über Kamose [Speer desselben Petrie, Hist. II 14; Sethe, Urk. der 18. Dyn, 13; Kamose und Amosis an der Felswand von Toškeḥ in Unternubien: Weigall, Ant. of Lower Nubia pl. 65] s. im nächsten Band.

Zweites Buch

Babylonien und die Semiten bis auf die Kossaeerzeit

Quellenkunde zur babylonischen und assyrischen Geschichte

Die Entzifferung der Keilschrift und die Assyriologie

311. Die Grundlage für die Entzifferung der Keilschrift und damit für die Erforschung der Denkmäler und Geschichte Babyloniens und Assyriens haben die Inschriften der Perserkönige geboten, die sich vor allem in den Ruinen ihrer Paläste in Persepolis und Susa, sowie am Grabe des Darius bei Persepolis befinden; sie sind der Forschung zuerst durch die sorgfältigen Kopien KARSTEN NIEBUHRS zugänglich geworden. Bekanntlich sind dieselben in drei Keilschriftgattungen und drei Sprachen abgefaßt. Zu der Lesung der ersten Gattung, des in einer sehr einfachen Silbenschrift geschriebenen persischen Textes, hat GROTEFEND 1802 den Weg gezeigt, indem er durch eine geniale Kombination die Namen der achaemenidischen Könige erkannte; BURNOUF und LASSEN haben 1836 seine Entdeckung ausgebaut, HENRY RAWLINSON durch die in langjähriger mühseliger Arbeit gelungene Kopierung und selbständige Entzifferung der großen Inschrift des Darius an der Felswand von Behistun das Entzifferungswerk vollendet (1847). Durch die Lesung des persischen Textes wurde auch die der beiden in einem weit komplizierteren Schriftsystem geschriebenen Übersetzungen ermöglicht, die der zweiten Keilschriftgattung oder des Susischen (früher oft fälschlich Medisch oder Skythisch genannt) und die der dritten Gattung, des Babylonischen. Es zeigte sich, daß in der Sprache dieser dritten Gattung die zahllosen Inschriften auf

den Ziegeln der babylonischen Stadtruinen (vorwiegend von den Bauten Nebukadnezars und Naboneds) abgefaßt waren, und daß derselben, wenn auch hier vielfach mit abweichenden Keilzeichen geschriebenen Sprache die Inschriften angehörten, welche seit 1842 auf den Palastwänden, Backsteintafeln und Cylindern der Ruinen Ninives und der übrigen Städte Assyriens zu Tage gefördert wurden. Die Entzifferung dieser babylonisch-assyrischen Schrift und Sprache ist seit 1849 den parallel laufenden, sich vielfach ergänzenden Forschungen von H. RAWLINSON, F. DE SAULCY, E. HINCKS, J. OPPERT gelungen. In den Anfangsstadien waren kühne Kombinationen unvermeidlich, die oft zu Mißgriffen und unhaltbaren Hypothesen führten; und da sich vielfach eine dilettantische und phantastische Popularisierung vorschnell der Ergebnisse bemächtigte und überdies gerade die gesichertesten geschichtlichen Entdeckungen mit dem Bilde von der Geschichte dieser Länder gar nicht übereinstimmten, welches man aus den ganz legendarischen Nachrichten der Griechen und den äußerst dürftigen Angaben des Alten Testaments gewonnen hatte, sind sie lange Zeit mit dem äußersten Mißtrauen aufgenommen worden und haben vielfach heftige Angriffe hervorgerufen, die zwar in Einzelheiten oft berechtigt waren, aber in Tendenz und Gesamtauffassung weit über das Ziel hinausgingen. Diese Kritik wurde scheinbar durch die Tatsache gestützt, daß, während im übrigen die Lesung und auch das Verständnis einfacher geschichtlicher Texte keine großen Schwierigkeiten bot und auch die fremden Namen meist sicher lesbar und identifizierbar waren, gerade die einheimischen Eigennamen von Menschen, Göttern und Städten in der Regel ideographisch geschrieben sind und daher ihre wahre Aussprache zunächst ganz unsicher war und fortwährend schwankte — bei nicht wenigen Namen ist sie auch jetzt noch nicht gefunden. Dadurch entstand ein sehr begreifliches Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der Grundlagen der Entzifferung, das freilich sofort geschwunden wäre, wenn Kritiker wie v. GUTSCHMID sich die Mühe genommen hätten, die ersten Elemente der

Schrift zu lernen. Denn in Wirklichkeit bereitet die Lesung der Keilschrifttexte weniger Schwierigkeiten als die der Hieroglyphen, zumal sie anders als diese auch die Vokale bezeichnen; daher kann über die Aussprache und die grammatische Form meist kein Zweifel sein und das Verständnis ist durchweg gesicherter als z. B. bei phoenikischen Inschriften. Aber jene Umstände erklären es, daß die Assyriologie viel länger und schwerer um ihre Anerkennung hat kämpfen müssen als die Aegyptologie; in Deutschland haben ihr erst Eberhard Schrader (seit 1872) und Friedrich Delitzsch (seit 1874) den Boden erobert. Gegenwärtig indessen ist dieses Stadium längst überwunden; durch die solide fortschreitende Arbeit einer großen Zahl tüchtiger, methodisch geschulter Gelehrter ist die Grammatik und das philologische Verständnis der Texte durchweg auch im einzelnen erschlossen und fest begründet worden. Wenn die Assyriologie in dieser Beziehung, dank der oben hervorgehobenen Eigenart der Schrift, vielfach weiter kommen konnte als die Aegyptologie — ein Keilschrifttext läßt sich ohne Mühe lesbar transkribieren, ein hieroglyphischer Text dagegen nicht —, und wenn sie vortreffliche, methodisch und stetig fortschreitende wissenschaftliche Arbeiten in großer Zahl aufzuweisen hat, so leidet sie doch auch jetzt noch an der Jugendkrankheit, daß sie dem Dilettantismus nicht streng genug die Wege gewiesen hat. Nur zu oft werden vorschnelle und überkühne Hypothesen aufgestellt und mit stürmischer Hast weiten Kreisen verkündet, oft auf Gebieten, auf denen ihren Urhebern jede eingehendere Vorbereitung und wissenschaftliche Schulung fehlt. Es kommt hinzu, daß von den Assyriologen im Gegensatz zu den Aegyptologen die Durcharbeitung des monumentalen, archäologischen Materials sehr vernachlässigt ist. Was so von Einzelnen gesündigt wird, fällt auf die Wissenschaft als Ganzes zurück, und was sie an ephemerer Popularität gewinnt, schädigt ihre wissenschaftliche Stellung und hemmt oft weit über Gebühr die Anerkennung und Verwertung der zahlreichen gesicherten und bedeutsamen Ergebnisse, die sie bereits gewonnen hat.

Über die Grundlagen der Entzifferung und des in den älteren Stadien der Assyriologie Erreichten orientieren am besten, außer J. Oppert, Expédition en Mésopotamie, 1859 ff. (aus dem sich aber viele verfehlte Vermutungen und willkürliche Lesungen lange Zeit erhalten haben), die Arbeiten von E. Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften ZDMG. XXVI, 1872, und Keilinschriften und Geschichtsforschung, 1878 (gegen A. v. Gutschmids Angriff, Neue Beiträge zur Geschichte des Alten Orients, 1876). — Von Grotefends Entzifferung war früher nur seine in Heerens Ideen I, 2. Aufl. 1805, gegebene Darstellung bekannt; seine ersten Arbeiten (1802 und 1803) hat W. Meyer, Nachr. Gött. Ges. 1893, veröffentlicht.

312. Die babylonische Keilschrift, hervorgegangen aus der Anpassung einer ursprünglichen Hieroglyphenschrift an das Schreibmaterial, ist von den Sumerern erfunden worden und diente daher ursprünglich zur Schreibung des Sumerischen; auch hier stehen, wie im Aegyptischen, ideographische Wortzeichen und phonetische Silbenzeichen neben einander, und das Element des reinen Lautzeichens (des Buchstabens) fehlt vollkommen. Diese Schrift ist dann von der semitischen Bevölkerung Sinears, den Akkadiern, übernommen und ihrer Sprache, für deren Charakter sie sehr wenig geeignet war, so gut es ging angepaßt worden. Es hat sich daraus eine Lautschrift gebildet, welche jede Silbe entweder durch eigene Zeichen, wie par, kit u. ä., bezeichnete oder auch in einfache, nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehende Zeichen auflösen konnte, indem sie pa + ar, ki + it schrieb. Doch stehen daneben nicht nur zahlreiche, teils aus dem Sumerischen übernommene, teils neugebildete Ideogramme, sondern vielfach sind auch ganze Worte und Wortgruppen aus dem Sumerischen übernommen worden. Diese Zeichen sind dann nicht phonetisch, ihrem Lautwert nach, auszusprechen, sondern beim Lesen durch das entsprechende semitische Wort zu ersetzen (wobei die grammatische Form entweder unbezeichnet bleibt oder durch ein sogenanntes phonetisches Komplement angedeutet wird). Solche sumerische „Ideogramme“ werden in den semitischen Texten gerade für die gewöhnlichsten Wörter sehr häufig verwendet (ebenso für

die Eigennamen, deren Aussprache daher so schwer zu ermitteln ist). Die Vermutung, daß die Keilschrift ursprünglich für eine nichtsemitische Sprache erfunden sei, hat sich daher bei der Entzifferung schon sehr früh aufgedrängt, und fand alsbald ihre Bestätigung dadurch, daß in der Bibliothek Assurbanipals zahlreiche lexikalische und grammatische Tafeln zu Tage kamen, in denen die Wörter beider Sprachen paradigmatisch in Parallelkolumnen neben einander stehen, ferner Texte in dieser fremden (sumerischen) Sprache mit assyrischer Interlinearversion, und endlich in Babylonien selbst in stets wachsender Zahl rein sumerische Inschriften aus der ältesten Zeit des Landes, daher auch in archaischen Schriftzügen. Seit 1874 ist allerdings diese vor allem von Oppert begründete Auffassung mit großem Scharfsinn von J. Halévy bekämpft worden; er behauptet, das Sumerische sei keine Sprache, sondern nur eine andere, ideographische Schreibung des Assyrischen. Aber obwohl diese Hypothese zeitweilig zahlreiche Anhänger gefunden hat, ist sie vollständig unhaltbar; sie vermag nicht nur keines der Probleme, welche die sumerische Schrift bietet, wirklich zu lösen, sondern sie führt in ihren Konsequenzen zu ganz unmöglichen Annahmen über die semitische babylonisch-assyrische Sprache selbst, von der aus sich die Entstehung der sumerischen Schrift und der Lautwert der Zeichen absolut nicht erklären läßt. Das stärkste Argument Halévys, daß sicher sumerisch zu lesende Inschriften aus alter Zeit und damit eine sumerische Vorzeit Babyloniens nicht aufzuweisen seien — denn manche der späteren scheinbar sumerischen Königsinschriften waren in der Tat nur entweder mit sumerischen Wortzeichen geschriebene semitische Texte oder aber Übersetzungen semitischer Texte ins Sumerische —, ist durch die Auffindung zahlreicher rein sumerischer Königsinschriften und Privaturkunden aus dem dritten Jahrtausend, vor allem in den Funden von Tello, widerlegt; zugleich zeigen die Darstellungen der Denkmäler mit voller Deutlichkeit, daß damals zwei Völker von ganz verschiedenem ethnographischen Typus, ein semitisches und ein nichtsemitisches, in Babylonien neben

einander gesessen haben. Allmählich ist denn auch ein tieferes Eindringen in das Verständnis des Sumerischen und seinen ganz unsemitischen Sprachbau und Wortschatz gelungen, vor allem durch die Arbeiten F. THUREAU-DANGINS. So kann jetzt HALÉVYS Hypothese als definitiv erledigt gelten; nur das bedeutende Verdienst ist ihr geblieben, daß sie eine energische Reaktion gegen die zeitweilig herrschende Tendenz herbeigeführt hat, die gesamte Kultur Babyloniens, Religion, Staat, Kunst, Literatur, sei rein sumerischen Ursprungs und von den Semiten sklavisch übernommen. Vielmehr zeigt sich, je weiter die Forschung vordringt, um so deutlicher, wie viel Eigenes die Semiten dem Sumerischen hinzugefügt und wie viel sie selbständig geschaffen haben.

Eingehen auf Einzelheiten, vor allem auf sprachlichem Gebiet, ist hier nicht am Platz; viele der ehemals hart umstrittenen Fragen, z. B. ob, wie jetzt feststeht, die Semiten Babyloniens Akkadier, die Nichtsemiten Sumerier heißen, oder umgekehrt, sind jetzt erledigt. Von dem älteren und jüngeren sumerischen Dialekt wird später zu sprechen sein (vgl. HAUPT, Akkad. und sumer. Keilschrifttexte, 1881 f., wo diese beiden Dialekte fälschlich mit diesen Namen bezeichnet sind). Zur Orientierung über die sprachlichen Fragen s. WEISSBACH, Die sumerische Frage, 1898; über die ethnographischen und historischen Probleme meine Abhandlung: Sumerier und Semiten in Babylonien, Abh. Berl. Ak. 1906.

313. Wie die Semiten Babyloniens, die Akkadier, die sumerische Schrift angenommen haben, so ist sie durch diese seit der Entstehung des großen semitischen Reichs Sargons weithin verbreitet worden. Wie andere Babylonien benachbarte semitische Stämme (Lulubaeer, Gutaeer) haben die Assyrer sie übernommen, und ebenso die Elamiten von Susa, die sie dann später zur Schreibung ihrer eigenen Sprache (der Sprache der zweiten Keilschriftgattung) verwandten. Zugleich haben die Schriftzeichen sich vielfach umgebildet und bei jedem Volk anders gestaltet; gemeinsam ist der späteren Entwicklung die Auflösung der Zeichen in Keile und die Umsetzung der Richtung aus der ursprünglichen vertikalen, mit linksläufigen Zeichen, in eine rechtsläufige horizontale. Spätestens im zweiten Jahrtausend ist die semitisch-babylonische Sprache und Schrift die allgemeine Ver-

kehrssprache der vorderasiatischen Welt geworden und daher nicht nur von den Semiten Syriens und den Pharaonen Aegyptens, sondern auch von den Reichen Nordsyriens und Kleinasiens (Mitani, Chetiter) verwendet worden; letztere haben mehrfach auch ihre eigene Sprache mit babylonischer Keilschrift geschrieben. In derselben Weise ist in dem armenischen (urartaeischen, chaldischen) Reich seit dem neunten Jahrhundert die assyrische Keilschrift verwendet worden. Inzwischen waren die westsemitischen Gebiete von der phoenikischen Buchstabenschrift erobert worden, die von den aramaeischen Kaufleuten auch nach Assyrien und Babylonien getragen wurde und seit der späteren Assyrerzeit im Privatgebrauch immer weiter um sich griff; in offiziellen Urkunden und in der Literatur und auch im Geschäftsleben Babyloniens hat sich dagegen die Keilschrift bis ins erste Jahrhundert v. Chr. erhalten. Auch hatte sie zeitweilig noch ein neues Gebiet erobert, indem aus ihr für die Schreibung des Iranischen durch eine Reduktion auf ganz wenige einfache Silbenzeichen die persische Keilschrift entwickelt wurde. Geschaffen ist diese vielleicht zunächst für das Mederreich; die Achaemeniden haben sie für Königsinschriften verwendet und die Übersetzungen ins Susische und Babylonische hinzugefügt, während für alle Urkunden und Erlasse auf Leder und Papyrus auch unter ihnen schon das Persische mit aramaeischen Buchstaben geschrieben wurde (vgl. Bd. III §§ 15. 28). Daher ist die persische Keilschrift sehr rasch abgestorben.

Quellen der babylonischen und assyrischen Geschichte

314. Die ältesten Denkmäler und Urkunden aus Sinear (Babylonien) stammen aus dem Anfang des dritten Jahrtausends. Es liegt sowohl in der Naturbeschaffenheit des Landes wie in der Gestaltung seiner Kultur, daß sie sich an Umfang und geschichtlicher Bedeutung mit den aegyptischen nicht messen können. Gestein ist in Babylonien ein äußerst seltener und kostbarer Artikel, der nur selten für Kunstdenkmäler und Inschriften

und fast gar nicht in Bauten verwendet wird; das einzige Baumaterial sind Lehmziegel. Daher sind zwar zahlreiche Stadtruinen erhalten, aber sie geben ein sehr monotones Bild und bieten verhältnismäßig wenig Bedeutsames, sowohl auf archäologischem wie auf speziell historischem Gebiet. Die Tempel und Paläste sind einförmige Backsteinbauten ohne reicheren künstlerischen Schmuck und gewähren inschriftlich kaum andere Ausbeute als die gleichmäßig sich wiederholenden Ziegelstempel der Könige, die sie erbaut haben. Die Gräber sind ganz einfach, und die reiche Belehrung, welche in Aegypten die Gräber gewähren, fehlt daher hier völlig. Von den bisher eingehender erforschten Ruinenstätten der älteren Zeit haben einzig Tello und in zweiter Linie Nippur eine reichere Ausbeute ergeben, darunter nicht wenige größere Königsinschriften auf Stein und Ton; dagegen hat z. B. die Aufdeckung des Palastes Nebukadnezars in Babel, so wichtig sie kulturgeschichtlich ist, die Erwartung, daß hier eine bedeutende Vermehrung unserer historischen Kenntnisse zu gewinnen sei, bisher völlig enttäuscht. Gewiß werden andere Stätten, wie Ur, Uruk, Kiš, Kutha u. a. noch manches wertvolle Dokument bergen; aber wesentlich anders als bisher wird sich unser Material schwerlich gestalten. Um so reicher und überraschender sind die Ergebnisse gewesen, welche die Aufdeckung der Ruinen von Susa nicht nur für die Geschichte Elams, sondern auch für die Babyloniens gebracht hat; denn die Elamiten haben bei ihren Plünderungszügen altbabylonische Monumente in großer Zahl, bis zu den Zeiten der Könige von Kiš und von Akkad hinauf, hierher verschleppt, darunter das berühmte Gesetzbuch Chammurabis.

Übersicht der Geschichte der Ausgrabungen bei Hilprecht, Explorations in Bible Lands 1903; die der letzten Jahre bei King u. Hall, Egypt and Western Asia in the light of recent discoveries, 1907. — Für Assyrien: Botta et Flandin, Monument de Ninive, 5 vol., 1849. Place, Ninive et l'Assyrie, 3 vol., 1867. Layard, Ninive and its Remains, 2 vol., 1849; Ninive and Babylon, 1853. G. Smith, Assyrian discoveries, 1875. — Für Babylonien: Loftus, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana, 1857. Oppert, Expédition en Mésopotamie, 2 vol.,

1859 ff. — Über Tello: Découvertes en Chaldée, herausgegeben von DE SARZEC und HEUZEY seit 1877, und dazu HEUZEYS Catalogue des antiquités chaldéennes du Louvre, 1902. — Nippur: The Bab. Exped. of the University of Pennsylvania, herausgegeben von HILPRECHT, seit 1893. CL. S. FISHER, Excavations at Nippur, seit 1906. — Susa: DE MORGAN, Délégation en Perse (3 Serien: Rech. archéol., Textes élamites-sémitiques, Textes élamites-anzanites). — Über die deutschen Ausgrabungen: Mitteilungen der Deutschen Orientges., seit 1899. — Die wichtigsten Textpublikationen älterer Zeit sind LAYARD, Inscr. in the Cun. Character, 1851, und die 5 Bände des unter RAWLINSONS Leitung herausgegebenen Londoner Inschriftenwerkes: The Cun. Inscr. of Western Asia (zitiert IR—VR), sowie jetzt dessen Fortsetzung: Cuneiform Texts in the Brit. Mus. — Sammlung der meisten bis dahin bekannten historischen Texte in Transkription und Übersetzung in der von EB. SCHRADER herausgegebenen Keilinschr. Bibliothek Bd. 1—3; Bd. 4 enthält Texte juristischen und geschäftlichen Inhalts von PEISER, Bd. 5 die Amarnatafeln von H. WINCKLER, Bd. 6 Mythen und Epen von P. JENSEN. [Die Werke von J. MÉNANT, Annales des rois d'Assyrie, 1874, und Babylone et la Chaldée, 1875, waren äußerst flüchtig gearbeitet und sind jetzt völlig wertlos.] Alle altbabylonischen geschichtlichen Texte bis zum Ende des Reichs von Sumer und Akkad hat jetzt F. THUREAU-DANGIN, Les inscr. de Sumer et d'Akkad, 1905, deutsch: Die sumer. und akkad. Königsinschriften, 1907 (Vorderasiat. Bibl. I 1), vortrefflich bearbeitet. — Übersicht der erhaltenen geschichtlichen Texte bei BEZOLD, Überblick der bab.-assyr. Literatur, 1886. O. WEBER, Die Literatur der Bab. und Ass., 1907.

315. Nur éine Gattung von Denkmälern ist in den Ruinen Babyloniens in geradezu unerschöpflicher Fülle vertreten: das sind die auf Tontafeln aufgezeichneten Urkunden des Verkehrslebens (einschließlich Rechnungen, Verzeichnissen von Lieferungen und Abgaben, Briefen u. ä.). Im Gegensatz zu dem Papyrus Aegyptens ist das Material, auf dem sie geschrieben sind, so gut wie unzerstörbar, wenigstens wenn der Ton gebrannt ist; so sind uns aus den drei Jahrtausenden der babylonischen Geschichte unzählige solcher Urkunden teils vollständig, teils in Fragmenten erhalten. Sie reichen bis in die ersten Anfänge der Geschichte des Landes hinauf; denn schon damals bestand im Bereich der sumerischen Herrschaft ein reich entwickeltes und mannigfaltiges wirtschaftliches Leben. Ihre Bedeutung liegt teils in dem Einblick, den sie in seine

Gestaltung und seine rechtlichen Ordnungen gewähren, teils in den unmittelbar auch der politischen Geschichte zu gute kommenden Datierungen und den gelegentlichen Erwähnungen geschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse. — Ein großer Teil dieser Urkunden stammt aus den Archiven der Tempel und enthält daher vor allem Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben der Tempel, Opfer u. ä.; doch war es Brauch, daß auch die Privatleute ihre Urkunden in den Tempeln deponierten. Daneben haben sich, vor allem aus der Zeit des chaldaeischen Reichs und der Perserherrschaft, umfangreiche Privatarchive von Geschäftshäusern in Babylon und Nippur erhalten. Aus den Tempelschulen sind weiter zahlreiche Tafeln mit Schreib- und Rechenübungen erhalten, ferner grammatische, lexikalische, mathematische, astronomische Lehrbücher und Aufzeichnungen, Hymnen und Gebete, Zauberformeln u. ä. — die natürlich auch den Bedürfnissen des Kultus dienten —, und gelegentlich auch rein literarische Texte, Mythen und Sagen, ähnlich den aegyptischen Schreiberpapyri. Ebenso sind babylonische Sagenerzählungen nach Aegypten gekommen und dort von den Schreibern Amenophis' III. und IV. als Hilfsmittel zur Erlernung der babylonischen Schrift benutzt worden. — Ähnliche Archive können auch in den Königspalästen nicht gefehlt haben (wenn auch die staatlichen Dokumente zum Teil in den Tempeln deponiert sein mögen); doch ist von derartigen Urkunden in Babylonien bisher so gut wie nichts zu Tage gekommen. Ebenso hat sich die Hoffnung nicht erfüllt, daß man hier wirkliche Bibliotheken nach Art der Assurbanipals (§ 317) finden werde: sie beruhte auf einer lange Zeit herrschenden und auch jetzt noch weit verbreiteten Überschätzung der Höhe der babylonischen Kultur. Nur von einer speziellen Gattung babylonischer Dokumente sind viele Exemplare erhalten, Belehnungsurkunden auf hartem Stein (kudurru), in denen ein König Grundbesitz verleiht und mit Privilegien ausstattet. — Eine Ergänzung der Urkunden bilden die in großer Zahl erhaltenen Siegelcylinder und Siegelabdrücke, die nicht nur für die Kultur und Religion, sondern oft auch für die

politische Geschichte von großer Bedeutung sind; manche alte Königsnamen kennen wir nur durch sie.

Eine gute Orientierung über den Bestand der babylonischen Tempelarchive und Tempelschulen gibt M. JASTROW, Did the Bab. Temples have Libraries?, J. Amer. Oriental Soc. XXVII, 1906. [Die erbitterte, an HILPRECHTS Behauptungen über den Bestand der „Tempelbibliothek" von Nippur anknüpfende Kontroverse brauchen wir hier nicht zu berühren; was HILPRECHT, Babyl. Exped. XX, part 1, 1906, über dieselbe mitteilt, stimmt zu der Darstellung JASTROWS, der die im Text gegebenen Angaben sich anschließen.]

316. Wesentlich anders liegt das Material in Assyrien. Denn wenn auch die assyrische Kultur auf babylonischer Grundlage ruht, so ist sie doch keineswegs, wie man lange Zeit angenommen hat, nur eine sklavische Kopie der babylonischen Vorbilder gewesen, sondern hat, zum Teil unter Einwirkung westlicher Einflüsse, vielfach ihre eigenen Wege eingeschlagen. Es kommt hinzu, daß den Assyrern für ihre Bauten neben den Ziegeln Steinmaterial zur Verfügung stand und daß wenigstens die späteren Könige ihre Paläste mit Alabasterplatten ausgelegt haben, die mit Reliefdarstellungen ihrer Taten und ihres Lebens und ausführlichen erläuternden Inschriften geschmückt sind; ergänzt werden sie durch die zusammenfassenden Königsannalen, die meist auf Cylindern oder Prismen aufgezeichnet sind. Auch scheint bei ihnen, entsprechend ihrem kriegerischen Charakter und ihren großen Erfolgen, das Streben, ihre Taten in sachlich gehaltenen Berichten zusammenhängend darzustellen und der Nachwelt zu überliefern, weit stärker entwickelt zu sein als bei den babylonischen Herrschern — ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen den historischen Inschriften der meisten aegyptischen Könige (abgesehen etwa von Thutmosis III.) und denen der Aethiopen. Überdies hat die plötzliche und systematische Zerstörung aller Assyrerstädte (Assur, Kalach, Ninive, Dûr-Sargon) im Jahre 606 v. Chr. hier das vorhandene Material großenteils mit verhältnismäßig geringen Beschädigungen, ja vielfach unversehrt bis auf die Ausgrabungen unserer Zeit geborgen, während die babyloni-

schen Städte im Verlauf der alten Geschichte wiederholt ausgeplündert sind, vor allem von den Elamiten und den Assyrern, und dann bei ihrem allmählichen Verfall ununterbrochen weiteres Material zerstört oder verschleppt worden ist. So erklärt es sich, daß wir aus Assyrien ein sehr viel reicheres historisches Material besitzen und daß uns namentlich die Geschichte der großen Eroberer, zunächst Assurnâṣirpals (884—860) und Salmanassars II. (860—824), sodann die der Zeit von Tiglatpileser IV. (745—727) bis auf Assurbanipal (668—626) in einzigartiger Fülle bekannt ist. Zu den Urkunden und Erzählungen der Könige kommen zahlreiche weitere hinzu, Berichte an den Herrscher, Orakel, Gebete, Briefe u. ä.; auch an Privaturkunden fehlt es hier so wenig wie in Babylonien. Für die ältere Zeit ist das Material noch sehr lückenhaft und von den Zufälligkeiten der Anfertigung und Erhaltung großer Königsinschriften abhängig; doch ist es auch hier durch die Fortführung der Ausgrabungen in Assur in ständigem Wachsen begriffen. Mit den späteren Jahren Assurbanipals bricht unsere Information jäh ab; aus den Zeiten des Verfalls und Untergangs der assyrischen Großmacht haben wir kaum irgendwelche gleichzeitige Dokumente. Vom medischen Reich hat sich bis jetzt noch kein einziges Denkmal gefunden; und auch die Könige des neubabylonischen oder chaldaeischen Reichs, vor allem Nebukadnezar (605—562) und Naboned (556—539), haben zwar eine weit größere Anzahl von Inschriften hinterlassen als irgendwelche ältere babylonische Könige, abgesehen von Chammurabi und einzelnen Herrschern von Tello; aber an Vollständigkeit des Materials können sie mit den großen Assyrerkönigen nicht rivalisieren, und über die äußere Geschichte ihres Reichs fehlen auch hier fast alle Nachrichten; nur die Inschriften Naboneds gehen gelegentlich etwas näher darauf ein.

317. Aber die Ruinen Ninives haben uns noch weit mehr geboten. König Assurbanipal hat in seinem Palast eine große Bibliothek angelegt, für die er das Material systematisch in den Archiven Assyriens und Babyloniens sammeln und kopieren (und zweifellos auch durch die Arbeiten seiner eigenen Ge-

lehrten ergänzen) ließ; und von dieser gewaltigen Sammlung sind uns über 20000 Tontafeln wenigstens in ansehnlichen Bruchstücken erhalten. Ihr verdanken wir nicht nur die § 312 erwähnten grammatischen und lexikalischen Sammlungen, sondern überhaupt weitaus das meiste, was uns von babylonisch-assyrischer Literatur erhalten ist, einschließlich zahlreicher sumerischer Texte; so vor allem die Überreste der mythologischen und religiösen, der rituellen, magischen, astrologischen, mathematischen, medizinischen Werke, sowie große Sammlungen von Vorzeichen. Ein großer Teil all dieser Werke geht auf die Zeit der ersten Dynastie von Babel (um 1900 v. Chr.), angeblich zum Teil sogar auf Sargon zurück und ist von Originalen aus Babel selbst kopiert, während andere aus Nippur, Ur, Kutha, Assur stammen. Außerdem aber sind hier auch zahlreiche historische Texte erhalten, teils Abschriften alter und junger babylonischer und namentlich assyrischer Urkunden, Berichte (darunter astrologische Aufzeichnungen, Orakelanfragen u. ä.), Briefe, teils Chroniken, Beamtenlisten, Annalen, Weih- und Bauinschriften einzelner Herrscher.

Grundlegend ist Bezold, Catalogue of the Cun. Tablets in the Kouyunjik Collection of the British Museum, 5 vol. (20549 Nummern). Eine sehr nützliche Orientierung nach den Hauptgegenständen und der Herkunft der Texte bietet der § 315 A. angeführte Aufsatz Jastrows p. 174 ff.

318. Neben den Königsinschriften mit geschichtlichem Inhalt hat es in Babylonien seit alter Zeit fortlaufende geschichtliche Aufzeichnungen, Annalen, gegeben. Sie entwickeln sich wie in Aegypten teils im Anschluß an die Listen der Jahrnamen und Regierungen (§ 323), teils aus den am Hofe geführten Journalen. Ausführlichere Erzählungen, wie später in den assyrischen Königsannalen, hat es schwerlich schon gegeben, sondern nur kurze Aufzeichnungen der wichtigsten Begebenheiten; aber eine derartige, offenbar auf zeitgenössische Überlieferung zurückgehende Chronik liegt uns in späterem Auszug schon für Sargon und Naramsin von Akkad vor (§ 397) und ist auch für ein Werk über die Deutung der Lebervor-

zeichen benutzt, die an ihren Taten exemplifiziert werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ähnliche Annalen schon in den ältesten sumerischen Reichen existiert haben; bedurfte man derselben doch notwendig als Ergänzung der Streitigkeiten und Verträge über Grenzgebiete, auf die die alten Inschriften von Tello mehrfach Bezug nehmen. Die Assyrerkönige haben umfängliche Annalen ihrer Taten aufzeichnen lassen, aus denen (ebenso wie bei Thutmosis III.) die längeren oder kürzeren Erzählungen ihrer Inschriften exzerpiert sind. Von der Regierung Naboneds ist uns eine kurze, erst nach seinem Tod und dem Siege des Kyros redigierte Chronik erhalten, und gleichartige Annalen der einzelnen Regierungen werden wohl auch sonst ständig geführt worden sein. Aus solchen Aufzeichnungen sind dann weiter die zusammenfassenden kürzeren oder längeren Chroniken hervorgegangen, von denen wenigstens einige Bruchstücke aus verschiedenen Epochen der babylonischen Geschichte und eine ausführlichere Chronik der Jahre 745—668 erhalten sind. Auch die „Synchronistische Geschichte“, eine zusammenhängende Darstellung der Grenzstreitigkeiten zwischen Assyrien und Babylonien von der Mitte des sechzehnten bis zum Ende des neunten Jahrhunderts, geht offenbar auf derartige Chroniken zurück. Auch die Assyrer müssen zusammenfassende Annalen gehabt haben, obwohl davon nichts erhalten ist, wie die häufige Erwähnung älterer, genau datierter Ereignisse in den Königsinschriften zeigt; zum Teil mögen solche Chroniken auch in den Tempelarchiven geführt worden sein, im Anschluß vor allem an die Bauten und Restaurationen. Daß bei diesen Chroniken Versehen und Verwirrung, namentlich auf chronologischem Gebiet, eintreten konnte, ist sehr begreiflich (vgl. § 327. Über die Königslisten s. §§ 325. 329). — Die Chroniken sind, wie bei den Aegyptern und anderen Völkern auch, nach oben in die Zeit der Sage und der mythischen Überlieferung bis zu der großen Flut und den Königen vor derselben und schließlich bis zu der Götterherrschaft und der Weltschöpfung hinauf ergänzt worden. Neben einer systematischen, chronologisch geordneten Darstellung

hat man den Erzählungen auch hier die Form von Königsannalen gegeben, in denen die alten Herrscher der Sage wenigstens zum Teil in erster Person selbst von ihren Taten berichten; in derselben Weise ist auch die Volkssage von König Sargon von Akkad aufgezeichnet worden, die hier neben die geschichtliche Chronik seiner Taten tritt (§ 397).

Über die Königsannalen s. bei den einzelnen Regierungen. — Chroniken: Sargon und Naramsin von Akkad und ihre Nachfolger bis in die Kossaeerzeit: King, Chronicles concerning early Bab. Kings, 2 vol. 1907 (= Studies in eastern History), vol. II, 3 ff., zwei Chroniken, von denen die zweite, fragmentarische, den Schluß der ersten zum Teil wiederholt und fortsetzt; dazu die Leberomina von Sargon und Naramsin, in zwei Exemplaren: King l. c. p. 25 ff. (früher IV R 34. Keilinschr. Bibl. III 102 ff. u. a.). — Chronik S oder A, sehr fragmentarisch, kurze Liste der bab. Könige bis zum 10. Jahrhundert: King l. c. 46 ff. (früher weniger vollständig bei Smith, TrSBA. III 371 ff. Keilinschr. Bibl. II 272 ff.). — Chronik P, über Kämpfe zwischen Babylonien und Assyrien im 14. und 13. Jahrhundert: Pinches, JRAs. Soc. 1894, 811 ff. Winckler, Altorientalische Forschungen I 297 ff. (vgl. S. 115. 122 ff.). Delitzsch, Die Bab. Chronik (Abh. Sächs. Ges. 25, 1906) S. 43 ff. — Nahe verwandt ist die „Synchronistische Geschichte“ (ein Haupttext und Bruchstücke von zwei Duplikaten): II R 65, I. III R 4, 3. Winckler, Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte S. 148 ff. Übersetzung von Winckler, Keilinschr. Bibl. I 194 ff. — Chronikartige Notizen aus späterer Zeit: King l. c. p. 57 ff. 70 ff. — Bab. Chronik B, 745—668: Winckler, Z. Assyr. II 148 ff. Pinches, JRAs. Soc. 1887 [zum Teil bei Knudtzon, Assyr. Gebete an den Sonnengott, Tafel 59]. Delitzsch, Assyr. Lesestücke, 4. Aufl., S. 137 ff. Übersetzung: Keilinschr. Bibl. II 274 ff. (manchmal flüchtig). Delitzsch, Die bab. Chronik, Abh. sächs. Ges. 25, 1906. — Mit der Selbsterzählung der Sargonsgeschichte (§ 397) ist verwandt die Erzählung des Xisuthros von der Flut im Gilgamešepos, die Sage vom König von Kutha (Zimmern, Z. Ass. XII 317 ff. Jensen in der Keilinschr. Bibl. VI 290 ff.) u. a. — Weiteres lehrt Berossos § 320 und die Liste der Könige nach der Flut § 329.

319. Während wir über die Geschichte Babyloniens trotz der sich fortwährend mehrenden Funde nur sehr lückenhaft unterrichtet sind (namentlich über das Jahrtausend vom Beginn der Kossaeerherrschaft bis auf Tiglatpileser, ca. 1760—745, besitzen wir kaum irgendwelche zusammenhängende Kunde), die

Assyriens dagegen wenigstens in der Glanzzeit des Reichs, vom neunten bis siebenten Jahrhundert, genauer bekannt ist als irgend ein anderer Abschnitt der orientalischen Geschichte vor den Persern oder als die der hellenistischen Staaten, so lag im Altertum die Sache gerade umgekehrt. Das Assyrerreich und das assyrische Volk mit seinen Städten waren in einer großen Katastrophe zu Grunde gegangen und lebten im Gedächtnis nur noch in sagenhaften Umrissen fort; die Städte Babyloniens dagegen und ihre Traditionen bestanden weiter und traten seit der Perserzeit mit den Griechen in vielfache, immer intensiver sich gestaltende Berührung. So erklärt es sich, daß, als seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts die griechische Geschichtschreibung entstand, sie zwar über die spätere Geschichte Babyloniens in der Chaldaeerzeit und die Sitten und Denkmäler Babels recht gute Nachrichten geben konnte — auch hier steht, wie bei Aegypten, die Schilderung Herodots, der einige geschichtliche Notizen eingefügt sind, in erster Linie —, dagegen vom Assyrerreich nur dürftige und entstellte Kunde besaß. Allerdings reichte die assyrische Großmacht noch in die Zeit hinab, in der die geschichtliche Erinnerung der Griechen beginnt, und vereinzelte Erwähnungen zeigen, daß die ältesten ionischen Geschichtschreiber noch manche brauchbare Nachricht über die Assyrer bewahrt hatten; davon würden wir mehr wissen, wenn Herodot seinen Plan, eine assyrisch-babylonische Geschichte (Ἀσσύριοι λόγοι) zu schreiben, hätte ausführen können. Aber auch bei ihm schon sind die geschichtlichen Tatsachen vielfach aufs stärkste verschoben: er läßt die Assyrer 520 Jahre über das obere Asien herrschen (I 96) bis auf den Abfall der Meder um 710 v. Chr., so daß die Assyrerherrschaft nach ihm eben in der Zeit zu Ende geht, wo sie tatsächlich ihren Höhepunkt erreicht hat und gerade die Meder vollständig von den Assyrern unterworfen werden; er führt ihr Reich auf Ninos, Sohn des Belos, eines Nachkommen des Herakles, zurück, und leitet von ihm auch die lydischen Könige ab (I 7). Aber er kennt die historische Semiramis des achten Jahrhunderts (I 184), den histo-

rischen Sardanapal, d. i. Assurbanipal (II 150), den Zug Sanheribs gegen Aegypten (II 141) und die Zerstörung Ninives durch Kyaxares von Medien (I 106). Als dann aber ein Menschenalter später der Leibarzt Artaxerxes' II. Ktesias von Knidos ein ausführliches Werk über die Geschichte des Orients schrieb (vgl. Bd. III § 4), in dem er auf Grund seiner Kenntnis orientalischen Lebens durchweg gegen Herodot polemisierte, zeigte sich nur, wie sehr sich die Tradition inzwischen verschlechtert hatte. An Stelle der älteren Nachrichten setzte er ein großes, ganz Vorderasien vom Aegaeischen Meer bis zum Indus umfassendes Assyrerreich, das von Ninos und Semiramis begründet sei und unter tatenlosen Königen über 1300 Jahre lang bestanden habe, bis es um 880 v. Chr. unter Sardanapal von dem Meder Arbakes und dem Babylonier Belesys zerstört wurde; daran schloß sich dann ein eben so phantastisches Mederreich von 220jährigem Bestand. Wenn er sich für seine Königslisten auf authentische Urkunden auf Pergament (βασιλικαὶ ἀναγραφαί oder διφθέραι Diod. II 22, 1. 5. 32, 4) berief, so ist das, wie so vieles was er berichtet, offenkundige Fälschung; und auch in seinen sonstigen Erzählungen sind zwar orientalische Sagen benutzt, aber mit griechischen Kombinationen durchsetzt und zu einem phantastischen Roman zurechtgestutzt. Diese völlig unhistorischen Erfindungen haben dann, in mannigfachen Variationen, die spätere Überlieferung des Altertums und die Auffassung der Neuzeit beherrscht, bis die Ergebnisse der Entzifferung der assyrischen Inschriften sich allmählich allgemeine Anerkennung errangen.

Zu Herodots assyrischer Geschichte vgl. Forsch. I 161 ff.; über die Ἀσσύριοι λόγοι (I 106. 184) Forsch. II 198 f. Ἀσσυρία bedeutet bei Herodot die persische Provinz Babylonien (Bd. III § 84 A). — Reste älterer ionischer Geschichtschreibung liegen auch in den Angaben über Sardanapal (Anakyndaraxes) vor, vgl. Forsch. I 176. 203 ff. II 541 ff. Es hat auch ein Hesiodisches Epos gegeben, in dem die Zerstörung Ninives erzählt war: Aristot. hist. anim. VIII 18, 2 p. 601 (Hesiod. fr. 208 Rzach ed. min., fr. 279 ed. maior). — Ktesias' assyrische und medische Geschichte ist im Auszug bei Diodor lb. II erhalten, durch Vermittlung eines hellenistischen Schriftstellers, wahrscheinlich des Aga-

tharchides, s. MARQUART, Die Assyriaka des Ktesias, im Philologus Suppl. VI, 1892.

320. Im Gegensatz zu den griechischen Nachrichten hat, wie in Aegypten Manetho, so in Babylonien der chaldaeische Priester Berossos um 280 v. Chr. die Geschichte seiner Heimat auf Grund der einheimischen Überlieferungen in drei Büchern Βαβυλωνιακά dargestellt, die er dem Antiochos I. widmete; daneben hat auch er die „Weisheit der Chaldaeer", die Astrologie, den Griechen zugänglich zu machen gesucht, wie er denn auf Kos eine astrologische Schule eröffnet hat (Vitruv IX 7). Sein Geschichtswerk ist durch Alexander Polyhistor (um 70 v. Chr.) in Auszügen der griechischen Welt zugänglich geworden; daher wird es von Athenaeos (XIV 639 c) einmal zitiert und sind Auszüge auch in die in christlicher Zeit umlaufende pseudo-apollodorische Chronik gekommen (ebenso wie die thebanische Königsliste des Eratosthenes [§ 161 A.] und die Königslisten der griechischen Urzeit); auch ist es in der Kaiserzeit von einem gewissen Abydenos in ionischem Dialekt bearbeitet und mit der assyrischen Geschichte des Ktesias verbunden worden. Im übrigen ist es ihm ergangen wie dem Manetho: während die astrologischen Lehren allmählich in der abendländischen Kultur Boden gewannen, ist die einheimische Geschichtsüberlieferung von den Griechen ignoriert worden; dabei hat mitgewirkt, daß sie an Babylonien nie so viel Interesse genommen haben wie an Aegypten, und daß es ihnen seit 129 v. Chr. auch politisch und kulturell entfremdet wurde. Dagegen haben die Juden und Christen die Auszüge aus Berossos als Bestätigung der Bibel eifrig benutzt. Was wir von Überresten des Berossos (durchweg durch Vermittlung des Alexander Polyhistor) besitzen, ist auch hier bei Josephus und Eusebius (resp. Synkellos) erhalten; letzterem verdanken wir auch die Fragmente des Abydenos. Aber die Auszüge beschränken sich fast ausschließlich auf die Sagengeschichte der Urzeit, vor und unmittelbar nach der großen Flut, und auf die Zeit der näheren Berührung zwischen Juda und Babylon von Sanherib abwärts. In diesen Abschnitten zeigt sich Berossos

durchweg vortrefflich unterrichtet; er gibt nicht nur die einheimische Sage getreu wieder (zu manchen seiner Erzählungen sind die keilschriftlichen Paralleltexte, die unzweifelhaft vorhanden waren, noch nicht wiedergefunden), sondern auch einen durchweg zuverlässigen und namentlich auch chronologisch korrekten Abriß der geschichtlichen Ereignisse. Das erste Buch behandelte die Urzeit bis zur Flut, das dritte die Zeit von der assyrischen Eroberung durch Tiglatpileser IV. im Jahre 731 an; für die dazwischenliegende Zeit, für die im wesentlichen nur eine trockene Königsliste gegeben war (Euseb. I p. 7), besitzen wir lediglich ein kurzes Dynastienverzeichnis bei Eusebius I p. 25. Berossos hat die Zeit von der Flut bis zum Tode Alexanders d. Gr. auf 36000 Jahre, d. i. 10 Saren zu 3600 Jahren, angesetzt (ebenso die Zeit vor der Flut auf 120 Saren = 432000 Jahre) und, um diese Zahl zu gewinnen, die erste Dynastie nach der Flut, die noch mit mythischen Königen beginnt, auf 86 Regierungen mit 34090 Jahren angesetzt (die ersten dieser Könige herrschen noch weit über 1000 Jahre); dann folgen die eigentlich geschichtlichen Herrscher in mehreren Dynastien bis auf Alexander mit zusammen 1902 Jahren. Die Liste seiner Dynastien ist:

1.	Dyn.	86 Könige nach der Flut .	34090 J.		bis 2233 v. Chr.
2.	„	8 Meder	224 „	=	2232—2009 „ „
3.	„	11 Könige	48 „	=	2008—1961 „ „
4.	„	49 Chaldaeer	458 „	=	1960—1503 „ „
5.	„	9 Araber	245 „	=	1502—1258 „ „
6.	„	45 Könige	526 „	=	1257— 732 „ „
[7.	„	Die Könige von 731 bis auf Alexander, d. i.	401 „]	=	731— 331 „ „

Daß die Zahlen des Berossos korrekt überliefert sind, kann als sicher, daß sie auf die in den keilschriftlichen Listen aufgezählten Dynastien von Babel (§ 325 f.) zu deuten sind, wenigstens als wahrscheinlich gelten; aber mit den völlig authentischen Daten, welche diese bieten, stehen sie in absolutem Widerspruch, der eine Aufklärung bis jetzt noch nicht gefunden hat.

Das chronologische System des Berossos habe ich in den Beitr. z. Alten Gesch. (Klio) III 131 ff. klar gelegt; Schwartz in seinem Artikel Berossos bei Pauly-Wissowa geht in den Einzelheiten mehrfach in die Irre. Daß der Zeitraum, aus dem Kallisthenes dem Aristoteles astronomische Beobachtungen aus Babylon gesandt hatte, bis auf Alexander 1903 Jahre umfasse [hier ist Alexanders erstes Jahr 330 v. Chr. als das 1903. Jahr gerechnet], sagt Simplicius zu Aristot. de coelo II 12 p. 504 Heiberg. Daß die 6. Dynastie bis auf Phul = Tiglatpileser IV. reichte, sagt Eusebius ausdrücklich; Nabonassar, der bei Syncellus p. 389 f. (vgl. Euseb. chron. I p. 7) hereingezogen wird (vgl. § 321 A.), ist hier völlig fern zu halten. Für die 1. Dynastie gibt Eusebius 33091 J., Sync. p. 147 34090 J. und zugleich 9 Saren 2 Neren 8 Sossen = 34080 J., wobei die Einer weggefallen sind. — Eine sehr wichtige Ergänzung des Berossos bildet die babylonische Kosmogonie, die aus Eudemos bei Damascius de pr. princ. c. 125 erhalten ist.

321. Außerdem ist uns durch griechische Vermittlung noch ein anderes wichtiges Dokument erhalten. Die alexandrinischen Astronomen haben die babylonischen Sternbeobachtungen von der Zeit des Königs Nabonassar (747—734) an übernommen und verwertet, und so sind sie auch uns im Almagest des Ptolemaeos erhalten. Sie waren natürlich nach babylonischer Weise datiert; die Tagdaten sind aber auf das von den griechischen Astronomen ausschließlich benutzte aegyptische Wandeljahr von 365 Tagen umgerechnet. Dagegen ist die Datierung nach babylonischen Königsjahren beibehalten. Um sie also verwerten zu können, war eine Königsliste unentbehrlich, die uns in den astronomischen Handschriften erhalten und auch von der späteren Chronographie mehrfach benutzt ist, der sogenannte Ptolemäische Kanon, dessen Daten somit astronomisch völlig exakt sind und sich denn auch an dem reichen aus dieser Zeit vorliegenden Material durchweg bestätigt haben. Man hat auch die Jahre durchgezählt und redet dann von einer Aera Nabonassars (beginnend nach aegyptischen Jahren am 1. Thout = 26. Februar 747); dadurch ist der Schein entstanden, als habe diese historisch gänzlich unbedeutende Regierung in der babylonischen Geschichte Epoche gemacht oder eine neue Dynastie begonnen. Zu ihrer Erklärung hat der christliche Chronograph Panodoros die ab-

surde Fabel erfunden, die auch gegenwärtig noch Gläubige findet, Nabonassar habe die Urkunden seiner Vorgänger vernichtet (Sync. p. 389, wo als Autoritäten dafür natürlich Alexander Polyhistor und Berossos angeführt werden, obwohl ja gerade Berossos selbst die vollständige Liste der früheren Könige gegeben hat!). — Neben den griechischen Quellen kommen natürlich für die Zeit von 745 ab auch die völlig authentischen, aber sehr dürftigen und lückenhaften Angaben des Alten Testamentes in Betracht.

Beste Ausgabe des Ptol. Kanons bei WACHSMUTH, Einleitung in das Studium der Alten Gesch. 304 f. [hinzu kommt der von NÖLDEKE bei SCHRADER, Ber. Berl. Ak. 1887, 947 ff. mitgeteilte syrische Text des Elias von Nisibis]; über seine Anlage und sein Verhältnis zu den einheimischen Dokumenten Forsch. II 453 ff. — Die Aera Nabonassars wird von Censorin de die nat. 21, 9 (als aegyptisch) erwähnt und hat auch bei Euseb. chron. I p. 7 eingewirkt, vgl. § 320 A. Panodoros, dem Synkellos (und andere byzantinische Chroniken) folgen, hat seine Daten mit den Auszügen aus Berossos und Ktesias (Kastor u. a.) verbunden, auch den Zoroaster eingemischt (Sync. p. 147 ff. 169 f. 172. 388 ff.). Ich bemerke noch, daß die babylonische Chronik B (§ 318 A.) nicht mit Nabonassar 747 beginnt, wie oft behauptet wird, sondern mit Tiglatpileser IV. 745 v. Chr.

322. Von den neueren Werken über die Geschichte Babyloniens und Assyriens haben die älteren (Sir H. RAWLINSON, G. RAWLINSON, G. SMITH u. a., ferner MARCUS NIEBUHR, Gesch. Assurs und Babels 1857) nur noch historisches Interesse. Großen Wert besitzen auch jetzt noch die zahlreiche Einzelprobleme behandelnden und das Material übersichtlich zusammenstellenden Werke von EBERHARD SCHRADER, Keilinschriften und Geschichtsforschung 1878 und Die Keilinschriften und das Alte Testament, 2. Aufl. 1883; dazu kommt die Bearbeitung eines großen Teils der keilinschriftlichen Geographie durch FR. DELITZSCH (unter dem Titel: Wo lag das Paradies? 1881). Sorgfältig und umsichtig hat TIELE, Babylonisch-assyr. Geschichte 1886 f., das gesamte historische Material gesammelt und durchgearbeitet; ebenso namentlich für die älteren Zeiten HOMMEL, Gesch. Bab. und Ass. 1885. In den letzten Jahr-

zehnten haben die Schriften Hugo Wincklers vielfach neue Anregung gebracht, wenn auch nur zu häufig verbunden mit vorschnellen und unhaltbaren Kombinationen, zumal seit er, befangen in rückständigen mythologischen und religionsgeschichtlichen Theorien, in Babylonien die Heimat einer auf Deutung der Himmelserscheinungen beruhenden „orientalischen Weltanschauung“ entdeckt zu haben glaubt, die alles irdische Handeln der Menschen beherrscht habe. Dadurch ist der Abriß der Geschichte und Geographie fast unbenutzbar geworden, den er in dem von ihm und Zimmern verfaßten Werk „Die Keilinschriften und das Alte Testament“ 1903 (das sich fälschlich für eine dritte Auflage des gleichnamigen Schraderschen Werkes ausgibt) gegeben hat, während die Bearbeitung der babylonischen Religion durch Zimmern in demselben Werk eine sorgfältige und zuverlässige Darstellung der Tatsachen gibt. Für die Geschichte der Kultur und der Kunst fehlt es noch gänzlich an gründlichen Arbeiten, so reiches Material vorliegt. Die Bearbeitung der Kunstgeschichte durch Perrot und Chipiez, Hist. de l'art II 1884, ist unzulänglich und durch neuere Funde überholt. Für das älteste Babylonien hat L. Heuzey in seiner Publikation der Funde von Tello (§ 383) die Grundlagen geschaffen; daran schließt sich meine Arbeit: Sumerier und Semiten in Babylonien (Abh. Berl. Ak. 1906). — Für die Zeiten der assyrischen Großmacht hat sich das Material seit Jahrzehnten verhältnismäßig wenig vermehrt; für die altbabylonische Geschichte dagegen haben erst die Ausgrabungen der letzten 25 Jahre ein reiches, noch ständig anwachsendes Material erschlossen, für dessen geschichtliche Verwendung außer den Publikationen der Denkmäler selbst (§ 314) die Arbeiten von Thureau-Dangin und L. W. King (vor allem Letters and inscriptions of Hammurabi, 1900, und Chronicles concerning early Bab. Kings, 2 vol., 1907) das Wichtigste geleistet haben.

Von Wincklers einschlägigen Arbeiten sind die wichtigsten: Unters. zur altoriental. Gesch., 1889; Geschichte Babyl. und Assyr., 1892. In seinen Altorientalischen Forschungen (3 Bde., seit 1893) ist seine will-

kürliche und unmethodische Arbeitsweise immer stärker hervorgetreten, so daß sie sehr wenig haltbare Ergebnisse enthalten (ebenso vollends seine Geschichte Israels, 2 Bde., 1895 ff.). Die zahlreichen Schriften, in denen er und seine Anhänger seine Ansichten in weiten Kreisen zu verbreiten gesucht haben, bedürfen hier keiner Aufzählung. — Die chronologischen Fragen sind durch C. F. Lehmann, Zwei Hauptprobleme der altoriental. Chronol., 1898, wesentlich gefördert worden. — Brauchbares und Unhaltbares gemischt findet sich bei Radau, Early Bab. History, 1900 [vgl. die Rezension von Thureau-Dangin, Z. Assyr. XV 402 ff.]. — Über Ménants Werke § 315 A.; über Hommels neueste Arbeit § 147 A.

Chronologie

323. Das babylonische Jahr ist ein Mondjahr von 12 Monaten, das nach der Frühjahrstag- und -nachtgleiche mit dem 1. Nisan beginnt und mit dem Sonnenjahr durch Einschaltungen eines Monats nach dem 12. Monat (Adar) und oft auch nach dem 6. (Elul) ausgeglichen wird. Im Exil ist dies Jahr mit seinen Monatsnamen auch von den Juden angenommen worden, bei denen es bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ist; auch sonst scheinen in Syrien diese Namen allgemein rezipiert worden zu sein, vermutlich unter der Herrschaft der Chaldaeer. In den Staaten von Sinear erhielt, wie im ältesten Aegypten, das Jahr einen Eigennamen nach einem Ereignis, und von diesem aus wurde manchmal mehrere Jahre hindurch weitergezählt, bis ein neuer Jahrname eingeführt wurde. Nach Königsjahren wird nicht gerechnet; wohl aber wird das erste Jahr einer neuen Regierung als „Jahr in dem N. König (oder patesi) wurde“ bezeichnet. Dies ist schon damals das erste Jahr nach der Thronbesteigung gewesen, die Bezeichnung also postdatierend, was ja bei einer solchen Benennungsart, bei der der einmal eingeführte Jahrname nachträglich nicht mehr geändert werden konnte, durchaus begreiflich ist. In den vielfach erhaltenen Listen der Jahrnamen wurden dann die Jahre jeder Regierung zusammengefaßt und die Summe verzeichnet, aber immer nur in vollen Jahren, ohne überschüssige Monate und Tage, die ja bei dieser Rechnungs-

weise nicht in Betracht kamen. In der Kossaeerzeit ist dann der Brauch aufgekommen, die Jahre einer jeden Regierung durchzuzählen (§ 460), aber auch hier immer postdatierend, so daß das erste Jahr eines Königs mit dem 1. Nisan nach seiner Thronbesteigung beginnt und sein letztes Jahr dasjenige ist, in dem er gestorben und sein Nachfolger zur Regierung gelangt ist — so auch im ptolemaeischen Kanon (§ 321). Die überschüssigen Monate, in denen dieser herrscht, schon vor Anfang seines „ersten Jahres", werden in den Urkunden als „Anfang seiner Regierung" bezeichnet, da man jetzt nicht mehr gut nach seinem verstorbenen Vorgänger datieren konnte. Auch bei dieser Rechnungsweise kommen daher überschüssige Monate und Tage nicht in Betracht; sie erscheinen in den Königslisten denn auch nur ganz vereinzelt und nur bei ganz kurzen Regierungen, namentlich am Ende einer Dynastie.

Die babylonisch-assyrischen Monate sind, beginnend mit dem Frühjahrsaequinoctium: Nisan, Ajar, Sivan, Dûzu (Tammuz), Ab, Ulul, Tišrit, Arachsamna [d. i. der 8. Monat], Kisliv, Ṭebit, Šabaṭ, Addar. In älterer Zeit finden sich ältere Monatsnamen, s. Radau, Early Bab. Hist. 287 ff. Thureau-Dangin, Z. Ass. XV 409 f. — Über die (durch einen Erlaß des Königs angeordneten) Monatsschaltungen unter Chammurabi: King, Letters of Hammurabi III p. XXIV f. und p. 12 f. Gelegentlich wird auch ein zweiter Nisan geschaltet. Über die Schaltregel s. Mahler, Z. Ass. IX und sonst, sowie Zur Chronologie der Babylonier, Denkschr. Wien. Ak. Math. Cl. LXII, 1895, mit einer Tabelle der Monatsanfänge von 747—100 v. Chr. Selbstverständlich hat man auch in Babylonien den Monat konventionell zu 30 Tagen, das Jahr zu 360 Tagen gerechnet, obwohl der Monat natürlich tatsächlich bald 29, bald 30, das Jahr 354 oder 355, das Schaltjahr 383 oder 384 Tage hatte. Das hat bei Radau S. 303 ff. die seltsamsten Hypothesen erzeugt (das Richtige bei Thureau-Dangin l. c.), ja Winckler, KAT. 329, redet ganz unbedenklich bei den Babyloniern von einem 360tägigen Sonnenjahr mit „5¼ Tagen am Schluß, den sogenannten Epagomenen, die als Festzeit galten"! Er verbindet damit ein sehr unklares Wort chamuštu, das nur in den kappadokischen Tontafeln vorkommt, aus dem er (zuerst Altorient. Forsch. II 91 ff., dann oft wiederholt und weiter ausgemalt; dieselbe Vermutung bei Sayce, PSBA. 19, 288) eine 5tägige Woche und ein Urelement der babylonischen Zeitrechnung und der orientalischen Weltanschauung macht. Darauf hat dann weiter Brockelmann, Z. Ass. XVI 389 ff. die wilde-

sten Phantasien über den Ursprung der assyrischen Eponymen gebaut. [Über die Rolle des 5., 10., 15. cet. Monatstags im Kultus vgl. ZIMMERN, Ber. Sächs. Ges. phil. Cl. 1901, 35]. — Über die Jahrbezeichnung der ältesten Zeit vgl. PEISER, Orient. Lit.-Z. VIII 1 ff. MESSERSCHMIDT ib. VIII 268 ff. UNGNAD, Beitr. z. Ass. VI 3, S. 1 ff. Der Name des Jahres wird durch einen Königserlaß proklamiert, vielfach erst im Lauf des Jahres nach einem neu eingetretenen Ereignis; daher ist es nicht selten, daß dasselbe Jahr in manchen Urkunden noch als „Jahr nach dem (folgt der vorhergehende Jahresname)", in anderen mit dem neuen Namen bezeichnet wird, z. B. das 2. Jahr Pursins: THUREAU-DANGIN, Königsinschriften S. 233, ebenso das 17. Jahr des Sinmuballit: RANKE, Orient. Lit.-Z. X 231 ff. Das Jahr, in dem ein Herrscher auf den Thron kam, wird vom Tode des Vorgängers an als „Jahr, in dem N. in das Haus seines Vaters eintrat" bezeichnet: RANKE in Bab. Exped. VI 1 p. 12, 1.

324. Bei den Assyrern erhielt seit alters jedes Jahr seinen Eigennamen nach einem hohen Beamten, der das Eponymenamt (ass. limmu) bekleidet (§ 432); auch der König übernimmt diese Würde, gewöhnlich in seinem ersten vollen Regierungsjahr, doch oft auch erst im zweiten oder noch später. Nach Regierungsjahren (palû) wird daher hier nur ganz vereinzelt in der letzten Zeit des Reichs datiert, in den Königsinschriften werden sie dagegen meist durchgezählt (dem ersten Jahr geht auch hier der „Anfang des Königtums" voran); daneben kommt mehrfach die Zählung nach Feldzügen (girru) vor, wie bei den Pharaonen des Neuen Reichs. Mehrere Verzeichnisse der Eponymen sind uns erhalten, die insgesamt die Jahre 893 bis 666 v. Chr. umfassen; aus der vorhergehenden und folgenden Zeit sind uns nur vereinzelte Namen und Namengruppen erhalten. Mehrfach sind diese Listen mit kurzen Beischriften über Thronwechsel und wichtige Ereignisse versehen, bilden also ein Gerippe von Annalen. Dadurch, daß dabei die Sonnenfinsternis vom 15. Juni 763 v. Chr. erwähnt ist, ist die Liste chronologisch genau festgelegt; die dadurch gewonnenen Daten stimmen mit denen des ptolemaeischen Kanons (§ 321) vollständig überein und werden überdies durch die zahlreichen Daten der aus den folgenden Jahrhunderten bis tief in die Perserzeit hinein erhaltenen Privaturkunden durchweg bestätigt. Somit ruht die Chronologie der assyrischen und babylonischen

Geschichte vom Beginn des neunten Jahrhunderts an auf völlig gesicherter Grundlage und ist bis in die Einzelheiten hinein genau bekannt.

Die Eponymenlisten, zuerst von H. RAWLINSON entdeckt, sind II R. 42. 68. 69. III R. 1 (ein weiteres Stück BEZOLD, PSBA. 1889, 286 ff.) publiziert (ferner DELITZSCH, Assyr. Lesestücke 2. Aufl. S. 78 ff. G. SMITH, Ass. eponym Canon, 1876); in Umschrift SCHRADER, KAT.[2] 470 ff. und Keilinschr. Bibl. I 204 ff. (dazu III 2, 142 ff.). — Die Urkunden der Zeit des chaldaeischen und persischen Reichs sind von STRASSMAIER in verschiedenen Werken publiziert, s. die Zusammenstellung in meinen Forsch. II 463 ff. Ferner jetzt CLAY, Bab. Exped. VIII—X. Vorderasiatische Schriftdenkm. III—VI.

325. Im Gegensatz zu dieser vollkommenen Sicherheit der späteren Zeit bietet die Chronologie des zweiten und dritten Jahrtausends auch jetzt noch große Schwierigkeiten. Wenigstens eine feste Grundlage haben wir seit 1884 gewonnen in einer Tontafel aus Babylon (Königsliste A), die in vier Kolumnen eine vollständige Liste der babylonischen Könige von der Begründung des amoritischen Reichs von Babel bis mindestens zum Beginn der Chaldaeerzeit enthielt. Aber von dem oberen Teil der Tafel sind durchweg 11 Zeilen und mehrere auch am unteren Ende verloren, und die Lücken lassen sich bisher durch das für das zweite Jahrtausend und den Beginn des ersten noch immer äußerst dürftige Material, das wir sonst besitzen, nur in wenigen Fällen ergänzen. Auch die erhaltenen Bruchstücke babylonischer Chroniken (§ 318) bringen hier nur wenig Hilfe; nur für die beiden ersten Dynastien gibt eine andere Tafel (Königsliste B) das vollständige Verzeichnis der Könige. Immerhin sind wenigstens die Dynastiensummen bis auf eine erhalten, und auch die Zahl der Zeilen, welche die vollständige Tafel umfaßt hat, läßt sich für alle vier Kolumnen mit völliger Sicherheit ermitteln. Somit ist uns hier ein fester Rahmen gegeben. Die Dynastien werden auf der Tafel lediglich nach ihrer Herkunft bezeichnet; es ist indessen der Übersichtlichkeit wegen ratsam, sie durchzuzählen. Das Schema ist:

1.	Dyn.	von Babel . . .	11	Könige	304	J.
2.	„	vom Meerland . .	11	„	368	„
3.	„	Kossaeer	36	„	$576\frac{3}{4}$	„
4.	„	von Paše (Isin) .	11	„	$132\frac{1}{2}$	„
5.	„	vom Meerland . .	3	„	$21\frac{5}{12}$	„
6.	„	von Bazi . . .	3	„	$20\frac{1}{4}$	„
7.	„	ein Elamit . . .	1	König	6	„
8.	„	verloren [wahrsch.	13	Könige]		
9.	„	von Babel . . .	[5	„ ?]	22	„
10.	„	16 Könige von Chinzir bis Kandalanu 731—626 v. Chr.				

Wie man sieht, fehlt nur die Summe der achten Dynastie; wäre sie erhalten, so würden wir ein chronologisches Schema besitzen, das wenigstens bis zum Beginn der dritten Dynastie hinauf als im wesentlichen zuverlässig gelten könnte, wenn auch kleine Versehen und Irrtümer unzweifelhaft vorgekommen sind und sich vereinzelt schon durch datierte Urkunden ergeben haben.

Die Königsliste A (zuerst veröffentlicht von Pinches, PSBA. VI 193; dann Schrader, Ber. Berl. Ak. 1887. Keilinschr. Bibl. II 286 f. Winckler, Unters. z. orient. Gesch. 146 f. Delitzsch, Ber. Sächs. Ges. 1893, 183 u. a.) ist am besten von Knudtzon, Assyr. Gebete an den Sonnengott, 1893, Taf. 60, publiziert; Photographie und Nachvergleichung bei Lehmann, Zwei Hauptprobleme, 1898, der ihre Interpretation und Ergänzung am eingehendsten untersucht und gefördert hat. Die Publikationen von Knudtzon und Lehmann ermöglichen, die Tafel vollständig zu rekonstruieren; danach ist die beiliegende Tafel ausgeführt. Da für die Schreibung der Rückseite die Tafel umgekehrt wird und es nötig ist, die Korrespondenz der einzelnen Zeilen auf Vorder- und Rückseite möglichst genau wiederzugeben, habe ich auch in der Umschrift die Zeilen von unten nach oben geschrieben, aber natürlich die Zeichen nicht, wie im Original, auf den Kopf gestellt. Bei der Unterschrift der vorletzten (9.) Dynastie steht in der Jahrcolumne keine Zahl, dagegen unter den Namen „22 Dynastie von Babel"; daß die Zahl 22 [so Knudtzon und Lehmann; andere lesen 21; die frühere Lesung 31 ist falsch] nur die Jahreszahl sein kann, nicht die Zahl der Könige [es könnten hier im ganzen nur höchstens 19 Namen aufgezählt sein], hat Lehmann erwiesen. Mithin ging noch ein Dynastieeinschnitt vorher; die Summe dieser Dynastie (8.) stand wahrscheinlich in der letzten Zeile von Col. III, und sie umfaßte somit 13 Könige [bei Lehmann fälschlich nur 11]. Aber Lehmann hat sich dadurch in Irrtümer verstrickt, daß er das Datum der Bavianinschriften für Tiglatpileser I. (§ 326) bezweifelte

und diese 8. Dynastie fast um ein Jahrhundert zu kurz, auf 180 Jahre, ansetzte. — Ob die Tafel auch noch die 6 chaldaeischen Könige von Nabopolassar bis Naboned aufgezählt hat, ist nicht zu entscheiden. — Königsliste B (Dynastie 1. 2): PINCHES, PSBA. 1880, 20. SCHRADER, Ber. Berl. Ak. 1887, 585 mit Photogr. WINCKLER, Unters. zur altor. Gesch. 145. Keilinschr. Bibl. II 288 f. Von den Chroniken (§ 318 A.) bieten die erhaltenen Stücke von S eine Parallele zu Dynastie 5—7, mit mehrfachen Flüchtigkeiten in den Zahlen; für die ältere Zeit sind von S nur ganz dürftige Bruchstücke erhalten. Die Chronik P und die synchron. Geschichte geben die wichtigsten Anhaltspunkte zur Ergänzung und chronologischen Fixierung von Dynastie 3 und 4; für Dynastie 4 auch die Notizen bei KING, Chronicles II p. 57 ff. 72. — Die von CLAY veröffentlichten Daten aus der 3. Dynastie sind auf der Tafel angeführt. — Für die Herstellung der Königsliste hat mir die von DELITZSCH in den Mitteil. der D. Orientges. veröffentlichte babylonische und assyrische Herrscherliste wesentliche Dienste geleistet. Auf die umfangreiche Literatur über die babylonische Chronologie (WINCKLER, Unters. zur altor. Gesch., 1889. LEHMANN, Zwei Hauptprobleme der altor. Chronologie, 1898, und viele andere) näher einzugehen, liegt umsoweniger Anlaß vor, da sich uns sofort ein gesichertes positives Resultat ergeben wird.

326. Da die zehnte Dynastie 731 v. Chr. beginnt und die neunte mit 22 Jahren in die Jahre 753—732 fällt, endet die achte im Jahre 754 v. Chr. Zur Bestimmung ihres Anfangs haben wir folgende Daten: 1. König Marduk-šapik-zêr-mâti und der aramaeische Usurpator Adadbaliddin, die sicher der Mitte der vierten Dynastie angehören, sind Zeitgenossen des Assyrerkönigs Asurbelkala, des Sohnes Tiglatpilesers I., gewesen (synchr. Gesch. 2, 25 ff. Chronik bei KING II 57 ff.). Tiglatpileser I. aber hat nach der gleichlautenden Angabe Sanheribs in den drei Inschriften von Bavian (III R. 14. Keilinschr. Bibl. II 118) zwei Götterbilder an König Marduk-nâdin-ache von Akkad verloren, die Sanherib nach 418 Jahren heimführte, als er im Jahre 689 Babylon eroberte. Tiglatpileser I. hat also im Jahre 1107 regiert (etwa 1125—1100), sein Sohn Asurbelkala und seine babylonischen Zeitgenossen mithin um 1100—1090 v. Chr. In der Königsliste sind die Zahlen der vier letzten Könige der Dynastie erhalten, zusammen 43 ½ (oder 44 ½) Jahre; von ihnen könnte der erste, mit 22 Jahren, vielleicht Adad-bal-iddin sein, der zur Zeit Asurbelkalas auf

Babylonische Königsliste A

Vorderseite

Erhaltene Zeilen		Col. I		Laufende Nummer in d. Dynastie
	[15 J.	Sumuabu]	Dyn. I	1
	[35 „	Sumulailu]		2
	[14 „	Sabum]		3
	[18 „	Apilsin]		4
	[30 „	Sinmuballit]		5
	[55 „	Chammurabi]		6
	[35 „	Samsuiluna]		7
	[25 „	Abiešu]		8
	[25 „	Ammiditana]		9
1.	[21 „	Ammiṣaduqa]		10
2.	[31 „	Samsuditana]		11
3.	[304 J.]	11 Könige [Dyn. v. Babel]		
4.	60 J.	Ilumailu	Dyn. II	1
5.	56 „	Ittiilini[bi]		2
6.	26 „	Damqi[ilišu]		3
7.	15 „	Iški[bal]		4
8.	24 „	Šušši, (sein) Bruder		5
9.	55 „	Gulkišar		6
10.	50 „	Peš(?)gal[daramaš, sein Sohn]		7
11.	28 „	Aidara[kalama, sein Sohn]		8
12.	26 „	Ekurul[ana]		9
13.	8 „	Melam[kurkura]		10
14.	20 „	Eaga[mil]		11
15.	[368 J.]	11 Könige, Dyn. v. Šešcha (Meerland)		
16.	16 J.	Gandaš	Dyn. III	1
17.	22 „	Agum I., sein Sohn		2
18.	22 „	Kaštiliaši		3
19.	8 „	Ušši, sein Sohn		4
20.	[—]	Abirattaš		5
21.	[—]	Tazzigurumaš		6
22.	[—	— —]		7
	[—	— —]		8

Total 32 Zeilen

Von Zl. 1. 2. 22 sind nur dürftige Reste erhalten.

Zahlen und Namen von Dyn. I und die vollständigen Namen von Dyn. II sind nach der Königsliste B eingesetzt. Die Lesung der Zahlen in Dyn. II. ist nicht durchweg ganz sicher, wird aber durch die Summe gefordert. Geschichtlich enthalten die Zahlen von Dyn. I mehrfach Fehler; die korrekte Liste s. § 458 A.

Erhaltene Zeilen		Col. II		Laufende Nummer in d. Dynastie
	[—	-]	Dyn. III	9
	[—	—]		10
	[—	—]		11
	[—	—]		12
	[—	—]		13
	[	- —]		14
	[	—]		15
	[—	— —]		16
	[—	— —]		17
	[—	- --]		18
	[-	—]		19
	[-	— —]		20
	[25 ?	Burnaburiaš]		21
1.	22 (?) J.	[Kurigalzu]		22
2.	26 J.	[Nazimaruttaš]		23
3.	17 „	[Kadašmanturgu]		24
4.	x „	Ka[dašmancharbe]		25
5.	6 „	Kudur[ellil]		26
6.	13 „	Šagarakti[šuriaš]		27
7.	8 „	Kaštiliašu		28
8.	1 „ 6 M.	Ellilnadinšum		29
9.	1 „ 6 „	Kadašmancharbe		30
10.	6 „	Adadšumiddin		31
11.	30 „	Adadnadinache		32
12.	15 „	Melišichu		33
13.	13 „	Mardukbaliddin, sein Sohn		34
14.	1 „	Zamamašumiddin		35
15.	3 „	Belnadin[ache]		36
16.	576 J. 9 M.	36 Könige, Dyn. [der Kašši]		
17.	17 (18 ?) J.	Marduk[—]	Dyn. IV	1
18.	6 J.	[— —]		2
	[	— —]		3

Total 32 Zeilen

In Zl. 1 liest Knudtzon die Zahl 38.

Die Königsfolge Dyn. III 21–28 ist jetzt durch die von Clay veröffentlichten Urkunden aus Nippur, Bab. Exped. vol. XIV, festgestellt. Dieselben ergeben zugleich folgende, bei Nr. 22 und 26 von der Königsliste abweichende Minimaldaten [da die Tafeln ziemlich zahlreich sind, ist es nicht wahrscheinlich, daß die Könige wesentlich länger regierten, als die erhaltenen Daten reichen]:

21. Burnaburiaš	25 J.	25. Kadašmancharbe	6 J.
22. Kurigalzu	23 „	26. Kudurellil	9 „
23. Nazimaruttaš	24 „	27. Šagaraktišuriaš	12 „
24. Kadašmanturgu	16 „	28. Kaštiliašu	6 „

Das Jahr 22, für Šagaraktišuriaš, welches Clay für eine einzige Urkunde angibt, beruht auf einem Druckfehler; die zusammenhängende Folge seiner Daten reicht nur bis zu seinem 12. Jahr, in Übereinstimmung mit der Königsliste.

Rückseite, von unten nach oben zu lesen

Erhaltene Zeilen		Col. III		Laufende Nummer in d. Dynastie
	[	— —]		(Summierung ?)
	[	- -]		13
	[	— -]		12
	[	— —]		11
	[—	—]		10
	[—	—]		9
	[—	— —]		8
	[—	— —]		7
	[—	— —]		6
	[—	— —]		5
	[	—]		4
17.	12 (?) J.	[— -]		3
16.	— J. 8 M. 12 T.	[— —]		2
15.	36 „	[Nabumukinbal]	Dyn. VIII	1
14.	6 J.	[ein Elamit]	Dyn. VII	1
13.	20 J. 3 M.	3 Könige, Dyn. v. Bazi		
12.	— J. 3 M.	Šilanum(?)-Šuqamu[na]		3
11.	3 „	Ninibkudurușur		2
10.	18 „	Eulmaššakinšum	Dyn. VI	1
9.	21 J. 5 M.	3 Könige des Meerlandes		
8.	3 J.	Kaššunadinache		3
7.	— „ 5 M.	Eamukin[zer]		2
6.	18 „	Šimašši[chu]	Dyn. V	1
5.	132 J. 6 M.	11 Könige, Dyn. v. Paše		
4.	8 (9 ?) J.	Nabušum[libbur]		11
3.	12 J.	Mardukzer[—]		10
2.	1 „ 6 M.	Mardukzer[—]		9
1.	22 „	[— —]		8
	[	— —]		7
	[—	— —]		6
	[—	— —]		5
	[	— —]	Dyn. IV	4

Total 32 Zeilen

Daß Dyn. VIII bis zum Ende der Columne gereicht hat, ist natürlich nicht sicher; möglich bleibt, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß Dyn. IX schon auf Col. III begann.

Erhaltene Zeilen		Col. IV		Laufende Nummer in d. Dynastie
		Es fehlen etwa 10 Zeilen		
23.		Unlesbar, aber kein Königsname		
22.	[22 J.]	Kandal[anu]		16
21.	[20 „]	Šamaššum[ukin]		15
20.	[13 „]	Ašurach[iddin]		14
19.	8 „	Sinacherba		13
18.	4 „	Mušezibmarduk		12
17.	1 „	Nergalušezib		11
16.	6 „	Ašurnadinšum, Dyn. Chabigal		10
15.	3 „	Belibni, Dyn. Babel		9
14.	— „ 9 M.	Mardukbaliddin von Chabi[gal]		8
13.	„ 1 M.	Mardukzakiršum, Sohn eines Sklaven		7
12.	2 „	Sinacherba, Dyn. Chabigal		6
11.	5 „	Sargon		5
10.	12 „	Mardukbaliddin, Dyn. des Meerlandes		4
9.	5 „	Ululai, Dyn. Balbi (?)		3
8.	2 „	Pulu		2
7.	3 „	Ukinzir, Dyn. Šašî	Dyn. X	1
6.	vac.	22 Dyn. v. Babel		
5.	— J. 1 M. 13 T.	Nabušumukin, sein Sohn		5?
4.	2 „	Nabunadinzer, sein Sohn		4?
3.	[14 „]	Nabunașir		3?
2.	[—]	Nabušumiškun		2?
1.	[—]	[—] u [—]	Dyn. IX	1?

In Col. IV ist unter Zl. 1 der Rand der Tafel zu erkennen.

Total wahrscheinlich 33 Zeilen.

In den der letzten Königsreihe (Dyn. X) beigefügten Dynastieangaben herrscht zum Teil deutlich Konfusion. — Die Zahlen in Zl. 3 und 20—22 sind nach dem ptol. Kanon eingesetzt.

Col. III und IV sind von unten nach oben zu lesen

den Thron kam und diesem seine Tochter zur Frau gab. Wenn er um 1095 auf den Thron gekommen ist, hat die Dynastie frühestens um 1052 geendet, mithin, da sie 132½ Jahre umfaßte, um 1184 begonnen. — 2. Nun hat Tiglatpilesers I. Urgroßvater Assurdân 60 Jahre vor diesem in Assur einen Tempel niedergerissen (Tiglatp. Ann. 7, 68. Keilinschr. Bibl. I 42); das Datum, ca. 1185 v. Chr., fällt offenbar in sein hohes Alter (ib. 7, 52), seine Regierung also etwa 1215—1180. Dazu stimmt, daß Assurdân der Zeitgenosse des vorletzten Königs der dritten babylonischen Dynastie, des Zamama-šum-iddin, gewesen ist (synch. Gesch. III R. 4, 3. Keilinschr. Bibl. I 196, col. 2, 9 ff.); und dessen einjährige Regierung fällt nach dem für Dynastie 4 gewonnenen Ansatz ins Jahr 1188 v. Chr. — 3. Nach einer Angabe Sanheribs ist das Siegel des Tukultininib von Assyrien, das dieser selbst in Babylonien erbeutet hatte — ursprünglich gehörte es dem König Šagaraktišuriaš —, von diesem nach 600 Jahren bei der Eroberung Babylons 689 hier gefunden worden (III R. 4, 2. Keilinschr. Bibl. I 10; besser King, Records of Tukultininib p. 106 f.). Tukultininib (etwa der achte Vorgänger Tiglatpilesers I.) regierte also um 1289, oder, da das Datum offenbar nach oben abgerundet ist, etwa um 1250 v. Chr. Der König Kaštiliaš von Babel, den er besiegt hat, regierte nach unserer Rekonstruktion der Königsliste 1263—1256, sein Vorgänger Sagaraktišuriaš 1276—1264. — 4. Den wichtigsten und völlig entscheidenden Anhalt bietet aber, daß König Burnaburiaš von Babel und sein Zeitgenosse Assuruballiṭ von Assur (letzterer der fünfte Ahne und Vorgänger des Tukultininib I.), wie die Amarnatafeln lehren, zur Zeit des Amenophis IV. von Aegypten regierten und Burnaburiaš gegen Ende der Regierung Amenophis' III. auf den Thron gekommen ist. Nach der aegyptischen Chronologie, die hier bis auf etwa ein Jahrzehnt als zuverlässig betrachtet werden kann, ist Amenophis III. um 1380 (allerspätestens etwa 1375) gestorben; nach unserer Rekonstruktion der babylonischen Königsliste regierte Burnaburiaš von 1382 (oder 1381) bis 1358 (oder 1357). Somit kann kein Zweifel sein, daß

diese Rekonstruktion und die ihr zu Grunde liegenden Daten im wesentlichen richtig sind; der Spielraum, welcher noch bleibt, kann weder in Babylonien noch in Aegypten mehr als rund ein Jahrzehnt betragen. — Aus diesen Daten folgt, daß die dritte, kossaeische Dynastie um das Jahr 1760 v. Chr. begonnen hat. Für die 13 Könige der achten Dynastie ergeben sich alsdann die Jahre ca. 1004—754 v. Chr., also 251 Jahre, oder durchschnittlich etwas über 19 Jahre auf jeden König. Das Gesamtschema vom Beginn der Kossaeerherrschaft an ist somit:

3.	Dyn.	36	Kossaeer	576¾	J.	= 1760—1185
4.	„	11	Könige von Paše (Isin) .	132½	„	= 1184—1052
5.	„	3	„ des Meerlandes .	21 5/12	„	= 1051—1031
6.	„	3	„ von Bazi . . .	20¼	„	= 1030—1011
7.	„	1	Elamit	6	„	= 1010—1005
8.	„	[13	Könige . . . . ca.	251	„]	= 1004— 754
9.	„	[5	„] von Babel . .	22	„	= 753— 732

Wie sich zu diesem sicherstehenden Ergebnis die in der Gesamtanlage wie in allen Einzelheiten total abweichende Königsliste des Berossos (§ 320) verhält, ist bis jetzt noch völlig dunkel; denn es fehlt jeder Anhalt, um zu ermitteln, welche geschichtlichen Ereignisse etwa seiner Dynastieeinteilung zu Grunde liegen mögen. Der einzige Anhalt, der sich bietet, wäre etwa, das Ende seiner fünften Dynastie (9 arabische Könige) im Jahre 1258 mit der Eroberung Babyloniens durch Tukultininib unter Kaštiliaš (um 1263—1256) zu identifizieren; doch kann diese Koinzidenz nur zu leicht auf einem neckischen Zufall beruhen.

Ich setze die in der Königsliste erhaltenen Namen und Zahlen der 3. und 4. Dynastie mit den für sie gewonnenen Daten hierher, indem ich zugleich die Daten bei Clay (durch Cl. bezeichnet; L. = Liste) beifüge und die danach nötigen Korrekturen vornehme; ferner habe ich die gleichzeitigen Assyrerkönige dazu gesetzt und ihren Stammbaum angegeben, so weit er feststeht. Eine Ergänzung der großen Lücke gehört nicht hierher und ist mit unserem Material nur sehr teilweise möglich (s. S. 338 u. 339). [Inzwischen hat auch Ungnad, Orient. Lit.-Z. XI 11 ff., die kossaeische Dynastie bis auf kleine Abweichungen ebenso rekonstruiert.]

Im Widerspruch mit dieser Liste steht einzig die Angabe Naboneds (V R. 64 col. 3, 27. Keilinschr. Bibl. III 2, 106), daß Šagaraktiburiaš [verschrieben für -šuriaš], S. d. Kudurellil, 800 Jahre vor jenem, also um 1350, regiert habe, während er nach der Liste 1276—1264 regierte. Naboned hat also hier, wie auch sonst, durch kräftiges Abrunden nach oben stark übertrieben; korrekt wären etwa 720 Jahre.

327. Weit problematischer ist der Wert der Königsliste für die Zeit vor den Kossaeern. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß sie als fortlaufend gedacht, also nach ihr die zweite Dynastie auf die erste gefolgt ist. Alsdann wäre die zweite Dynastie nach den überlieferten Daten mit 368 Jahren auf 2128—1761, die erste mit 300 (in der Liste 304) Jahren auf 2428—2129 anzusetzen. Dem steht aber gegenüber, daß, während wir zahlreiche datierte Privaturkunden aus der Zeit der ersten und dann wieder der dritten Dynastie aus Nippur, Babel u. a. besitzen, sich bis jetzt, abgesehen von den gleich zu erwähnenden Urkunden des Ilumailu, auch nicht eine einzige Tafel aus der zweiten Dynastie gefunden hat. Das hatte schon mehrfach auf die Vermutung geführt, daß diese Dynastie lediglich in dem noch fast unerforschten Süden, im „Meerlande“, regiert habe und aus der Folge der Dynastien auszuscheiden sei; und diese Vermutung ist jetzt zur Gewißheit geworden, da durch mehrere Urkunden und durch eine Chronik feststeht, daß ihr Begründer Ilumailu ein Gegner des Samsuiluna und Abiešu von Babel, des 7. und 8. Königs der ersten Dynastie, gewesen ist, und daß seine Nachfolger bis in die Anfänge der dritten, kossaeischen Dynastie hinein regiert haben. Fraglich bleibt nur, ob sie für die Chronologie gänzlich auszuschalten ist, oder ob sie zwischen der ersten und dritten Dynastie wenigstens eine Zeit lang über Babel geherrscht hat. Aber nicht nur das Fehlen aller Urkunden spricht dafür, daß sie vollständig zu streichen ist, sondern auch der Umstand, daß in einer allerdings nur Auszüge aus einem vollständigen Werk enthaltenden Chronik (King II p. 22) nach Samsuditana, dem letzten König der ersten Dynastie, sogleich Eagamil, der letzte König der zweiten Dynastie, er-

Königsliste

Babylonien				Assyrien
3. Dynastie, Kossaeer				
1. Gandaš	16 J.		= 1760—1745	
2. Agum I.	22 „		= 1744—1723	
3. Kaštiliaš I.	22 „		= 1722—1701	
4. Ušši	8 „		= 1700—1693	
5.—20.	[311 oder 312 „]		= 1692—1383 (1382)	
				Assurnadinache
21. Burnaburiaš	25 „	(Cl.)	= 1382 (1381)—1358 (1357)	Assuruballiṭ II.
22. Kurigalzu II	23 „	(Cl., 22 L.)	= 1357 (1356)—1335	Ellilnirari
				Arikdenili
23. Nazimaruttaš	26 „	(24 Cl.)	= 1334—1309	Adadnirari I.
24. Kadašmanturgu	17 „	(16 Cl.)	= 1308—1292	
25. Kadašmancharbe II.	6 „	(Cl.)	= 1291—1286	Salmanasssar I.
26. Kudurellil	9 „	(Cl., 6 L.)	= 1285—1277	
27. Šagaraktišuriaš	13 „	(12 Cl.)	= 1276—1264	
28. Kaštiliaš II.	8 „	(6 Cl.)	= 1263—1256	Tukultininib I. (27.–29.)
29. Ellilnadinšum	1½ „		= 1255—1253 (29.–30.)	
30. Kadašmancharbe III.	1½ „			Tukultiassur (30.–31.)
31. Adadšumiddin	6 „		= 1252—1247	

32.	Adadnadinache	30 J.	= 1246—1217	Ellilkudurusur
33.	Melišichu	15 „	= 1216—1202	Ninibpalesar, S. d. Erbaadad II.[1]
34.	Mardukbaliddin	13 „	= 1201—1189	
35.	Zamamašumiddin	1 „	= 1188	Assurdân I. ca. 1215—1180
36.	Belnadinache	3 „	= 1187—1185	

4. Dynastie von Paše (Isin)

1.	Marduk[acherba ?]	17 (18 ?) J.	= 1184—1168	
2.	x	6 J.	= 1167—1162	Mutakkilnusku
3. 4.	[Nebukadnezar I.]			Assurresisi I.
5.	[Ellilnâdinbal]		= 1161—1095	
6.	[Marduknâdinache]			Tiglatpileser I. ca. 1175—1100
7.	[Marduk-šapik-zêr-mâti]			
8.	[Adadbaliddin]	22 J.	= 1094—1073	Assurbelkala
9.	Mardukzêr[—]	1 1/2 „	= 1072	
10.	Mardukzêr[—]	12 „	= 1071—1060	
11.	Nabušum[libbur]	8 (9 ?) J.	= 1059—1052	

[1]) Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 26, 60.

wähnt, aber ausdrücklich lediglich als „König des Meerlandes“ bezeichnet wird, also nicht über Babel geherrscht hat. Nach seinem Tode bemächtigten sich die Kossaeer, die damals offenbar schon über Babylon herrschten, seines Gebiets. „König des Meerlandes“, nicht etwa König von Babel, heißt auch Gulkišar, der 6. König der zweiten Dynastie, in einer Urkunde des Ellilnadinbal, Sohnes des Nebukadnezar I., der in der vierten Dynastie um 1130 regierte. Gulkišar, der nach der Königsliste 1947—1893 regiert haben müßte, hat nach dieser Urkunde 700 Jahre vor Ellilnadinbal regiert, also um 1830; und wahrscheinlich wird auch dies Datum noch nach oben abgerundet sein (vgl. § 453). Man sieht, von der Ansetzung der zweiten Dynastie, welche die Königsliste gibt, haben Ellilnadinbal und seine Gelehrten nichts gewußt. Offenbar ist hier die Sachlage dieselbe, wie in der Hyksoszeit in Aegypten; gleichzeitige Dynastien sind in den späteren Königslisten in auf einander folgende umgewandelt worden. Es kommt noch hinzu, daß, während sonst alle in der Königsliste überlieferten Zahlen einen glaubwürdigen Eindruck machen und einen niedrigen Durchschnitt ergeben, die Zahlen für die zweite Dynastie äußerst hoch (für 11 Könige im Durchschnitt über 33 Jahre, bei der kräftigen ersten Dynastie dagegen nur etwas über 27 Jahre) und mehrfach ganz unmöglich sind: der erste König soll 60, der zweite 55 Jahre regiert haben, ebenso Gulkišar 55 und sein Nachfolger 50 Jahre. Hier lag also keine genaue Überlieferung vor, was bei einer mit Mühe sich behauptenden Nebendynastie begreiflich genug ist. Die Zahlen sind offenbar ganz wesentlich zu reduzieren. Nehmen wir an, daß die dritte Dynastie unmittelbar auf die erste gefolgt ist, so würde Ilumailu, der Begründer der zweiten Dynastie, zur Zeit des Samsuiluna um 1910 v. Chr. zur Regierung gekommen sein, Gulkišar etwa um 1800—1780 angesetzt werden können, und die Dynastie gegen 1710, zu Anfang der Kossaeerzeit, nach einer Dauer von rund 200 Jahren geendet haben (§ 458). — Zuverlässige Zahlen haben wir dagegen für die erste Dynastie. Zwar kommen hier in der Königsliste (erhalten ist nur die

Liste B) mehrfach kleine Versehen vor; aber diese werden durch gleichzeitige Listen der Jahrnamen, die mehrfach erhalten sind, sowie durch die in großer Zahl erhaltenen Urkunden berichtigt. Nach diesen authentischen Dokumenten hat die Dynastie genau 300 Jahre regiert. Setzen wir also ihr Ende ca. 1761, d. h. in das Jahr vor den Anfang der dritten Dynastie, so hat sie um 2060 v. Chr. begonnen, und ihr berühmtester Herrscher, Chammurabi, ist auf 1958—1916 anzusetzen.

Daß die 2. Dynastie der 1. gleichzeitig war, ist schon früher öfter vermutet worden (z. B. von HOMMEL), dann von POEBEL, Z. Ass. 1906, 229 ff., und RANKE (in Bab. Exped. VI 1 p. 8, 1) begründet (ihre Annahmen sind freilich nicht durchweg haltbar), und von KING, Chronicles I, auf Grund des von ihm veröffentlichten Chronikenmaterials erwiesen worden. Nicht für richtig halten kann ich die Versuche von UNGNAD, ZDMG. 61, 714 ff. Orient. Lit.-Z. X, 1907, 638 und THUREAU-DANGIN, Z. Ass. XXI 176 ff., die 2. Dynastie wenigstens teilweise (etwa 160 Jahre lang) zwischen Dynastie 1 und 3 über ganz Babylonien regieren zu lassen, und so das von Berossos für den Antritt seiner 2. Dynastie gegebene Datum 2232 v. Chr. für den Beginn der keilschriftlichen 1. Dynastie zu retten, zumal da die übrigen Daten des Berossos ja auch in diesem Fall mit den keilschriftlichen Daten völlig unvereinbar sind. — Inschrift des Ellilnadinbal: HILPRECHT, Babyl. Exped. I 1, pl. 30 f. Assyriaca (1894) p. 1 ff. [gegen OPPERT, Z. Ass. VII 360 ff.], vgl. ferner JENSEN, Gött. Gel. Anz. 1900, 859 f. u. a. Die Inschrift, eine Entscheidung über ein von Gulkišar der Göttin Ninâ geschenktes Gebiet bei Dêr, stammt aus dem 4. Jahre des Ellilnadinbal; sie gibt an, daß von Gulkišar bis auf dessen Vorgänger Nebukadnezar I. 696 Jahre verflossen seien; deutlich sind also von Gulkišar bis zum Jahre 4 des Ellilnadinbal 700 Jahre in runder Zahl gerechnet. Die nach Damqiilišu datierten Urkunden gehören nicht dem König der 2. Dynastie, sondern einem älteren König von Isin (§ 418) an. — Datenlisten der 1. Dynastie: KING, Letters and inscr. of Hammurabi III, 212 ff. LINDL, Beitr. z. Ass. IV. KING, Chronicles II 97 ff. UNGNAD, Beitr. z. Ass. VI 3. — Meine Ansätze stimmen mit denen KINGS, Chronicles I 136, überein, nur daß ich die Daten genauer zu bestimmen versucht habe.

328. Dieses Ergebnis wird aufs überraschendste bestätigt durch mehrere chronologische Angaben über Assyrien. Es wurde schon erwähnt, daß Tiglatpileser I. (ca. 1125—1100)

erzählt (cyl. 7, 60 ff.), er habe einen Tempel des Assur und Adad wieder aufgebaut, den vor 60 Jahren, also um 1180, sein Urgroßvater Assurdân wegen Baufälligkeit niedergerissen hatte. Dieser Tempel ist, so berichtet er, von dem alten Herrscher Samsiadad, Sohn des Ismedagan, erbaut worden und dann im Lauf von 641 Jahren allmählich verfallen. Danach muß dieser Samsiadad um 1820 v. Chr. angesetzt werden. Andrerseits erzählt Salmanassar I. (um 1300, s. die Liste S. 338 f.), daß er den großen Tempel des Gottes Assur nach einer Feuersbrunst wieder aufgebaut habe, den vor 580 Jahren der Fürst Samsiadad gebaut hatte — das wäre also um 1880 v. Chr. Dieser Samsiadad ist nun in der Tat von dem obengenannten verschieden; denn nicht nur eine Parallelinschrift Assarhaddons bezeichnet den Erbauer des Assurtempels als Sohn des Belkabi, sondern auf einem Ziegel von diesem Bau nennt er sich selbst: Samsiadad, Patesi des Gottes Assur, Sohn des Belkapkapu (der doch wahrscheinlich mit Belkabi identisch ist), Erbauer des Assurtempels. Nun erzählt Salmanassar I. weiter, daß der Tempel zuerst von seinem Urahnen Uspia (Auspia), dann aufs neue von dem Fürsten Erisu erbaut sei; dann sei er innerhalb 159 Jahren bis auf Samsiadad verfallen und von diesem wiederhergestellt. Danach fiele Erisu um 2040 v. Chr., sein Vater Ilusuma, den Erisu auf Bauziegeln vom Assurtempel nennt, um 2060 v. Chr. Und nun berichtet eine babylonische Chronik (King, Chronicles II p. 14), daß Ilusuma, König von Assur, gegen Suabu Krieg geführt habe; letzterer aber ist unzweifelhaft identisch mit Sumuabu, dem Begründer der ersten babylonischen Dynastie, den wir auf 2060 v. Chr. angesetzt haben. Eine bessere Bestätigung unserer Annahmen ist überhaupt nicht denkbar. — Dieser Übereinstimmung gegenüber kann es nichts beweisen, daß 600 Jahre nach Salmanassar I. König Assarhaddon, der den Tempel Assurs wieder einmal aufgebaut hat, zwar die gleichen Namen gibt, aber das Intervall zwischen Erisu, Sohn des Ilusuma, und Samsiadad, Sohn des Belkabi, auf 126 Jahre, das zwischen diesem und der Feuers-

brunst unter Salmanassar I. auf 434 Jahre ansetzt (das würde 1860 und 1730 ergeben). — Umgekehrt hat Naboned den Chammurabi auf 700 Jahre vor Burnaburiaš (um 1380), also auf 2080, um mehr als ein Jahrhundert zu hoch, angesetzt; von Wert ist das nur insofern, als deutlich auch hier die zweite Dynastie nicht mitgerechnet ist (wird sie mitgezählt, so fiele Chammurabi auf 2326—2284). Wenn dagegen Assurbanipal erzählt, 1635 Jahre vor seiner Eroberung Susas (um 645) habe der elamitische Eroberer Kudurnanchundi das Bild der Nanaia aus Uruk weggeschleppt, also um 2280 v. Chr., so mag hier vielleicht die zweite Dynastie voll mitgezählt sein, falls nämlich dieser elamitische Eroberer mit Kudurmabuk und seinem Sohn Rimsin in Verbindung zu setzen ist, die kurz vor Chammurabi um 1980 regierten (§ 440 f.). Doch ist es sehr wohl möglich, daß Kudurnanchundi in einer wesentlich früheren Zeit, um 2190, seinen Raubzug unternommen hat (§ 435), also Assurbanipals Datum nur um nahezu ein Jahrhundert zu hoch ist.

Inschrift Salmanassars I.: Mitt. D. Orientges. 21, 48 f., vgl. Lehmann in Beitr. z. Alten Gesch. (Klio) IV 111 f. 260. King, Chronicles I 119 ff. Inschrift Assarhaddons: Mitt. D. Orientges. 22, 74. 25, 33. 26, 41f f. — Über Samsiadad I. und II. und Erisu §§ 432 f. 448. Einige Schwierigkeiten bereitet, daß ein Samsiadad im 10. Jahre Chammurabis 1949 regiert hat, und dieser wahrscheinlich der Sohn des Belkabi ist; alsdann wäre Salmanassars Datum etwa 50 Jahre zu niedrig. Doch ist es möglich, daß wir hier noch einen weiteren Samsiadad anzunehmen haben. — Naboned über Chammurabi: Keilinschr. Bibl. III 2, 83. 91, vgl. Winckler, Unters. zur altor. Gesch. 19.

329. Vor der Festsetzung der Amoriter in Sinear und der Begründung der ersten Dynastie von Babel liegt das Reich von Sumer und Akkad, unter mehreren Dynastien, und vor diesem das Reich des Sargon und Naramsin von Akkad. Auch für diese Zeit haben die Babylonier Chroniken (vgl. § 318), sowie Jahr- und Königslisten besessen. Schon früher hatte Thureau-Dangin auf Grund der zahlreichen Daten der Privaturkunden und einzelner erhaltener Jahrlisten (vor allem für Dungi und seine Nachfolger) Folge und Zeitdauer der wich-

tigsten Herrscher richtig bestimmt, wenn auch noch viele Lücken blieben; seine Ergebnisse sind durchweg bestätigt aber wesentlich ergänzt worden durch eine von HILPRECHT (Bab. Exped. XX, 1, 1906, p. 39 ff.) veröffentlichte und erläuterte Königsliste aus Nippur, welche in dem erhaltenen Bruchstück ein vollständiges Verzeichnis der Könige der beiden ersten Dynastien von Sumer und Akkad gibt:

Dynastie von Ur, 5 Könige 117 Jahre (erster König Urengur),
„ „ Isin, 16 „ 225 1/2 „

Das Ende dieser Dynastie ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Eroberung Isins durch Rimsin von Larsa herbeigeführt (§§ 418. 443); und diese ist identisch mit derjenigen Eroberung Isins, nach der das siebzehnte Jahr des Sinmuballiṭ, des Vaters Chammurabis, benannt wird (§ 444). Dieser regierte nach unseren Ansätzen 1978—1959. Die Einnahme von Isin ist also um 1962 v. Chr. anzusetzen. Dann ergeben sich für die Dynastie von Isin 2187—1962, für die von Ur 2304—2188; mit anderen Worten, das Reich von Sumer und Akkad ist um 2300 v. Chr. von Urengur von Ur begründet worden (vgl. weiter § 412 ff.). — Weiter hinauf sind Königslisten nicht erhalten, obwohl sie sicher auch hier vorhanden waren; doch ist offenbar für diese älteste Zeit die Überlieferung vielfach getrübt gewesen, wenigstens in späterer Zeit, wie denn auch diese Könige bei Berossos zu der halbmythischen Dynastie von 76 Königen nach der Flut mit 34 090 Jahren zusammengefaßt sind. Ähnlich sind auf einer bruchstückweise erhaltenen Tafel „die Könige nach der Flut“ bis in die Kossaeerzeit und weiter hinab ungeordnet zusammengestellt und ihre Namen erläutert (PINCHES PSBA. III 37 ff., VR. 44; DELITZSCH, Sprache der Kossaeer 19 ff.). In der Königsliste aus Nippur und der Chronik S bei KING, Chronicles II 46 ff. waren sie in chronologischer Folge aufgezählt; doch ist davon fast nichts mehr erhalten. Sicher ist aber, daß, wenn Naboned einmal behauptet, Naramsin, der Sohn des Sargon von Akkad, habe 3200 Jahre vor seiner Zeit regiert, also um 3750 v. Chr. (Keilinschr. Bibl. III 2, 104; in den Paralleltexten bezeichnet er ihn lediglich als einen König

ferner Vorzeit, ib. 107. 111. 115, ohne genaueres Datum), er sich um weit über ein Jahrtausend vergriffen hat. Denn das Intervall zwischen dem Ende Naramsins von Akkad und dem Beginn Urengurs von Ur (an das Ende dieses Zeitraums gehört Gudea von Tello) kann unmöglich auf mehr als 100 bis höchstens 140 Jahre angesetzt werden (§§ 408. 411 A.), d. i. 2440—2300. Sargon, der Vater Naramsins, ist alsdann um 2500 v. Chr. anzusetzen, wobei der Spielraum für die Fehler in unserer Berechnung schwerlich mehr als 100 Jahre betragen wird. — Aus der Zeit vor Sargon besitzen wir ziemlich zahlreiche Denkmäler vor allem aus Tello, die von König Urninâ von Tello bis auf die Eroberung durch Lugalzaggisi von Gišchu hinab etwa zwei Jahrhunderte umfassen; vor Urninâ liegen einige wenige noch ältere Denkmäler (§ 384). Der Abstand Lugalzaggisis von Sargon ist wieder nicht bekannt, ist aber schwerlich sehr groß gewesen (§ 397). Somit werden wir Urninâ von Tello auf etwa 2750 anzusetzen haben. Die ältesten bisher gefundenen Denkmäler und Königsnamen mögen noch ein Jahrhundert älter sein; schwerlich aber ragt auch nur ein einziges auf uns gekommenes Denkmal oder Schriftstück aus Babylonien an das Jahr 3000 v. Chr. heran (vgl. § 383 A.). Die einheimischen, aber für uns bisher verschollenen Traditionen aus der Urzeit, welche noch sagenhafte historische Erinnerungen enthielten (vgl. die Sagen von Gilgameš, vom König von Kutha u. a. § 318 A.), mögen noch bis in die letzten Jahrhunderte des vierten Jahrtausends hinaufgereicht haben, d. h. bis in die Zeit, da die Thiniten über Aegypten herrschten.

Die Annahme, daß die Eroberung Isins im 17. Jahre des Sinmuballiṭ mit der durch Rimsin identisch ist und das Ende des Reichs von Isin bezeichnet, ist von Hilprecht, Bab. Exp. XX 1, p. 50 Anm. aufgestellt, und scheint mir wie Ranke, Orient. Lit.-Z. X 110 f. und Ungnad, ZDMG. 61, 714. Orient Lit.-Z. XI, 66 evident, trotz des Widerspruchs von Thureau-Dangin ib. X 256 (vgl. §§ 418 u. 443). Auf dieser Annahme beruhen die hier gegebenen Daten für die ältere Zeit. Doch kann auch wer diese Gleichung verwirft, die Dynastie von Isin und damit auch die früheren Könige höchstens um wenige Jahrzehnte früher ansetzen. — Die Chronik bei King, Chronicles II 1 ff., ist zwar nur ein sehr lücken-

haftes Exzerpt; aber beachtenswert ist es doch, daß sie von Naramsin gleich auf Dungi, Sohn des Urengur, übergeht (p. 10 f.). — Hilprecht, Babyl. Exped. XXI p. 40, berechnet, daß auf der von ihm publizierten Königsliste (vgl. § 412) vor der Dynastie von Ur (obere Hälfte von col. 4) noch etwa 135 Namen gestanden haben müssen. Die Frage ist nur, wie weit diese Namen geschichtlich waren; die Liste begann gewiß, ebenso wie Berossos und die aegyptischen Listen, mit den rein mythischen Gestalten, welche bei Berossos, auf Grund des Sagenbuchs des Oannes, das ganze erste Buch füllten; dann folgten die 10 Könige vor der Flut, und nach diesen zunächst auch noch zahlreiche mythische Herrscher. Zu diesen gehört auch der König von Nippur, an den die § 428 erwähnte Dichtung anknüpft.

I. Die Semiten

Geographische Grundlagen. Nordvölker und Semiten

330. Die großen Gebirgsketten, welche, von den Alten unter dem Namen des Tauros zusammengefaßt, das kleinasiatisch-armenische Hochland im Süden umrahmen und dann, nach Südosten umbiegend, in den Terrassen des Zagrosgebirges bis zum Persischen Meerbusen hin den Ostrand des iranischen Plateaus bilden, sind geographisch wie geschichtlich die Völkerscheide Vorderasiens. Im Norden, in den Gebirgen und Hochflächen Kleinasiens und Armeniens bis zum Kaukasus und zum Kaspischen Meer, hausen zahlreiche Volksstämme, die, wie es scheint, nur teilweise unter einander verwandt sind — im Bereich des Kaukasus sitzen bekanntlich noch gegenwärtig, abgesehen von den Armeniern, Türken und Russen, etwa ein Dutzend ganz verschiedener Sprachstämme auf engem Raum neben einander —; das gleiche gilt von den Völkern, die wir in älterer Zeit im Zagros und seinen Vorlanden antreffen. Besonders stark tritt in Kleinasien und Armenien eine Bevölkerungsschicht hervor, die durch kurze, hyperbrachykephale Schädel mit abgeplattetem Hinterkopf, zurücktretender Stirn und vorspringender Nase charakterisiert ist; sie scheint ursprünglich auch weiter im Süden, namentlich in Syrien, verbreitet gewesen zu sein. Im Verlauf der Geschichte sind dann die Gebirgslande wiederholt durch fremde, teils von Norden und Osten, teils von Westen gekommene Völker überschwemmt worden (§ 472 ff.). Schließlich haben hier überall indogermanische Völker die Vorherrschaft gewonnen, bis dann seit dem elften Jahrhundert n. Chr. die massenhaft eindringenden türkischen Stämme

in weitem Umfang an ihre Stelle getreten sind. — Das weite, von den Gebirgsketten in großem Bogen umspannte Gebiet im Süden, die große Steppe und Wüste Arabiens mit dem vorgelagerten Kulturland in Syrien und am Tigris und Euphrat, bildet dagegen den Bereich der semitischen Stämme. Freilich ist die Grenze niemals eine absolute gewesen, weder ethnographisch noch politisch. Vielmehr dringen die Volksstämme des Nordens und Ostens immer aufs neue gegen die Ebene am Euphrat und Tigris vor und haben sich wiederholt auch in Syrien festgesetzt, während umgekehrt die Semiten von der Wüste aus ständig versuchen, sich über das Kulturland auszudehnen und von hier aus weiter in die nördlichen Gebirge vorzudringen; und dabei löst immer von neuem eine frische Schicht semitischer Stämme die vorhergehende ab. So erscheint rein ethnographisch die Geschichte der vorderasiatischen Welt bis auf die Perserzeit als ein ununterbrochenes Ringen der Gebirgsstämme des Nordens und Ostens und der Semiten der Wüste und weiter der einzelnen semitischen Stämme unter einander um den Besitz des zwischenliegenden Kulturlandes, dem dann die politische und kulturelle Form der in diesem Ringen erwachsenen Staaten die geschichtliche Einzelgestaltung gibt.

Der anthropologische Typus der hyperbrachykephalen Rasse Kleinasiens und Armeniens, der am deutlichsten in den Tachtadjis Lykiens erhalten ist, ist durch F. v. Luschan nachgewiesen worden: die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens, in Petersen und v. Luschan, Reisen in Lykien, 1889 = Archiv für Anthropologie XIX, 1890; er tritt in den Darstellungen der Chetiter auf aegyptischen Denkmälern (vgl. Sumerier und Semiten in Babylonien, Abh. Berl. Ak. 1906, S. 90) und in den Skulpturen von Sendjirli und sonst deutlich hervor. v. Luschan glaubt die Einwirkung dieser Rasse auch in den Assyrern und den heutigen Juden zu erkennen, die sich beide vor allem in der Bildung der Nase von dem feineren Typus der rein semitischen Araber und Babylonier charakteristisch unterscheiden. Das scheint berechtigt, würde dann aber auf eine uralte, vorhistorische Urbevölkerung dieser Gebiete zurückgehen, die geschichtlich zur Zeit kaum mehr faßbar ist. Denn wenn wir in Nordsyrien noch im 15. Jahrhundert eine vorsemitische Bevölkerung finden, so sitzen in Palaestina und auf der Sinai-

halbinsel schon im 4. Jahrtausend (s. das Bild des Semiten im Grabe des Sen §§ 167 A. 227 A.) Semiten desselben Typus, den wir später in den Abbildungen des Neuen Reichs in Palaestina und Phoenikien und bei den Israeliten und Juden Šošenqs wieder finden und dessen Identität mit dem heutigen jüdischen Typus unverkennbar ist. Über den Typus der Semiten Babyloniens und die Eigenart der nomadischen Stämme in Haar und Tracht s. meine Sumerier und Semiten; vgl. auch § 336. Im übrigen stehen die Untersuchungen über den physischen Typus der Völker und Rassen durchweg geschichtlich wie anthropologisch noch in den ersten Anfängen.

331. Die Lebensbedingungen der semitischen Welt sind von der Natur scharf vorgezeichnet. Ihren Mittelpunkt bildet das große Wüstenland Arabien. Unbewohnbar freilich sind nur die großen Sandwüsten, teils im Norden Arabiens (Nefûd), teils im Osten und Süden, wo ein gewaltiges Gebiet bis zum Indischen Ozean und Persischen Meerbusen hin fast vollständig unzugänglich ist und nur von einigen wenigen Karawanenstraßen durchzogen wird. Aber sonst umschließt Arabien, vor allem im Zentrum, dem großen Hochland des Nedjd, und im Südwesten (dem Jemen und ʿAsîr) weite Gebiete, welche stellenweise Palmenpflanzungen, Rinderzucht und zum Teil selbst Ackerbau ermöglichen und in denen daher zu allen Zeiten eine höhere seßhafte Kultur, nicht selten mit geschlossenen städtischen Ansiedlungen, bestanden hat. Der nördliche Teil Westarabiens, der Ḥidjâz, ist viel dürftiger, ein felsiges, zum Teil mit Vulkanen und weit ausgedehnten vulkanischen Schlacken (den Ḥarra's) bedecktes Hochland mit kahlen Bergen und glühendem Küstensaum; nur durch die eigenartige Handelsentwicklung Arabiens und die daran anschließende religiöse Entwicklung sind hier größere Städte wie Mekka und Jathrib (Medina) möglich geworden. Denselben Charakter, ähnlich dem des nordafrikanischen Wüstengebiets, trägt die syrisch-mesopotamische Wüste, welche als ein weites, vielfach von Gebirgszügen durchsetztes Kalksteinplateau sich tief zwischen die Kulturländer im Osten und Westen hineinschiebt. Sie reicht von Aleppo bis an den Rand des zentralarabischen Hochlandes, vom Antilibanon bis an und über den Tigris, und umfaßt Palaestina

im Süden, wo sie nach Westen in die trostlose Einöde der Sinaihalbinsel übergeht. Der Euphrat, der in engem, tief eingegrabenem Bett, mit zahllosen Windungen, die Wüste durchschneidet, vermag, wie der Nil in Nubien, nur einen schmalen Ufersaum zu befruchten, und ist überdies durch sein starkes Gefäll stromaufwärts nicht schiffbar; sein wichtigster Nebenfluß, der Chaboras, fließt dagegen durch ein fruchtbares Tal, das etwa eine Stunde breit ist und im Altertum dicht besiedelt war. Auch am Tigris ist zwischen der Mündung des großen Zab (südlich von Ninive und Kalach) und dem Eintritt in die babylonische Tiefebene bei der Diâlamündung (Opis) das Kulturland immer nur sehr beschränkt gewesen. Es fehlt diesem ganzen Gebiet an ausreichenden Niederschlägen und daher an perennierenden Wasserläufen; abgesehen von den aus den armenischen Bergen kommenden Strömen im Nordosten, dem Euphrat und Tigris und ihren Nebenflüssen, besitzt ganz Arabien mit Einschluß der syrisch-mesopotamischen Wüste keinen einzigen Fluß; die von den Bergen und aus Quellen hervorbrechenden Bäche versiegen durchweg nach kurzem Lauf. Wohl sammeln sich die Wasser der Gewitterregen oft zu großen Wassermassen an, die sich dann in breitem, tief eingeschnittenem Bett nicht selten bis zum Euphrat oder zum Meer fortwälzen; aber sie können das Land nicht befruchten, sondern in wenigen Stunden ist der Schwall verlaufen und nur einzelne Lachen bleiben in dem Wâdi zurück. Im Frühjahr und nach Regenfällen bedeckt sich der dürre Boden bald hier bald dort, je nach der Jahreszeit, auf weite Strecken mit Gras und Sträuchern, die wandernden Nomadenstämmen mit ihren Schafen und Kamelen die Existenzmöglichkeit gewähren; und die sorgfältig als wertvollster Besitz gehüteten und oft zwischen den Stämmen heiß umstrittenen Quellen, die vielerorts aus den Felsen hervorbrechen und durch gegrabene Brunnen und Zisternen zur Aufnahme des Regenwassers gemehrt werden, gestatten ihnen und ihrem Vieh auch die Zeiten der Dürre zu überstehen. Aber seßhaftes Leben mit festerer staatlicher Organisation und Ansätzen zu höherer Kultur ist nur an den Stätten möglich, wo

mächtige Quellen ein größeres Tal oder eine kleine Ebene bewässern und dauernde Fruchtbarkeit schaffen. Derartige Stellen finden sich auch im Ḥidjâz, in der syrisch-mesopotamischen Wüste und auf der Sinaihalbinsel überall oasenartig zerstreut, wenn auch viel weniger zahlreich und bedeutend als im Nedjd und im Jemen, so z. B. Hatra und Singara in Mesopotamien, Palmyra, die Oase Ruḥbe östlich von Damaskus, der Djôf, Dûma, Taimâ, Ḥigr und el-ʿOla in der syrisch-nordarabischen Wüste, die Ortschaften des Edomitergebiets, Qadeš, Wâdi Fîrân u. a. im Süden Palaestinas und auf der Sinaihalbinsel.

332. Im allgemeinen hat sich der geographische Charakter dieser Gebiete in den fünf Jahrtausenden geschichtlichen Lebens, die wir überschauen können, nicht geändert; nur die Grenzlinie zwischen Wüste und Kulturland schwankt infolge des Eingreifens der Menschen unter den historisch gegebenen Bedingungen. Im Altertum, und vor allem auf dem Höhepunkt der materiellen Entwicklung der Kultur Syriens und Palaestinas unter römischer Herrschaft, waren der Wüste durch künstliche Bewässerungsanlagen und Bändigung der Nomaden mit bewunderungswürdiger Energie weit hinaus große Gebiete abgerungen, während sie gegenwärtig umgekehrt hier wie in Babylonien gewaltige Gebiete ehemaliger Kultur erobert hat; erst in den letzten Jahrzehnten ist wieder eine stetig fortschreitende entgegengesetzte Bewegung eingetreten. Auch sind vielleicht, ähnlich wie in Libyen (§§ 165. 168), in älterer Zeit in der syrischen Wüste die Vegetation und damit die Existenzbedingungen für größere Scharen von Viehzüchtern etwas günstiger gewesen als gegenwärtig, so namentlich in dem „Ostlande“ (Qedem, § 358 A.) östlich von Damaskus und dem Ḥaurân; darauf scheinen namentlich die Feldzüge der Assyrerkönige in diese Gebiete, gegen die Qedraeer und ihre Verwandten, hinzuweisen; denn gegenwärtig sind die alten Wohnsitze dieser Stämme völlig verödet. Freilich hat man sich noch mehr vor Überschätzung zu hüten: auch die assyrischen Schilderungen betonen den Wüstencharakter, die Unzugänglichkeit und den Wassermangel dieser Gebiete,

und alle älteren Berichte, vor allem die völlig authentischen Schilderungen des Alten Testaments, zeigen, daß es auf der Sinaihalbinsel und im Süden und Osten Palaestinas genau so aussah wie gegenwärtig, so daß hier sogar in der Einzelgestaltung nicht die geringste Veränderung eingetreten ist. Das gleiche gilt von der mesopotamischen Wüste und dem Land östlich vom Tigris zwischen Opis und dem großen Zab zur Zeit Xenophons, vom inneren Arabien zur Zeit des Aelius Gallus. Diese Tatsache hat freilich manche assyriologische Phantasten unserer Zeit nicht gehindert, die Sinaihalbinsel und das Edomiterland in ein volkreiches Gebiet, den Sitz eines von ihnen erfundenen mächtigen Königreichs Muṣri zu verwandeln, und ebenso über Arabien mit freigebiger Hand große Ströme auszustreuen, die sie in Angaben des Alten Testaments und der Keilschriften wiederfinden wollen.

Die angedeuteten Phantasien sind vor allem von H. Winckler und Hommel vertreten, die Arabien überall in die ältere Überlieferung hineindrängen und diese danach umgestalten (dagegen s. u. a. meine Israeliten und ihre Nachbarstämme, 1906; das angebliche Muṣri in Arabien ist in Wirklichkeit überall Aegypten); doch sind die gleichen Ansichten auch sonst bei Dilettanten, an denen auf diesem Gebiet kein Mangel ist, oft genug zu finden. — Ich bemerke noch, daß die richtige geographische Anschauung durch den unglücklichen Terminus Mesopotamien arg behindert wird, unter dem man das ganze vom Euphrat und Tigris umschlossene Gebiet zusammenzufassen pflegt, obwohl es weder geographisch noch historisch eine Einheit bildet. Vielmehr gehört die Παραποταμία = Naharain (Osroene, § 463) und das hügelige und grasreiche Gebiet bis zum Chaboras und Nisibis (Mygdonia der makedonischen Zeit) noch zu Syrien, Assyrien ist eine Landschaft für sich, ebenso Babylonien oder Sinear; und für Mesopotamien bleibt nur die Wüste vom Chaboras bis an die Nordgrenze Babyloniens, die östlich noch über den Tigris hinausragt. — Der obere Tigrislauf gehört zu Armenien.

333. Wie in allen gleichartig gestalteten Gebieten der Erdoberfläche, in Nordafrika, Zentralasien, der aralo-kaspischen Steppe und Wüste, dem iranischen Hochland mit seiner zentralen Salzwüste, zerfällt auch in Arabien und der syrisch-mesopotamischen Wüste die Bevölkerung in seßhafte Stämme, welche die Kulturoasen besiedelt haben, und in nomadisierende

Stämme (Beduinen). Auch die letzteren betrachten bestimmte Gebiete als ihr Eigentum, das sie gegen alle anderen verteidigen; aber meist wechseln sie ihre Triften mehrfach im Jahr, je nach dem Futterbestande, und manche durchziehen in regelmäßigen Wanderzügen weite Gebiete. Privateigentum an Grund und Boden kann bei ihnen nicht entstehen; sie wohnen in Zelten und sind nicht an die Scholle gebunden, und leicht mögen sie ihr altes Gebiet ganz mit einem neuen, oft fern abgelegenen, vertauschen, sei es, daß ungewöhnliche Dürre sie zwingt, neue Weideplätze zu suchen, sei es, daß innere Erstarkung und Mehrung des Nachwuchses ihnen die Möglichkeit gewährt, schwächere Nachbarn aus einem ertragreicheren Gebiet zu verdrängen, oder auch ein Zweig sich aus dem zu volkreich gewordenen Mutterstamme ablöst, sei es, daß sie umgekehrt durch stärkere Feinde verdrängt oder auch zersprengt werden. Mit den seßhaften Stämmen leben sie in fortwährender Fehde, die oft dazu führt, daß diese durch regelmäßige Tributzahlung ihre Räubereien abkaufen, sie nach der Ernte auf ihren Feldern weiden lassen und zu ihnen in ein abhängiges „Bruderverhältnis“ (arab. chûwa) treten. Auch sonst ist in der Wüste „ihre Hand gegen jedermann“, es sei denn, daß der Fremde zu ihnen in ein Vertragsverhältnis tritt, das ihn zeitweilig oder dauernd unter den Schutz der Stammordnung und des Stammfriedens stellt. Daneben aber vermitteln sie einen geregelten Verkehr durch weite Gebiete; denn gerade in der Wüste ist ein Austausch der Waren, deren man für das Leben bedarf, bei der Dürftigkeit der heimischen Produkte für die Beduinen ebensowenig zu entbehren wie für die seßhaften Stämme; und er wirft reichen Gewinn ab, zumal da jenseits der Wüstengebiete entwickelte Kulturländer liegen, deren Handel auf den Durchgang durch die Wüste angewiesen ist. So sind dieselben Stämme, welche oft genug als die wildesten und rücksichtslosesten Räuberscharen auftreten, zugleich zuverlässige Geleiter der Handelskarawanen, und gelten als „die gerechtesten der Menschen“, denen fremdes Leben und Eigentum absolut heilig ist, sobald es unter den Schutz des Stammes

oder auch nur eines Stammgenossen getreten ist. In Arabien haben dann vor allem der Weihrauch und die kostbaren Harze, die im Südwesten ebenso gedeihen wie im Lande Punt der Aegypter an der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, in diesem Gebiete, dem „Lande zur Rechten“ (Jemen), einen selbständigen Handel und eine höhere Kultur geschaffen. — Eine Mittelstellung zwischen den seßhaften Stämmen und den Beduinen nehmen die „Halbnomaden“ in den Grenzgebieten zwischen Wüste und Kulturland ein, Schafzüchter, die zwar meist noch in Zelten, aber doch schon in dauernden Zeltdörfern leben, im Anschluß an Brunnen, Zisternen und kleine Wasserläufe. Sie sind daher schon mit einem bestimmten Gebiet fest verbunden und können gelegentlich auch etwas Ackerbau treiben; so kann sich bei ihnen eine festere staatliche Organisation herausbilden, ja sie mögen mit dem Fortschritt der Kultur selbst städtische Siedlungen schaffen. Derartige Zustände treten uns vor allem in den Grenzgebieten Palaestinas und Syriens entgegen, sind aber auch sonst in Arabien nicht selten und haben wiederholt, unter der Einwirkung der gegebenen historischen Momente, zu größeren, bald ephemeren, bald dauernden staatlichen Bildungen geführt.

Grundlegend sind vor allem A. Sprenger, Die alte Geographie Arabiens, 1875 und Ch. Doughty, Travels in Arabia Deserta, 2 vol., 1888, ferner die Reisewerke von Carsten Niebuhr, Palgrave, Wetzstein u. a., und besonders v. Wrede, Reise in Hadhramaut, 1870. Ferner z. B. Stade, Das Kainszeichen ZATW. XIV, und m. Israeliten und ihre Nachbarstämme, speziell S. 301 f.

334. Rings um die syrisch-mesopotamische Wüste liegen verhältnismäßig schmale Streifen kulturfähigen Gebiets. Im Westen erhebt sich längs der Mittelmeerküste das syrisch-palaestinensische Hochland mit seinen parallelen Gebirgsketten, die sich im Norden, in der Kette des Amanos, vom Tauros abzweigen. Das dadurch gebildete Gebiet von nahezu 100 Meilen Länge und einer durchschnittlichen Breite von etwa 15 bis 20 Meilen umschließt mehrere größere Flüsse und ist mit Wasser ausreichend, wenn auch keineswegs üppig, versorgt,

so daß es zum Kulturland werden und den Wüstenstämmen als ein Paradies erscheinen konnte. Größere Ebenen sind nur an der Küste Palaestinas, am Ostfuß des Hermon und Antilibanon (Gebiet von Damaskus), und nördlich vom unteren Orontes (im ʿAmq) vorhanden; die tiefe, weit unter den Meeresspiegel hinabreichende Spalte des Jordanbettes und des Toten Meers dagegen, welche das palaestinensische Hochland zerreißt, ist zu heiß, um noch kulturfähig zu sein. Dafür waren die höheren Gebirge dicht mit mächtigen Bäumen, vor allem Cedern und Eichen, bewaldet, so der Amanos, der Libanon, der Hermon, das Plateau von Bašan östlich vom oberen Jordan mit dem weit in die Wüste vorgeschobenen Ḥaurângebirge. Zu voller innerer Einheit konnte das schmale Land bei seiner großen Längenausdehnung und mannigfachen Gliederung kaum erwachsen; um so reger gestaltete sich das Leben in den kleineren und kleinsten Gebieten. — An Nordsyrien schließt sich „das Land am Strom [d. i. dem Euphrat]“ Naharain und weiter das Vorland der armenischen Berge mit den vom Masiosgebirge (assyr. Kašjar, jetzt Ṭûr ʿAbdîn, von den Griechen meist zum Tauros gerechnet) herabkommenden Flußläufen des Belichos und Chaboras und ihrer Nebenflüsse, das allmählich in die mesopotamische Steppe und Wüste übergeht. Dann folgt weiter östlich das fruchtbare, von zahlreichen Höhenzügen und Flüssen durchzogene Gebiet des oberen Tigris bis an und über die Einmündung des großen Zab, an das sich das von mehreren großen Strömen durchzogene Vorland der Zagrosketten bis nach Elam (Susiana) hinab anschließt. Aber alle diese Gebiete werden an Bedeutung weitaus übertroffen durch das Tiefland am Unterlauf des Euphrat und Tigris. Erst hier, in Sinear oder Babylonien, können die beiden Ströme, wie der Nil nachdem er das nubische Sandsteinplateau hinter sich gelassen hat, ihre volle Macht entfalten und werden in dem weiten Überschwemmungsgebiet Spender einer aufs höchste gesteigerten Fruchtbarkeit, die auch hier, wenig später als in Aegypten, eine hohe selbständige Kultur erzeugt hat.

335. Wir haben schon gesehen, daß der geschichtliche

Entwicklungsprozeß Vorderasiens sich als ein ununterbrochenes Ringen der Stämme der nördlichen Gebirge und der südlichen Wüstenländer um den Besitz der zwischenliegenden Kulturlande darstellt. Wenn Arabien und speziell die nordarabisch-syrische Wüste den Ausgangspunkt aller von Süden vordringenden Völkerbewegungen bildet, so ist die babylonische Tiefebene wie geographisch so auch historisch der Schwerpunkt der ganzen von Tauros und Zagros begrenzten Welt. Von hier aus strahlt die Kultur nach allen Richtungen aus; und wie die Herrscher von Sinear versuchen müssen, ihre Macht ringsum über die Nachbarlande auszudehnen, so streben umgekehrt alle Völker, die in diesen auftreten, mögen sie nun im Süden und Westen, oder im Osten und Norden heimisch sein, in erster Linie nach dem Besitz Babyloniens. Darauf beruht es, daß die Kultur Sinears, so sehr sie sonst der aegyptischen parallel geht, doch von Anfang an in einem ganz anderen ethnographisch-historischen Zusammenhang steht als diese. Auf der einen Seite fehlt ihr die geschlossene nationale Grundlage, die innere und die staatliche Einheit; auf der anderen wirkt sie viel intensiver auf weite Gebiete und fremde Volkstümer, während die aegyptische eine unmittelbare und ununterbrochene Einwirkung nur auf das schmale nubische Niltal hat ausüben können und im übrigen nur vermittelt und mit schwächerer Wirkung auf Syrien und über das Meer hinaus ausstrahlt. So erklärt es sich ebensowohl, daß die babylonische Kultur die innere Durchbildung und andauernde Kulturhöhe der aegyptischen niemals erreicht hat, wie auch, daß sie zu allen Zeiten in einem breiteren Strom historischen Lebens und historischer Wechselwirkung steht als diese.

Die semitischen Stämme und ihre Organisation

336. Die Volksstämme, welche der Welt südlich vom Tauros ihre Gestalt gegeben haben, fassen wir unter dem aus der Völkertafel der Genesis entlehnten Namen Semiten zusammen. Sie bilden ethnographisch eine enggeschlossene Einheit. In

Charakter und geistiger Veranlagung zeigen die Semiten eine scharf ausgeprägte Eigenart, die sie bestimmt von allen anderen Völkern scheidet. Ihre Sprachen sind aufs engste verwandt und nicht sowohl selbständige Sprachzweige, wie die großen Gruppen der indogermanischen Sprachen, sondern eher Dialekte einer einzigen Sprachgruppe oder vielmehr verschiedene Entwicklungsstufen der im wesentlichen sowohl in ihrem grammatischen Bau wie in ihrem Wortschatz einheitlichen semitischen Sprache. Aber auch physisch ist der semitische Typus ein einheitlicher, der uns bereits in den ältesten Denkmälern ebenso ausgeprägt entgegentritt wie gegenwärtig, wenn er auch bei den seßhaft gewordenen Semiten Palaestinas, Syriens und Assyriens durch nordische (kleinasiatisch-armenische) Elemente variiert zu sein scheint (vgl. § 330 A.). Am reinsten tritt er uns in Arabien entgegen; und ebenso hat sich hier der Lautbestand und zum Teil auch der grammatische Bau der semitischen Sprache bis auf die Gegenwart am reinsten und der Wortschatz am vollständigsten erhalten, wenn es daneben selbstverständlich auch hier so wenig wie überall im Leben der Sprache an Neubildungen fehlt. Die Sprachen der seßhaften Semiten zeigen dem gegenüber überall einen starken und ständig fortschreitenden lautlichen Verfall und einen Verlust an dem ursprünglichen Wortschatz und grammatischen Bau, der durch Neubildungen keineswegs völlig ausgeglichen wird; und zwar tritt uns diese lautliche Zersetzung am stärksten gerade bei dem geschichtlich ältesten semitischen Dialekt, dem babylonischen (akkadischen), entgegen. Das viel später auftretende Hebraeische weist, entsprechend dem erst vor unseren Augen sich vollziehenden Übergang der Bevölkerung zu voller Seßhaftigkeit, einen weit reineren Lautbestand auf (der in der hebraeischen Schrift nur teilweise Ausdruck gefunden hat), während das Phoenikische und vollends das Aramaeische wieder eine weit stärkere Abschleifung zeigen; und der gleiche Prozeß wiederholt sich dann bei denjenigen arabischen Stämmen, die in den Kulturländern seßhaft geworden sind. Die aus diesen Tatsachen erschlossene Annahme, daß die arabische Wüste als die Heimat der Semiten

zu betrachten ist, wird durch ihre Geschichte durchweg bestätigt; und die gesamte geistige Eigenart der Semiten, ihre Denkweise, ihre Religion, ihre staatlichen Institutionen erklären sich aus den Lebensbedingungen eines Wüstenvolks. So sind alle seßhaften Semiten der Kulturländer als Ablagerungen der Wüstenstämme Arabiens zu betrachten, die sich schichtweise ablösen. Dies Andrängen der Wüstenstämme gegen das Kulturland vollzieht sich ununterbrochen, oft in langsamer, Jahrhunderte umfassender Entwicklung, die sich in lauter unscheinbaren Einzelvorgängen abspielt, wie bei dem Vordringen der Araber (im engeren Sinne) in der persischen, hellenistischen und römischen Zeit, gelegentlich im Zaum gehalten, ja zurückgedrängt durch eine widerstandsfähige staatliche Organisation — so in der Gegenwart und im letzten Jahrhundert bei der Zurückdrängung der Wahhabiten —, oft aber in plötzlichen großen Invasionen sich entladend, wie der der Aramaeer und Hebraeer im vierzehnten Jahrhundert und vorher der der Amoriter oder der der Araber im Islâm. Noch früher, in geschichtlich nicht mehr greifbarer Zeit, mag in ähnlicher Weise die Invasion der hamitischen Stämme in Nordafrika von den stammverwandten Semiten Asiens ausgegangen sein (§ 166); zeigt doch schon das älteste Aegyptisch gegenüber dem Semitischen eine starke lautliche Zersetzung und grammatische Umwandlung. Doch entziehen sich diese Vorgänge bis jetzt wenigstens der geschichtlichen Erkenntnis; und ebenso kann die Frage wohl aufgeworfen, aber nicht beantwortet werden, ob die Vorfahren der Semiten in noch früherer Zeit einmal aus anderen Gebieten in die Wüste gezogen und ob sie mit anderen Stämmen der kaukasischen Rasse sprachlich und physisch verwandt sind.

Daß Arabien die Heimat der Semiten ist, hat zuerst, ausgehend von der Theorie über Bildung und geschichtliche Entwicklung der Staaten, welche Ibn Chaldûn (§ 42) aus der Geschichte der islamischen Völker abstrahiert hat, A. Sprenger mit Entschiedenheit ausgesprochen: Leben und Lehre des Mohammad I 241 ff.; Die Alte Geographie Arabiens, 1875 [ebenso Eb. Schrader, ZDMG. XXVII; de Goeje, Het Vaterland der semitischen Volken, 1882 u. a.]. Jetzt ist diese Auffassung wohl ziem-

lich allgemein zur Anerkennung gelangt [wenn auch GUIDI, Atti della R. Ac. di Liucei, 1873, dem JACOB, Altarab. Beduinenleben 28 folgt, für das Euphratgebiet eingetreten ist und NÖLDEKE, Die semitischen Sprachen, 1887, an Nordafrika denkt; HOMMEL hat seine früheren Ansichten (Namen der Säugetiere bei den Südsemiten, 1879) jetzt zurückgezogen: Grundriß der Geogr. u. Gesch. d. alten Orients, 2. Aufl. S. 80]. Die Schichtung der verschiedenen semitischen Ablagerungen hat vor allem WINCKLER scharf betont, der namentlich, im Anschluß an die von den Amarnabriefen gegebenen Aufschlüsse, zuerst richtig erkannt hat, daß die Aramaeer erst seit der Mitte des 2. Jahrtausends in die Kulturländer eingedrungen sind; vgl. auch meine Israeliten und ihre Nachbarstämme 235 ff. Die naiven Versuche, in den Sagen der Genesis Aufschlüsse über diese Fragen zu finden, bedürfen jetzt keiner Widerlegung mehr; der Glaube, Armenien oder gar die Kaukasusländer seien die Urheimat der Semiten [der auch HEHNS schönes Buch: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, entstellt] entbehrt jedes Schattens von Begründung. Die weiteren Fragen, wann die Urahnen der Semiten nach Arabien gekommen sind, und nun gar die nach einer etwaigen Sprachverwandtschaft zwischen Indogermanen und Semiten, d. h. mit anderen Worten die Frage nach dem Ursitz und der Verbreitung des Menschengeschlechts, liegen jenseits der Grenzen geschichtlicher Erkenntnis und sind daher für den Historiker völlig irrelevant. Es wird mitunter verkannt, daß die Frage nach dem Ursitz der Semiten ihrem Wesen nach ganz andersartig ist: bei ihr handelt es sich nicht um die geschichtlich gleichgültige Frage, ob etwa im Jahre 5000 v. Chr. Semiten in Arabien gesessen haben, sondern um die Frage, wie die Semiten nach Syrien und in die Euphratländer gekommen sind; und das ist ein geschichtlicher Prozeß, der sich größtenteils innerhalb des geschichtlich erkennbaren Zeitraums vollzieht und daher auch geschichtlich begriffen werden muß. — Der Konsonantenbestand des Semitischen liegt bekanntlich am vollständigsten bei den Sabaeern vor; das Schriftarabische hat bereits einen der vielen s-Laute verloren, und im Aethiopischen vollzieht sich der weitere Rückgang des Konsonantismus vor unseren Augen. Die Festsetzung südarabischer Stämme in Afrika auf dem abessinischen Hochland (Ge'ez, Aethiopien) bildet das Gegenstück zu der Ausbreitung nach Norden. Die nord- und südarabischen Dialekte bilden mit dem Aethiopischen zusammen eine engere Einheit (vor allem durch die plurales fracti charakterisiert), die als „südsemitisch" bezeichnet wird; für die drei Gruppen der nordsemitischen Dialekte, Babylonisch-Assyrisch, Kana'anaeisch (Hebraeisch, Phoenikisch cet.) und Aramaeisch (Syrisch) ist eine Zusammenfassung zu größeren Gruppen nicht nachgewiesen und vielleicht überhaupt nicht anzunehmen; das Babylonisch-Assyrische scheint am selbständigsten dazustehen. An Übergängen, auch

zwischen nord- und südsemitisch, hat es niemals gefehlt; die Dialektgrenzen sind keineswegs absolut [vgl. Israel. und ihre Nachbarst. S. 307]. — Der Name „Araber“ ist in diesem Abschnitt natürlich rein geographisch gebraucht, als Bezeichnung der in dem gegenwärtig Arabien genannten Lande hausenden Semiten; geschichtlich ist der Arabername (von ʿarab, ʿaraba „Steppe, Wüste“) erst im 1. Jahrtausend v. Chr. allmählich aufgekommen und hat sich vom Norden aus verbreitet.

337. Die äußeren Bedingungen, welche das Leben der semitischen Stämme bestimmen, und die durch den Charakter ihrer Wohnsitze gegebenen Unterschiede haben wir bereits kennen gelernt (§ 333). Innerlich werden die Stämme und in ihnen wieder die größeren und kleineren Gruppen, in die sie zerfallen, wie alle gleichartigen Gebilde zusammengehalten durch die Idee der Blutsgemeinschaft, in der der Zwang der sozialen Gemeinschaft seinen Ausdruck findet. Die erwachsenen, wehrfähigen Männer, aus denen der Verband besteht, bilden eine festgefügte, durch die unverbrüchlichen Satzungen der Sitte und der moralischen und rechtlichen Anschauungen zusammengehaltene Gemeinschaft; und diese Gemeinschaft ist durch das Zusammenleben, in dem sie aufgewachsen sind und das schon die vorhergehenden Generationen verband, unmittelbar gegeben. Ob die Blutsverwandtschaft nach der Abstammung von dem Vater (abû) oder der Mutter (imm, umm) gerechnet wird, ist dabei prinzipiell irrelevant (vgl. § 8 ff.); tatsächlich herrscht allgemein die patriarchalische Ehe (bei den Sabaeern in Form der Polyandrie), wenn es auch daneben gerade bei nomadisierenden Stämmen oft genug vorkommt, daß sich ein Einzelner an ein fremdes Weib und deren Stamm zeitweilig oder dauernd anschließt. Die modernen Hypothesen, welche bei den Semiten ursprünglich ein sogenanntes „Mutterrecht“ bestehen lassen, stehen im Widerspruch mit allen Tatsachen; umgekehrt wird die Ursprünglichkeit des Patriarchats auch dadurch erwiesen, daß dasselbe Wort ʿamm sowohl den Vatersbruder wie den Stammgenossen im allgemeinen und den ganzen Stamm („Volk“) bezeichnet. Neben der physischen Blutsverwandtschaft steht immer ihr Ersatz durch Blutsverbrüderung und durch Adoption. Auf die Blutsgemeinschaft

wird die Verpflichtung jedes Mitglieds des engeren Verbandes begründet, für jeden Blutsverwandten einzustehen, ihn zu schirmen und zu rächen, es sei denn, daß man darein willigt, das vergossene Blut durch Zahlung einer Blutbuße abkaufen zu lassen. Über dieser Schutzbrüderschaft der kleineren Gruppe steht dann, sie ergänzend und erweiternd, der Schirm, den die größeren Verbände gewähren. Die Blutrache ist die allbeherrschende Macht des sittlichen und rechtlichen Lebens, welche den Frieden innerhalb des Verbandes sichert und den Einzelnen Fremden gegenüber beschützt und so ein geregeltes Zusammenleben und einen friedlichen Verkehr ermöglicht gerade in Verhältnissen, wo ein äußerer Zwang völlig undurchführbar wäre. Ihre Ergänzung bildet das Gastrecht, das dem isolierten Fremden, der vorübergehend in Gemeinschaft mit einem Anderen getreten ist, dessen und seines Stammes Schutz sichert. — Jeder Blutsverband, sei er groß oder klein, gilt als Nachkomme eines Ahnen, der meist männlich ist, gelegentlich aber, da der Stamm auch als der Mutterleib (baṭn) aufgefaßt werden kann, auch als ein Weib betrachtet wird; dieser Ahne trägt den Namen, der den Verband als Ganzes, als kollektivischen Singular, bezeichnet. So stellt sich die Gliederung eines Stammes als ein Stammbaum dar, in dem die kleineren Gruppen bis zu den Clans oder Geschlechtern und den zu diesen gehörigen Familien, d. h. den kleinsten zusammenwohnenden Gruppen (arab. dâr „Siedlung“, hebr. bait „Haus“ oder bait-abî „Vaterhaus“; auch ahl „Zelt“ wird in diesem Sinne gebraucht) hinab in absteigender Folge dem allumfassenden Ahnherrn untergeordnet sind. Gelegentliche oder dauernde Verbindungen eines Stammes mit anderen finden dann wieder in ihrer genealogischen Verbindung und Subsumtion unter einen neuen Ahnen Ausdruck; und an der Spitze steht der Name der ganzen Stammgruppe oder des Volkes, das sich durch Sprache und Sitte und gemeinsame Geschichte anderen, stammfremden gegenüber als eine Einheit empfindet.

Im allgemeinen vgl. § 8 ff., speziell auch über die semitischen Eheformen und die darüber aufgestellten modernen Theorien (wo in § 11 A.

Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern, Nachr. Gött. Ges. 1893, nachzutragen ist). — Die in diesem und den folgenden Paragraphen gegebene Schilderung beruht wesentlich auf den bei den Arabern im Altertum wie in der Gegenwart herrschenden Zuständen (zur Literatur vgl. außer der § 333 A. angeführten vor allem Burckhardt, Notes on the Bedouins and Wahâbys, 2 vol., 1831. Ch. Doughty, Travels in Arabia Deserta, 2 vol., 1888; ferner z. B. Wellhausen, Medina vor dem Islam, in Skizzen und Vorarbeiten IV. G. Jacob, Altarab. Beduinenleben, 2. Ausgabe 1897); doch treten die gleichen Ordnungen bei den übrigen semitischen Stämmen, von denen wir Kunde haben (vor allem im Alten Testament), überall hervor, und haben sich oft noch in viel weiter fortgeschrittenen Verhältnissen rudimentär erhalten. — In der Regel sind die Namen der Stämme, Clans, Geschlechter u. s. w. von den Personennamen durchaus verschieden [Namen wie Jakob, Joseph, Ephraim, Benjamin sind in Palaestina erst ganz spät als Personennamen verwendet worden]; doch mag es gelegentlich zu allen Zeiten vorgekommen sein, daß ein Verband nach dem Häuptling benannt wird, um den er sich schart, wie das bei den Türken sehr gewöhnlich ist. Dann lebt aber in dem Ahnherrn nicht etwa die Erinnerung an diese geschichtliche Persönlichkeit weiter, sondern diese ist nach kurzer Frist verschollen, und der eponyme Ahnherr ist auch hier lediglich der unmittelbare Ausdruck für die in der Gegenwart lebendige Einheit des Stammes, und weder eine historische Tradition, noch gar eine poetische Personifikation. Nicht nur die populäre Anschauung beurteilt diese Verhältnisse und die an die Eponymen anknüpfenden Erzählungen ganz falsch, wenn sie den Wüstenstämmen ein gutes Gedächtnis für geschichtliche Ereignisse zuschreibt — genau das Gegenteil ist der Fall —, sondern auch gelehrte Forscher (speziell die alttestamentlichen Theologen) haben vielfach in der gleichen Richtung gesündigt, wenn sie früher die genealogischen Erzählungen des Alten Testaments naiv für geschichtliche Wahrheit nahmen, und gegenwärtig sie durch eine sehr einfache Operation in Geschichte umsetzen, indem sie die Erzählungen vom Ahnherrn als Überlieferung von den Schicksalen des Stammes und z. B. eine Ehe als Vermischung zweier Stämme deuten; sie haben sich die realen Anschauungen, aus denen diese Erzählungen erwachsen sind, gar nicht klar gemacht. Weiteres darüber in meinem Buch: Die Israeliten und ihre Nachbarstämme. — Für die Kritik der pseudohistorischen Nachrichten der Araber und die anschließenden Fragen ist grundlegend Nöldeke, Über die Amalekiter und einige andere Nachbarvölker der Israeliten, 1864.

338. Der Besitz der einzelnen Stammgenossen besteht, von dem dürftigen Hausrat, Waffen und Schmuck, und vielleicht einigen geraubten oder im Handel erworbenen Kost-

barkeiten abgesehen, bei den Nomaden ausschließlich in Vieh, d. h. Schafen und Ziegen, Eseln und Kamelen; bei den Wohlhabenderen kommen noch erbeutete oder gekaufte Sklaven hinzu. Auch der von Sklavinnen erzeugte Nachwuchs folgt dem Stande der Mutter, wenn er nicht durch Freilassung in den Stand der Schutzbefohlenen eintritt oder durch Adoption in den Stammverband aufgenommen wird. Der Einfluß des einzelnen Mannes in der Gemeinde ist zum Teil von seinen persönlichen Eigenschaften, seiner Tapferkeit und Einsicht abhängig, vor allem aber von den Machtmitteln, die ihm sein Besitz gewährt, und in noch höherem Maße von der Leistungsfähigkeit und dem ererbten Ansehen des engeren Blutsverbandes, des Clans und der Sippe, in denen er steht. Denn der Semit, wie jeder naturwüchsige Mensch, ist durchaus aristokratisch gesinnt; so oft tatsächlich das Herkommen durch einen glücklichen Emporkömmling durchbrochen werden mag, so vererbt sich doch die einmal gewonnene und gefestigte Stellung wie jeder materielle Besitz auf Generationen hinaus auf die Nachkommen. Aber es sind nur Ehrenvorrechte und vielleicht der Anspruch auf Bekleidung der Häuptlingswürde, die dadurch begründet werden; zu einer rechtlichen Scheidung in Geschlechtsstände, herrschende Adlige und beherrschte Nichtadlige, führt die aristokratische Denkweise kaum jemals. Denn gerade durch die Lebensbedingungen der Wüste wird die Ausbildung starker, auf sich selbst ruhender Persönlichkeiten (§ 100) in hohem Grade gefördert; daher herrscht innerhalb der Stammgemeinde unter den freien Männern volle Gleichheit. Selbst der Versuch, ein einzelnes widerstrebendes Geschlecht oder Individuum unter den Willen der Mehrheit zu zwingen, würde als unberechtigte Gewaltsamkeit gelten, die zu Blutfehde und Zersprengung des Stammverbandes führt; und auch die Söhne, sobald sie herangewachsen sind, ja oft schon als Knaben, haben eine auffallend freie Stellung (§ 12). Dagegen gelten die Töchter lediglich als ein werbender Besitz, teils im eigenen Haushalt, teils durch das Brautgeld (mahr), das der Freier für sie zahlen muß; daher

ist ihre Aussetzung oder Tötung (in Arabien durch Begraben gleich nach der Geburt) weit verbreitet. Andrerseits wird das Alter geehrt und seine Lebenserfahrung geachtet; das älteste Glied eines jeden Blutsverbandes hat zugleich seine Leitung und übt die Schutzpflicht über seine Angehörigen aus. Vielfach gehört der Besitz der gesamten Familie und wird von dem Ältesten verwaltet, während die jüngeren Brüder ebenso wie die Kinder von ihm abhängig sind und sein Vieh weiden; bei den Sabaeern hat sich daraus die Polyandrie entwickelt (§ 11 A.). Der Rat der Stammgemeinde besteht daher aus den „Ältesten“ (זקנים, Scheiche), die in freier Beratung zusammensitzen und in der Regel die Maßnahmen des Stammes entscheidend bestimmen. Nicht zur Stammgemeinde gehören diejenigen Volksgenossen, welche keinen Eigenbesitz haben und daher auch nicht als Vollfreie gelten können, sondern von der Arbeit für andere leben, teils als Knechte im Dienste einzelner, teils als Handwerker, wie vor allem die Schmiede (Metallarbeiter), aber auch Musikanten, Sänger und Tänzer u. ä. Sie stehen daher auch nicht in den Blutsverbänden; und eine geschlechtliche Vermischung mit ihnen (abgesehen von der Prostitution) gilt als schimpflich und wird vielfach streng bestraft. Sie sind Beisassen (gêr), die als Klienten unter dem Schutz des Stammes stehen wie die Fremden, z. B. flüchtige Totschläger, die bei ihm Zuflucht gefunden haben. Doch können die letzteren, wenn sie daheim angesehen waren, oft auch Aufnahme in den Stamm finden; und nicht selten kommt es vor, daß ein Nomade sich zeitweilig einem fremden Stamm anschließt und dann hier auch eine Ehe auf Zeit eingeht, bei der die Kinder dem Stamm der Mutter zufallen.

Das sehr alte Schema der Gliederung eines Nomadenstamms, welches Gen. 4, 20 f. an Lamech angeschlossen wird, scheidet die „Zeltbewohner mit Besitz“ und die Musikanten (die wie die homerischen Aoeden den Vollfreien zunächst stehen) als Söhne der Hauptfrau scharf von den Schmieden, den Kindern der zweiten Frau [neben diesen steht eine Tochter Naʿama vielleicht als Repräsentantin der Prostituierten],

vgl. meine Israel. S. 218. Die Schmiede bilden bekanntlich auch jetzt in Arabien vielfach eine scharf geschiedene stammartige Kaste, die sich auch im physischen Typus von den Stammgenossen unterscheidet. — Bei den Juden gehören noch in nachexilischer Zeit die Besitzlosen nicht zu den Geschlechtern, sondern sind Beisassen; nur ist hier natürlich der Grundbesitz maßgebend geworden; Grundbesitzer und Krieger ist identisch und heißt גבור חיל, vgl. Entstehung d. Judentums S. 148 ff. Israeliten S. 428 ff.

339. So ist die Stammverfassung durchweg rechtlich eine sehr lockere republikanische, mehr eine freie Föderation kleiner und kleinster selbstherrlicher Gruppen als ein geschlossener Staat (vgl. § 6. 25 f.). Das Gegengewicht gegen die lose rechtliche Bindung bildet die Wucht der Sitte und die Zwangsgewalt der moralischen Vorstellungen, die in dem Blutrecht und der unbedingten Verpflichtung zum Eintreten für jeden einzelnen Blutsverwandten und für die Gesamtheit der Stammgenossen ihren Ausdruck findet und oft den Einzelnen vor einen schweren sittlichen Konflikt stellt, z. B. wenn die väterlichen Blutsverwandten (ʿamm), die den rechtlichen Anspruch auf Hilfe haben, im Kampf mit den Verwandten der Mutter (châl) stehen, an die deren Kinder durch ein oft sehr starkes Pietätsverhältnis gefesselt sind. Für die oberste Leitung ist ein Oberhaupt (arab. Emîr) auch im Frieden kaum und im Kriege gar nicht zu entbehren; und daraus kann, namentlich wenn der Stamm halb oder ganz zur Seßhaftigkeit und damit zum Besitz eines festen Gebietes gelangt, die Würde eines Königs (malik) hervorgehen. Zur Zeit Mohammeds ist das Königtum im eigentlichen Arabien selten geworden. In älterer Zeit dagegen, z. B. in den Nachrichten der Assyrer, stehen die Stämme durchweg unter Herrschern oder Königen, wenn auch offenbar immer nur mit sehr bescheidener, durch den Rat der Ältesten eingeschränkter Gewalt; weitverbreitet scheint die Sitte gewesen zu sein, daß die Leitung des Stammes vorwiegend oder dauernd einer Frau aus dem Herrschergeschlecht zusteht (§ 10 A.). Mehrfach, so bei den kanaʿanaeischen Nomaden (den Edomitern und Israeliten), findet sich eine militärische Organisation des Stammes in Tausendschaften (’eleph),

die wieder in Hundertschaften und weiter in Züge zu fünfzig Mann zerfallen. Diese militärische Einheit, die Kompanie, die der spartanischen Pentekostys entspricht, findet sich mehrfach auch bei den Arabern. Im wesentlichen deckt sich offenbar die Tausendschaft mit dem Clan (hebr. mišpâcha), der größten Gruppe von Blutsverwandten innerhalb des Stammes, und ebenso werden die militärischen Unterabteilungen sich an die kleineren Geschlechtsgruppen anlehnen; zugleich aber ist klar, daß in solchen Fällen eine systematische Einteilung vorliegt, die auf einen bestimmten Akt zurückgeht und daher zugleich eine stärkere Ausbildung der Autorität des Stammes voraussetzt.

Über die Tausendschaften cet. und ihr Verhältnis zu den Geschlechtern vgl. meine Israeliten 428 ff. 498 ff. Das Schema der Einteilung, bis zu Zehnerschaften (= Korporalschaften) hinab, wird Exod. 18, 21. 24 = Deut. 1, 15 f. gegeben; vgl. Sam. I 22, 7. Amos 5, 3 u. a. Die Fünfzigerschaft als die militärische Einheit Reg. II 1, 9 ff.; nach ihr heißt חמוש „gefünfzigert“ soviel wie „kriegsmäßig gewaffnet und geordnet“ Exod. 13, 18. Jud. 7, 11. Num. 32, 17 = Jos. 1, 14. 4, 12. Dem entspricht arabisch chamîs „Heer“, und sabaeisch ח̄מס als waffenfähige Mannschaft des Stammes (D. H. Müller). Sprachlich könnte das Wort natürlich ebensowohl von dem Singular chamis „fünf“ wie von dem Plural „fünfzig“ abgeleitet sein; aber da eine militärische Abteilung von fünf Mann undenkbar ist, kann nur die letztere Ableitung richtig sein.

340. Bei den seßhaften Stämmen tritt zu dem Herdenbesitz Eigentum am Boden und vor allem an Dattelpalmen hinzu; die Lebensverhältnisse werden mannigfaltiger, das Bedürfnis nach rechtlicher und staatlicher Ordnung wächst. So können sich hier eine kräftigere Staatsgewalt und ein dauerndes Königtum bilden. Aber daneben bleiben die ursprünglichen Anschauungen und Tendenzen noch lange in Wirksamkeit; und diese Gebiete sind nicht so scharf von den anderen geschieden, weder geographisch noch in den Lebensbedingungen, daß sie nicht ununterbrochen die Einwirkung des nomadischen Stammeslebens erführen. Nicht selten hat sich daher auch in solchen Gebieten selbst bei weit fortgeschrittener Kultur die

lockere Stammverfassung erhalten, ja noch gesteigert (§ 6), so in Mekka zur Zeit Mohammeds. — Andererseits sind den Nomaden die Gefahren wohl bewußt, welche die Seßhaftigkeit ihrer Organisation und Wehrfähigkeit und damit der Selbständigkeit und dem stolzen Unabhängigkeitssinn des Einzelnen bringt. Voll Verachtung sehen sie auf den an seine Scholle gefesselten Bauern und die feigen Städter herab, die sich hinter Mauern zu schützen suchen und einem Herrn als Knechte dienen, sich von den Beduinen ausplündern lassen und ihre Erpressungen durch Geschenke abkaufen. So verlockend die Reichtümer und Genüsse der Kultur sind, so sind sie diesen Preis doch nicht wert. Gelegentlich sind daher bei Beduinenstämmen, die in die Grenzgebiete des Kulturlandes eingedrungen sind, die schwersten Strafbestimmungen auf Ackerbau, Weinpflanzungen, Wohnen in festen Häusern gesetzt, so bei den Nabataeern der Diadochenzeit (Hieronymos von Kardia bei Diod. XIX 94). In religiösem Gewande tritt uns dieselbe Forderung bei dem edomitischen (qainitischen) Clan der Rekabiten in Palaestina (Jerem. 35, 6 f.) und überhaupt in der Gestaltung der prophetischen Religion entgegen, und ebenso sind sie in den Anfängen des Islâms sehr lebendig und wirkungsvoll gewesen. Daß dem gegenüber die Beteiligung am Handel und die Eskortierung von Karawanen als ein rühmlicher und einträglicher Erwerbszweig anerkannt wird, ist schon erwähnt (§ 333).

341. So fest im Gegensatz zu der Lockerheit der äußeren Ordnungen und dem Fehlen jeder befehlenden Autorität das innere Gefüge des Stammes ist, so verschiebt sich doch sein Bestand ununterbrochen. Nicht nur einzelne Individuen lösen sich ab, sei es infolge einer Blutfehde, sei es weil der Zufall sie zum Anschluß an andere Stämme führt, als Clienten oder Angeheiratete, sondern auch ganze Geschlechter und Clans; und umgekehrt finden durch den gleichen Prozeß fremde Elemente Aufnahme. Eine äußere Katastrophe, die Niederlage durch Fremde, ein großer Wanderzug, eine Hungersnot oder auch eine unsühnbare innere Fehde kann den Stamm völlig auseinandersprengen. Dann bleiben die kleineren Gruppen, die

einzelnen Geschlechter; und sie mögen sich zu neuen Stämmen zusammenschließen oder bei fremden Anschluß suchen. Auch kann der Stamm zu groß werden, um noch eine Einheit zu bleiben, namentlich wenn die Lebensbedingungen sich ändern, z. B. durch Eroberung größerer Gebiete; in der Art sind aus dem éinen israelitischen Stamm die späteren (angeblich zwölf) Stämme als lokale Gruppen hervorgegangen, deren jede mehrere Clans mit ihren Geschlechtern in einem lockeren Verbande umfaßt. Umgekehrt mögen mehrere Stämme sich vorübergehend oder dauernd zu einer Koalition oder zu einem Oberstamm zusammenschließen, wobei dann immer sofort die Fiktion hinzutritt, daß sie aus einer ursprünglichen Einheit hervorgegangen, Nachkommen eines eponymen Ahnen seien. So sind die Stammverbände, die scheinbar und der Idee nach für die Ewigkeit gegründet und gegen alle anderen Menschen durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden sind (§ 35), tatsächlich in ständigem Fluß und Austausch; alle paar Jahrhunderte treffen wir neue Stammnamen, während die alten höchstens noch als verschollene Namen der genealogischen Tradition weiterleben. Eben darauf aber beruht es, daß auch umgekehrt die einzelnen Stämme trotz aller Gegensätze in fortwährendem Austausch mit einander stehen und sich gegenseitig beeinflussen, und so größere Gruppen, Völker, sich bilden, deren Einheit allerdings nur in der Idee besteht, in dem Bewußtsein gemeinsamer Sprache und Sitte, gleichartiger Wohnsitze und geschichtlicher Erlebnisse, aber darum doch im Gegensatz zu anderen Völkern bei großen Bewegungen einmal eine mächtige Wirkung ausüben kann. So sind die großen Volkseinheiten entstanden, die uns in der Geschichte der Semiten entgegentreten, die Kanaʿanaeer, die Aramaeer und vor allem in späterer Zeit die Araber.

Die semitische Religion

342. Auch dem Semiten ist die Welt nicht nur von Wesen von Fleisch und Blut bevölkert; sondern daneben stehen die

mindestens eben so zahlreichen Scharen der Geisterwelt. In Berg und Fels, in Bäumen und Tieren, vor allem aber in der Einöde der Wüste hausen unzählige Gespenster und Dämonen (arab. ginn, ghûl u. a., vgl. die haarigen Bocksdämonen se'îrîm der Hebraeer, die phantastischen Tiergestalten Babyloniens u. ä.), die bald sichtbar, bald unsichtbar den Menschen schrecken und plagen und von denen alles Unheil kommt, vor allem die Krankheiten. Durch Zauber können sie dem Menschen dienstbar werden, aber auch in ihn fahren, ihn besessen machen; und schon in seiner eigenen Natur wohnt neben dem bewußten Willen eine derartige magische Kraft, die in der Wirkung unbedachter Worte und Handlungen und vor allem im bösen Blick sich äußert, und gegen die man sich, wie gegen die Geister, durch Amulette und Zauberworte oder Gebärden zu schützen sucht. Auch freundlich gesinnte Geister gibt es, die dem Menschen hilfreich beistehen. In unzähligen Vorzeichen, auf die er zu achten hat, spricht bald warnend, bald aufmunternd die magische, auf Willensakten der Geister beruhende Kausalität der äußeren Vorgänge zu ihm, die überall neben der mechanischen und von ihm bei seinen Handlungen berechneten Kausalität der Natur einhergeht und sie durchkreuzt. Oft treten diese Dämonen in Gruppen auf; vor allem die Siebenzahl gilt allen Semiten als eine geheimnisvolle Zahl, die daher bei magischen Sitten und Kultbräuchen, speziell bei Eidschwüren, vielfach verwendet wird. Die spätere babylonische Theologie hat sie dann gelegentlich benutzt, um Sonne und Mond mit den fünf Wandelsternen zu der Einheit der sieben Planeten zusammenzufassen und diese als die das Schicksal beherrschenden Mächte gedeutet (§ 427); aber es ist ein Irrtum, wenn man die Heiligkeit der Siebenzahl aus dieser ganz sekundären Anschauung abgeleitet und in ihr eine Spur alten Sterndienstes gesehen hat. Derartige wissenschaftlich-theologische Spekulationen liegen den naturwüchsigen Vorstellungen noch ganz fern.

Über die Religion der Semiten s. vor allem Wellhausen, Reste arabischen Heidentums (Skizzen und Vorarbeiten III, 1887) und das

freilich von Einseitigkeiten nicht freie Werk von ROBERTSON SMITH, Lectures on the Religion of the Semites, 1889 (Die Rel. der Semiten, übers. von STÜBE, 1899); ferner NÖLDEKES Aufsätze über il Ber. Berl. Ak. 1880 und 1882 und seine Rezensionen ZDMG. 41, 707 ff. 42, 471 ff.; meinen Artikel Baʿal in ROSCHERS Mythol. Wb. (Nachtrag zu Bd. I), worin die älteren Artikel Astarte und El mehrfach berichtigt sind, sowie meine Israeliten und ihre Nachbarstämme. — Die Ableitung der semitischen Religionen aus Gestirndienst (Sabaeismus) kann wohl als erledigt gelten; über die Ableitung aus Totemismus und Ahnendienst bei R. SMITH, die STADE sogar für die israelitische Religion angenommen hat, s. §§ 55. 62.

343. Aus der Geisterwelt scheiden sich die Gottheiten (ilu, hebr. el, fem. ilât), die sich als dauernde, gleichmäßig wirkende Mächte sowohl in dem regelmäßigen Verlauf der Naturerscheinungen wie vor allem im Leben der Menschen offenbaren (§ 50 ff.). In Sonne und Mond und den Gestirnen des Nachthimmels haben Gottheiten ihren Sitz, die ihren Kreislauf und den Wechsel der Jahreszeiten geordnet haben. Aber auch auf der Erde hausen zahlreiche göttliche Mächte in Felsblöcken und Bergen, in Quellen und vor allem in grünenden Bäumen, die umsomehr als Sitz einer Gottheit gelten, je seltener sie sind und je stärker man daher ihr geheimnisvolles Eigenleben empfindet. Auch in manchen Tieren offenbart sich ein göttliches Wesen, vor allem in Schlangen; daneben finden wir bei mehreren arabischen Stämmen einen Geiergott Nasr, und in Palaestina und Syrien den Kultus von Stieren, Tauben, Fischen, oder in einem Gottesbaum bei Bet-el (Jud. 4, 4 f.) ein Numen Debora „die Biene"; doch ist der Tierdienst bei den Semiten niemals so stark entwickelt worden wie z. B. bei den Aegyptern und den Griechen. Dagegen lebt in jedem menschlichen Verbande, und vor allem in dem alle anderen umfassenden Verbande des Stammes eine göttliche Macht, auf der seine Existenz und sein dauernder Bestand beruht: sie ist nicht nur im Leben mit ihm identisch, sondern geht auch mit ihm zu Grunde, da sie eben nur durch ihre Verehrer Existenz hat wie diese durch sie — eine Anschauung, die uns z. B. in der Assyrerzeit bei den Staaten Syriens und Palaestinas ganz allgemein entgegentritt. Daher

ist der Eigenname der Stammgottheit mehrfach mit der des Stammes identisch, ohne daß man dem einen oder dem anderen die Priorität zuschreiben dürfte: sie sind eben beide mit einander unmittelbar und untrennbar gegeben. So in typischer Weise bei Assur (wo dann auch Stadt und Land denselben Namen trägt); ebenso haben die Amoriter einen gleichnamigen Stammgott Amuru (§ 396), und auch die Stammnamen Edom und Gad sind zugleich Gottesnamen. In der Regel freilich hat der Stammgott überhaupt keinen eigentlichen Namen, sondern ist für seine Verehrer „der Gott" (ilu) schlechthin; und dann entwickelt sich wohl ein Eigenname aus seiner Wirkung — ʿUzza „die mächtige", Manât „Anteil, Schicksal", Gad „Schicksal", Abrâm „der erhabene Vater" — oder seiner Erscheinungsform, wie Nasr „Adler", Šams „Sonne". Sehr oft ist dieser Name ein Aussagesatz über diejenige Eigenschaft, in der das Wesen des Gottes besonders hervortritt: Jaghûth „er hilft", Jaʿûq „er bewahrt", Jiṣchâq (Isaak) „er lacht" — wohl mehr das furchtbare Hohnlachen über die Feinde, als ein gnädiges Lächeln, denn dieses Numen des „Siebenbrunnens" (oder „Schwurbrunnens") Beʾeršebaʿ im Wüstengebiet südlich von Palaestina (Amos 8, 14) führt auch den Kultnamen „der Schrecken Jiṣchâqs" (פחד יצחק, Gen. 31, 42. 53) —; ferner Jaʿqôb „er überlistet" u. a.; auch Jahwe („er weht"?), der Name des feurigen Vulkangottes vom Sinai in Midian, in dem Vulkangebiet östlich vom Golf von Aila, ist gleichartig gebildet. Bei den Stämmen im Süden und Osten Palaestinas wird aus derartigen Bezeichnungen vielfach weiter der Stammname gebildet: Jišmaʿ-el „er hört ist El", Jisra-el „er streitet ist El", Jerachm-el „er erbarmt sich ist El"; in Palaestina selbst begegnen sie uns als Ortsnamen: Jaʿqob-el „er überlistet ist El", Jezraʿ-el „er sät ist El", Jabne-el „er läßt bauen ist El", Jiphtach-el „er öffnet [das Tal] ist El", während sie bei den Amoritern und in Südarabien [dagegen nicht bei den Israeliten und Phoenikern] als Personennamen erscheinen. Wie der Stamm als ganzes wird auch der einzelne Mensch durch seinen Namen mit der Gottheit in Verbindung gesetzt; bei

allen Semiten (speziell den Amoritern in Babylonien, den Phoenikern, den Israeliten und ihren Nachbarn, den Nordarabern, den Sabaeern und Minaeern) sind Personennamen wie „El ist gnädig“, „erhaben“, „mächtig“, „segnet“, oder „Gabe Els“, „Gnade Els“, „Auge Els“, „Name Els“ ganz gewöhnlich. Besonders charakteristisch sind diejenigen Namen, welche den Menschen in ein verwandtschaftliches Verhältnis zur Gottheit setzen, als Sohn, Bruder, Schwester, aber auch als Vater und Schwiegervater; da steht die Gottheit zu dem Einzelnen nicht anders als die nächsten Blutsverwandten, unter deren Schutz er aufwächst und gedeiht.

Über das Verhältnis der Stammnamen zu den Gottesnamen und ihre Umwandlung in die Patriarchen des Alten Testaments s. meine Israeliten S. 249 ff. 293 ff.; über Isaak ib. S. 253 ff. [Die Angabe S. 297, daß der Name des Volks der Gutaeer im Zagros zugleich Gottesname sei, beruhte auf falscher Übersetzung der Inschrift Z. Ass. IV 406; es ist vielmehr mit Thureau-Dangin, Sumer. u. akkad. Königsinschr. S. 170 f., „die beiden Götter der Guti, Istar und Sin“ zu übersetzen. Dagegen liegt die Identität des Gottes- und Stammnamens wahrscheinlich auch in dem Gott der Araber der Sinaiwüste Οροταλ(τ) Herod. III 8 = Wadi Gharandel 'Αρίνδηλα, Γαρινδανεῖς vor, Isr. S. 101.] — Sehr wichtig auch für die semitische Religion ist die Bearbeitung der (großenteils amoritischen) Personennamen der 1. Dynastie von Babel durch H. Ranke, Early Babyl. personal Names (Bab. Exped. Series D, III. Philadelphia 1905), vgl. § 436. Die Namen, welche eine Person in ein Verwandtschaftsverhältnis zur Gottheit setzen, bedürfen dringend einer umfassenden Sonderuntersuchung, die manche wertvolle Aufklärung verspricht; in späterer Zeit sind sie offenbar ganz schematisch gebildet worden, aber zu Grunde liegt eine uralte und realistische religiöse Vorstellung.

344. Das wesentliche bei der Gottheit ist aber nicht ihr Name — der kommt als ein unentbehrliches Moment nur in Betracht, wenn man sie wie die Gespenster zum Zauber benutzen will —, sondern ihre ununterbrochene, lebenspendende Wirkung und ihre Macht. Sie ist der „Herr“ (allgemein semitisch rabb, aram. mâr, daher Marna von Gaza „unser Herr“, phoenikisch und hebraeisch adôn, Adonis), und bei den Amoritern, Phoenikern und Hebraeern und ihren Verwandten auch der „König“ (Melek, fem. Malkat). Sie lebt

in voller Gemeinschaft mit den Menschen, nimmt Anteil an ihren Mahlzeiten, ihren Beratungen und Kämpfen, und erhält eine Gabe von allem, was sie gewährt, dem Ertrag der Jagd, der Kriegsbeute, dem Wurf des Viehs, und, bei seßhaften Stämmen, der Frucht der Felder. Zu bestimmten Zeiten werden ihr große Feste gefeiert, so bei den Israeliten das echt nomadische Frühlingsfest des Passaḥ, bei dem ihr die Erstgeburt der Lämmer geschlachtet werden: das Fleisch wird zur Nacht von den Familien verzehrt, während Jahwe draußen umgeht, das an die Pfosten der Wohnungen (ursprünglich der Zelte) geschmierte Blut zu schlürfen. Sonst ist der Gott zugegen in dem Steinkegel (kan. maṣṣeba) und dem Holzpfahl (ašera), den man ihm aufrichtet, und in dem Tisch (Altar) aus Erde oder Feldsteinen, auf dem er die Opfer erhält. Das Leben, das er spendet, sitzt im Blut; dies ist daher ihm heilig, und wird ihm beim Opfer dargebracht, auf die Erde oder den Opferstein gegossen. Zugleich aber ist das Mahl oder Opfer im Stammesleben dasjenige Moment, wodurch die friedliche Gemeinschaft der Menschen immer von neuem begründet wird: beim Mahl herrscht Friede, und auch der Fremde, ja der mit Blutschuld Belastete ist unantastbar, sobald er vom Mahl genossen hat, es begründet das geheiligte Gastverhältnis. So schafft es auch eine Gemeinschaft, eine Blutsverwandtschaft zwischen den Stammgenossen und der Gottheit. Daher wird der heilige Stein mit Blut beschmiert und dadurch zugleich die Verpflichtung der Gottheit, dem Stamm zu helfen, immer von neuem begründet. Beim Vertragschluß ritzen die Araber der Sinaihalbinsel die Mittelfinger der Kontrahenten und schmieren das Blut mit Fäden aus ihren Gewändern auf sieben heilige Steine (Herod. III 8), um so die Gottheit in den Vertrag aufzunehmen und zu zwingen, den Meineidigen oder Eidbrüchigen zu strafen. Daraus kann sich weiter die Anschauung entwickeln, daß das Verhältnis zwischen dem Stamm und der Gottheit überhaupt auf einem Vertrage beruht. So schlossen die Bnê Chamôr in Sichem alljährlich einen neuen Vertrag mit ihrem Gott, dem „Vertragsgott“ El brît oder

Baʿal brît — brît „Vertrag“ ist wahrscheinlich ursprünglich einfach das „Mahl“ —, indem sie das Opferblut teils auf die Altarsteine schmierten, teils das Volk damit besprengten und dabei bestimmte Verpflichtungen, Gebote der Gottheit, auf sich nahmen (Israel. S. 533 ff.); und diese Sitte, die bei den Arabern vielfache Analogien hat, ist von den Israeliten übernommen worden und hat die Ausbildung ihrer religiösen Anschauungen wesentlich beeinflußt. — Auch der Lebensodem ist von der Gottheit gegeben — eine namentlich von den Phoenikern und Israeliten weiter ausgebildete Anschauung —; und weit verbreitet ist der Glaube, daß nicht nur der menschliche Ahnherr, sondern die Gottheit selbst die Menschen gezeugt hat. Nach den Propheten sind Israel und Juda die Söhne Jahwes — eine Vorstellung, die ursprünglich nicht symbolisch, sondern ganz realistisch zu verstehen ist —, und nach israelitischem Volksglauben (Jerem. 2, 27) stammen die Menschen von Baum und Fels, d. h. von den Objekten, in denen die Gottheit sich manifestiert, wie bei den Griechen. Dazu stimmen die schon besprochenen Namen, welche das einzelne Individuum zum Blutsverwandten der Gottheit machen (§ 343).

345. Von den Betätigungen des Menschen trägt besonders das Geschlechtsleben einen geheimnisvoll-religiösen Charakter. Der Geschlechtsakt wird daher als eine sakrale Handlung aufgefaßt, die besonderer Weihen und Reinigungszeremonien bedarf. Daraus hat sich bei den seßhaften Nordsemiten überall, besonders aber in Babylonien und Phoenikien, mit der Steigerung der Kultur eine religiöse Prostitution entwickelt, welche von den Töchtern des Volks die Hingabe der Jungfrauschaft als Opfer an eine große Göttin des Geschlechtslebens fordert; vielleicht hat dabei jedoch ein Kultus nördlicher Stämme eingewirkt, da wir dieselbe Sitte in Armenien und bei den Lydern wiederfinden. Auch männliche Prostitution geht daneben einher; und die Kehrseite dazu ist die sakrale Entmannung, die wohl sicher von Kleinasien aus nach Nordsyrien gedrungen ist. So ist es sehr fraglich, ob wir derartige Sitten den echten Semiten zuschreiben dürfen; denn

daß es bei allen Stämmen gewerbsmäßige Prostituierte gibt, gehört natürlich nicht hierher. Auch die Weihe des männlichen Geschlechtsgliedes durch Beschneidung vor Eintritt der Pubertät scheint nicht ursemitisch, sondern, entsprechend der Tradition Josua 5, 9 und Herod. II 104, von Aegypten aus zu den Hebraeern und Phoenikern (vgl. Aristoph. av. 507) gedrungen zu sein; von hier aus hat sie sich zu den Arabern verbreitet (bei denen in der Regel auch die Töchter beschnitten werden, wie auch in Afrika vielfach), kommt dagegen, soweit wir wissen, weder bei den Babyloniern noch bei den Aramaeern vor. — Daneben finden sich viele Sitten in Tracht und anderen Bräuchen, die als geheiligt und von den Göttern gefordert gelten; manches Derartige ist allen Wüstenstämmen gemeinsam, wie das Rasieren des Schnurrbarts, während sie sich in dem Schnitt des Haupthaars unterscheiden; ebenso z. B. das Tragen von Nasen- und Ohrringen, die Gebote kultischer Reinheit, die Enthaltung von bestimmter Nahrung, wie dem Schweinefleisch, u. ä.

Über Haar und Bart der Semiten s. meine Sumerier und Semiten in Babylonien S. 20 ff. Im Alten Testament werden diese Sitten und ihre Beziehung zum Kultus oft erwähnt: ebenso Herod. III 8. Choerilos bei Jos. c. Ap. I, 138, vgl. Jerem. 25, 23 = 9, 25 49, 32; Lev. 19, 27, und in arabischen Nachrichten.

346. Die Gottheiten werden teils männlich (il), teils weiblich (ilât) gedacht, und in letzterem Falle oft auch mit dem Wort ʿathtar (bab. ištar, kan. ʿaštar, ʿaštart, aram. ʿattar) bezeichnet, dessen Etymologie noch nicht aufgeklärt ist, das aber eine spezielle Beziehung zur Fruchtbarkeit und Zeugung zu haben scheint und daher die Göttin vielleicht als die Macht des zeugenden Natur- und Geschlechtslebens bezeichnet. Sekundär sind Ilât (mit Artikel Al-ilât Herod. III 8; I 131 verschrieben Ἄλιττα; in Palmyra [so im Namen Wahb-allât], in Ṭâif und sonst vielfach bei den Arabern zu Allât kontrahiert) und bei den Phoenikern Astarte zu Eigennamen bestimmter Göttinnen geworden. Im übrigen hat das Geschlecht der Gottheit für die religiösen Vorstellungen der Wüstenstämme

(bei den seßhaften Semiten ist das anders geworden) gegenüber dem homogenen Wesen der göttlichen Macht geringe Bedeutung: es ist sehr bezeichnend, daß ʿAthtar in Südarabien ein männlicher Gott geworden ist, während umgekehrt die Sonne (Šams) bei den Nordsemiten fast überall männlich, in Arabien dagegen weiblich ist; im Hebraeischen schwankt, der Mittelstellung der Israeliten entsprechend, ihr Geschlecht.

Über il vgl. Nöldeke, Ber. Berl. Ak. 1880. 1882. Die frühere Annahme, es habe einen semitischen Gott namens Il(u) gegeben, war irrtümlich. Auch bei den Phoenikern gibt es einen Gott Ἦλος im Kultus so wenig wie einen Gott Baʿal; das ist lediglich Mißverständnis des abkürzenden populären Sprachgebrauchs, der den eigenen Sondergott kurzweg mit diesen Appellativen bezeichnet. Nur bei den Aramaeern von Sendjirli ist El (אל) zum Namen eines bestimmten Gottes (neben Hadad, Rkb-el, Ršp u. a.) geworden. Dagegen ist Ilât auch bei den Phoenikern Eigenname einer Göttin. — ʿAštart als Appellativum findet sich bekanntlich Deut. 7, 13. 26, 4. 18. 51 in einer stereotypen, wahrscheinlich aus kultischen Segensprüchen stammenden Formel für den Wurf [oder die Muttertiere?] des Kleinviehs gebraucht; somit ist ʿAthtar wohl ursprünglich die gebärende Göttin (wie sie in den bekannten babylonischen Terrakotten dargestellt wird). Entsprechend bezeichnet ʿaththarî in arabischen Traditionen das bewässerte Land: Wellhausen, Skizzen III 170. R. Smith, Religion der Semiten 70 f. Daneben steht das von Baʿal, d. h. dem Grundwasser des Erdbodens, getränkte Land (R. Smith l. c.); hier ist also Baʿal der Erdgott wie bei den Babyloniern; so liegt wohl zweifellos Entlehnung vor. — Bezeichnet das Wort daud in der Bedeutung von Numen Amos 8, 14. Mešaʿ Zl. 12, vgl. Jes. 5, 1, die Gottheit als den „Geliebten", und ist der arabische Gott Wadd ebenso zu erklären?

347. Bei den Nomaden wandert die Gottheit in der Regel mit dem Stamm; sie nimmt an seinen Kämpfen teil und mag sich dann im Panier oder der Standarte verkörpern (נס, Exod. 17, 15), dem sichtbaren Zeichen der Stammeseinheit, um das die Krieger sich scharen. Die Israeliten führen einen verzierten Kasten, in dem wahrscheinlich ein Fetischstein lag, in den Kampf, den „Kasten Jahwes" (später in die sogenannte Bundeslade umgewandelt); auf ihm nimmt die Gottheit ihren Sitz, wenn der Stamm sich lagert (Num. 10, 35 f.). In anderen

Fällen dagegen hat die Gottheit einen festen Sitz in einem Baum oder Fels oder z. B. Jahwe in dem Sinaivulkan in Midian und dem von einem Erdfeuer umgebenen Dornbusch von Qadeš im Norden der Sinaihalbinsel. Da die Gottheit immer verschiedene Gestalten annehmen und an verschiedenen Stätten zugleich sein kann (§ 56), vertragen sich beide Anschauungen meist leicht mit einander — die Israeliten dagegen haben entweder den Ausweg ergriffen, daß der Gott vom Sinai ihnen im Kampf zu Hilfe eilt (so im Deboralied), oder daß er ihnen einen Abgesandten (Mal'ak) als Delegierten mitgegeben hat, der in Palaestina seinen Wohnsitz nimmt. Mit der Seßhaftigkeit wird dann auch die Gottheit seßhaft und verschmilzt mit dem Boden, wie ihr zum Volk und Staat erwachsender Stamm. Da wird dann die Stätte, an der sie haust, die Hauptsache; an sie knüpfen die heiligen Handlungen, Festzüge und Opfer. Zu dem Stein und dem Baum, in dem sie sitzt, kommt dann vielleicht noch ein Gottesbild und ein Gotteshaus (Tempel) hinzu — das ist zu den Arabern und ihren Nachbarn wohl überall erst mit den anderen Kulturelementen aus der Fremde, aus Aegypten und Babylonien, gedrungen. Die seßhafte Gottheit wird dann nach ihrer Wohnstätte als deren „Inhaber" bezeichnet, südsemitisch dhû, sem. dhât, nordsemitisch Baʿal, Baʿalat, mit hinzutretendem Genitiv der Lokalität (gelegentlich auch einer Eigenschaft): „der [die] von Saraj, vom Libanon, von Tyros oder Byblos" u. s. w. — analog ist „die Göttin (ištar) von Ninive oder Arbela" oder „die Astarte von Sidon". In der Bezeichnung als Baʿal oder Baʿalat einer Stätte tritt das Eigentumsrecht an derselben schon stärker hervor — das Wort bezeichnet zwar [außer im Babylonischen] nicht den „Herrn" schlechthin, etwa im Gegensatz zum Sklaven, wohl aber z. B. den Ehemann als Besitzer der Gattin —; das Wort scheint überall erst mit seßhafter Kultur aufzukommen und hat eine bestimmte Beziehung nicht mehr zum Stamm, sondern zum Boden. Daher wird es zwar sehr oft zur Bildung von Personennamen verwendet, aber niemals zur Bildung von Stammnamen. Im übrigen ist für ihre

Verehrer die Gottheit der Örtlichkeit „der Baʿal“ oder „die Baʿalat“ schlechthin (wie bei il, ilât, ʿaštart, und auch bei den Gottesbeinamen Adôn, Melek, Malkat, die alle niemals Eigennamen von Einzelgöttern sind). Dadurch ist der Schein entstanden, als habe es einen bestimmten semitischen Gott Baʿal oder Baʿalat (Baaltis; analog der angebliche El der Phoeniker) gegeben, während es deren eben so viele gibt wie Kultobjekte. Erst ganz sekundär hat sich aus dem Beinamen „Herr der Länder (bêl matâti)“, den der babylonische (sumerische) Gott Ellil von Nippur führt, und der später auf den Marduk von Babel übertragen wurde, ein wirklicher Gottesname Bêl entwickelt, der dann von hier aus zu den Assyrern und weiter zu den Aramaeern gedrungen ist.

Das Wort baʿal fehlt dem Nordarabischen (vgl. § 346 A.), ist dagegen im Südarabischen und Aethiopischen als Appellativum lebendig, und wird hier auch nicht selten, wie dhû, dhât, in Verbindung mit dem Genitiv der Kultusstätte gebraucht.

348. An die Hauptgötter der Stämme schließen sich zahlreiche weitere göttliche Mächte, teils ihr Gefolge, das (wie bei Jahwe) als ihr „Heer“ mit ihnen in den Kampf zieht, teils z. B. die Schutzgottheiten der Geschlechter und Familien (wie die Teraphîm der Israeliten). Wenn mit der Seßhaftigkeit die religiösen Bedürfnisse sich steigern und zugleich zersplittern, wächst ihre Zahl. Da sitzt eine Gottheit „auf jedem hohen Berge und unter jedem grünen Baum“, in unzähligen heiligen Steinen (bet-el „Gotteshaus“), in manchen Tieren, wie den Schlangen. Auch kann eine Gottheit sich weiter differenzieren; so sind bei Phoenikern und Amoritern aus den Steinkegeln und Holzpfählen am Altar besondere Götter geworden, wie Baʿal-chammân „Herr des Steinkegels“ und die Ašera (Ašrat) der Amoriter (§ 396). Dazu kommen dann die Gottheiten, die man in einem eroberten Gebiet vorfindet, oder die aus der Fremde eindringen (vgl. z. B. Bd. III 87). Vielfach werden die kosmischen Mächte verehrt, sei es, daß sie zugleich als Stammgottheit gelten, sei es, daß sie neben diese treten, so die Sonnengöttin oder der Sonnengott (§ 346),

ferner der Mond, an dessen Phasen bei den Semiten wie bei den Aegyptern (§ 188) überall Opfer und Festfeiern knüpfen — vielleicht ist auch der Name Sin ursemitisch, unter dem der Mondgott in Babylonien und Mesopotamien (Charrân) seit alters verehrt wird, und der auch bei den Amoritern heimisch gewesen zu sein scheint und in Südarabien wiederkehrt. Weit verbreitet ist der Kult eines Himmelsgottes, sabaeisch Dhû samawi, kan. Baʿal-šamaim, aram. Beʿelšamain, an dessen Stelle sich z. B. bei dem arabischen Stamm der Qedraeer in der syrischen Wüste, der an Stelle älterer aramaeischer Stämme getreten ist, eine aramaeische Göttin Atar-šamain die „Göttin des Himmels" findet, die der phoenikischen „Astarte des Himmels Baʿals" in Sidon entspricht. Oft wird der Stammgott selbst zum Regenten der Welt, der sich dann speziell im Himmel, in der Sonne und namentlich im Gewitter manifestieren mag, wie Jahwe in Israel oder Hadad bei den Amoritern (§ 396); und dann mag sein Gefolge in den Sternen erscheinen, wie das Himmelsheer Jahwes im Deboralied. Im allgemeinen aber tritt auch in den späteren Stadien noch der unterscheidende Name der Gottheit durchaus zurück hinter der aus dem einzelnen Kultobjekt wirkenden individuellen göttlichen Macht; ob diese mit dem Stammgott identisch oder ein neben und unter ihm stehendes Wesen ist, fragt man kaum. So verschmelzen die unzähligen Götter des Pantheons vielfach zu der Einheit „die Götter" schlechthin (hebr. ha-elohîm, phoen. alonim, sabaeisch il-ilât), und bei den Israeliten ist diese Bezeichnung geradezu synonym mit dem Individualnamen des Stammesgottes Jahwe geworden.

Ataršamain (assyrisch g e s c h r i e b e n natürlich -samain): Keilinschr. Bibl. II 214. 220. 222. ZIMMERN, KAT. 434. — Über אלהים Israeliten S. 211 f.

349. Durch die Ordnung des Kultus, das Opfermahl und die sonstigen Gaben, sowie die Befolgung der Ritualvorschriften ist das Verhältnis der Gottheit zum Stamm geregelt. Als Gegenleistung erhält sie den Stamm und seine Ordnungen und ver-

schafft ihm den Sieg über alle seine Feinde, die zugleich ihre eigenen Feinde sind (vgl. z. B. Exod. 17, 16 „Krieg ist zwischen Jahwe und ʿAmaleq von Generation zu Generation“; ebenso Sam. I 30, 26) — es sei denn, daß ihr ein stärkerer Gott gegenübersteht, den sie nicht bezwingen kann. Aber wenn sie durch ihr eigenes Interesse an ihre Verehrer gebunden und ihnen daher in der Regel gnädig gesinnt ist wie ein König, so hat sie auch ihre Launen wie dieser; sie ist ein unheimliches Wesen, dem man nur mit Scheu nahen kann, und furchtbar ist ihr Wüten, wenn der Grimm sie erfaßt. Bei keinem semitischen Gotte treten diese finsteren Seiten stärker hervor als bei Jahwe, dem Feuergotte vom Sinai und vom Dornbusch bei Qadeš. Sein Anblick bringt den Tod, es sei denn, daß er sich einmal einem begnadeten Liebling offenbaren will; wenn er des Nachts umgeht, lechzt er nach Blut — beim Passaḥfest schützt man sich dagegen durch Blutzauber (§ 344) —; wenn seine Nüstern im Zorn schwellen, geht eine Flamme von ihm aus (z. B. in Epidemien) und verzehrt, wen sie erfassen kann, bis seine Wut gesättigt ist. Eifersüchtig wacht er über seiner Machtsphäre, er kann es nicht dulden, daß einem anderen Gotte gegeben wird, was ihm zusteht. Gleichartige Züge treten uns bei vielen semitischen Göttern entgegen, z. B. bei den phoenikischen Göttern oder bei Marduk, dem Herrn von Babel, und noch im Allâh der Mohammedaner bilden sie einen Grundzug seines Charakters. Durch außerordentliche Mittel, Kasteiungen und Opfer sucht man sich gegen solche Ausbrüche zu schützen und den Gotteszorn abzulenken, vor allem durch Menschenopfer, die auch bei den Arabern nicht selten sind. Namentlich gefangene Feinde, schöne Knaben und Mädchen, bringt man ihm dar; und wenn die Stammfehde zu einem erbitterten Kampf ausartet, wird die gesamte Beute ihm geweiht und alles was Odem hat, Menschen und Vieh, bis auf das letzte Lebewesen „dem Gotte zur Augenweide“ abgeschlachtet. Mit der Kultur steigert sich die Brutalität der Religion (§ 66 ff.); die Kriege der Israeliten und Aramaeer, der Assyrer und Karthager sind

durch eine wilde religiöse Barbarei charakterisiert, die in der Kulturwelt des Altertums sonst nicht ihresgleichen findet — wohl aber hat sie sich auf die Religionskriege der Christen vererbt —, dagegen lebhaft an die Mexikaner und andere Indianer erinnert. Bei den kana'anaeischen Völkern ist die höchste Gabe an die Gottheit das Opfer des herangewachsenen Sohnes, vor allem des Erstgeborenen, das die Karthager in Notlagen noch zu Ende des vierten Jahrhunderts dargebracht haben; bei den Israeliten wird es damit motiviert, daß der Anspruch Jahwes auf den ersten Wurf des Viehs und, beim Übergang zum Ackerbau, die Erstlinge der Feldfrucht, auch auf die Erstgeburt der Menschen ausgedehnt wird. Auch die Ausbildung der religiösen Prostitution und die Selbstentmannung (§ 345) gehört in diesen Zusammenhang.

350. Daneben geht die kulturfördernde Wirkung der Gottheit einher. Die Satzungen, unter denen die Menschen im sozialen Verbande leben, sind von ihr geschaffen und offenbart, die Rechtsordnung steht unter ihrem Schutz, sie gibt in zweifelhaften Fällen untrügliche Weisung durch Orakel, sie fordert äußere und innere Reinheit und Befolgung der Moralgebote. Was den Inhalt der sittlichen Anschauungen eines Stammes ausmacht, gilt als ihr Wille, dessen Verletzung sie ahndet. So schlägt sich in der Religion zugleich der Fortschritt der Kultur nieder; was die geläuterte Anschauung fordert, gilt als das ursprüngliche Gebot der Gottheit, von dem man zu Unrecht abgewichen ist. Darin differenzieren sich zugleich die Anschauungen der einzelnen Kulte und ihrer Stämme. So ist die religiöse Prostitution der Mädchen und Knaben (Qadêšen) in weitem Umfang auch in den Jahwekult eingedrungen; aber siegreich setzt sich dem gegenüber die Anschauung durch, daß Jahwe sie als unsittlich verwirft und auszutilgen gebietet. Überhaupt ist ihm alles zuwider, was den natürlichen Ordnungen widerspricht; das hat nicht nur das Verbot der Kastration erzeugt, sondern auch so seltsame Vorschriften, wie daß z. B. das Zicklein nicht in der Milch der Mutter gekocht und verschiedene Tiere nicht an dasselbe

Joch gespannt werden dürfen. — Den Inhalt des Rituals und der göttlichen Satzungen, die Kunst, die Orakel zu befragen und die Vorzeichen zu deuten, bewahrt die Tradition; sie ist vor allem den Häuptern der angesehensten Geschlechter eigen. Vielfach aber ist eine Kultusstätte im Besitz einer einzelnen Familie, die den Gottesdienst leitet und allein seine Ordnungen kennt, also ein erbliches Priestertum besitzt, so z. B. in dem „Palmenhain" (Phoenikôn) bei Ṭôr an der Westküste der Sinaihalbinsel (Agatharchides bei Diod. III 42). Außerdem gibt es Männer und Frauen, die unmittelbar vom Geist der Gottheit erfaßt werden und ihren Willen verkünden („Seher", kâhin), und die dann ihr Wissen auf ihre Nachkommen oder auf Gehilfen und Schüler vererben mögen. Solche Gestalten treten immer von neuem vereinzelt auf, durch direkte Inspiration; aber daneben kann sich auch ein geschlossener Priesterstand bilden. Einen solchen finden wir z. B. bei dem Jahweheiligtum am Dornbusch zu Qadeš (§ 347), im Gebiet des Stammes Lewi; hier haben die Priester nicht nur eine führende Stellung im Stamm als Kenner der Rechtssatzungen und Interpreten der Orakel der Gottheit, sondern besitzen große Autorität auch bei den Nachbarstämmen, deren Streitigkeiten sie beim „Prozeßquell" (ʿain merîba oder ʿain mišpâṭ) schlichten. Sie erzählen, daß ihr Ahnherr Mose die Geheimnisse des Losorakles und der Satzungen des Rechts und Rituals dem widerstrebenden Gotte im Ringkampf abgewonnen und auf seine (fiktiven) Nachkommen vererbt habe. Derartige Heiligtümer von weit verbreitetem Ansehen, an einem Quell, wo die verschiedensten Stämme friedlich zusammen kommen und das Gottesfest zugleich ein Jahrmarkt ist — auch die Heilkraft der Quelle lockt häufig Besucher an —, finden sich in der Wüste vielfach; und nicht selten mögen gleichartige Satzungen und Erzählungen daran angeschlossen haben. Auch das spätere Ansehen von Mekka mit seiner Messe und seinem heiligen Stein, der Kaʿba, beruht auf derselben Grundlage. — Daneben offenbart die Gottheit ihren Willen gelegentlich auch jedem anderen in Vorzeichen, wenn er nur versteht, sie richtig zu

erkennen. Weit verbreitet ist die Anschauung, daß in den Verrückten und Besessenen mit ihrem widersinnigen Tun und Reden der göttliche Geist sich geheimnisvoll offenbart; daraus hat sich bei den kanaʿanaeischen Stämmen das Prophetentum entwickelt.

Über die Lewiten von Qadeš und die anschließenden Sagen s. meine Israeliten S. 51 ff. — Dem hebraeischen kôhen „Priester“ entspricht bekanntlich arabisch kâhin in der Bedeutung „Seher“ (hebr. roʾe Sam. I 9, 9, daneben chôze = arab. ḥâzi, so auch in der Inschrift des Zakir von Ḥamât, Pognon, Inscr. sémit. p. 167, der die Verheißungen des Beʿel šamain „durch die Hand der חזין und die Hand der עדדן [Bedeutung unbekannt]“ erhält). Wellhausen, Skizzen III 130 ff., hält die Bedeutung „Priester“ für die ältere. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Institution des Priestertums bei den Wüstenstämmen ursprünglich ist, während es inspirierte Seher wie die Kâhins immer gegeben haben muß. Mit dem Fortschreiten der Kultur dagegen wird ein Priestertum unentbehrlich; bei den Israeliten sehen wir es im Zusammenhang mit dem Gottesbild und dem Tempel entstehen. Da ist es begreiflich, daß sich die Seher in angestellte regelrechte Gottesdiener wandelten und der alte Name auf diese überging; auch bei diesen ist ja die Kunst des Orakelerteilens eine der wichtigsten Aufgaben. Für diese Auffassung spricht auch, daß Lewiten von Qadeš mit ihren festen religiösen Traditionen eben nicht kôhen heißen, sondern der Name Lewi in Konkurrenz mit diesem auftritt, bis schließlich beide identifiziert werden.

351. Auch im Menschen sitzt ein göttliches Element, die Seele oder der Lebensodem (rûach, nepheš), den die Gottheit ihm eingeblasen hat. Aber er lebt nicht ewig wie diese; mit dem Tode verläßt ihn der Atem und sein Dasein ist zu Ende. Höchstens ein schemenhaftes Wesen bleibt von der Seele übrig, das in dem Totenreich unter der Erde bei den Gespenstern (den Rephaʾîm „die Schwachen, Kraftlosen“ der Phoeniker und Hebraeer) seinen Wohnsitz hat, eben da, wo man den leblosen Leib birgt. Es mag wohl einmal auf Erden umgehen und die Überlebenden schrecken; und ein mächtiger Zauberer, der die Toten zu bannen versteht, kann es vielleicht momentan wieder zum Leben erwecken; aber von der Welt der kraftvollen, lebenden Menschen ist es doch auf immer geschieden. Seinen Hunger und Durst zu stillen, bringt

man ihm einige Opfergaben ans Grab, und im übrigen beklagt man den Tod durch eine Trauerfeier, bei der vor allem die Weiber sich schlagen und die Haare raufen, und man errichtet auf dem Grab einen Stein als Mal (neṣeb), in dem der Name des Toten fortlebt (vgl. Sam. II 18, 18) — es ist bezeichnend, daß die Aramaeer diese Grabstele, in der die Seele des Verstorbenen haust, direkt nepheš „Seele“ nennen —; aber damit ist alles geschehen, was der Tote verlangen kann. Alle Unsterblichkeitsgedanken, alle Versuche, dem Toten durch Zauber nach aegyptischer Art ein dauerndes Fortleben zu sichern, liegen den semitischen Vorstellungen völlig fern: dazu denkt man zu realistisch. Selbst noch Mohammed hat in einer Zeit, wo die entwickelten religiösen Anschauungen der Kulturvölker weit in Arabien eingedrungen waren, mit seiner Auferstehungspredigt den stärksten Widerspruch gefunden, da ja der Tote eben tot ist; er hat sich nur durch eine Berufung auf die Wunder der göttlichen Allmacht zu helfen gewußt, die auch das unmöglich erscheinende möglich machen kann. Daher haben die Bestattungsgebräuche bei den Semiten niemals größere Bedeutung gewonnen; um so seltsamer ist es, daß moderne Forscher auch die semitische Religion aus dem Zeitdogma des Ahnenkultus haben ableiten wollen.

Allgemeiner Charakter der Semiten

352. Aus den Verhältnissen, in denen sie erwachsen sind, erklären sich die Charaktereigenschaften, welche die Völker semitischer Rasse dauernd bewahrt haben und durch die sie sich geistig eben so bestimmt gegen andere Völker scheiden, wie physisch. Daß die seßhaft gewordenen Stämme immer mit der alten Heimat in enger Berührung blieben und von hier aus wieder und wieder durch Nachschübe überschwemmt wurden, hat diese konservative Tendenz gestärkt und z. B. den Geschlechtsverbänden und der aristokratischen Staatsordnung in Syrien und den Phoenikerstädten dauernden Bestand verliehen. Als bezeichnendster Zug des semitischen Charakters

tritt uns die Nüchternheit ihres Denkens entgegen: scharfe Beobachtung der einzelnen Tatsachen, wie sie wandernden Stämmen in Steppe und Wüste natürlich ist, und ein berechnender, auf das Praktische gerichteter Verstand, der auch die Religion und die Anschauungen von der Gottheit beherrscht, und hier, wo er eine Notwendigkeit zu erkennen glaubt, vor keiner Konsequenz zurückschreckt, sondern sie rücksichtslos und oft genug mit brutaler Grausamkeit durchführt. Dem entspricht es, daß die Semiten sich überall als geschickte Händler erwiesen haben. Dabei fehlt es keineswegs an Ehrgefühl und einer daraus erwachsenen idealen Gesinnung, die sich namentlich in der Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen für den Verband äußert, zunächst den geschlechtlichen und politischen, später auch speziell den religiösen, in dem er steht oder dem er sich anschließt. Hier haben die Semiten gewaltige Idealisten hervorgebracht, nicht nur in den israelitischen Propheten, sondern auch in Mohammed und gar manchen Gestalten der Geschichte des Islâms; und auch Persönlichkeiten wie die Karthager Hamilkar und Hannibal wird man hierher rechnen dürfen. Aber daneben bricht auch bei ihnen immer wieder die nüchterne Auffassung durch, welche mit den gegebenen Realitäten, eingebildeten wie wirklich vorhandenen, verstandesgemäß operiert und dabei auch das eigene Interesse nicht vergißt; die Intuition wird überwuchert durch kühle Berechnung. Nur zu oft stehen in den Äußerungen der israelitischen Propheten oder Mohammeds die großen, auf dem unwiderstehlichen Hervorbrechen einer inneren Überzeugung beruhenden Momente unmittelbar neben Zügen, die auf unser Gefühl fremdartig und abstoßend wirken; und in der Ausgestaltung der beiden vollkommensten Offenbarungen semitischen Geistes, des Judentums und des Islâms, treten diese Seiten vollends ganz in den Vordergrund. Zu der entsetzlichen Nüchternheit, welche diese beherrscht, bilden die Sohnesopfer und die religiöse Prostitution der Phoeniker nur die Kehrseite. Der Indogermane vermag das nicht auch nur vorübergehend zu ertragen: aus dem Islâm haben die Perser den Pantheismus der

Sûfis entwickelt, gegen den der semitische Geist wieder in der echt arabischen Reaktion der Wahhâbiten sich aufgelehnt hat. Es fehlt dem Semiten die Innigkeit des Gemütslebens, die Wärme der Empfindung, welche den Indogermanen auszeichnet und auch bei dem Aegypter viel stärker hervortritt. Damit hängt aufs engste zusammen, daß dem Semiten die schöpferische Gestaltungskraft der Phantasie fehlt und damit die innere Freiheit des Geistes, die diese gewährt. In der semitischen Poesie dominiert durchaus der Verstand und die scharfe Beobachtung. Sie zeigt eine wirkungsvolle Rhetorik und ist ausgezeichnet durch Witz und Scharfsinn; aber sie wird bizarr, sobald sie sich selbst ihre Welt schaffen soll. Selbst in ihren größten Schöpfungen, Deuterojesaja und Hiob, ist das unverkennbar; geht man von hier oder von der altarabischen Poesie etwa zu der indischen und persischen über, um von der griechischen ganz zu schweigen, so gelangt der Unterschied sofort lebendig zum Bewußtsein. Ebenso haben die Semiten zwar gar manche bedeutende praktische Erfindung aufzuweisen — keine ist in ihren Konsequenzen wirkungsvoller gewesen als die unseres Alphabets —, aber große selbständige Schöpfungen haben sie kaum hervorgebracht; und so gut wie gänzlich verschlossen ist ihnen das Gebiet der philosophischen Spekulation, auf dem alles analysierende Denken nie zum Ziele führt, wenn ihm nicht die schöpferische, die Zusammenhänge intuitiv erfassende und reproduzierende Phantasie ergänzend zur Seite tritt. Das gleiche gilt von der bildenden Kunst; es ist allbekannt, wie wenig die Semiten hier zu leisten vermocht haben. Die einzige, überraschende Ausnahme bildet die große Kunst der akkadischen Zeit Babyloniens (§ 404 f.); aber dem steht die volle Stagnation nicht nur der Kunst, sondern des Geisteslebens überhaupt gegenüber, in die Babylonien in der Folgezeit auf mehr als ein Jahrtausend versunken ist.

353. Trotz dieser Mängel sind die Semiten ein hochbegabter Volksstamm, der im historischen Leben der Menschheit Gewaltiges geleistet hat. Es ist erstaunlich, mit welcher

Energie die Stämme Arabiens Gesittung und eine eigenartige Kultur inmitten der Wüste geschaffen und dann ihre Anschauungen und den Stempel ihrer Eigenart fremden Völkern von zum Teil ganz anderer Denkweise aufgezwungen haben; noch erstaunlicher vielleicht ist die selbständige Entwicklung, welche in der Enge Palaestinas das kleine Volk der Israeliten sich errungen hat, und die gewaltige weltgeschichtliche Wirkung, die von hier ausgegangen ist. Achtunggebietend sind auch, trotz des Fehlens selbständigen inneren Lebens, die geschichtlichen Leistungen der Phoeniker und Karthager. Weit älter ist die Kultur Babyloniens. Sie ist freilich kein reines Produkt des Semitismus, sondern beruht auf seiner Vermischung mit einem fremden Volkstum. Auch hat sie eine Höhe, die der der israelitischen und der arabischen oder auch nur der der aegyptischen Kultur vergleichbar wäre, nicht zu erreichen vermocht. Vielleicht ist das doch für die Eigenart des semitischen Wesens bezeichnend. Denn in Babylonien fehlt die Einwirkung, welche der lebendige Strom geschichtlichen Lebens schafft, die Aufnahme und Verarbeitung fremder Anregung und fremden Guts und die dadurch hervorgerufene Gegenwirkung, welche zum Herausarbeiten des eigenen Wesens zwingt; gerade diese Momente aber sind bei der Entwicklung der Israeliten und der Araber von entscheidender Bedeutung gewesen. In Babylonien dagegen hat sich, anders als in Aegypten, das innere Eigenleben des Volks alsbald erschöpft; über das einmal Erreichte vermochte es nicht hinaus zu kommen, und so ist seine Kultur früh zum Stillstand gelangt.

Älteste Geschichte und Kultur der Kanaʿanaeer und Phoeniker

354. Wir haben schon gesehen, daß eine semitische Bevölkerung seit dem Beginn der aegyptischen Geschichte im südlichen Syrien, in der später Palaestina genannten Landschaft und auf der Sinaihalbinsel ansässig ist, möglicherweise untermischt mit den Nachkommen einer älteren, den nörd-

lichen Ländern angehörigen Völkerschicht (§ 330). Der gleiche Volkstypus tritt uns in den aegyptischen Abbildungen der Asiaten ständig entgegen, so bei den 37 Semiten, welche unter Sesostris II. 1901 v. Chr. unter Führung des „Häuptlings des Wüstenlandes“ Ebša in Aegypten einwandern (§ 289). Die Semiten werden als ʿAmu bezeichnet, worin vielleicht das Wort ʿam „Volk“ zu erkennen ist. Der Stamm, der auf der Sinaihalbinsel sitzt, heißt im Alten Reich Menziu (§ 227). Die Kleidung ist ein Lendenschurz oder ein sackartiges Hemd aus bunter Wolle, die für die Semiten charakteristisch geblieben ist, im Gegensatz zu dem weißen Linnen der Aegypter. Die Lippen sind rasiert, der Bartwuchs ist meist ziemlich spärlich; das Haupthaar sitzt in der Regel schopfartig im Nacken. Die Waffen sind ein doppeltgekrümmter, künstlich zusammengesetzter Bogen (vgl. § 167), Speere, ein Wurfholz und eine eigenartige Streitaxt, die aus einem krummen Holz mit aufgesetzter kupferner Schneide besteht. Welchem Volkszweige diese ältesten Semiten Südsyriens angehörten, läßt sich aus den aegyptischen Angaben nicht erkennen; doch kann es kaum zweifelhaft sein, daß sie bereits Kanaʿanaeer gewesen sind, wenn auch dieser Name (Knaʿ, Knaʿan — die Bedeutung des Namens ist völlig dunkel) für das Land und seine Bewohner erst seit der Mitte des zweiten Jahrtausends nachweisbar ist.

Nach israelitischer Sage ist Palaestina in der Urzeit von den „Totengeistern“ Repha'im (§ 351; die richtige Deutung hat Stade gegeben) bewohnt gewesen, die damals als gewaltige Riesen auf Erden lebten, entsprechend den griechischen Heroen; von ihnen ursprünglich gesondert sind die dem Mythus entstammenden vereinzelten Riesen („Kinder des ʿAnaq“) im Süden, aus denen später ein Volk der ʿAnaqiter gemacht ist. Im antiquarischen Kommentar zum Deuteronomium 2, 8b. 10—12. 20—23; 3, 9. 11. 13b—14 werden für diese Urvölker noch besondere Lokalnamen (Emiter, Zamzumiter) gegeben, und der Verfasser von Gen. 14 läßt sie leibhaftig auftreten (ebenso Josua 12, 4. 17, 15. Gen. 15, 20). Über diese Erzählungen vgl. meine Israeliten 264. 312. 477 ff.; geschichtlichen Wert haben sie natürlich nicht, wenngleich Schwally, ZATW. XVIII es fertig gebracht hat, auch diese ʿAnaqiter in ein geschichtliches Volk umzusetzen. — Der Name ʿAmu könnte vielleicht in den ʿAuwitern עוים vorliegen, die nach Deut. 2, 23. Jos. 13, 3

die Urbevölkerung Philistaeas waren. — Im Gegensatz zu Nordsyrien sind die Namen der Orte, Flüsse und Berge Palaestinas größtenteils durchsichtig semitisch, so daß hier eine ältere Kultur der semitischen Besiedlung nicht vorangegangen sein wird. — Die gangbare Deutung von Knaʿan als „Niederland" ist sprachlich und sachlich ebenso absurd wie die von Aram als „Hochland". Der Name erscheint zuerst in den Amarnatafeln als Kinaḫḫi d. i. Knaʿ [davon das Ethnikon Kinaḫḫaiu] und Kinaḫna d. i. Knaʿan als Gesamtname des semitischen Syriens (mit Einschluß Palaestinas); bei den Aegyptern im Neuen Reich dagegen bezeichnet Knaʿan nur den äußersten Süden. Bei den Phoenikern findet sich Χνᾶ als Landesname in der griechischen Überlieferung (Steph. Byz. s. v. Philo Bybl. 2, 27. Bekker, Anecd. III 1181. Herodian περὶ μονήρους λέξεως p. 19 Lehrs), Knaʿan auf Münzen von Laodikea (= Umm el ʿawâmîd). Daher nennen sich nach der bekannten Angabe Augustins (Epist. ad Rom. inchoat. expos. 19) auch die afrikanischen Bauern noch zu seiner Zeit Chanani.

355. Wahrscheinlich hat Südsyrien schon zur Zeit des Alten Reichs in Abhängigkeit von Aegypten gestanden, und nicht selten mag es hier zu Kämpfen gekommen sein (§ 253). Zur Zeit der sechsten Dynastie, um 2500 v. Chr., haben wir dann hier eine große Bewegung kennen gelernt, die von den „ʿAmu auf dem Sande", den Ḥeriušaʿ, ausging und unter Pepi I., um 2500 v. Chr., zu einem großen Kriege führte, bei dem die aegyptischen Heere unter Una Palaestina verwüsteten und schließlich durch eine bei der „Gazellennase" (dem Karmel?) landende Flotte im Rücken packten (§ 266). Wie es scheint, ist diese Bewegung, die ziemlich bedeutende Dimensionen angenommen haben muß, durch das Eindringen eines neuen Wüstenstamms, der Amoriter (§ 396), hervorgerufen, die uns um eben diese Zeit zuerst begegnen. Schon früher hat ein sumerischer Eroberer aus Sinear seine Macht bis ans Mittelmeer ausgedehnt (§ 391); jetzt unternahm, gleichfalls um 2500, der semitische König Sargon von Akkad einen großen Kriegszug gegen die Amoriter, der ihm die Herrschaft über die „Länder am Meere des Sonnenuntergangs", d. i. Nordsyrien, verschaffte (§ 400), die auch von seinen Nachfolgern behauptet wurde. Die so geschaffene Zweiteilung der syrischen Lande ist dauernd geblieben: der Norden gehört der babylonischen, der Süden der

aegyptischen Machtsphäre an, und beide Kulturen begegnen und mischen sich auf syrischem Gebiet. Zweifellos hat zwischen dem Reich der sechsten Dynastie und dem Sargons ein diplomatischer und auch ein kommerzieller Verkehr bestanden, wie er uns ein Jahrtausend später zwischen Aegypten und Babylonien in den Amarnatafeln entgegentritt, und seine Anfänge werden bereits in die Zeit des Alten Reichs hinaufreichen; irgend welche Nachricht darüber ist uns freilich nicht erhalten.

356. Die spärlichen Nachrichten über die syrischen Kriege des Alten Reichs und der sechsten Dynastie zeigen, daß Palaestina damals, wie selbstverständlich, ein Gebiet seßhafter Kultur war, mit kleinen befestigten Ortschaften (so Neṭi'a § 253), Ackerland und Weinpflanzungen; wahrscheinlich zerfiel es in zahlreiche kleine Fürstentümer, in denen eine kriegerische Aristokratie die Herrschaft führte. Der Hausrat behielt noch lange einen primitiven Charakter, in dem Steingefäße und einförmige Tonwaren teils ohne Schmuck, teils mit primitiver eingeritzter Dekoration dominierten; daneben können natürlich Schmucksachen, kostbare Steine und Edelmetalle nicht gefehlt haben. Ob auch die namentlich in Palaestina recht häufigen megalithischen Monumente, Gräber aus großen Steinplatten (Dolmen), aufgerichtete große Steinblöcke und Steinkreise, dieser Bevölkerung und dieser Zeit angehören, steht dahin. Eine selbständige künstlerische Kultur, einen eigenen Stil, haben die Semiten Syriens überhaupt niemals geschaffen. Wohl aber muß sich schon früh auch bei ihnen Gewerbtätigkeit und Industrie entwickelt haben, und manche Ansiedlungen werden alsbald größere Bedeutung erlangt haben, mit Märkten, auf denen neben diesen Erzeugnissen die Naturalprodukte des Kulturlandes und der Wüste umgesetzt wurden und die aus Aegypten, Nordsyrien und Babylonien kommenden Händler sich mit den Beduinen der Wüste begegneten. So vor allem in dem fruchtbaren, dem inneren Gebirgsland vorgelagerten Küstensaum, wo die Städte, die wir später antreffen, Gaza, Askalon, Joppe, D'or, ʿAkko jedenfalls schon in sehr alte Zeit hinaufragen werden. An der Küste haben sich die Kanaʿanaeer weiter

nach Norden vorgeschoben, am Fuß des aus dem Meer in Terrassen aufsteigenden Libanon, bis an und über die Eleutherosebene, die den Libanon von dem Nuṣairiergebirge im Norden trennt. Die hier ansässigen Semiten rechnen sich und ihr Land zu Kanaʿan (§ 354 A.); ihr Stammname ist Ṣidonier, was schwerlich „Fischer" bedeutet, sondern eher mit einem bei ihnen verehrten Gott Ṣid zusammenhängt. Die Griechen haben sie Phoeniker „die Roten" genannt, wahrscheinlich wegen der roten Zeugstoffe, die sie mit dem Saft der Purpurmuschel färbten und in alle Welt exportierten. Ackerland ist auf den Vorhöhen und den schmalen Uferstreifen am Libanon wenig vorhanden; reicheren Ertrag bot der Fischfang und die Schiffahrt. So sind sie zu einem seefahrenden Händlervolk geworden, bei dem sich früh auch Gewerbe und Industrie entwickelt haben müssen. Ihre wichtigsten Städte liegen auf der Küste vorgelagerten Felsriffen, so Tyros (Ṣôr „der Fels"), das nicht einmal einen Quell besitzt, sondern sein Wasser aus dem durch einen etwa einen Kilometer breiten Meerarm von ihm getrennten Küstenort Usu (Palaetyros) herüberschaffen muß. Ebenso liegt weiter nördlich Sidon auf einem Felsriff, das aber schon in sehr früher Zeit durch eine Sanddüne mit dem Festland verwachsen ist. Es trägt den Namen des Stammes und ist daher wohl sein ältester Vorort gewesen. Weit im Norden, vor dem Nuṣairiergebirge, liegt das früh zu großer Bedeutung gelangte Arwad (Arâdos), wie Tyros auf einem Felseiland. Diese Art der Besiedlung läßt die allmähliche Okkupation des Küstenlandes deutlich erkennen. Auf dem Festlande selbst liegt, abgesehen von kleineren Ortschaften, wie Akzîb, Ṣarepta u. a., nur die „Bergstadt" Byblos (Gubl) am Fuß des nördlichen Libanon, mit ausgedehntem Landgebiet. Die Stadt hatte besondere Bedeutung, weil ihr die reichen Waldungen des Libanon mit den prächtigen, als Bauholz viel begehrten Çedernstämmen gehörten.

Die archäologische Erforschung Syriens und Palaestinas steht noch in den ersten Anfängen. Dem 3. Jahrtausend gehören die ältesten Schichten in Lakiš (Tell Hesy), Gazer, Megiddo an (vgl. § 471 A.). Zur

Orientierung s. H. VINCENT, Cannaan d'après l'exploration récente, 1907, und vor allem den trefflichen Bericht von A. THIERSCH im Archäol. Anzeiger 1907 (Jahrbuch des Deutschen arch. Inst. XXII), nach dem in Megiddo die älteste, von einer schwachen Ringmauer aus unbehauenen Feldsteinen umschlossene Ansiedlung auf der Felskuppe aus Höhlenwohnungen und Pfahlhütten mit Cisternen und Feuergruben, der Hausrat aus Steingefäßen und grobem Ton mit Einritzungen besteht. Die semitische Stadt Neṭia, deren Eroberung das Wandgemälde von Dešaše (5. Dynastie) darstellt (§ 253), ist allerdings schon weniger primitiv; sie hat einen Lehmwall mit Türmen. Weitere systematisch geführte Ausgrabungen werden zweifellos noch ein lebensvolleres Bild bringen. [Inzwischen ist über Megiddo der sorgfältige Fundbericht G. SCHUMACHERS erschienen: Tell el-Mutesellim Bd. I, 1908. Im Grabe des Saḥurê' (§ 253) sind neben Bären und anderen Tieren aus dem Libanon mehrfach auch phoenikische Gefäße abgebildet, große rotgebrannte Kannen ohne jede Dekoration, mit abgeplattetem Fuß, langem Hals und schlankem Griff, deren Form wesentlich gefälliger ist als die Krüge aus Palaestina.] — Megalithische Monumente (abgebildet z. B. bei PERROT et CHIPIEZ, Hist. de l'art IV 341. 378 ff. VINCENT, Canaan p. 408 ff. 418 ff.) werden im A. T. oft erwähnt, so besonders der große Steinkreis vom Gilgal bei Jericho Jos. 4, 3. 20; vgl. Israeliten 473 f. — Sidonier צידנים Σιδόνιοι bezeichnet im A. T., auf den Inschriften und Münzen von Tyros und im Titel der tyrischen Könige, sowie bei Homer niemals die Bewohner von Sidon, sondern die Phoeniker im allgemeinen, so auch in der jahwistischen Völkertafel Gen. 10, 15; Jos. 13, 4 (vgl. meine Israeliten 333 f.) werden im ursprünglichen Text die Südphoeniker als „Sidonier bis nach Apheq" (am Nahr Ibrahîm, § 357) von den Gibliten, den Bewohnern von Byblos, geschieden. Der Name wird von Justin 18, 3, 4 vom Fischreichtum von Sidon abgeleitet: nam piscem Phoenices sidon vocant. Wenn das richtig ist, muß die Wurzel צוד „jagen" im Phoenikischen auch „fischen" bedeutet haben; dann würde Ṣidôn zwar nicht „Fisch", aber vielleicht „Fischer" bedeuten. Aber wahrscheinlich ist eine derartige Bildung nicht; es liegt viel näher, den Namen des Volks und der Stadt mit dem Gott צד in Verbindung zu setzen, der in den sehr häufigen karthagischen Eigennamen 'Abd-ṣid und Jaton-ṣid (auch Chan-ṣid CISem. I 292) und in den Götternamen Ṣid-melqart und Ṣid-Tanit vorliegt und vielleicht mit 'Αγρεύς der „Jäger" oder seinem Bruder 'Αλιεύς der „Fischer" bei Philo 2, 9 identisch ist, die bei diesem als Menschen der ältesten Zeit erscheinen. — Bei den Aegyptern des Neuen Reichs heißt Phoenikien Zahi; daß dagegen Kaft im Dekret von Kanopos fälschlich durch Phoenikien wiedergegeben wird, und daß die aegyptische Bezeichnung der besiegten Barbaren durch Fnch (vgl. W. M. MÜLLER, Asien und Europa 208 ff.) mit den Phoenikern nichts zu tun hat, ist jetzt allgemein an-

erkannt. — Daß die Bewohner der Küstenstädte im 3. Jahrtausend Semiten waren, steht jetzt durch die Darstellungen des Feldzugs des Saḥurê' (§ 253) fest, kann aber auch an sich angesichts der Verwendung des Namens Kana'an für Phoenikien (§ 354 A.) und des semitischen Charakters ihrer Ortsnamen nicht zweifelhaft sein; ihre Sprache ist ein Zweig des Kana'anaeischen. Die Ableitung vom „Roten Meer", d. i. Südbabylonien, bei Herod. I 1. VII 89 [die Späteren haben damit die Namen der Bahreininseln Tylos und Arados kombiniert, Strabo XVI 3, 4. 27] hat nicht mehr Wert als die gleichartige der Hebraeer aus Ur im Alten Testament. Bei Trogus (Justin 18, 3), der die Phoeniker vom Syrium stagnum, d. i. dem Toten Meer, kommen läßt, hat offenbar die Sage von Sodom und Gomorra eingewirkt (A. v. Gutschmid, Kl. Schr. II 87). — Nach Africanus bei Sync. p. 31 haben die Phoeniker Geschichtsüberlieferung von 30 000 Jahren [wenn das nicht rein erfunden ist, handelt es sich natürlich um Göttergeschichte]; nach Herodot II 44 dagegen ist Tyrus und sein Herakles- [Melqart-] Tempel vor 2300 Jahren, d. i. um 2730 v. Chr. gegründet. Geschichtliche Überlieferung ist das gewiß auch nicht, wenn es auch annähernd zutreffen mag. Wenn dagegen nach Justin 18, 3, 4 Tyros ein Jahr vor Trojas Fall gegründet ist und bei Menander von Ephesos (Joseph. Ant. VIII 62, zu berechnen nach c. Ap. I 126; daraus Euseb. a. Abr. 745) eine tyrische Aera von 1198/7 v. Chr. vorkommt, so mag dem irgend ein für uns nicht greifbares historisches Ereignis zu Grunde liegen; aber Tyros selbst ist viel älter, wie die aegyptischen Angaben und die Amarnatafeln beweisen. Auch sei darauf hingewiesen, daß wenn es in den Phoenikerstädten alte Annalen gegeben haben sollte, diese nur in Keilschrift abgefaßt sein können, die später niemand mehr lesen konnte; die phoenikische Schrift ist erst gegen 1000 v. Chr. erfunden.

357. Mit diesen Gebieten sind die Aegypter auf dem Seewege vielleicht schon zur Zeit der Thiniten, jedenfalls aber seit Snofru in Beziehung getreten (§ 232), da man die Cedern als Bauholz dringend brauchte. Daraus scheint sich eine aegyptische Oberhoheit über Phoenikien entwickelt zu haben, die durch kriegerisches Eingreifen aufrecht erhalten wurde. Eine solche Expedition, bei der gefangene Semiten in vornehmer Tracht auf großen Schiffen nach Aegypten gebracht werden — da der Seeweg eingeschlagen wird, handelt es sich offenbar um die phoenikische Küste, nicht um Palaestina —, hat uns der Grabtempel des Saḥurê' kennen gelehrt (§ 253). So erklären sich die uralten und tiefgreifenden Beziehungen

Aegyptens zu Byblos (aeg. Kepni, § 229 A.). In Byblos verehrt man eine große Göttin, die „Baʿalat von Byblos“, und neben ihr einen Gott, der einfach als „mein Herr“ Adônî bezeichnet wird. Er ist ein Gott der blühenden Vegetation, die im Hochsommer dahinstirbt; daraus erwächst, wie in vielen anderen Kulten, vor allem in Kleinasien, ein Trauerfest um den Tod eines jugendlichen, in der Blüte seiner Kraft dahingerafften Gottes. Dieser Gott sitzt bei Byblos in einem benachbarten, aus einer mächtigen Quelle Apheq am Libanon entströmenden Bach (Adonis, jetzt Nahr Ibrahîm); denn im Hochsommer färbt dieser sich rot von dem Blut des getöteten Gottes. Man erzählt, er sei ein herrlicher Jüngling gewesen, den die Baʿalat liebte; aber die Götter waren neidisch auf ihr Glück und sandten einen mächtigen Eber, der ihn auf der Jagd am Quell tötete. So wird hier in Apheq alljährlich das mit Blüten geschmückte Beilager der Göttin mit dem aus der Unterwelt zurückgekehrten Geliebten und am nächsten Tage das Trauerfest um den erschlagenen „Herrn“ (Adonis) gefeiert. — Dieser Kult ist sehr früh mit dem verwandten Mythus von Osiris und Isis identifiziert worden. Wie alt und eng die Verbindung ist, geht daraus hervor, daß die Aegypter selbst die Gleichsetzung adoptiert haben und erzählen, der Sarg mit der Leiche des Osiris, den Sêth in den Nil warf, sei vom Meer nach Byblos getragen und hier von einem Erikabaum umfangen und geborgen worden, bis Isis ihn auffand und nach Aegypten heimbrachte. Auch die Baʿalat von Byblos ist den Aegyptern früh bekannt geworden; schon im Mittleren Reich nennen sich Aegypterinnen nach ihrem ins Aegyptische übersetzten Namen (nebt-Kepni). In Byblos selbst wird sie ganz wie die aegyptische Ḥatḥôr gebildet, mit der Sonnenscheibe zwischen Hörnern auf dem Haupte. — Im Papyrus Ebers wird ein Rezept für Augenkrankheiten „von einem ʿAmu aus Byblos“ erwähnt (63, 8), das also spätestens im Mittleren Reich nach Aegypten gekommen ist.

So bestimmt Adonis bei den Griechen als phoenikischer Gottesname erscheint, so völlig unbekannt ist er den Phoenikern selbst; 'adôn

ist immer nur ein Epitheton, das jedem männlichen Gott zusteht (fem. rabbat). Auch Philo kennt den Namen Adonis nicht, sondern nennt 2, 12 f. den Gott Ἐλιοῦν (עליון) Ὕψιστος, was auch nur ein Beiname ist [vgl. Διὶ οὐρανίῳ ὑψίστῳ Σααρναίῳ ἐπηκόῳ auf einem Altar bei Byblos Renan, Mission en Phénicie 234, wohl nach einem hier gelegenen Dorf Saarna benannt; Διὶ ὑψίστῳ in Byblos selbst ib. 223, vgl. CIG. 4525]. Falls der Gott überhaupt einen Eigennamen gehabt hat (was durchaus nicht notwendig ist), hat man vermieden, ihn auszusprechen. — Über den Adonisdienst und die Kultstätte Lucian de dea Syra 6 ff. Euseb. vit. Const. III 55. Sozomenos hist. eccles. II 5, vgl. auch Zosim. I 58. Auch abwärts von Afqa liegen mehrere Tempel, und an einer Felswand bei Ghine über einer Höhle sind später die Schicksale des Gottes dargestellt (Renan, Mission p. 283 ff. Taf. 38). Verbindung der Osirissage mit Byblos: Plut. de Is. 15; vgl. Lucian dea Syra 7. Apollodor II 1, 3, 7 u. a. Der Erikabaum mit dem Sarg wird auf aegyptischen Denkmälern dargestellt. — Von Byblos aus hat sich der Adoniskult weit bei den Phoenikern und dann in der griechischen Welt verbreitet; später wird er auch mit dem gleichartigen babylonischen Tammûz, dem Geliebten der Astarte (§ 373), identifiziert. Im allgemeinen vgl. den besonnenen und erschöpfenden Artikel von Baudissin, Tammuz, in der Realenzykl. für Theol. und Kirche XIX 335 ff.; ferner Frazer, Adonis Attis Osiris, 1907 (The Golden Bough pt. IV). Ganz verfehlt ist dagegen Dümmler, Adonis, bei Pauly-Wissowa. — Byblos und Aegypten: Erman, ÄZ. 42, 109. Die Beziehungen kehren noch unter Šešonq I. wieder. — Bei Philo von Byblos spielt auch der aegyptische Gott Thout (Τάαυτος) eine große Rolle. Die Gestalt der Baʿalat auf der Stele des Königs Jechawmelek CISem. I 1, vgl. Philo 2, 24 über Astarte.

358. In Phoenikien mögen die Interessen Aegyptens und Babyloniens gelegentlich schon in alter Zeit zu Zusammenstößen geführt haben. Mit dem Niedergang des Alten Reichs hört dann die unmittelbare Einwirkung Aegyptens auf die syrischen Lande auf, während vielleicht umgekehrt Vorstöße von hier ins Niltal stattgefunden haben mögen; jedenfalls sind Semiten sowohl als einwandernde Nomaden und als Händler wie als Söldner immer nach Aegypten gekommen. Inzwischen sind die Einwirkungen Sinears durch die von den Amoritern geschaffene Verbindung noch erstarkt; doch können wir darauf erst im Zusammenhang der babylonischen Geschichte näher eingehen. Vermutlich in dieser Zeit hat die babylonische Sprache und Schrift als allgemeines Verkehrsmittel in ganz

Syrien einschließlich Palaestinas Eingang gefunden, und mit ihr die babylonischen Maße und Gewichte und die Rechnung nach Edelmetallen; zugleich ist die materielle Kultur weiter fortgeschritten (vgl. § 471). — Als dann im Mittleren Reich die Macht Aegyptens wieder erstarkt, beginnt vielleicht schon unter der elften Dynastie (§ 277), jedenfalls mit Amenemḥet I., seit 2000 v. Chr., das Übergreifen nach Palaestina aufs neue. Zu seiner Zeit stehen, wie die Geschichte des Sinuhet lehrt (§ 289), die semitischen Häuptlinge in regem Verkehr mit dem Pharaonenreich und schauen voll Respekt nach dem Hof am Nil. Diese Schrift gibt uns überhaupt ein anschauliches Bild von den Zuständen Südsyriens: wir lernen die Grenzbefestigungen Aegyptens kennen, die Beduinen der Wüste, und die kleinen „Länder", d. i. die lokalen Fürstentümer, von denen „eins den flüchtigen Sinuhet an das andere weiter gibt", bis er nach Byblos und von hier nach Qedem gelangt, dem „Lande im Osten", d. h. dem Gebirgslande im Zentrum der syrischen Wüste, das wir aus den hebraeischen Nachrichten als Heimat der aramaeischen Nomaden kennen lernen. Dann holt ihn ʿAmmi-enši, Fürst des oberen Rezenu, zu sich, und an seinem Hof gelangt er zu großem Ansehen, heiratet seine Tochter, und erhält „das schöne Land Ja'a" mit Feigen, Wein, Honig, Öl und zahlreichen Obstbäumen, Getreide und Viehherden zum Besitz. Daß er im Kampf gegen die Nachbarn sich auszeichnet und einen gewaltigen Recken von Rezenu im Zweikampf erlegt, steigert noch seinen Einfluß. Hier tritt uns zum ersten Male der Name „Ober-rezenu" (verschrieben Zenu) entgegen, mit dem die Aegypter fortan, auch im Neuen Reich, Palaestina bezeichnen. Sesostris III. hat um 1900 einen Kriegszug gegen dasselbe unternommen, bei dem er bis nach Sichem vorgedrungen zu sein scheint (§ 290). Ob der Name Rezenu, dessen einheimisches Äquivalent nicht nachweisbar ist (es müßte etwa לטן geschrieben werden), lokalen Ursprungs ist oder ob er etwa ein neu eingedrungenes Bevölkerungselement bezeichnet, vermögen wir nicht zu erkennen. — Dann folgt im acht-

zehnten Jahrhundert ein erneutes Vordringen nördlicher, vermutlich kleinasiatischer Volksstämme, aus dem die Hyksosherrschaft hervorgegangen ist (§ 304). Auf diese Völkerbewegungen und ebenso auf die Gestalt, welche Syrien nach der Hyksoszeit angenommen hat, werden wir später noch zurückkommen müssen (vgl. § 467 ff.).

Durch den neuen von Gardiner entdeckten Text der Sinuhetgeschichte (Ber. Berl. Ak. 1907, 142 ff.) ist ihr Zusammenhang viel klarer geworden. Da Sinuhet von Byblos ins Land Qedem gelangt, liegt dies weiter nördlich, als wir bisher annehmen mußten. Über dasselbe s. meine Israeliten 242 ff. Beim Elohisten ist es der Wohnsitz Labans und der Aramaeer Gen. 29, 1, und das ist die ursprüngliche Fassung der Sage; seine Versetzung nach Charrân beim Jahwisten ist, obwohl literarisch älter, doch sekundär. Sonst erscheint es Num. 23, 7 als Heimat Bileʿams, Jud. 6, 3. 33. 7, 12. 8, 10 in den Zusätzen zur Gideongeschichte, Gen. 25, 6, vgl. 10, 30 [ferner קֵדְמָה Sohn Ismaʿels bei P, הקדמני Gen. 15, 19] als Sitz völlig nomadischer Stämme, ebenso Jerem. 49, 28. Ezech. 25, 4. 10. Hiob 1, 3. Jes. 11, 14.

II. Sumerer und Semiten in Sinear

Geographie Babyloniens

359. Nachdem der Euphrat die syrisch-mesopotamische Steppe in zahlreichen Windungen und mit starkem Gefäll durchzogen hat, tritt er, dem Tigris bis auf wenige Meilen genähert, in ein weites Tiefland ein, das den Alluvionen der beiden Ströme seinen Ursprung verdankt. Der höher gelegene Euphrat spaltet sich in zahlreiche Arme und Kanäle, die, meist zum Tigris abfließend, das Land weithin bewässern. In der trockenen, gelegentlich empfindlich kalten Winterszeit steht das Wasser tief und die meisten Kanäle liegen trocken; im März beginnt der Tigris, im April der Euphrat zu schwellen, und in der Hochwasserzeit (Juni und Juli), wo die gewaltigen Schneemassen der armenischen Berge ihren Weg zum Meere suchen, verwandelt sich das Land weithin in einen großen See, aus dem nur die erhöht liegenden Ortschaften aufragen, wie in Aegypten zwei Monate später. Die Wasser und ihre Niederschläge verleihen dem Boden eine intensive Fruchtbarkeit, die z. B. von Herodot in fast noch glänzenderen Farben geschildert wird als die Aegyptens, und jedenfalls von keinem anderen Lande der Erde übertroffen wird. Freilich bedarf es zu ihrer Ausnutzung, wie in Aegypten, überall der intensiven und umsichtigen Fürsorge der Menschen. Der ungebändigte Fluß schadet bald durch Wildheit, bald durch Stagnation und Versumpfung eben so viel als er nützt: die Flußarme müssen eingedeicht, neue Kanäle gegraben und in Stand gehalten, die Versumpfung gehindert werden, und nicht minder das will-

kürliche Durchstechen der Deiche durch die Anwohner, die das Wasser verschwenden und den weiter abwärts Sitzenden entziehen. So ist Babylonien immer nur dann in gutem Stande gewesen, wenn eine starke Regierung vorhanden war. Zahlreiche Veränderungen sind im Lauf der Geschichte eingetreten. In der ältesten Zeit hat die Mündung der Flüsse etwa unter dem einunddreißigsten Breitengrad gelegen; seitdem haben ihre Alluvionen ständig fortschreitend den Meerbusen weit hinaus bis zum zweiunddreißigsten Grad angefüllt; dadurch ist das Bett des Šatt el ʿArab entstanden, in dem beide Ströme sich vereinigen und zugleich den Choaspes und Eulaeos in sich aufnehmen. Der Hauptarm des Tigris, viel wasserreicher als der Euphrat, hat sich früher durch den Šatt el Ḥâi ergossen, dem Euphrat viel näher, während jetzt sein Bett weit nach Osten ausbuchtet. Umgekehrt drängen die Wasser des Euphrat ständig gegen Südwesten; in alter Zeit floß der Hauptteil seiner Wasser durch den Šatt en Nîl, bei Nippur vorbei, und teilte sich dann in mehrere Arme, die sich zum Teil mit dem Tigris vereinigten. Später wurde der Arm, an dem Babylon liegt, der wichtigste; gegenwärtig tritt der westlichste Arm, der sich weit oberhalb Babylons abzweigt, der alte Kanal Pallakottas, immer mehr in den Vordergrund; er bildet bei Kerbelâ und Nedjef große stagnierende Seen. Dazu kommt die Niveauveränderung durch die Aufhöhung des Landes und die gewaltige Verlängerung der Flußbetten. Diese natürlichen Ursachen sind dann durch den vollen Verfall der islamischen Kultur seit der Mongolenzeit gewaltig gesteigert worden, so daß das blühende Land Nebukadnezars und der Chalifen kaum wieder zu erkennen ist. Die meisten seiner alten Städte sind jetzt Schutthügel inmitten einer wüsten Einöde; auf weite Strecken ist es teils der Versumpfung, teils dem Wüstensande und vor allem armseligen Beduinenscharen anheimgefallen, die jede rationelle Bewirtschaftung unmöglich machen.

Die tatsächlichen Verhältnisse des Landes (für die Überschwemmungsdaten s. Sachau, Am Euphrat und Tigris S. 74. 76 u. a.) zeigen, daß die weit verbreitete Ansicht völlig unhaltbar ist, die babylonischen

Schöpfungs- und Flutsagen seien Jahresmythen, in denen der Winter [tatsächlich die trockene Jahreszeit!] die Zeit des Regens und des Wassers repräsentieren soll, in der das Chaos (Tiâmat) herrscht, während die Bändigung der Wasser und die Ordnung der Welt der Sieg des neugeborenen sommerlichen Sonnengottes Bel-Marduk sei, der in Wirklichkeit durchaus kein Sonnengott ist. — Über die Schwierigkeiten einer rationellen Bewässerung und die Gefahr der Versumpfung s. die vortrefflichen Nachrichten aus den Historikern Alexanders bei Strabo XVI 1, 9 ff. und Arrian VII 7. 21. — Noch zur Assyrerzeit bildete das jetzige Mündungsgebiet der Ströme einen tiefen Meerbusen, zu Alexanders Zeit (Nearch) lag hier ein großer Binnensee; vgl. Delitzsch, Paradies 173 ff. Für die älteste geschichtliche Zeit s. die vortreffliche Rekonstruktion der ältesten Flußläufe auf der Karte bei Cl. Fisher, Excavations at Nippur p. 3. Über den Pallakottas (nicht -kopas), babylonisch Pallakut s. Meissner, Mitteil. Vorderas. Ges. 1896, Heft 4; der Name ist in dem Ort Fellûga im äußersten Norden Babyloniens erhalten, bei dem sich der Arm vom Euphrat abzweigte.

360. Die populäre Vorstellung, als sei jemals das ganze vom Euphrat und Tigris umschlossene Tiefland ein großes Kulturland gewesen, widerspricht den Tatsachen durchaus. Vielmehr hat es hier immer weite Strecken gegeben, die vom Wasser nicht erreicht wurden und daher vollen Wüstencharakter trugen, so daß in ihnen nur Beduinen hausen konnten. Auch jenseits des Tigris, in dem Flachland am Fuß der Berge bis zum Choaspes hin, liegen neben kulturfähigen Gebieten ausgedehnte öde Steppen; und im Westen und Süden des Euphrat beginnt unmittelbar die trostlose syrisch-arabische Wüste. So ist, da die später angeschwemmten Marschlande des Schwemmgebiets erst in hellenistischer Zeit kulturfähig und besiedelt wurden, das alte Kulturland von Babylonien oder Sinear ein Gebiet von sehr beschränktem Umfang, wesentlich kleiner als das Kulturland Aegyptens. Alle alten Städte liegen nahe bei einander in einem Bezirk, der nicht viel über fünfzig Meilen lang und kaum je mehr als zehn Meilen breit ist, vom Beginn des Marschbodens in der Gegend, wo der Tigris bei Opis (§ 381) den ʿAḏêm (Radânu) aufnimmt und sich dem Euphrat bis auf wenige Meilen nähert, im Gebiet der beiden ursprünglich parallel fließenden Ströme bis

hinab nach Eridu (Abu Šahrein bei Sûq eš-šiûch), und an den sie verbindenden Kanälen, vor allem dem Šatt en Nîl, Šatt el Kâri und Šatt el Ḥâi, dem alten Hauptbett des Tigris; an dem heutigen, weit nach Osten ausbiegenden Hauptarm des Tigris dagegen liegt keine einzige. Auch dies Gebiet darf man sich nicht als kontinuierlich besiedelt und kulturfähig vorstellen; es sind vielmehr lange Streifen fruchtbarsten Kulturlandes, die längs der Wasserläufe in das Wüstengebiet eingebettet sind, deren Umfang aber nach dem jeweiligen Stande der Kultur und der staatlichen Organisation beträchtlichen Schwankungen unterliegt.

Gegen die modernen Phantasien s. H. Wagner, Die Überschätzung der Anbaufläche Babyloniens und ihr Ursprung, Nachr. Gött. Ges., phil. hist. Cl. 1902, wo die arabischen und die modernen Nachrichten sorgfältig geprüft sind. Die griechischen Nachrichten und die zahlreichen Nomadenstämme, die wir in den babylonischen und assyrischen Angaben im Lande finden, lehren das gleiche.

Die Volksstämme Sinears und der Nachbarländer

361. Die Landschaft, die wir nach griechischem Vorgang nach ihrer späteren Hauptstadt Babylonien nennen, führt in alter Zeit bei den Nachbarn den Namen Šanʿar (aeg. Sangar, in den Amarnabriefen Šanchar, hebr. שנער, LXX Σεναaρ), den wir mit falscher masoretischer Vokalisation Sinear aussprechen; sein einheimisches Äquivalent ist noch nicht aufgefunden. In der ältesten Zeit, von der wir durch Denkmäler einige Kunde haben, lagen hier zahlreiche, meist ziemlich kleine, Ortschaften unter eigenen Dynasten, die sich wie im Niltal an das Heiligtum einer lokalen Gottheit anschließen; die Schutthügel (Tells), welche gegenwärtig überall aus der Einöde aufragen, bedecken ihre Trümmer. Wie in Aegypten die Gaue mit ihren Gaustädten, sind auch in Sinear diese Städte immer die Grundlage der Religion und Kultur und die Sitze eines selbständigen historischen Lebens geblieben, auch als die politische Entwicklung zeitweilig zu einer vollen Einigung des

Landes führte und dann der junge Emporkömmling Babel sie alle an Bedeutung weitaus überholte. Aber im Gegensatz zu Aegypten ist die Bevölkerung nicht einheitlich; sondern so weit unsere geschichtliche Kunde hinaufragt, treffen wir zwei in Sprache und ethnographischem Typus völlig verschiedene Volksstämme, die sich im Lauf der Entwicklung immer stärker mit einander vermischen und gegenseitig beeinflussen. Im Norden, im Lande Akkad, sitzt eine semitische Bevölkerung, die sich selbst Akkadier (Akkadû) nennen, im Süden, im Lande Sumer (Šumêr), ein nichtsemitischer Volksstamm, die Sumerer.

Die Identität des aegyptischen Sangar mit Sinear hat schon Brugsch erkannt; sie wird durch den Amarnabrief 25, 49 Winckler = 35,49 Knudtzon bestätigt, vgl. Aegyptiaca S. 63. [Ganz verfehlt ist Wincklers Behauptung KAT. 238, Sangar = Sanchara sei in Kleinasien zu suchen.] Die weitverbreitete Ansicht, der Name sei aus einer postulierten Urform Šungir für Šumer hervorgegangen, ist zwar nicht unmöglich, aber nicht nur wegen der abweichenden Vokale äußerst problematisch, sondern auch deshalb, weil dann in der Form Šumêr schon die degenerierte „Weibersprache“ (s. u.) vorliegen müßte. Ich bemerke gleich hier, daß der Erzählung der jahwistischen Völkertafel von Nimrod Gen. 10, 8 ff. geschichtliche Aufschlüsse nicht entnommen werden können. Lange Zeit hat der Einfall von G. Smith, der Izdubar geschriebene babylonische Heros sei Nimrod zu lesen, großen Einfluß gehabt, man redete von Nimrodepos u. a., und das spukt auch jetzt noch nach, obwohl längst feststeht, daß der Name Gilgameš zu lesen ist. In Wirklichkeit hat der „Jagdriese“ Nimrod mit Babylonien nichts zu tun, sondern gehört nach Libyen, wo dieser Name ganz gewöhnlich ist (vgl. ZATW. 8, 47. Israeliten 448); nach Babylonien ist er vielleicht infolge der auch Gen. 2, 13 vorliegenden Zusammenwerfung der afrikanischen Kušiten mit den Kossaeern (vgl. § 165 A.) übertragen. Die an ihn angeschlossene Städteliste betrachtet Babel als Metropole des Landes, was für die Urzeit natürlich falsch ist. — Daß der Name Chaldaeer nicht die alte semitische Bevölkerung, sondern einen seit dem Anfang des ersten Jahrtausends in den Süden eingedrungenen aramaeischen Stamm bezeichnet, der schließlich, im neubabylonischen Reich, die Herrschaft über das ganze Land gewonnen hat, haben Delattre, Les Chaldéens, 1877, Tiele, und vor allem Winckler, Unters. zur altor. Gesch. 47 ff. erwiesen. Berossos freilich verwendet den Namen Chaldaeer durchweg für die Bevölkerung der Landschaft Babylonien, auch in der Urzeit [Βαβυλωνία gebraucht er zur Bezeichnung der ganzen Landschaft synonym mit Χαλδαία; Βαβυ-

λώνιοι dagegen sind bei ihm nur die Bewohner der Stadt Babylon selbst]; aber das beweist nur, daß er über das Aufkommen der Chaldaeer keine Kunde mehr besaß und die Verhältnisse der späteren Zeit in die Urzeit überträgt. — Die Controverse über das Sumerische und den Ursprung der Keilschrift s. § 312. Daß die nichtsemitische Sprache bei den Assyrern „sumerisch" genannt wurde, hat Bezold, Z. Ass. IV 434 f. aus einem Syllabar erwiesen. Sie liegt in den späteren Texten, wie P. Haupt 1880 erkannt hat, in zwei Dialekten vor, einem älteren und einem jüngeren; der jüngere kommt nur in literarischen Texten vor, während der ältere mit der Sprache der alten sumerischen Inschriften identisch ist. [Diese Sprache ist der als „eme-ku" bezeichnete Dialekt; der andere Dialekt heißt eme-sal „Weibersprache". Früher brachte man diese beiden Dialekte in Verbindung mit den beiden Landesteilen, und zwar hielten Haupt (Akkadische und sumerische Keilschrifttexte, 1881 f.), Delitzsch (Paradies 138. 198 f.), Pinches u. a. den älteren, in den alten Inschriften allein gebrauchten für den des Nordens oder des Landes Akkad, den jüngeren degenerierten, der z. B. g oft durch m ersetzt, für den von Sumer, während Hommel mit mehr Berechtigung die umgekehrte Auffassung vertrat. Jetzt steht fest, daß keiner der beiden Dialekte mit Akkad etwas zu tun hat; der eme-sal-Dialekt wird eben wirklich nichts als die verwahrloste „Weibersprache" der späteren Zeit sein. Alle weiteren, an die beiden Dialekte angeknüpften Folgerungen, z. B. auch ihre Verbindung mit den Ländernamen Magan und Melucha (so u. a. Schrader, Keilinschriften und Geschichtsforschung 290 ff. Delitzsch, Paradies 129 f. 137 ff.; vgl. 105), sind gänzlich unhaltbar.] — „Akkadisch" heißt die semitische Sprache Babyloniens im Gegensatz zu dem sumerischen Paralleltext in einem Erlaß über die Benennung eines neuen Jahres unter Samsuditana: Messerschmidt, Orientalist. Lit.-Z. 1905, 271, vgl. Ungnad ib. 1908, 62; Akkadû ist dann im 2. Jahrtausend ständig die Benennung der Semiten Nordbabyloniens. — Die von Halévy ausgegangene Reaktion gegen die bis dahin herrschende Anschauung, welche die gesamte Kultur und Religion Babyloniens für sumerisch erklärte und das semitische Element völlig ignorierte, hat vielfach gerade bei Gegnern Halévys, z. B. bei Winckler und Hilprecht, dazu geführt, die Entstehung der Kultur Babyloniens in die denkmäler- und schriftlose Vorzeit zu verlegen, ja sogar zu behaupten, zur Zeit der ältesten Denkmäler sei das Sumerische schon ausgestorben und die sumerische Rasse von den eingedrungenen Semiten völlig aufgesogen gewesen. Daß diese Auffassung falsch ist, wird durch die bildlichen Darstellungen erwiesen, s. Sumerer und Semiten in Babylonien, Abh. Berl. Ak. 1906.

362. Die ethnographischen und historischen Probleme, welche durch dies Nebeneinandersitzen der beiden Völker ge-

stellt sind, sind von ihrer Lösung noch weit entfernt. In der Regel nimmt man an, daß ursprünglich die Sumerer die alleinigen Bewohner des Landes gewesen seien und dann erst, als sie die älteste Kultur Sinears geschaffen hatten, ein semitischer Stamm erobernd zunächst in den Norden, ins Land Akkad, dann auch in den Süden eingedrungen sei und die fremde Kultur übernommen habe. Nun ist es zweifellos, daß diese Kultur in allem Wesentlichen von den Sumerern geschaffen ist, so vor allem die Schrift, aber auch zum mindesten ein großer Teil der Götterwelt und der religiösen Anschauungen; ebenso ist die älteste in den Denkmälern erhaltene Kunstentwicklung rein sumerisch. Aber als uns unter Sargon zuerst die Semiten von Akkad entgegentreten, haben sie zwar die Schrift von den Sumerern übernommen und zeigen auch sonst vielfach deren Einfluß, weisen aber daneben so viel Eigenes auf, nicht nur in Sprache und Staat und in der Götterwelt, sondern vor allem in ihrer weit über die älteren sumerischen Schöpfungen hinaus fortgeschrittenen Kunst und selbst in der Einzelgestaltung der Schriftzeichen, daß von einer einfachen Übernahme sumerischen Guts gar nicht die Rede sein kann. Vielmehr müssen die Semiten damals zum mindesten schon Jahrhunderte lang in der nächsten Nachbarschaft der Sumerer gesessen und deren Kulturschöpfungen sich in selbständiger Tätigkeit angeeignet haben. Die Vorstufen der hochentwickelten akkadischen Kultur Sargons sind uns noch völlig unbekannt, aber nur deshalb, weil wir aus Nordbabylonien überhaupt noch keine älteren Denkmäler besitzen und die ältesten Städte dieses Gebiets noch völlig unerforscht sind. — Andrerseits ist es keineswegs sicher, daß die Sumerer wirklich die Urbevölkerung des Landes sind. So weit wir bis jetzt sehen können, sind sie ein völlig isoliertes Volk; es ist nicht gelungen, ihre Sprache mit irgend welcher Sicherheit mit einer anderen in Verbindung zu bringen. Auch physisch unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn. Wie die sorgfältig gearbeiteten Köpfe aus der Zeit Gudeas zeigen, haben sie, im Gegensatz zu den Semiten, eine spitze, schmale Nase

mit geradem Rücken und kleinen Nasenflügeln. Auch die Wangen sind trotz scharfer Backenknochen nicht fleischig wie bei den Semiten, der Mund ist klein, die Lippen schmal und fein gerundet; der Unterkiefer ist sehr kurz, aber das eckige Kinn springt scharf hervor. Die Augen stehen schräg wie bei den Mongolen. Die Stirn ist ziemlich niedrig und geht meist von der Nasenwurzel schräg zurück; das hat in den älteren, noch sehr rohen Denkmälern, sowohl Reliefs wie Statuen, dazu geführt, daß die Nase gewaltig spitz vorspringt wie der Schnabel eines Vogels, während Mund und Kinn stark zurücktreten und die Stirn fast verschwindet und sofort in den viel zu klein gebildeten Hinterkopf übergeht. Diese älteren Denkmäler können für eine ethnographische Charakteristik nicht verwertet werden; sie erklären sich als eine naive Steigerung des Menschentypus, den die entwickelteren Kunstwerke zeigen. Mit der hyperbrachykephalen Bevölkerung Armeniens und Kleinasiens (§ 330) haben sie schwerlich etwas zu tun (vgl. jedoch § 476 A.). Auf einigen der alleräItesten und rohesten Denkmäler finden wir neben glattrasierten Köpfen andere mit Haupthaar (Perücke) und zum Teil mit langem Backen- und Kinnbart, die gleichfalls Sumerer zu sein scheinen (§ 384); dann aber wird das Haupthaar und der Bart vollständig glatt abrasiert wie bei den Aegyptern seit der ersten Dynastie (vgl. § 368). Sehr auffallend ist nun, daß im Gegensatz zu den Menschen die sumerischen Götter reiches, sorgfältig gekräuseltes und aufgebundenes Haupthaar und einen langen gekräuselten Kinnbart tragen — Wangen und Lippen sind dagegen auch hier glatt rasiert —, eine Haartracht, die auch von der dieser ältesten Sumerer absolut verschieden ist, wohl aber zu der der Semiten stimmt. Somit scheinen die Göttergestalten unter semitischem Einfluß zu stehen; und dem entspricht es, daß in der Folgezeit, seit Sargon, die Sumerer, obwohl sie noch einmal zur Oberherrschaft über das ganze Land gelangt sind, ihre Götter durchweg rein semitisch darstellen, nicht nur in Haar und Bart, sondern auch in der Gesichtsbildung und in der Tracht. Das legt die Vermutung nahe, daß die Kultusstätten im Lande

und ihre Göttergestalten semitischen Ursprungs und die Sumerer Eindringlinge sind, die sie übernommen und auch ihre eigenen Götter nach dem im Lande üblichen Typus gebildet haben. Sicherheit können hier erst weitere Untersuchungen bringen, einerseits neue Funde, andrerseits der Fortschritt der noch in den Anfängen stehenden Erforschung der Inschriften und Denkmäler der sumerischen Epoche; nach unserem bisherigen Wissen ist die Annahme, daß die älteste Bevölkerung Babyloniens semitisch war und die Sumerer aus der Fremde gekommen sind und sie unterworfen haben, mindestens ebenso wahrscheinlich wie die gegenwärtig allgemein herrschende umgekehrte Hypothese (vgl. auch § 406). Die Sumerer sind ein Kriegervolk, das in geschlossener Phalanx kämpft; und manche Spuren legen die Vermutung nahe, daß sie aus den Bergen im Nordosten, etwa durch die Täler des ʿAḍêm und Diâla, den Tigris hinab erobernd in das Tiefland eingedrungen sind. Andrerseits liegt der Schwerpunkt ihres Gebiets, in der Folgezeit wenigstens, durchaus im Süden, so daß man auch an eine Einwanderung über See denken kann (vgl. § 368). Es wäre möglich, daß sich dann weiter nördlich am Euphrat, in Akkad, die Semiten unabhängig behauptet oder doch ihre Selbständigkeit bald wieder gewonnen haben. Jedenfalls sind semitische Einflüsse auf die Sumerer auch in der Sprache schon in sehr früher Zeit nachweisbar. — Rein sumerisch ist dagegen sicher die Erfindung der Schrift, und ebenso bekanntlich das Sexagesimalsystem, nach dem sie zählen, und das für alle von Babylonien ausgehenden Maße und Rechnungen grundlegend geworden ist (§ 424).

In Nordbabylonien ist bisher nur in Sippara gegraben worden: Scheil, Une saison de fouilles à Sippara, Mém. de l'inst. français du Caire I, 1902, wo aber Denkmäler des 3. Jahrtausends nicht gefunden sind; Babylon ist bisher für die ältere Zeit ganz unergiebig gewesen. Ob es freilich gelingen wird, Überreste der ältesten Zeit zu finden, ist bei dem Charakter aller babylonischen Ruinenstädte sehr fraglich. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß die Entwicklung des Nordens, des Landes Akkad, im einzelnen trotz aller Übereinstimmungen anders verlaufen und in der Zeit vor Sargon bereits viel weiter fortgeschritten

gewesen sein muß als die, welche wir in Tello kennen lernen. — Für das Weitere s. meine Sumerier und Semiten. Bärtige Männer finden sich auf sumerischen Denkmälern auf dem alten Rundrelief von Tello HEUZEY, Catal. no. 5 (DE SARZEC-HEUZEY, Déc. en Chaldée 1 bis, 2. 1 ter, 1 a. b. 6 ter, 5 a. b, vgl. § 384) und auf einem Relief aus Nippur HILPRECHT, Expl. in Bible Lands 487. Da CLAY, Enlil the God of Nippur, Amer. J. of Semitic Lang. XXIII, 1907, inzwischen gezeigt hat, daß der Gott von Nippur niemals, wie man bis dahin glaubte, Bel, sondern immer nur Enlil (später assimiliert zu Ellil V R 37, 21 b, in Urkunden der Perserzeit אלל Ellil) geheißen hat, also immer einen sumerischen, nicht einen semitischen Namen führte, werden meine daraus gezogenen Folgerungen hinfällig, und Nippur ist in der Tat immer eine sumerische Kultusstätte gewesen. Gegen die Folgerung aus der Schreibung des Wortes „Land“ mit dem Bilde eines Gebirges (kur) wendet THUREAU-DANGIN mit Recht ein, daß dies Wort ursprünglich nur für Fremdländer, nicht für das Land der Sumerer (das vielmehr kalama heißt) verwendet wird: Z. Ass. XVI 354, 3. — Daß bei den Göttern (wie bei den Königen) ältere Sitten in Tracht und Bewaffnung sich zu erhalten pflegen, ist bekannt, wenn sie sich auch meist der fortschreitenden Kultur langsam anpassen (so bei den Griechen; auch in Aegypten hat sich die alte Barttracht nur noch beim Nilgott und sonst vereinzelt erhalten); aber die ältesten sumerischen Götterbilder weichen eben von der ältesten erkennbaren Haartracht des Volks durchaus ab und sind viel kultivierter als diese, und entfernen sich in der Folgezeit noch viel mehr von der Volkssitte; daß die Sumerer der Zeit des Reichs von Sumer und Akkad des Glaubens waren, ihre Götter sähen wie Semiten aus, ist eine völlig feststehende Tatsache. — Über die sumerische Sprache sagt UNGNAD, Orientalist. Lit.-Z. X, 1908, 63: „wirkliche Semitismen begegnen von Urninâ bis Lugalzaggisi nicht; eine einzige Ausnahme macht wohl das Wort dam-cha-ra = sem. tamcharam (‚Kampf‘) im Kegel des Entemena 1, 26“. Darauf möchte ich doch mehr Gewicht legen wie UNGNAD; jedenfalls beweist es, daß damals, über ein Jahrhundert vor Sargon, der semitische Einfluß sich bereits geltend machte. — Aus den Erzählungen des Berossos von Oannes und den anderen Fischmenschen, welche aus dem Erythraeischen Meer aufsteigen und Religion und Kultur offenbaren, ist für eine überseeische Herkunft der Sumerer, die man gelegentlich damit hat begründen wollen, kaum etwas zu erschließen. — Die Versuche, eine Verwandtschaft des Sumerischen mit dem Türkischen (den „turanischen“ Sprachen) nachzuweisen, scheinen nicht zwingend; auch von dem Elamitischen scheint es völlig verschieden zu sein. Zu derartigen Untersuchungen wird die Zeit erst gekommen sein, wenn die Erforschung des Sumerischen auf der von THUREAU-DANGIN glänzend eröffneten Bahn zu einer wirklichen sumerischen Grammatik geführt hat.

363. Östlich von Sinear, in den Gebirgsketten und Hochtälern des Zagros und seinem Vorland, sitzen mehrere Stämme, deren ethnographische Stellung sich bis jetzt meist nicht näher bestimmen läßt. Einige, wie die semitischen oder doch völlig semitisierten Gutaeer und Lulubaeer am Diâla oder Gyndes, mögen erst später eingedrungen sein (§ 395); ihre späteren Nachbarn, die Kaššu, Κοσσαῖοι (§ 457) in Luristan, am oberen Choaspes, sind bis jetzt in älterer Zeit nicht nachweisbar, wenngleich ein argumentum e silentio hier bei den äußerst dürftigen Nachrichten, die uns zu Gebote stehen, ganz unzulässig ist. Um so stärker treten seit den ältesten Zeiten die östlichen Nachbarn der Sumerer hervor, die Bewohner des Landes Elam (sumerisch Nim, semitisch Elamtu, hebr. עילם, griech. Ἐλυμαΐς, Ἐλυμαῖοι). In den einheimischen Inschriften führen sie den Namen Hapirti (§ 462), an dessen Stelle später bei den Persern der Name Uvâdja (griech. Οὔξιοι) erscheint, der sich im heutigen Landesnamen Chûzistân erhalten hat und vielleicht zunächst einem im Inneren des Gebirges hausenden Stamm angehört. Bei den Griechen der Perserzeit (Aeschylos, Herodot) erscheint an seiner Stelle der noch unerklärte Name Κίσσιοι, der mit dem der weiter nördlich sitzenden Kaššu oder Kossaeer nichts zu tun haben kann; auch sprachlich ist eine Verwandtschaft dieses Volks mit den Elamiten bis jetzt wenigstens nicht nachgewiesen. Politisch bildet das Vorland der Gebirge den Schwerpunkt von Elam; hier, wo die beiden Ströme Choaspes (babyl. Uknu, jetzt Kerchâ) und Eulaeos (babyl. Ulâi, jetzt Karûn) sich einander auf etwa drei Meilen nähern und lange Zeit parallel fließen, liegt die Hauptstadt Šušan (Susa), in der Landschaft Anšan (auch Anzan). — Alle diese Völkerschaften haben, ebenso wie die Semiten des mesopotamischen Steppenlandes, den Einfluß der Kultur von Sinear erfahren, wie sie auch immer von neuem versuchen, in den Besitz des reichen Fruchtlandes zu gelangen oder wenigstens seine Schätze auszuplündern; aber mit den Sumerern ist, soweit wir sehen können, keiner von ihnen verwandt. Es scheint vielmehr, daß sich hier, ähnlich wie im Kaukasus, auf ver-

hältnismäßig kleinem Gebiet die verschiedenartigsten Sprachstämme zusammendrängen.

Der Name Anšan (Variante Anzan, Ideogr. An-du-an-ki), oft als Stadt (so bei Gudea Statue B 6, 64, und wiederholt noch bei Kyros), in der Regel aber als Land determiniert, bietet ungewöhnliche Schwierigkeiten und wird daher von den Neueren sehr verschieden gedeutet (so von Winckler als Bezeichnung des späteren Mediens, was ganz verfehlt ist; ebensowenig kann ich Jensens Ausführungen Z. Ass. XV 225 ff., wonach Anšan neben Tilmun (§ 399 A.) in Persis läge, für richtig halten). Daß Kyros bei Naboned König von Anzan heißt (V R 64, 1. 29. Keilinschr. Bibl. III 2 S. 98) und seine Vorfahren selbst Könige von Anšan nennt (V R 35, 21, Keilinschr. Bibl. III 2 S. 124), verwickelt die Frage noch weiter; vgl. G. d. A. III § 11 A. — Darlegung des älteren Materials bei Weissbach, Anzanische Inschriften, Abh. Sächs. Ges. XII, 1891 S. 123 f. [im einzelnen hat sich jetzt manches verschoben]. II R 47, 18c wird An-du-an-ki, mit der assimilierten Aussprache Aššan, als Elamtu erklärt; in den Texten ist es zwar mit diesem eng verbunden, aber meist zugleich als ein besonderes Gebiet von ihm geschieden, so bei Gudea l. c. „die Stadt An-ša-an in Nim-ki (= Elam)“; ebenso besiegt der Kommandant Anumutabil von Dêr (§ 434) „die Truppen von Anšan, Elam, Simaš und Barachsu“ Thureau-Dangin, Sumer. und Akkad. Königsinschr. S. 176. In den älteren Inschriften von Susa findet sich Anšan meines Wissens nicht; aber die Könige von Elam (Hapirti) des 12. Jahrhunderts nennen sich in ihren Inschriften aus Susa sunkik Anzan Šušunka, was, da sunkik nach zahlreichen Texten bei Scheil sicher „König“ bedeutet (gegen Foy, ZDMG. 54, 372 f. Jensen ib. 55, 226 ff.), nur entweder „König des susischen Anzan“ (vgl. das Ethnikon שושנכיא „die Susier“ Ezra 4, 9, erläutert durch die Glosse „das sind die Elamiten“) oder „König von Anzan und Susa“ [so Jensen, Scheil u. a.] bedeuten kann. Auch in letzterem Falle sind beide Namen offenbar zu einem einheitlichen Begriff verbunden. Anšan ist somit der Name für das Gebiet der Stadt Susa und wird in der ältesten Zeit auch für diese selbst als den Sitz des Fürstentums von Anšan gebraucht; der Name Susa (Ideogr. Ninni-erin) kommt zuerst bei Gudea Cyl. A. 15, 6 f. vor: zum Bau seines Tempels „kam der Elamite (Nim) aus Elam, der Susier aus Susa“ (vgl. § 411). Anšan und Susa werden also in derselben Weise von dem Landsnamen Elam und dem Volksnamen Hapirti geschieden, wie später bei den Griechen Susiana, Elymaeer und Uxier (= Uvâdja). Der Patesi von Anšan in der Zeit der Könige von Sumer und Akkad (§ 414) ist somit der Vasallenfürst von Susa; in ihren Inschriften nennen diese Patesis, als sie selbständig geworden sind, sich denn auch „Patesi von Susa, Kommandant (šakkanaku) des Landes Elam“

(Thureau-Dangin, Königsinschr. S. 176 ff.). In späterer Zeit ist der Name Anšan, Anzan ein verschollener archaischer Name geworden, der in der Restaurationszeit von den Achaemeniden und Naboned wieder hervorgesucht wird; in den assyrischen Inschriften erscheint Anzan einmal bei Sanherib I R 41, 31 (Keilinschr. Bibl. II 106) in einer Liste der von dem König Ummanmenanu von Elam aufgebotenen Landschaften. — Für die elamitische Sprache ist grundlegend Weissbach, Die Achaemenideninschriften zweiter Art, 1890; ferner seine Anzanischen Inschriften, Abh. Sächs. Ges. XII und Neue Beitr. zur Kunde der susischen Inschriften ib. XIV. Foy, ZDMG. 52 und 54 und jetzt vor allem Scheil in der Délégation en Perse III. V. VII (Textes élamites-anzanites I. II. III). [Sehr viele meist phantastische Hypothesen hat Hüsing in der Orientalist. Lit.-Z. und sonst aufgestellt.]

Die Anfänge der Kultur in Sinear

364. Die Anfänge seßhafter Kultur in Sinear reichen unzweifelhaft in sehr hohe Zeiten hinauf. Jahrhunderte und vielleicht selbst mehr als ein Jahrtausend vor den ältesten erhaltenen Denkmälern wird man hier so weit, wie die wechselnden Launen des Wassers und der Wüste es zuließen, das Land urbar gemacht, Deiche gebaut und Kanäle gegraben haben. Man bestellte die Felder mit Korn und Sesam und zog Dattelpalmen, Wein, Feigen, Äpfel und anderes Obst; daneben stand, wie in Aegypten, ein ausgedehnter Weidebetrieb mit großen Herden von Ziegen, Schafen, Rindern und Eseln — Pferde gab es damals in Vorderasien so wenig wie in Aegypten. Dazu kam der Fischfang und die Jagd, vor allem auf Wildstiere und Antilopen, ferner auf die im Sumpfdickicht und am Wüstensaum hausenden Löwen und andere wilde Tiere. Wie in Aegypten galt auch in Sinear die Schlange als ein geheimnisvolles heiliges Tier, in dem mächtige Gottheiten sich offenbarten, die bei richtiger Behandlung dem Menschen reichen Segen spenden; und wie dort erschuf auch hier die Phantasie zu den Wundern der Tierwelt noch zahlreiche Fabelwesen, Drachen, in denen Löwe, Schlange und Adler zu einer Einheit verschmolzen waren, und Mischgestalten aus Mensch und Skorpion, Mensch und Stier, Mensch und

Vogel, Mensch und Fisch u. a. Es sind die Gestalten, in denen die Geister erscheinen, gute und böse, die auch jetzt noch eine mächtige Zauberwirkung ausüben und die ehemals, ehe es Menschen gab und die jetzt die Welt regierenden Götter die Herrschaft gewannen, die Erde allein bevölkert hatten.

Eine gute Schilderung des Landes und seiner Produkte hat Berossos im Eingang seines Geschichtswerks (Euseb. I p. 11 ff. = Sync. p. 50 ff.) gegeben [vgl. ferner die bekannten Schilderungen bei Herodot und aus den Alexanderhistorikern bei Arrian und Strabo]. Daran schloß er den λόγος des aus dem Meer aufgestiegenen Fischmenschen Oannes von der Urzeit und der Entstehung der jetzigen Welt. In demselben spielen Mischwesen eine große Rolle; die Fassung, in der Berossos die Sage mitteilt, ist aber nicht alt, da sie Pferde, Pferdefüßler, Hippokentauren u. ä. einführt. In dem Schöpfungsmythus erscheinen die wilden Tiere und Mischwesen als Geschöpfe und Diener der Tiâmat. Später sind sie zum Teil an den Himmel versetzt, s. § 427. Die Namen des Oannes und der gleichartigen, unter den Urkönigen von Zeit zu Zeit aus dem Meer auftauchenden Fischmenschen (Berossos bei Eusebius I 9 = Sync. p. 71), die Oannes' Offenbarung bestätigen und ergänzen, sind in der keilschriftlichen Literatur noch nicht wieder gefunden. Vgl. Zimmern, KAT. 530 ff. — Die Mischwesen sind auf Siegelcylindern seit der ältesten Zeit oft dargestellt und manche bekanntlich von der späteren babylonischen und assyrischen Kunst beibehalten. — Sonst geben über die wirtschaftlichen Verhältnisse der älteren Zeit außer den Geschäftsurkunden namentlich die Inschriften des Urukagina von Tello (§ 388) Auskunft.

365. Im Kultus tritt der bäuerliche Charakter der Besiedlung anschaulich hervor. Das gewöhnlichste Schlacht- und Opfertier ist die Ziege, die der Verehrer auf alten Weihdenkmälern und Siegelcylindern auf dem Arm trägt, wenn er der Gottheit naht. Ferner stellt man vor dieser ein zierliches Gefäß auf, in das Zweige, Blüten, Büschel mit Datteln gesteckt sind, die angesichts der Gottheit aus einer Kanne begossen werden: so wird der Vegetation der göttliche Segen, Regen und Fruchtbarkeit gesichert. Analog ist ein vor der Gottheit aufgepflanztes, symmetrisch geordnetes Geschlinge aus Zweigen, der sogenannte Lebensbaum. Die segensreichste Gabe der Götter ist das Wasser, dem das Land seine Frucht-

barkeit und sein Leben verdankt, im Gegensatz zu der kahlen und toten Wüste ringsum. So erzählt man, daß der Himmelsgott Anu zahlreiche Krüge unerschöpflichen Lebenswassers besitzt und davon seinen Lieblingen und besonders den Königen spendet, die durch Vermittlung ihrer Schutzgötter seiner Gnade empfohlen werden. Freilich kann das Wasser auch verheerend wirken; man erzählt von der Urzeit, wo ein Teil der Wasser noch nicht wie jetzt im Himmelsgewölbe verschlossen war, sondern die Erde bedeckte, und von einer großen Flut, welche einst, als die Götter zürnten, über die Erde hereinbrach und alle Lebewesen vernichtete bis auf die wenigen, die sich, von den Göttern gewarnt, in einem Schiff auf einen fernen Berg gerettet hatten. Derartige Sagen sind nicht, wie gegenwärtig so vielfach geschieht, als Jahres- oder Sonnenmythen zu deuten, sondern sie sind aus dem Eindruck erwachsen, den die Natur des Landes unmittelbar in seinen Bewohnern erweckt, aus dem Bewußtsein, daß ihr Dasein sofort zu Grunde gehen würde, wenn die Götter die segensreiche Ordnung, unter der Land und Menschen gedeihen, auch nur ein weniges ändern würden. Was so als Möglichkeit, als eine immer vorhandene, nur durch die Gnade der Götter abgewendete Gefahr empfunden wird, wird in diesen Erzählungen als geschichtliche Tatsache der Vergangenheit dargestellt.

Die alten Beispiele für das Ziegenopfer und die Vasen mit Pflanzen sind in meinen Sumeriern und Semiten zusammengestellt; Lebenswasser ib. 43 ff. — Es wäre an der Zeit, daß die Assyriologen sich entschließen könnten, mit den aus der „vergleichenden Mythologie“ ererbten Deutungen der Mythen energisch aufzuräumen (auch die treffliche Darstellung Zimmerns, KAT., krankt noch daran), und statt sich in phantastischen Kombinationen zu ergehen, die Tatsachen anschauen und darstellen wollten, wie sie in Wirklichkeit liegen. — Die babylonischen Mythen sind von Jensen in der Keilinschr. Bibl. VI, 1900 sorgfältig bearbeitet. Für den Schöpfungsmythus ferner L. W. King, The seven tablets of the creation, 1902. In seiner jetzigen Gestalt stammt er, schon wegen der Rolle des Marduk, jedenfalls erst aus der Zeit der Dynastie von Babel; doch enthält er zweifellos viel ältere und zum Teil sicher sumerische Elemente. Im einzelnen ist das hier noch so wenig ermittelt wie bei der Flutsage.

366. Von einer Gliederung nach Blutsverbänden, Stämmen und Geschlechtern ist in Sinear so wenig eine Spur zu finden wie in Aegypten; diese Ordnungen sind mit der Seßhaftigkeit geschwunden. Die besiedelten Gebiete bilden keine geschlossene Einheit, sondern zerfallen in zahlreiche, oft durch Sumpfland oder Wüste von einander getrennte kleinere Distrikte, deren städtische Mittelpunkte mit ihrem Heiligtum schon erwähnt sind (§ 361). Sie haben alle, ursprünglich wenigstens, nur einen recht bescheidenen Umfang. Das Baumaterial bot der Lehm des Alluvialbodens, dem man durch Mischung mit Schilf und Stroh größere Festigkeit verlieh. Aus ihm wurden, in kompakten Massen, die Lehmmauern der Häuser aufgeführt und vielleicht im Inneren mit Matten behängt; ärmere Hütten wurden, wie noch heutigen Tages, aus Schilf und Mattengeflecht aufgerichtet und zum Schutz gegen die Winterkälte mit Lehm beschmiert. Für die Wohnungen der Fürsten und der Götter formte man auf einem Brett Lehmziegel, die, damit sie nicht aus einander brechen, in der Mitte verstärkt werden und daher oben gewölbt sind („planokonvexe Ziegel"); sie wurden mit Lehmmörtel verbunden. Die Kunst, Ziegel zu brennen, hat man erst viel später gelernt. Dagegen fehlte alles solidere Material. Einzelne erratische Blöcke mochten im Alluvium vorkommen; sonst konnte man Steine (die früh zur Substruktion größerer Bauten und in großen Blöcken als Unterlage der Türpfosten verwendet werden) ebenso wie Bauholz nur durch Handel oder Krieg von den Nachbarvölkern beziehen. Daher haben die Städte ein ärmliches Ansehen, das ihre Ruinen höchst unscheinbar und unergiebig macht. Jeder größere Regen schwemmte zahlreiche Lehmmauern weg, und jede Feuersbrunst zerstörte große Quartiere, wenn nicht die ganze Stadt; ununterbrochen berichten die Inschriften der Könige von dem Wiederaufbau verfallener Gebäude. Dadurch erhöhte sich der Boden der Stadt ständig; rasch entstanden künstliche Hügel, in denen die Schichten in buntem Gemenge durch einander liegen, unterbrochen durch Abzugskanäle und Abfallgruben mit Asche, Knochen und Überresten des Hausrats,

sowie mit Gräbern. Denn die Babylonier setzten ihre Toten in den Wohnungen bei, teils in der Erde, teils in Krügen oder unter großen Deckeln von Ton; und häufig sind diese Gräber wieder benutzt, die alten Knochen beiseite geschoben, die Leichen bei einer Feuersbrunst halb verkohlt. Wenn dann ein größerer Bau, vor allem ein Tempel aufgeführt wurde, hat man den Hügel noch weiter erhöht und oft durch eine mehrere Meter dicke Ziegelschicht gefestigt, die das Fundament des Gebäudes bildet. — Nicht anders als mit den Städten steht es mit den Wasserläufen: die neugegrabenen Kanäle versanden in wenigen Jahren; jede Hochflut führt zu Verschiebungen der Flußbetten, und oft genug ändern die Hauptarme der Ströme ihren Lauf vollständig, so daß ununterbrochen die Wiederherstellung alter, die Anlage neuer Gräben und Kanäle erforderlich ist. Je nachdem die Herrscher Macht und Mittel genug besitzen, um diese Aufgabe zu erfüllen, steigt oder sinkt der Wohlstand und wandelt sich der Anblick des Landes.

Denkmäler aus der schriftlosen Vorzeit Babyloniens sind bis jetzt noch sehr selten. In Nippur sind die amerikanischen Ausgrabungen bis in diese Schichten vorgedrungen, doch scheinen die Funde nur sehr dürftig zu sein. Das gleiche gilt von einem Schacht, den DE SARZEC in Tello bis auf den Urboden hinabgeführt hat (HEUZEY, Une villa royale chaldéenne p. 61 ff.). Daher mußte in diesen Abschnitten mehrfach Material herangezogen werden, welches einer Zeit angehört, die schon schreiben konnte. Eine Abschätzung der Zeit, welcher die ältesten Schichten in Nippur (der Urboden liegt 4—5 Meter unter dem ältesten vorsargonischen Tempel) und Tello (bis zu 8 Meter unter dem ältesten Bau) angehören, ist um so weniger möglich, da die Erhöhung zum Teil künstlich ist. — Das Bild der alten Ruinenstätten (vgl. §§ 367 und 385) entsprach, mit Ausnahme von Tello, dem Phantasiegemälde so wenig, daß man die dem 3. Jahrtausend angehörenden Ruinen von Surghul, Fâra, Abu Hatab überhaupt nicht als Stadtruinen anerkennen wollte, sondern KOLDEWEY sie für „Feuernekropolen" ausgab: Z. Ass. II 403 ff., vgl. Mitt. D. Orientges. 15, 13. Das war ein seltsamer [im Anschluß an die von BÖTTICHER aufgestellten Phantasien über die Ruinen von Troja entstandener] Mißgriff, der durch die gleichartigen Funde an anderen Stätten völlig widerlegt ist: die babylonischen Ruinen entsprechen eben dem in Ninive gewonnenen Bilde durchaus nicht. Die Babylonier

und Assyrer haben ihre Toten niemals verbrannt — wo Leichen halb oder ganz verbrannt sind, rührt das von späteren Bränden in der Stadt oder bei der schließlichen Zerstörung her —, sondern im Boden ihrer Häuser beigesetzt, wie namentlich die Ausgrabungen in Assur zeigen; und die angeblichen „Totenstädte" sind in Wirklichkeit die Städte der Lebenden, die den Ruinen von Nippur völlig gleichartig sind. Die großen Terrassenbauten in Surghul Z. Ass. II 421 ff. sind nicht Totenhäuser, sondern Tempel, wie in Tello; selbst einige Reste von Statuen derselben Art wie in Tello haben sich hier gefunden (S. 426). Auch die Ruinen von Sippara und Bismaja sahen nicht anders aus; vgl. § 385 A. Denselben Irrtum hat Hilprecht begangen, wenn er behauptet hat, der Tempel von Nippur ruhe auf einer uralten Nekropole; das ist jetzt durch die genaueren Berichte und Zeichnungen (§ 380 A.) vollständig widerlegt. — Die auf Siegelcylindern der Zeit Sargons und Naramsins mehrfach vorkommenden Coniferen können nur in den Gebirgen des Ostens gestanden haben. Wälder hat es allerdings im Süden noch zur Zeit Chammurabis gegeben: King, Hammurabi, III p. 53.

367. Der Hausrat der Städte von Sinear (§ 385) trägt einen sehr primitiven Charakter. Die ältesten Gefäße bestanden aus Holzbrettern oder Schilfblättern, die mit Ton verschmiert und mit einem dicken Strick umschnürt wurden; Nachbildungen derselben in Ton, von halber Mannshöhe, haben sich z. B. in den ältesten Schichten von Nippur gefunden. Dazu kommen Näpfe und Teller von Ton und Geräte von Knochen und Muscheln. Auch Steingefäße hat man früh hergestellt, freilich nicht in gleicher Vollkommenheit wie in Aegypten; aber bei der Seltenheit des Steins sind sie ein kostbarer Besitz, den die Fürsten den Göttern als wertvolle Gabe darbringen. Nicht selten sind diesen daher auch große unbehauene Steinblöcke geschenkt worden, wie anderswo Klumpen von Metall. Kostbare bunte Steine bezog man von den Nachbarn und fügte sie zu Hals- und Armbändern zusammen; bei den Ärmeren werden sie durch einen Schmuck aus Muscheln ersetzt. Viel benutzt wird der Feuerstein, der sich vielfach im Schwemmlande finden mochte; aus ihm werden Pfeilspitzen, mit breiter Kante wie in Aegypten, Äxte, Schleif- und Mahlsteine, Meißel u. ä. gefertigt. Aus den Gebirgsländern werden ferner die Edelmetalle, sowie Kupfer und Bronze bezogen und zu Waffen,

Äxten und Schmuck, namentlich Armringen, verarbeitet. In den Gräbern sind die Leichen meist in Schilfmatten, oft auch in rohen Tonsärgen beigesetzt, immer in Hockerstellung. Als Beigaben finden sich Tonbecher und Kannen, gelegentlich auch Steingefäße, sodann Angelhaken, Speer- und Pfeilspitzen, bronzene Äxte, Schmuckketten von buntem Stein, Muscheln und Glasfluß, ferner bronzene Armringe, silberne Fingerringe, Schminknäpfe von Alabaster u. ä., vereinzelt auch Ohrringe aus Gold. Schon in den ältesten Schichten von Tello finden sich Götterfiguren aus Bronze, die in einen langen Nagel auslaufen; sie werden, meist an einem Ziegel befestigt, in die Fundamente der Bauten vergraben, um sie dadurch zu weihen und für alle Zeiten zu festigen. Seit den ältesten Zeiten dienen die Edelmetalle als Wertmesser. Sinear ist eben ein ertragreiches und dichtbevölkertes Land, das seine Bedürfnisse durch Handel mit den unkultivierten Nachbarn befriedigen und daneben durch Kriegszüge Beute gewinnen konnte, wie es umgekehrt durch Einfälle der Grenzstämme immer von neuem zu leiden hatte. So treffen wir denn hier seit dem Beginn unserer Kunde ein reich entwickeltes Verkehrsleben, das uns mit dem Moment, wo die Schrift erfunden ist, in zahlreichen privaten Geschäftsurkunden über Kauf und Darlehen, Pachtungen und Miete von Feldern und Pflanzungen, Häusern, Arbeiten, Lieferungen an die Herrscher und Heiligtümer, in überraschender Fülle entgegentritt. In günstig gelegenen Orten ist mit dem Wohlstand auch die Volkszahl und das Ansehen des Stadtgottes rasch gewachsen. Da wurde dann die kleine Kapelle der Gottheit durch ein ansehnliches Heiligtum mit mehreren Kammern ersetzt, mit auf Stein fundierten Ziegelmauern. In demselben häuften sich die Geschenke aller Art. Auch kleine Götterfiguren von Ton hat man früh gebildet; und ein besonders wohlhabender Privatmann oder Herrscher hängt wohl zum Dank für den Segen, mit dem die Gottheit seine Frömmigkeit gelohnt hat, an der Wand des Heiligtums eine kleine Kalksteintafel auf, auf der er selbst dargestellt ist, wie er verehrend, das Opfertier auf dem Arm, dem

thronenden Götterbilde naht (§ 365), nicht selten geführt von einer Schutzgottheit, die nach allgemeinem Glauben speziell über seinem Leben wacht und seinen Verkehr mit den anderen Göttern vermittelt. — Trotz dieser vereinzelten Fundobjekte machen die Ruinen von Sinear einen sehr dürftigen Eindruck. Einen Teil der Schuld tragen die wiederholten Plünderungen des Landes durch die Elamiten und später die Assyrer. Dazu kommt dann das schlechte und vergängliche Material, auf das man fast allein angewiesen war, ferner daß sich, im Gegensatz zu Aegypten, ein Totendienst, der eine reichere Ausstattung der Gräber und kostbare Beigaben für die Toten erfordert hätte, in Babylonien nicht entwickelt hat, sondern die Gräber immer ganz einfach und armselig blieben. Aber die entscheidenden Momente liegen tiefer: es fehlt, im stärksten Gegensatz zu Aegypten, dem Volkstum sowohl die staatenbildende Kraft, welche die Vorbedingungen für eine höhere Kultur nicht nur zu schaffen, sondern auch zu erhalten vermag (vgl. § 419); und es fehlt der Sinn für künstlerische Ausgestaltung des Lebens. Wohl werden uns unter einzelnen mächtigen Herrschern bedeutende Kunstschöpfungen entgegentreten, vor allem bei den Semiten; aber die Kunst hat hier niemals, wie in Aegypten, das ganze Leben und alle Bedürfnisse des Menschen umfaßt, und daher einen in der Empfindung des Volks lebenden künstlerischen Stil nicht zu schaffen vermocht, der allen Erzeugnissen des Menschen eine ideale Form gibt, wie er in Aegypten und in der griechischen Welt so früh hervorbricht. Überall dominieren die nächstliegenden, rein praktischen Bedürfnisse, über die man sich nur in seltenen Fällen einmal zu erheben vermag. Das gilt von allen Seiten der geistigen Kultur; daher hat sich hier die Religion innerlich nur wenig fortgebildet, und auch zu einer wirklichen Literatur, die über den unmittelbaren praktischen Bedarf des Lebens und des Kultus hinausginge, wie wir sie in Aegypten und z. B. in Israel kennen lernen, scheinen in Babylonien die ersten Ansätze vorhanden zu sein.

368. Der Hauptteil von Sinear ist um das Jahr 3000

v. Chr. zweifellos im Besitz der Sumerer gewesen; die Frage freilich, ob sie damals das ganze Land dauernd besetzt hatten und ob nicht manche von den Ortschaften, die uns als rein sumerisch erscheinen, dennoch semitischen Ursprungs sind, ist zur Zeit noch gänzlich unbeantwortbar (vgl. § 362). Für diese Annahme scheint zu sprechen, daß manche von den Göttern, die in ihnen sitzen, semitisch zu sein scheinen, so vor allem der Mondgott Sin oder Nannar von Ur; doch wird auch diese Frage eigenartig dadurch verwickelt, daß die Schriftzeichen für ihre Namen sehr oft Ideogramme sind, die sowohl sumerisch wie semitisch gelesen werden können, und wir in den meisten Fällen nicht oder wenigstens nicht mit Sicherheit wissen, wie die wahre Aussprache gelautet und ob sie nicht in bestimmten Epochen geschwankt hat. So wird z. B. der Mondgott von Ur mit den Zeichen En-zu geschrieben, die aber schwerlich seinen sumerischen Namen wiedergeben, sondern ihn eher nach einer Eigenschaft („Herr der Weisheit“?) bezeichnen. Ebenso mag z. B. der Sonnengott von Larsa sumerisch gewesen sein und den Namen Babbar oder Utu geführt haben, während der von Sippara immer Šamaš geheißen haben mag. Hier kann erst der Fortschritt der Forschung Aufschluß bringen; und erst alsdann wird es möglich sein, die Vorgeschichte Sinears wirklich historisch zu erfassen und vielleicht auch über die Frage der Herkunft der Sumerer ein gesichertes Resultat zu gewinnen. In ihren Denkmälern erscheinen sie, wie schon erwähnt, als ein kriegerisches Volk, das, im Gegensatz zu der aufgelösten Kampfweise der Semiten, in geschlossener Phalanx ins Feld rückt; die großen viereckigen, mit Metall beschlagenen Schilde, die den ganzen Körper decken, bilden einen Wall, aus dem die gefällten Lanzen der ersten Glieder hervorragen. Den Kopf deckt ein Helm (von Leder?) mit Nackenschützer. Weitere Waffen sind die Streitaxt und der kurze Wurfspeer. Aus älterer Zeit hat sich bei den Herrschern ein krummes Wurfholz erhalten, ähnlich dem Bumerang der Aegypter und Beduinen, das zum Abzeichen der Herrscherwürde geworden ist

und sich allmählich in ein Scepter umwandelt. Die Götter führen eine Keule mit steinernem Knauf. Wenn sich hier die Überreste älterer Bewaffnung und ungeordneter Kampfweise erhalten haben, so ist ihnen dagegen der Bogen ganz fremd, der bei den Semiten und den Gebirgsstämmen des Ostens die Hauptwaffe (neben der Lanze) bildet; außerdem haben die Semiten wie im Westen (§ 167), so auch hier Wurfspeere und Streitaxt. Früh haben bei den Sumerern die Männer Haupthaar und Bart abgelegt (§ 362), und zwar, wie es scheint, im Süden eher als im Norden (§ 384), während die Frauen wie in Aegypten langes Haar tragen. Nur der König Eannatum von Tello und einmal in der Schlacht auch seine Phalanx trägt eine Perücke, während schon seine Vorgänger und ebenso alle seine Nachfolger immer kahlköpfig erscheinen. Das einzige Kleidungsstück ist ein zottiger Wollrock, der den Unterleib und die Beine bedeckt; eine Fußbekleidung fehlt völlig. Die Priester sind, wenn sie vor die Gottheit treten, immer völlig nackt — das könnte auf die Herkunft aus einem warmen Klima hinweisen —; die Priesterinnen scheinen schon in der ältesten Zeit einen über die linke Schulter geschlagenen Mantel zu tragen.

Wie schwierig die mit den Götternamen und ihrer Aussprache verbundenen Probleme sind, haben in neuester Zeit wieder die Entdeckungen über die wahre Gestalt der Namen des Enlil (bisher Bel gelesen, § 363 A.), des Nin-ip und des Hadad (§ 396 A.) gezeigt. — Über Tracht und Bewaffnung s. meine Sumerier und Semiten. Das Rasieren des Haupthaars und Bartes ist hier wie sonst zum Schutz gegen Ungeziefer eingeführt.

369. Die wichtigsten Städte von Sinear sind im Süden, im Mündungsgebiet des Euphrat und in ältester Zeit vermutlich nicht allzuweit vom Meere entfernt, Ur (hebr. אור, jetzt Muqaijar), die Stadt des Mondgottes Sin (En-zu, Nannar, s. § 368), und dahinter am Rande eines Höhenzuges der Wüste Eridu (jetzt Abu Šahrein), mit dem Kultus des Meeresgottes Ea (En-ki). Weiter stromaufwärts liegt Uruk (hebr. ארך, Gen. 10, 10, mit falscher Vokalisation Erech, griech. Ὄρχη,

Strabo XVI 1, 6. Plin. VI 123, jetzt Warka), wo eine Göttin der Zeugung und des Liebeslebens Nanai (Ναναία, Ninni, von den Semiten meist einfach Ištar „die Göttin“ genannt) ihren Sitz hat, und östlich davon an einem anderen Stromarm Larsa (hebr. vielleicht אלסר, Gen. 14, 1, jetzt Senkere), die Stadt des Sonnengottes (sumerisch Utu, semitisch Šamaš). An den alten Armen des Euphrat, die sich zum Teil mit dem alten Hauptarm des Tigris (jetzt Šatt el Ḥâi) vereinigten, liegen zahlreiche weitere Tells, die vielfach noch gar nicht untersucht sind, so daß wir die alten Ortschaften, die sie bedecken, oft noch nicht bestimmen können, so Tell ʿId (oder Tell Gîd), Tell Ḥammâm u. a. (ebenso unterhalb von Ur die große Ruine Tell Laḥm). Am ergiebigsten sind die Ruinen von Tello gewesen, im Mündungsgebiet des Šatt el Ḥâi, die der alten Stadt Lagaš (geschrieben Širpurla) angehören. Dagegen ist der große, weiter nordöstlich gelegene Tell Surghul zwar ausgegraben, hat aber keinen Anhalt für seinen alten Namen ergeben. Oberhalb von Tello, im Tell Djôcha, lag die Stadt Gišchu, und tiefer im Binnenlande Adab (geschrieben Udnun, jetzt Bismaja), Šuruppak (j. Fara), Kisurra (j. Abu Hatab). Von manchen anderen Orten, die in den Texten erwähnt werden, ist die Lage noch nicht bekannt, so von Kal-nun (viell. כלנה, Gen. 10, 10). Im Zentrum von Sinear, am alten Hauptbett des Euphrat (j. Šatt en Nîl), liegen die Ruinen von Nippur, dem Sitz des sumerischen Hauptgottes Ellil. Weiter im Norden folgt Kutha, die Stadt des Löwengottes Nergal (vielleicht j. Tell Ibrahîm), und an dem westlichsten Euphratarm Borsippa (Barsip) mit dem wahrscheinlich semitischen Gotte Nebo, in dessen Nähe später aus der Kultstätte des Gottes Marduk die semitische Stadt Bab-il (Babel) „die Gottespforte“ erwachsen ist. Dem äußersten Norden endlich gehören zwei Städtepaare an, die in den ältesten Epochen der Geschichte bedeutsam hervortreten, am Tigris Opis (Upi) und Kiš (§ 381), und im Euphratgebiet Akkad und Sippara (§ 393).

Über die Städte und Stadtgottheiten s. die eingehende Behandlung der altbabylonischen Geographie bei Delitzsch, Paradies 169 ff.; für

die im Alten Testament vorkommenden Orte auch SCHRADER, KAT. [2]. Für die Erweiterungen und Berichtigungen, welche die letzten 25 Jahre gebracht haben, fehlt jede zusammenfassende Darstellung. WINCKLER, KAT., bietet kaum etwas; dagegen gibt ZIMMERN, KAT., reiches und zuverlässiges Material über die Kulte. — Übersicht der Erforschung des Landes und der Ausgrabungen: HILPRECHT, Explorations in Bible Lands, 1903. — Über Warka und Senkere: LOFTUS, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana, 1857 (über Warka auch Tr. Soc. Lit. 2 series VI, 1859), über Muqaijar und Abu Šahrein [die Angaben über seine Lage sind durch die Amerikaner berichtigt]: TAYLOR, JRAs. Soc. XV. Über die anderen Orte s. § 314 A.

Die sumerische Religion

370. Der Hauptgott der Sumerer ist ein Luftgott Enlil oder Ellil (§ 362 A.) „der Herr des Sturms", der in der Windsbraut daherfährt, das Geschick der Menschen bestimmt, die Herrscher einsetzt, und die Entscheidung der Schlachten bringt. Ihm gehört das große sumerische Zentralheiligtum in Nippur, der „Stadt des Ellil". Sein eigentlicher Sitz aber ist in den Bergen des Ostens: daher führt er den Beinamen „König der Berglande" lugal kurkura, von den Semiten durch bêl matâti wiedergegeben und einfach als „Herr der Länder", d. h. der Erde überhaupt, gedeutet. Ursprünglich hat er daher in dem Flachland keine Stätte; deshalb hat man ihm schon sehr früh, um ihn an sein Heiligtum dauernd zu fesseln, in Nippur einen künstlichen Berg von Ziegeln (die sogenannte Tempelpyramide, semitisch ziqqurrat) errichtet, der den Namen ekur „Berghaus" führt. In alten Tonfiguren wird er mit starkem Haupthaar und Bart dargestellt. Ihm zur Seite steht seine Gemahlin Ninlil, eine Göttin der Zeugung und Fruchtbarkeit (von den Semiten als Bêlit, d. i. Baʿalat § 347, bezeichnet). Ihr ist die „Bergherrin" Ninchar-sag verwandt, die auf den Felsen des Gebirges thront, mit reichem Haupthaar und Zöpfen und großem Mantel. Sie ist „die Mutter der Götter", die „mit ihrer heiligen Milch" ihre Kinder, die Fürsten, säugt; später ist sie von Ninlil-

Belit absorbiert worden. Eine große Rolle spielt Ninâ, eine Göttin der Brunnen und Wasserläufe, die „Herrin des Geschicks", die Orakel erteilt wie der Meergott Ea; auch sie wird einmal „die Herrin des heiligen Berges" genannt. Dies starke Hervortreten der Berggötter scheint für eine Herkunft der Sumerer aus den östlichen Bergen zu sprechen. — Ellil ist der Sohn des Himmelsgottes Anu, des Vaters aller Götter, der im Himmel das sprudelnde Lebenswasser bewahrt (§ 365) und mit Ellil zusammen das Weltregiment führt und das Geschick bestimmt — daher führt auch Anu bei Lugalzaggisi den Titel „König der (Berg-)Lande". Aber im Kultus spielt er ursprünglich eben so wenig eine Rolle wie vor der fünften Dynastie Rêʿ in Aegypten. An sie schließen sich die zahlreichen lokalen Gottheiten, die für ihre Stadt die eigentlich wirksamen Mächte sind, wenn sie auch immer in derselben Weise unter dem Regiment der großen Hauptgötter stehen, wie die lokalen Dynasten unter den Oberkönigen des Landes. Von ihnen ist uns der Stadtgott von Tello (Lagaš) am besten bekannt, der nach dem ältesten Stadtbezirke den Namen Ningirṣu „Herr von Girsu" führt, der „starke Krieger des Ellil", der in einem mit phantastischen Tieren bespannten Wagen über die Erde fährt wie der König und mit der Keule (§ 368) die Feinde niederschlägt. Zahlreiche ihm von den Herrschern geweihte Keulenknäufe von Stein sind erhalten; sie sind immer mit seinen heiligen Tieren, dem Löwen und dem Adler, geschmückt, und ein löwenköpfiger Adler, dessen Klauen auf dem Rücken von Löwen ruhen, ist das Wappen der Stadt. Seine Gemahlin ist Bau, die älteste Tochter des Anu und „Mutter" der Bewohner der Stadt, die Fruchtbarkeit und Wohlstand spendet. Eine ähnliche Stellung nehmen die anderen Stadtgötter ein, so in Šuruppak ein mit dem Orte gleichnamiger Gott. Manche von ihnen haben daneben universelle Funktionen und gehören daher zugleich der Religion des Gesamtvolks an, so der Meergott Ea (Enki) von Eridu, der die Zukunft kennt und Orakel erteilt, namentlich durch das Rohr im Schilfdickicht, ferner der Sonnengott von Larsa, der Mond-

gott von Ur, auch Nanaia von Uruk — offenbar sind hier die lokalen Numina, die im Kultus ihrer Gemeinde immer in erster Linie die Herren der betreffenden Stadt sind, mit kosmischen oder physischen Mächten verschmolzen, wie in Aegypten und sonst vielfach.

Die Erforschung der ursprünglichen sumerischen Religion steht noch in den ersten Anfängen; eine Übersicht der wichtigsten Angaben der Inschriften gibt JASTROW, Die Religion Babyloniens und Assyriens, 1902 ff. Der Hauptteil des Werks ist der Darstellung der späteren Religion gewidmet, und auf diese beschränkt sich auch ZIMMERN, KAT. Beide haben das monumentale Material völlig vernachlässigt; in meinen Sumeriern und Semiten Abh. Berl. Ak. 1906 habe ich versucht, dasselbe auszunutzen. Für das inschriftliche Material ist natürlich vor allem THUREAU-DANGIN (§ 314 A.) grundlegend, der auch die religiöse Seite der Texte vielfach zuerst dem Verständnis erschlossen hat. In diesen vier Werken sind für die Angaben der folgenden Paragraphen die Belege zu finden. — Von großer Bedeutung für die Feststellung des Pantheons sind die mit Götternamen zusammengesetzten Personennamen, die aus den Zeiten der Reiche von Akkad und von Sumer und Akkad in großer Zahl vorliegen, und bei denen sich die sumerischen und die semitischen Namen meist, wenn auch keineswegs immer, sondern lassen; s. dafür die sorgfältige Sammlung von E. HUBER, Die Personennamen aus der Zeit der Könige von Ur und Nisin, 1907. — Zu Ellil vgl. § 362 A. Ich bemerke gleich hier, daß Nin-ib und Adad nicht zu den altsumerischen Göttern gehören, s. § 396. — Nincharsag: DE SARZEC-HEUZEY, Déc. en Chaldée p. 209, Catal. des ant. chald. du Louvre no. 11; Sumerier und Semiten S. 97.

371. An die Hauptgötter schließen sich zahlreiche Gottheiten zweiten Ranges, männliche und weibliche, denen vielfach ein besonderes Gotteshaus gebaut wird, während andere an dem Tempel des Hauptgottes teilhaben. Ihre Namen sind sehr oft mit nin „Herr, Herrin“ gebildet — das Geschlecht scheidet die sumerische Sprache nicht. Vielfach sind sie die Kinder der Hauptgötter oder auch ihr Gefolge; denn wie die irdischen Herrscher haben auch die Götter große Scharen von Dienern, die ihre Befehle ausführen, ihr Haus bewachen und die Besucher anmelden, ihre Esel oder Fabeltiere weiden und anschirren, ihre Felder bestellen, sie beim Mahle durch

Musik ergötzen. Je mehr die Kultur fortschreitet, desto größer wird ihre Zahl, desto mehr erwachsen sie zu konkreten Einzelgestalten. Dazu kommen die Gottheiten, welche in einer räumlich begrenzten Sphäre wirken oder die einzelnen Seiten des menschlichen Lebens beschirmen, z. B. den Pflanzen und Tieren Fruchtbarkeit gewähren, dem Menschen den Lebenshauch, dem König Macht und Scepter verleihen, die Handwerker, vor allem die Schmiede, in ihre Kunst einführen. Auch eine Göttin Ka-di?, die das Recht schirmt, begegnet uns mehrfach. Ferner gehört z. B. der namentlich in späteren Zaubertexten oft erwähnte Feuergott Gibil (Girru) hierher. Zwei große Gruppen von Göttern treten uns in den religiösen Texten oft entgegen, die Anunnaki, die unter Ellils Herrschaft stehenden irdischen Mächte, die aber auch in den lebenspendenden Wassern der Erdtiefe hausen, und die Igigi des Himmels, das Gefolge Anus, die sich speziell in den Sternen offenbaren — jene werden bei Gudea mehrfach erwähnt, während es wohl nur Zufall ist, daß die Igigi in den älteren Inschriften nicht vorkommen. Denn das von den Göttern festgesetzte Geschick hängt von der günstigen Stunde ab, und diese offenbart sich nicht nur in zahlreichen anderen Zeichen, z. B. bei Bauten in der Form des heiligen Ziegels, der zum Fundament dient, sondern auch in der Stellung der Sterne. In den Titeln der Götter und den bis jetzt bekannten Inschriften ist davon freilich nur ein einziges Mal die Rede, als dem Gudea im Traum die in Gišchu verehrte Göttin Nidaba (Nisaba) erscheint, die Schwester der Orakelgöttin Ninâ von Tello, die „den guten Stern“ kennt und mit dem Griffel auf einer Tafel aufgezeichnet hat; sie versteht desgleichen die Bedeutung der richtigen Zahlen und Maße, die zu erfassen sie dem Herrscher den Verstand öffnet. Daß diese Vorstellungen jedoch in alte Zeit zurückreichen, wird durch die Verwendung des Sterns als Zeichen für „Gott“ schon in der ältesten Schrift erwiesen. Weiter entwickelt und zu einem System ausgebildet sind sie indessen nicht: Sterndeutung und etwa die Berechnung der günstigen Stunde aus den Sternen kommt in keinem Text des dritten und zweiten Jahrtausends

vor, auch nicht in dem ausführlichen Bericht Gudeas über Grundsteinlegung und Weihung seines Tempelbaus. So ist denn die weitverbreitete Meinung, die sumerische Religion sei aus einem Sterndienst erwachsen, nicht haltbar: die Götter sind auch bei den Sumerern die großen Mächte, welche das irdische Leben beherrschen und daher vor allem auf Erden hausen und wirken, wenn sie auch zugleich am Himmel und in den Sternen wohnen. Lediglich Nanai-Ištar, die Göttin des Liebeslebens, ist schon sehr früh mit dem Venusstern in Verbindung getreten (§ 373); daher steht vor ihr schon bei Gudea und Anubanini auf einer Stange ein von einer Strahlenscheibe umgebener Stern. Sonst aber ist eine Verbindung der Götter mit bestimmten einzelnen Sternen erst ein spätes Produkt der theologischen Spekulation; erst in der Chaldaeerzeit, im ersten Jahrtausend v. Chr., sind diese Anschauungen und damit die Astrologie zu voller Ausbildung gelangt (§ 427).

Die bei Gudea in Betracht kommenden Stellen sind: Cyl. A 4, 26. 5, 22 f. 9, 10. 17, 15. 19, 21. — Nach einzelnen Spuren (s. Zimmern, KAT. 426 f. Kugler, Sternkunde und Sterndienst in Babel I 225. 243 f.) scheint Ištar auch mit dem Sirius in Verbindung gestanden zu haben; es wäre denkbar, daß dies das Ursprünglichere wäre. Einen astralen Ursprung des Mythus von ihrer Höllenfahrt oder des Tammuzmythus, wie ihn (mit vielen anderen) Kugler annimmt, halte ich jedoch für gänzlich unmöglich. — Auffallend ist, daß die Gestalt des Orion in Babylonien unbekannt zu sein scheint, während dies Sternbild, nebst dem Sirius, bei den Aegyptern schon in ältester Zeit in den Totentexten eine große Rolle spielt und bekanntlich auch bei den Griechen sehr früh ausgesondert ist. Das Gleiche gilt vom Großen Bären. — Für alles weitere s. § 427.

372. Das sumerische Pantheon ist um so größer, da zwischen den Göttern und der Geisterwelt keine scharfe Grenze besteht, sondern auch aus dieser viele Einzelwesen und Gruppen zu festen Gestalten erwachsen, die nicht nur dem Zauber dienen, sondern auch im Kultus angerufen, oder, soweit sie feindselige Mächte sind, die Mißwachs, Krankheiten und Tod senden, durch Beschwörung besänftigt und unschädlich gemacht werden. Vielfach stehen die Götter mit der Tierwelt in Verbindung. So

ist Nergal von Kutha ein wilder Löwe, der, wenn er zürnt, Pest und Tod sendet. Dem Ningirsu von Tello sind Löwe und Adler heilig (§ 370), und beide werden zu einem Mischwesen verschmolzen. Ebenso wird der Meergott Ea nach einer zwar erst spät nachweisbaren, aber offenbar uralten Vorstellung als ein Mischwesen aus Ziegenbock und Fisch gebildet (§ 427). Vielfach finden sich unter den Gottheiten zweiten Ranges und den Dämonen phantastische Gestalten (vgl. § 364), Stiere mit Menschenleib, Vögel mit Menschenkopf, Drachen, die aus Schlange, Adler und Löwe zusammengesetzt sind. Dieser Drache ist das Tier des Gottes Ningišzida, der seine Heimat in der Unterwelt hat, aber wie die Sonne heilbringend aus ihr hervortritt und den Verkehr der Menschen mit den Göttern vermittelt. Der Drache begleitet ihn auf seinen Pfaden; zugleich aber wachsen, nach einer alten, für die Ideenwelt und die Kunst der Sumerer charakteristischen Vorstellung, zwei Drachen aus seinen Schultern hervor. Auch einen Gott mit zwei im Hinterkopf nach Art des Janus zusammengewachsenen Gesichtern kennt das sumerische Pantheon. Eine Göttin, wahrscheinlich Ninlil-Bêlit, sitzt auf einem Vogel (Gans?, § 373). Auch mit Bäumen und Pflanzen stehen viele Götter in Verbindung. Sonst unterscheiden sich die Götter namentlich durch ihren Kopfschmuck, die verschiedenen Kronen, die sie tragen. Weit verbreitet ist bei Göttern und Dämonen die Hörnerkrone, ein um ein Polster gelegter Reif, an dem zwei Stierhörner befestigt sind; bei den Hauptgöttern sind dann je vier solche Hörner über einander gesetzt. — Im übrigen ist die Frage, wie weit diese Götter und ihre bildliche Darstellung semitischen Einfluß zeigen und möglicherweise zum Teil auf ältere semitische Kulte zurückgehen, schon oben §§ 362 und 368 besprochen.

373. Wie bei Ningirsu von Tello (§ 370) tritt auch bei den anderen Hauptgöttern der kriegerische Charakter stark hervor. Sie alle kämpfen für das Gemeinwesen, das sie verehrt, und in einem großen Netz fangen sie, wie Eannatum auf der „Geierstele“ (§ 387) ausführt und bildlich darstellt,

die Feinde, die den Eid gebrochen haben, wie Wild oder Fische — der Reihe nach wird hier das Netz des Ellil, der Nincharsag, des Ea (Enki), des Mondgottes (Enzu, Sin), des Sonnengottes (Babbar, Utu), der Ninki genannt. Diese Anschauung mag einer Vorzeit entstammen, in der die Sumerer noch wesentlich ein Jägervolk waren. Aber jetzt sind sie ein kriegerisches Bauernvolk geworden, und so spielt, wie schon erwähnt (§ 365), die Sorge für Bewässerung, Wachstum und Fruchtbarkeit der Pflanzen auch im Kultus eine Hauptrolle. Auch eine Vegetationsgöttin (wahrscheinlich Nanai-Ištar) lernen wir kennen, der die Objekte, in denen sie sich manifestiert, Baumzweige und Blütenkolben, aus den Schultern hervorwachsen. Eine große Rolle in Religion und Kultus spielt das Geschlechtsleben. Die Göttin Ninlil-Bêlit von Nippur wird in zahlreichen ihr geweihten (oder vielleicht zum Schutz der Wohnstätten dienenden) kleinen Tonfiguren als ein nacktes Weib mit großer dreieckiger Scham, strotzenden Brüsten, die sie mit den Händen preßt, üppigem Haar und einem Schmuck von Halsketten und schneckenförmigen Ohrringen gebildet. Zum Teil reichen sie in sehr alte Zeit hinauf, haben sich aber, nur wenig umgewandelt, bis in die griechische Zeit erhalten und weit nach Westen verbreitet (so speziell nach Cypern). Gleichartige Figuren stellen die Nanai-Ištar von Uruk dar, von deren Liebschaften viele Sagen erzählt werden; ihr spezieller Liebling war der, wie Adonis (§ 357, vgl. 490), in der Blüte der Schönheit im Hochsommer (Juli) hingeraffte Dumuzi (Tammûz, babylonisch später Dûzi gesprochen). Wenn dann die Vegetation der Dürre erliegt, geht die Göttin selbst in die Unterwelt und wird hier von der feindlichen Göttin Ereškigal festgehalten, und alles Liebesleben und alle Geburt erlischt auf Erden, bis die großen Götter ihre Freilassung erwirken. An den Kult der Göttin schließt sich eine sakrale Prostitution von Mädchen und Knaben. Herodot (I 199) hat uns die Kunde von dem Kultbrauch bewahrt, daß jede Jungfrau ihre Keuschheit der Göttin (die er Mylitta nennt, d. i. vielleicht die „Gebärerin“) zum Opfer darbringen und sich,

wenn sie mannbar geworden ist, in ihrem Tempel einmal einem Fremden hingeben muß, eine Sitte, die namentlich auch in Kleinasien weit verbreitet ist (§§ 345. 487). Auch andere Göttinnen, z. B. Ninmach, tragen einen gleichartigen Charakter; ein uraltes Relief aus Nippur zeigt die auf dem Vogel sitzende Göttin, in der Hand einen Becher, vor der eine Vase mit Blumen und, wie es scheint, die Figur einer gebärenden Frau steht. Vielfach werden die Göttinnen als „Mutter" angerufen, so Bau (§ 370), Gatumdug (Aussprache unsicher), Ningal, die Gemahlin des Mondgottes von Ur u. a.; offenbar gelten sie als die Ahnmütter des Menschengeschlechts oder vielmehr des Gemeinwesens, das unter ihrem Schutze gedeiht. — Ob die Verbindung der Göttin von Uruk mit dem Venusstern (§ 371) mit dem nächtlichen Liebestreiben zusammenhängt, steht dahin.

Über Ištar-Nanai vgl. Zimmern, KAT. 420 ff.; Prostitution S. 422 f. Der Name Ναναία ist Makkab. II 1, 13 erhalten, ferner bei den Syrern und Armeniern (vgl. § 477 A.), und kehrt auf indoskythischen Münzen wieder, s. G. Hoffmann, Auszüge aus syrischen Akten persischer Märtyrer 130 ff. Die Kriegsgöttin Ištar der Assyrer hat mit der sumerischen Göttin nichts zu tun, sondern ist die semitische Stadtgöttin von Ninive und Arbela. Mit Unrecht haben manche Archäologen neuerdings den babylonischen Ursprung der nackten Göttin des Liebeslebens geleugnet; die kleinen Tonfiguren finden sich in Nippur schon in sehr alter Zeit: Hilprecht, Explor. in Bible Lands p. 343, ebenso in Tello: Heuzey, Catal. des ant. chald. p. 348, und in Abu Hatab: Mitt. D. Orientges. 17, 18; vgl. Heuzey, Rev. arch. 1880; Les origines orientales de l'art p. 1 ff. — Das alte Relief aus Nippur Hilprecht l. c. 475; Sumerier und Semiten S. 98 f.; die Vegetationsgöttin ebenda S. 25 f. — Zu Tammûz vgl. Zimmern, Sumerisch-babyl. Tamûzlieder, Ber. Sächs. Ges. 1907. — Ereškigal findet sich als Ερεσχιγαλ mehrfach in Zauberformeln und Fluchtafeln (s. den Index zu Wünsch, Defixionum Tabellae Atticae p. 51. 52; Tafel aus Karthago Rhein. Mus. 55, 250; ferner in einem demotischen Zauberpapyrus demotisch und in griechischer Umschrift, Griffith u. Thompson, The demotic mag. pap. p. 60 u. pl. 7, 26); Ningal in einem aegyptischen Zaubertext des Neuen Reichs (Gardiner, ÄZ. 43, 97).

374. Im Leben der Sumerer und daher auch in allen Erzeugnissen ihrer Kultur spielt die Religion eine dominierende

Rolle; sie tritt weit stärker hervor als unter den Thiniten oder den Pharaonen des Alten Reichs, da das Gegengewicht fehlt, welches in Aegypten einerseits die Göttlichkeit des Königs, andrerseits die Sorge für das Fortleben nach dem Tode geschaffen hat. Die Herrscher sind zwar auch in Sinear die Lieblinge der Götter, an der Brust der Göttinnen mit heiliger Milch gesäugt, von den Göttern auserkoren, mit Kraft und Verstand begabt und bei all ihrem Tun geleitet und beschützt; aber sie selbst sind nicht Götter, sondern nur Priester und irdische Vertreter derselben. Daher treten, ganz anders als beim Pharao, die priesterlichen Titel und Funktionen sowohl bei den Stadtfürsten wie bei den Oberkönigen stark in den Vordergrund, ja werden nicht selten ausschließlich verwendet. In den Inschriften erscheint als ihre eigentliche Hauptaufgabe die Pflege des Kultus, die Erbauung und Ausstattung der Heiligtümer; während die großen Monumente des älteren Aegyptens die Grabbauten der Könige und ihrer Beamten sind, sind die Denkmäler Sinears fast ausschließlich Tempel und Weihgeschenke. Das ganze Leben ist durch sakrale Rücksichten beeinflußt; ununterbrochen geben die Götter durch Orakel und Vorzeichen aller Art, so durch Linien auf einem unter besonderen Zeremonien geformten Backstein, speziell dem Fundamentstein von Tempeln, durch Bewegung und Geräusch des Schilfrohrs u. a., den Menschen Weisung, was sie zu tun haben, um sich ihre Gnade zu sichern, das Geschick zu ihren Gunsten zu wenden, die günstige Stunde zu treffen. Besonderes Ansehen genießt das Orakel des Ea in Eridu; aber ebenso enthüllen Ninâ, Nidaba u. a. die Zukunft, deuten die Träume u. ä. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Formeln der Wahrsager und Zeichendeuter, der Beschwörer und Sühnepriester und die Kulthymnen mit magischer Wirkung, die uns in der späteren Literatur in so großem Umfang erhalten sind, in ihren Wurzeln schon in die älteste sumerische Zeit zurückgehen und am Hof des Eannatum und Lugalzaggisi ebenso verwendet wurden, wie dann bei Sargon, Chammurabi oder

den Assyrerkönigen. Aber dies Ritual bestimmt nicht nur die Handlungen des Herrschers, sondern ebenso die eines jeden Privatmanns; bei jeder Unternehmung werden die Vorzeichen befragt und die zweckdienlichen Zauberformeln verwendet. Eine spezifisch sumerische Anschauung ist, daß ein jeder Mensch, ob König oder Privatmann, unter dem Schirm einer besonderen Schutzgottheit steht, die dem Kreise der großen Götter angehört, aber zu dem Einzelnen in einer speziellen Beziehung steht, die wohl meist in der Familie erblich ist (so der Königsgott Dun-? in der ältesten Dynastie von Lagaš). Daher wird auf den alten Weihtafeln aus den Tempeln (§ 367) und ebenso später auf den Bildern der Siegelcylinder der Verehrer in der Regel von diesem männlichen oder weiblichen Schutzgott bei der Hand gefaßt und dem thronenden Hauptgott zugeführt, sei es, daß er ihm ein Opfertier darbringt, sei es, daß er ihm nur mit verehrender Rede naht, sei es, daß er von ihm eine Gabe, wie vor allem das Lebenswasser, erbittet.

375. Von den Mythen, die an die Götter anknüpfen, haben wir manche bereits kennen gelernt, so die Erzählungen von der Urzeit, als Ellil, der gewaltige Krieger, den riesigen Drachen Tiâmat bezwang, die Wasser des Himmels und der Erde schied und die Erde gestaltete — wenn diese später auf Marduk von Babel übertragene Sage auch in den älteren Texten nicht erwähnt wird, wird sie doch uralt sein —, von den mischgestaltigen Urwesen, von der großen Flut, die einmal das Menschengeschlecht vernichtete (§ 365); ferner die von Nanai und Tammuz und von ihrer Fahrt in die Unterwelt (§ 373). Eine unter den Königen von Sumer und Akkad mehrfach auf Siegeln dargestellte Sage erzählt von dem Heros Etana, der, um für sein in Wehen liegendes Weib das Heilkraut zu gewinnen, auf dem Rücken eines Adlers zum Himmel auffährt, aber schon nahe dem Ziel jäh in die Tiefe hinabstürzt. Verwandt sind manche andere Erzählungen, die sich mit der Frage nach dem Menschenlos beschäftigen: wäre nicht der Tod, so könnten sie den Göttern gleich sein.

So ist Eas Sohn, der Heros Adapa, vom Himmelsgott Anu vor seinen Thron gefordert, weil er im Zorn dem verheerenden Südwind, der auf dem Meer beim Fischfang sein Schiff umwarf, die Flügel zerbrochen hat. Anu will ihn töten, wird aber auf das Fürwort des Tammuz und des Ningiszida von Mitleid erfaßt und bietet ihm Brot und Wasser des Lebens; doch Adapa war von Ea gewarnt und verschmäht die Speise, und so entgeht ihm und dem Menschengeschlecht das ewige Leben. Der Held der Sündflut, Atrachasîs (Xisuthros), „der äußerst Kluge“, ist von den Göttern in die Ferne entrückt und nebst seinem Weibe mit Unsterblichkeit beschenkt worden; aber der gewaltige Heros Gilgameš (Aelian, hist. an. 12, 21 Γίλγαμος, geschrieben Izdu-bar, früher fälschlich Nimrod gelesen § 361 A.), der zahlreiche Ungeheuer und den feindlichen Herrscher im Gebirgslande des Ostens, Chumbaba von Elam, bezwungen und dem Liebeswerben der Nanai von Uruk siegreich widerstanden hat, hat, als er schließlich auch den mächtigen Himmelsstier niedergerungen und das sprudelnde Wasser des Lebens (und das Lebenskraut?) gewonnen hatte, dennoch sein Heil verscherzt — wie es scheint, hat er es dem Himmelsstier zum Trank gegeben — und muß daher trotz all seiner Taten den Tod leiden, wie vor ihm sein trauter Genosse Eabani. Seit der Zeit Sargons werden Gilgameš und seine Taten auf Siegeln vielfach dargestellt; er wird immer als ein nackter Riese, nur mit einem Gurt um die Lenden, mit Locken und mächtigem Bart, und mit zweifellos semitischen Zügen dargestellt, Eabani als ein Mischwesen mit dem Oberkörper eines Menschen, Stierbeinen und Stierschwanz, bärtig und mit Hörnern oder Hörnerkrone. Als Semiten werden die Sagengestalten (z. B. Etana) auch auf den sumerischen Siegelzylindern des Reichs von Sumer und Akkad durchweg gebildet, so gut wie die Götter (§ 362); und auch viele der Namen sind semitisch, so Eabani und Atrachasis oder Utnapištim (Šamašnapištim), wie der Heros der Flut meist genannt wird — der Ursprung des Namens Gilgameš dagegen ist noch völlig dunkel. Somit liegt in diesen Sagen zweifellos ein starker semitischer Einfluß vor, ganz

abgesehen davon, daß sie uns nur in rein semitischen Texten erhalten sind; die Frage aber, ob sie nicht doch wenigstens zum Teil in ihrer ältesten Gestalt sumerische Traditionen und Anschauungen enthalten, und ob die semitischen Namen etwa aus älteren sumerischen übersetzt sind, ist gegenwärtig noch nicht zu beantworten, ja überhaupt noch nicht ernstlich untersucht worden.

Über die Sagenliteratur s. vor allem Jensen, Kosmologie der Babylonier, 1890, und seine eingehende Bearbeitung der Sagenliteratur in der Keilinschr. Bibl. VI, sowie Zimmern, KAT. 488 ff. — Die älteste Gestalt des Gilgamešepos ist aus den Abbildungen wenigstens in einigen Zügen zu erschließen, s. meine Sumerier und Semiten S. 48 f. Sehr zu hüten hat man sich vor den üblichen solaren und astralen Deutungen; der zur Zeit herrschenden Meinung z. B., Gilgameš sei ein Sonnenheros, fehlt jeder Anhalt in der Überlieferung, um von den wilden Phantasien, die Jensen jetzt aufgestellt hat (das Gilgameschepos in der Weltliteratur I, 1906), ganz zu schweigen.

Die Erfindung der Schrift

376. Der entscheidende Schritt zur Begründung einer höheren und dauerhaften Kultur mit festen Traditionen ist auch bei den Sumerern durch die Erfindung der Schrift geschehen; und diese ist zweifellos ihr ausschließliches Eigentum und von den Semiten nicht beeinflußt. Entstanden ist die sumerische Schrift wie die aegyptische und die chinesische aus der bildlichen Darstellung einzelner Gegenstände und Handlungen, die zu Zeichen eines Begriffs, eines Wortes und schließlich einer Lautgruppe, ohne Rücksicht auf die Bedeutung derselben, geworden sind. Auch bei den Sumerern wird die Vorstufe nicht gefehlt haben, welche uns in Aegypten durch einige der alten Schminksteine bekannt geworden ist (§ 201), wo eine Zeichnung einen Hergang symbolisch andeutet und für das Verständnis in Worte umgesetzt werden muß, d. h. zum unvollkommenen Ausdruck von Sätzen dient und so die Erinnerung an bestimmte Vorgänge dauernd festzulegen vermag. Aber

bis jetzt sind weder aus diesem noch aus den folgenden Stadien Denkmäler gefunden worden; die ältesten erhaltenen Urkunden zeigen bereits das ausgebildete Schriftsystem. Wenn die grundlegenden Momente in der aegyptischen und der babylonischen Schrift die gleichen sind — das Nebeneinander von ideographischer (begrifflicher) und lautlicher Bedeutung der Zeichen, sowie von Wortzeichen und Silbenzeichen, und die Anwendung von erläuternden Lesezeichen, welche nicht mit ausgesprochen werden [1]) —, so treten doch von Anfang an zwei charakteristische Unterschiede hervor. Einmal ist die Zahl der Bildzeichen in der sumerischen Schrift sehr viel kleiner als im Aegyptischen, und sie hat viel weniger Mittel gefunden, Abstraktionen und Handlungen symbolisch zu bildlichem Ausdruck zu bringen. Sodann aber hat sie die wirkliche (hieroglyphische) Bilderschrift sehr rasch durch eine Kursive ersetzt. Da man in Babylonien zum Schreiben meist weichen Ton benutzt, in den man die Schriftzeichen mit dem Griffel eindrückt (nur für Weihgeschenke und Königsdenkmäler wird der kostbare Stein verwendet), wandeln sich die Bilder in dieser Kursive in eckige, aus Strichen zusammengesetzte Figuren, und zwar um so leichter, da, im Gegensatz zu Aegypten, die Kunst des Zeichnens in Sinear noch in den rohesten Anfängen stand. In Aegypten hat man neben der Kursive (hieratisch) für die monumentale Schrift immer die ursprüngliche Form der sorgfältig, ja künstlerisch ausgeführten Bilder (Hieroglyphen) beibehalten; in Sinear dagegen werden die Hieroglyphen vollständig aufgegeben: die Schriftzeichen sind in scheinbar willkürliche Kombinationen von Strichen [2]) umgesetzt, in denen das ursprüngliche Bild nur noch eben

[1]) Nur gibt es deren im Sumerischen viel weniger als im Aegyptischen, und mit wenigen Ausnahmen, wie dem den Namen von Orten und Landschaften angefügten Determinativ ki, werden sie immer vorangestellt.

[2]) Auf dem Ton haben diese Striche allmählich die Gestalt von Keilen angenommen, die schließlich, aber erst in sehr viel späterer Zeit, auch auf den Steinmonumenten verwendet worden sind.

durchschimmert oder auch garnicht mehr zu erkennen ist. Dieser Unterschied ist nicht nur äußerlich, sondern affiziert zugleich das innere Wesen der Schrift: sie verliert, anders als in Aegypten, allen Zusammenhang mit der bildenden Kunst und führt ein Sonderleben für sich. Dadurch wurde es möglich, zahlreiche neue Schriftzeichen zu erfinden, die keine bildliche Grundlage mehr haben, und so die Lücken des ursprünglichsten Hieroglyphenbestandes auszufüllen. Diese sekundären Schriftzeichen sind teils durch Differenzierung der alten, z. B. durch Einfügung mehrerer Striche, welche die Bedeutung verstärken oder variieren (von den assyrischen Grammatikern als gunû bezeichnet), teils durch Kombination mehrerer Zeichen entstanden. Diese Kombinationen beruhen vielfach auf naiven Spielereien mit den Begriffen oder dem lautlichen Klang der zu schreibenden Worte. Bei Eigennamen behilft man sich sehr oft mit Umschreibungen, welche mit den Lauten der gesprochenen Wörter garnichts zu tun haben: so En-zu „Herr der Weisheit“ für den Mondgott, Ne-unu-gal „Herr der großen Wohnung“ für Nergal (ebenso später Amar-ut „Kind der Sonne (?)“ für Marduk, dingir-pa „Gott des Griffels“ für Nebo u. a.), Enlil-ki „Stätte des Enlil“ für Nippur, Unu-ki „Wohnstätte“ für Uruk, Kiengi „Land“ für Sumer, Širpurla oder Širlapur für Lagaš u. a. Diese spielende Manier ist von den Schreibern auch später eifrig gepflegt worden; sie verschuldet, daß wir von vielen Göttern und Personen den wahren Namen nicht kennen und uns mit einer einfachen Umschreibung der Silbenzeichen begnügen müssen, obwohl wir wissen, daß der Name niemals so gesprochen worden ist. — Die große Entdeckung der Aegypter, daß alle menschliche Rede aus der Kombination einiger weniger Laute besteht, und die Bezeichnung derselben durch einfache Buchstabenzeichen ist den Babyloniern fremd geblieben; die einfachsten Schriftzeichen, welche sie besitzen, bezeichnen einen Konsonanten mit vorhergehendem oder folgendem Vokal. Dadurch ist es später den babylonischen Semiten möglich geworden, jedes Wort in derartige einfache Silben aufzulösen (z. B. ba + at = bat) und die Verwendung

der komplizierten Silbenzeichen und der Wortzeichen und Ideogramme sehr stark einzuschränken.

Die späteren Gelehrten haben, wie Tafeln mit Erläuterung einzelner hieroglyphischer Zeichen lehren, von dem Ursprung der Schrift noch gute Kunde gehabt; daraus und aus den wenigen damals allein vorliegenden archaischen Inschriften hat schon Oppert, Expéd. en Mesopotamie II 63 die richtigen Folgerungen gezogen. — Das Problem der Entstehung der einzelnen Zeichen hat Fr. Delitzsch, Die Entstehung des ältesten Schriftsystems, 1896 [auch Ber. Sächs. Ges. 1896], wesentlich gefördert, trotz mancher sehr problematischer Annahmen, die zu heftigen Angriffen geführt haben. Seitdem ist das Material ganz wesentlich gewachsen (vgl. § 378 A.). Daß für alle Zeichen die vertikale Stellung, mit Schreibung von rechts nach links, das Ursprüngliche ist, darf jetzt nicht mehr bestritten werden; später schreibt man in Langzeilen von links nach rechts und hat dabei die Zeichen umgedreht. — Über die Technik s. Messerschmidt, Zur Technik des Tontafelschreibens, 1907.

377. Die Sumerer setzen, wie meist auch die Aegypter, die Zeichen in senkrechten Kolumnen unter einander; wo mehrere Zeichen neben einander stehen, folgen sie sich von rechts nach links. Die Kolumnen sind, anders als in Aegypten, nur klein und umfassen immer nur ein Wort oder eine zusammenhängende Wortgruppe; mehrere solcher Kolumnen werden dann von rechts nach links zu einer Zeile an einander gereiht, und darunter folgt eine neue Serie von Kolumnen als zweite Zeile. Sobald die Schrift einmal erfunden war, hat sie, wie in Aegypten, die ausgedehnteste Verwendung im Leben gefunden. Wir können nicht zweifeln, daß auch in Sinear schon in den ältesten uns bekannten Staaten die ganze Verwaltung schriftlich war und alle irgend wichtigen Vorkommnisse aufgezeichnet wurden. Erhalten sind uns noch früher als Königsdenkmale zahlreiche Urkunden des Privatlebens (Kontrakte), über Kauf und Verkauf, Darlehn, Schenkungen, Mieten, Lieferungen, Quittungen u. ä. Man benutzte für diese Aufzeichnungen kleine ovale Täfelchen von Ton, die auf beiden Seiten beschrieben wurden; bald hat man gelernt, sie nach der Aufzeichnung durch Brennen hart und dauerhaft zu machen, und allmählich erhalten die Tafeln eine festere Gestalt, werden

größer und viereckig. — Mit der Übung des Schreibens kommt auch der Gebrauch des Siegels auf. Es ist, wie in Aegypten, ein Cylinder, von Stein oder Ton, mit eingravierten Bildern, Tieren, Dämonen, phantastischen Wesen aller Art, später auch mit größeren mythologischen und kultischen Szenen, zu denen dann der Eigenname des Inhabers hinzutreten kann. Das Siegel wird auf den Urkunden auf dem weichen Ton abgerollt. Die ältesten erhaltenen Kontrakte kennen freilich das Siegel noch nicht. Noch früher als das Bedürfnis nach einer derartigen urkundlichen Beglaubigung durch ein die einzelne Person von jeder anderen unterscheidendes Abzeichen hat die Notwendigkeit, die Zeit eines Geschäftsabschlusses festzulegen, Befriedigung gefunden. Man bezeichnet das Jahr nach jährlich wechselnden Beamten (meist Priestern), neben denen auch der Name des Herrschers genannt werden kann. Später kommt dann, wie in Aegypten, die Sitte auf, daß dem Jahr von der Regierung ein offizieller Name nach einem Ereignis gegeben wird. Daneben findet sich bei den Nachfolgern des Entemena von Tello eine Zählung nach Herrscherjahren (§ 388 A.), die sonst in Babylonien erst unter den Kossaeern aufgekommen ist.

Über die Siegelcylinder s. im allgemeinen Ménant, Rech. sur la glyptique orientale I, 1883; derselbe, Collection de Clerq I, 1888. Furtwängler, Die antiken Gemmen III, cap. 1. Zahlreiche derartige Cylinder aus Fara Mitt. D. Orientges. 17, 5. — Jahresdatierungen finden sich schon auf den ältesten Kontrakttafeln aus Tello und Šuruppak bei Thureau-Dangin, Recueil de tablettes cunéiformes, 1903, wenn auch nur vereinzelt.

378. Aus der Zeit der Schriftanfänge sind Überreste und Urkunden bis jetzt noch nicht gefunden worden. Doch beginnen die Tontafeln (gelegentlich auch Steintafeln) sich zu mehren, auf denen wenigstens manche Zeichen noch völlig das hieroglyphische Bild bewahrt haben, während andere bereits in Striche umgesetzt sind. Gleichartige Tafeln sind in großer Zahl in Susa entdeckt worden, mit einem Schriftsystem, das deutlich den Sumerern entlehnt ist, aber in den Einzel-

heiten vielfach von ihnen abweicht, vor allem in der Zahlbezeichnung, die hier decimal ist, während die Sumerer nach dem Sexagesimalsystem schreiben. Wir dürfen hoffen, daß uns auch in Sinear weitere Funde noch Denkmäler aus der Zeit bringen werden, wo die Schrift sich erst bildete und von der Zeichnung loszulösen begann, ähnlich den Darstellungen der alten Schminktafeln in Aegypten (§ 201). Die Annahme jedoch, daß dieses Übergangsstadium einen langen Zeitraum in Anspruch genommen habe, ist schwerlich zutreffend; vielmehr wird, sobald der erste Schritt, die Andeutung von Sätzen und die Bezeichnung einzelner Worte durch Bilder, gelungen war, die Entwicklung sehr rasch vorgeschritten sein. Jeder Schritt führte hier sofort weiter; und gerade die Unbeholfenheit der Zeichnung und die Umsetzung des Bildes in Striche hat den Fortgang ganz wesentlich erleichtert und beschleunigt, da mit der Loslösung der Schrift vom Bildwerk zugleich die Schöpfung neuer Zeichen rein graphischen Charakters ermöglicht war. So werden wir annehmen dürfen, daß die ältesten erhaltenen Urkunden von der Zeit der Schrifterfindung nicht sehr weit abstehen und die Vorstufen in Sinear eben so rasch durchlaufen sind wie in Aegypten in der Zeit der letzten Horusdiener vor Menes.

Tafeln mit teilweise hieroglyphischer Schrift: Blauscher Stein Proc. Amer. oriental. Soc. 1885. Thureau-Dangin, Rev. Sémit. 1896. Rev. d'Assyriol. VI 4, 1907, p. 12. Eine große Serie ist neuerdings vom Berliner Museum erworben worden. Zahlreiche Tafeln mit ältester Schrift aus Susa: Scheil in der Délégation en Perse VI (Textes élam.-sémit. III) 1905; vgl. auch II (élam.-sém. I) 130 f.

Die Kunst. Verhältnis der sumerischen Kultur zur aegyptischen

379. Daß die ältesten sumerischen Schriftdenkmale noch einem sehr primitiven Kulturstadium angehören, lehren die gleichzeitigen Erzeugnisse der bildenden Kunst, vor allem die schon § 367 erwähnten in die Tempel geweihten Kalkstein-

tafeln. Es läßt sich kaum etwas Unbeholfeneres und Formloseres denken als diese Umrißzeichnungen und Reliefs von Tello und Nippur; man kann sich schwer ein vorausliegendes noch primitiveres Stadium vorstellen, das doch schon auf den Namen einer Kultur Anspruch erheben könnte. Überhaupt ist, im Gegensatz zu den Aegyptern, die künstlerische Begabung der Sumerer immer gering geblieben; die semitischen Akkadier haben sie alsbald weitaus überholt. So stehen denn auch diese ältesten Kunsterzeugnisse tief unter den Darstellungen auf den Schminktafeln der Zeit der Horusverehrer, denen sich erst etwa die Geierstele Eannatums vergleichen läßt; und Seitenstücke zu der Tafel Narmers und vollends den Schöpfungen der Thiniten haben die Sumerer erst aufzuweisen, als sie unter dem Einfluß der weit fortgeschrittenen Kunst Sargons und Naramsins stehen. Die Schriftzeichen setzen aber die Zeichnungen der ältesten, rohesten Kunst voraus; somit ist die Schrift bei den Sumerern in einem wesentlich früheren Stadium der Kulturentwicklung entstanden als bei den Aegyptern. — Zeitlich dagegen ist sie um mehrere Jahrhunderte jünger; die ältesten erhaltenen Schriftdenkmäler aus Sinear gehören frühestens der Zeit gegen 2800 v. Chr. an, als in Aegypten unter den Thiniten die Schrift schon Jahrhunderte lang in Übung gestanden hatte. — Die Frage, ob zwischen der aegyptischen und der sumerischen Hieroglyphenschrift ein geschichtlicher Zusammenhang besteht, ist viel verhandelt worden. Die Übereinstimmung in manchen Äußerlichkeiten, so in der Richtung und gelegentlich auch in der Gestalt der Zeichen, kann nicht viel beweisen; eine definitive Entscheidung würde eine eingehende Analyse der ältesten sumerischen Schriftzeichen voraussetzen, die noch nicht unternommen ist. Gegen einen Zusammenhang spricht, daß den zwischenliegenden syrischen Gebieten die Schrift und überhaupt eine höhere Kultur im dritten Jahrtausend noch völlig fremd ist. So dürfte es sich wohl nur um eine Parallelität der Entwicklung handeln, die aus gleichen Anlässen erwachsen ist und daher auch manche gleichartige Gebilde geschaffen hat. Das gleiche wird z. B.

von der Ähnlichkeit der Fabeltiere und symmetrisch angeordneten Gestalten der aegyptischen Schminktafeln mit Erzeugnissen der sumerischen Kunst gelten (§ 200). Eher könnte der Gebrauch der Siegelcylinder von Aegypten nach Sinear gekommen sein (§ 202 A.). Jedenfalls können, wie früher schon erwähnt (§ 229), falls Entlehnungen stattgefunden haben, entgegen der in weiten Kreisen herrschenden Meinung, nur die Sumerer die Entlehnenden gewesen sein, da ihre Kultur eben durchweg viel jünger ist als die aegyptische.

III. Die ältesten sumerischen Staaten

Die Stadtfürsten und die Könige von Kiš

380. In den ältesten Zeiten, von denen wir durch vereinzelte Denkmäler Kunde haben, zerfällt Sinear in zahlreiche Stadtfürstentümer, entsprechend etwa der Gestalt, die wir für das älteste Aegypten annehmen müssen, als die einzelnen Gaue noch halb oder ganz selbständig waren. Die Fürsten dieser kleinen Staaten führen vereinzelt den Titel lugal „König“ oder „Herr“ (semitisch durch šarru und durch bêl wiedergegeben); die meisten dagegen nennen sich patesi. Dieser Titel bezeichnet seit Sargon sicher einen Stadtherrscher, der unter einem Oberherrn steht und von diesem eingesetzt ist, einen Vasallen oder Regenten (assyrisch durch iššakku übersetzt); und so dürfen wir die gleiche Bedeutung wohl auch für die älteste Zeit annehmen. Allerdings ist der Titel oft auch beibehalten worden, wenn der Stadtfürst mindestens tatsächlich völlig unabhängig war. In diesen Fällen scheint die Auffassung bestimmend gewesen zu sein, daß der Regent vom Stadtgott eingesetzt und sein Vertreter ist; so erhält der Titel Patesi zugleich eine religiöse Färbung, die Anlaß gibt, daß er von frommen Herrschern vorgezogen wird (vgl. § 388), ja es ist möglich, daß das Wort ursprünglich überhaupt einfach die Bedeutung „Diener“ gehabt hat und dann speziell den obersten Diener der Gottheit bezeichnet (§ 449 A.). Daß indessen tatsächlich ein Oberkönigtum über das ganze Land bestanden hat, lehren mehrere Urkunden; diese Könige führen gelegentlich den Titel lugal kalama „König des Landes“. Dies Königtum knüpft an an das zentrale Heiligtum des

sumerischen Nationalgottes Ellil von Nippur, des Herrn der Lande (§ 370); er verleiht den Königstitel, offenbar in festgeregelten Formen durch ein Orakel. Daher ist in Nippur schon früh auf einer geebneten und mit Ziegeln gepflasterten Terrasse, die auf dem Schutt der ältesten Ansiedlungen ruht, der große, in Pyramidenform aufsteigende Tempelberg, das „Berghaus“ Ekur von Ziegeln errichtet worden, mit einer zur Spitze führenden Rampe, die sich um den Bau windet. In den Schatzkammern dieses Heiligtums häuften sich die Weihgeschenke der Fürsten aus den Städten Sinears und der Oberkönige, vor allem Steingefäße mit Inschriften, aber auch unbehauene Steinblöcke (§ 367), und ebenso gewiß Gold, Silber und Edelsteine, die freilich bei den vielfachen Plünderungen der folgenden Zeit ausgeraubt sind. Wer immer seine Rivalen besiegt hatte und nach dem Oberkönigtum strebte, mußte hier Anerkennung suchen und dadurch seine Stellung legitimieren. — Die Könige dieser ältesten Zeit, teils Herrscher des ganzen Landes, teils Stadtfürsten, werden, untermischt mit rein sagenhaften Gestalten (§ 375), in den Listen der „Könige nach der Flut“ (§ 329) gestanden haben, aus denen uns noch einige, gänzlich unkontrollierbare, Namen erhalten sind.

Grundlegend für die älteste Geschichte ist die geniale und tiefdringende Bearbeitung aller älteren historischen Inschriften in Transskription und Übersetzung durch F. Thureau-Dangin, Les inscriptions de Sumer et d'Akkad, 1905, deutsch: Th.-D., Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften, 1907 [abgekürzt als Th.-D. zitiert]; Thureau-Dangin hat überhaupt das grammatische und sachliche Verständnis des alten Sumerischen erst auf eine feste Grundlage gestellt, in Fortführung der älteren Arbeiten von Amiaud, Jensen (Keilinschr. Bibl. III 1) u. a. — Abgesehen von Tello (§ 383) ist das Material noch immer sehr dürftig und eine chronologische Einordnung der einzelnen zerstreuten Inschriften in das durch Tello gegebene Schema nur in sehr beschränktem Umfang möglich; den wichtigsten Anhalt gibt der Charakter der Schrift. Aber im übrigen ist es lediglich Zufall, ob wir von einem Oberkönig oder Stadtfürsten einen oder ein paar Texte besitzen oder nicht; eine zusammenhängende Geschichte der älteren Zeit und der wechselnden Kämpfe um das Oberkönigtum läßt sich noch in keiner Weise gewinnen. Über die von der Universität Pennsylvania unter Leitung von Peters,

Haynes, Hilprecht ausgeführten Ausgrabungen von Nippur liegt jetzt neben den populären Werken Hilprechts (Ausgrabungen im Beltempel, 1903; Explor. in Bible Lands; vorher die Skizze in Bab. Exped. I 2) und seiner grundlegenden Publikation der älteren Inschriften (Babyl. Exped. of the Univ. of Pennsylvania, Series A, Cun. Texts, vol. I, 1. 2. 1893. 1896) der Anfang einer systematischen Beschreibung der Ruinen vor, mit zahlreichen Plänen und Zeichnungen: Cl. S. Fisher, Excavations at Nippur, 1905 ff. Meine Ausführungen über die Stellung Nippurs, Sumerier und Semiten 29 ff., sind jetzt auf Grund der von Clay erschlossenen richtigen Erkenntnis über den Namen Ellil (§ 362 A.) zu berichtigen. — Daß die übliche Rekonstruktion der babylonischen und assyrischen ziqqurrats als Terrassentürme, die auf Layard und Rawlinson zurückgeht und von Perrot und Chipiez schematisiert ist, nicht haltbar ist, sondern es sich um ein einfaches, schräg ansteigendes Massiv auf quadratischer Grundlage mit einer zur Spitze führenden Rampe handelt, hat, im Anschluß an Koldewey, E. Herzfeld, Samarra (1907) S. 26 ff., erwiesen; in dem Minaret (Malwije) von Samarra hat sich die alte Anlage noch in islamischer Zeit erhalten, nur daß hier der Grundriß kreisrund ist. Der einzige alte Tempel, zu dem eine Pyramide gehört, ist der von Nippur; im Reich von Sumer und Akkad wird dann diese Form und damit der Name ekur für Tempel auch auf die anderen Götter übertragen. — Für die Bedeutung von patesi ist besonders bezeichnend die Äußerung Eannatums galet A 6, angeführt § 386.

381. Der Sitz des Königtums ist indessen Nippur nicht gewesen; und selbst Patesis scheint es hier nur vereinzelt gegeben zu haben. Vielmehr stand die Stadt mit ihrer Priesterschaft und den zahlreichen Kaufleuten und Gewerbtreibenden, die sich hier zusammenfanden, gewissermaßen als ein neutrales Gebiet unter der Herrschaft des jeweiligen, von ihrem Gotte anerkannten Oberkönigs. Als Sitz der Herrschaft über das Land tritt uns in der ältesten Zeit die Stadt Kiš entgegen, die ganz im Norden Sinears etwa gegenüber der Mündung des Diâla am rechten Tigrisufer gelegen war. Eng mit ihr verbunden erscheint noch weiter nördlich, bei der Einmündung des ʿAḍêm in den Tigris, die Stadt Opis (Upi, auch Kêšu genannt), in der die Bergherrin Nincharsag ihren Hauptsitz hatte (Geierstele 18, 5). Ebenso lag bei Kiš ein Ort Charsagkalama „Berg des Landes", offenbar nach einem alten Heiligtum dieser Göttin benannt. Hier treten uns je-

doch eigenartige Schwierigkeiten entgegen. Auf der Geierstele sind König Alzu (?) von Kiš und seine Mannen, die Eannatum von Tello besiegt, als kahlköpfige Sumerer dargestellt; aber der alte König Enbi-ištar von Kiš — der Name ist nicht mit Ideogrammen, sondern rein phonetisch geschrieben — hat einen semitischen Namen, und mehrere spätere Könige von Kiš (§ 407) schreiben semitisch. Enbi-ištar wird von einem wohl zweifellos sumerischen Herrscher, dessen Name verloren ist, besiegt, Kiš verheert, seine Statuen, Edelmetalle und Edelsteine dem Ellil von Nippur geweiht. Danach kann man schwanken, ob nicht auch andere, noch ältere Könige von Kiš, deren Namen ideographisch geschrieben werden, semitisch zu lesen sind. Das wahrscheinlichste ist wohl, daß Kiš und Opis, an der Nordgrenze des Marschlandes gelegen, vorgeschobene Posten der Sumerer waren — sei es nun, daß diese von den östlichen Bergen herabgekommen, sei es, daß sie über See eingedrungen sind — und daß eben deshalb hier, an der gefährdetsten Stelle, der Sitz ihrer Könige war, ähnlich wie im Niltal die Horusverehrer ihre Residenzen in den Grenzgebieten gegen Libyen und Nubien angelegt haben (§ 198). Aber hier lag man in fortwährendem Kampf mit den Semiten, die sich in der Steppe und vielleicht auch südwestlich am Euphrat, in Akkad, unabhängig behaupteten; und die lose Organisation des sumerischen Reichs, das sich tatsächlich in zahlreiche kleine Fürstentümer auflöste, die sich unablässig bekriegten und gegen ihren Oberherrn revoltierten, hat den Verfall befördert. So haben alsbald die Semiten (die immer einen starken Bestandteil der ortsansässigen Bevölkerung bilden mochten) die Herrschaft über Kiš gewonnen, die ihnen dann von kriegerischen sumerischen Dynasten wiederholt, wenn auch vermutlich immer nur vorübergehend, wieder entrissen wurde. Doch ist auf diesem Gebiet noch alles unsicher.

Steingefäße und Votivtafeln von Kaufleuten und von einem Patesi Ur-ellil aus Nippur: Hilprecht, Bab. Exped. I 94—98. 106. 111—114. pl. XVI 1. 2. Explor. in Bible Lands 475 (Sumerier u. Semiten S. 98 ff.). Th.-D. S. 158. — Der Besieger Enbi-ištars: Hilprecht l. c. 102—105. 110.

Th.-D. S. 152. — Mit dem KIŠ^{ki} geschriebenen Ort, der Kiš zu sprechen ist, erscheint in den Inschriften Eannatums eng verbunden ein Ort, der UḪU^{ki} geschrieben wird; nach galet A 4—6. B 5 f. ist der feindliche König der von UḪU^{ki}, woneben das Königtum von Kiš A 6, 4. 9. 21 genannt wird; nach der Geierstele dagegen ist der König von KIŠ^{ki} der Feind, ebenso mortier 3, 3. Ebenso wird auf der Vase C des Besiegers des Enbi-ištar der Feind als König von UḪU^{ki} und König von KIŠ^{ki} bezeichnet. UḪU^{ki} ist nach den von Weissbach, ZDMG. 53, 665 f. mitgeteilten Texten sowohl Kêšu wie Upî = Ὦπις zu sprechen; ersterer Name bezeichnet den Ort wohl als Schwesterstadt von Kiš. Der Name Upî erscheint dann bei den Assyrern häufig. Dadurch und durch die Angaben der griechischen Schriftsteller steht die Lage von Opis fest; es lag nach Xenophon anab. II 4, 25 innerhalb der „medischen Mauer“ (II 4, 12) am linken Tigrisufer an der Mündung des Physkos, und dieser kann nach den genauen Distanzangaben bis zum großen Zab nur der ʿAḏêm (Radânu) sein. Nach der Nabonedchronik rev. 12 f. liegt Opis (UḪU^{ki}), wo Kyros die Babylonier besiegt, an einem Fluß oder Kanal Ṣalṣallat. Dazu stimmen die Angaben Herodots I 189, nach dem Opis in der Nähe der zahlreichen Arme des Gyndes = Diâla lag, und vor allem Eratosthenes bei Strabo II 1, 26 (= XI 14, 8), daß der Euphrat sich dem Tigris κατὰ τὸ Σεμιράμιδος διατείχισμα (d. i. die medische Mauer Xenophons) καὶ κώμην καλουμένην Ὦπιν bis auf 200 Stadien nähere, und XVI 1, 9 = Arrian VII 7, 6, daß der ἀνάπλους des Tigris bis zu dem Handelsplatz Opis hinaufgehe. Danach wird die herrschende Annahme richtig sein, daß Opis in dem Tell Mandjûr (vor der ʿAḏêmmündung am rechten Ufer des jetzigen Tigris, aber links des alten Bettes) liege; die medische Mauer kann trotz aller Bedenken nur der alte Damm Sidd Nimrûd, 2 Meilen weiter stromaufwärts, sein (das geographische Material bei Kiepert, Karte der Ruinenfelder von Babylon, Z. Ges. f. Erdkunde 1883). Hier ist die Grenze des Marschlandes und der Dattelpalmen: Sachau, Am Euphrat und Tigris S. 84. Die Hypothese Wincklers, Opis sei mit Seleukia identisch (Altorient. Forsch. II 515 ff.), widerspricht allen Zeugnissen; ebenso ist der viel Scharfsinniges und viel Unmögliches enthaltende Aufsatz von Jensen über Kiš Z. Ass. XV jetzt überholt. Weitere Klarheit bringen die von Weissbach, Die Inschriften Nebukadnezars im Wadi Brissa und am Nahr el Kelb, 1906, behandelten Inschriften (s. S. 42 f.), nach denen Nebukadnezar einen Wall von Babel nach Kiš und (weiter nördlich) einen großen Wall vom Tigris oberhalb von Opis nach Sippara am Euphrat zog (die medische Mauer Xenophons, vgl. über ihren westlichen Teil Anab. I 7, 15). Auch Thureau-Dangin, Sum.-ak. Königsinschr. S. 225, d stimmt jetzt Weissbach bei. Aber direkte Nachbarstädte sind beide schwerlich gewesen, sondern Kiš wird mehrere Meilen unterhalb von Opis oder Kêšu gelegen haben [früher suchte man

es vielfach fälschlich im Hügel Oḥeimir östl. von Babel]. — Auch bei Chammurabi sind Kiš (2, 58) und Kešu oder Upi (3, 32) von einander geschieden; auf ersteres folgt der Tempel von Charsagkalama (über diesen Ort vgl. DELITZSCH, Paradies 219).

382. Der älteste bekannte Herrscher von Kiš ist König Mesilim (etwa um 2850 v. Chr.), der in einem Streit zwischen Lagaš (Tello) und Gišchu im Süden Sinears intervenierte, die Grenze nach dem Ausspruch der Rechtsgöttin Kadi durch eine Stele bezeichnete, und dem Gott Ningirsu von Lagaš einen steinernen Keulenknauf weihte, der mit einer ganz rohen Skulptur mehrerer Löwen und eines Adlers geziert ist; die Augen waren mit Edelsteinen ausgelegt. Die Inschrift nennt neben ihm den Patesi von Lagaš, Lugal-šag-engur. Bezeichnend ist, daß ein späterer Text von dieser für die Zukunft maßgebenden Entscheidung in der Form berichtet, daß Ningirsu und der Gott von Gišchu sich „nach dem zuverlässigen Wort Ellils, des Königs der Lande und Vaters der Götter“ über die Abgrenzung geeinigt hätten; die menschliche Verhandlung erscheint hier als eine unmittelbare Transaktion der Götter, die Oberherrschaft von Kiš als die des Gottes von Nippur, dessen Weisung seine göttlichen Kinder sich fügen. Von einem anderen König von Kiš, Lugal . . ., hat sich in Tello eine große kupferne Lanzenspitze gefunden, auf der ein Löwe eingraviert ist. Von zwei anderen Königen besitzen wir ein nach Nippur geweihtes Steingefäß und eine dem Anu und der Nanai (Ninni) geschenkte Tafel von Blaustein. Etwa derselben Zeit mag der von Eannatum von Lagaš besiegte Alzu (§ 386) angehören, etwas jünger der semitische König Enbi-ištar und sein sumerischer Besieger sein (§ 381). Ein anderer Herrscher dieser Zeit ist der „Herr von Sumer (geschrieben en Ki-en-gi) und König des Landes“ (lugal kalama) Enšagkušanna, der „die Beute des bösen Kiš“ — das also damals in den Händen der Semiten gewesen sein wird — gleichfalls nach Nippur weiht. Etwas jünger mögen dann vielleicht wieder die § 390 genannten Könige sein, die vom Süden ausgegangen sind. Das ist alles, was sich zur Zeit sagen läßt; ein wirklicher Zu-

sammenhang ist hier, wie man sieht, bis jetzt nicht zu gewinnen.

Mesilim: Entemena Kegel n, Th.-D. S. 36. Eannatum, galet E, Th.-D. S. 25. Keule: Déc. pl. 1 ter, 2. Th.-D. S. 160 (Z. Ass. XI 324 ff.). Lanze des Lugal . . . Déc. pl. 5 ter, 1. Andere Herrscher von Kiš [ein vielleicht Utug zu lesender Patesi und die Könige Lugal-tar-si und Ur-zag-e]: Th.-D. S. 160. Hilprecht, Bab. Exped. I 108. 109. 93. — Enšagkušanna: Hilprecht 90—92. Th.-D. S. 156. — Die Aussprache aller dieser Namen ist natürlich ganz problematisch und hat gewiß oft ganz anders gelautet.

383. Einen näheren Einblick in die älteste Geschichte Sinears gewähren uns bis jetzt fast ausschließlich die Ruinen einer uralten Stadt, welche unter dem Schutthügel Tello am Šatt el Ḥâi geborgen lagen. Hier ist durch die zwei Jahrzehnte lang fortgeführten Arbeiten de Sarzecs ein sumerischer Herrschersitz aufgedeckt worden, dessen Bauten, Skulpturen und Schriftdenkmäler uns von der Kulturentwicklung eines Jahrtausends ein anschauliches und bis auf wenige Lücken kontinuierliches Bild geben. Die Stadt führte den Namen Lagaš, der mit den Zeichen Šir-pur-la geschrieben wird. Sie ist aus mehreren Quartieren zusammengewachsen, von denen das älteste, der eigentliche Kern der Ansiedlung, den Namen Girsu führt. Hier lagen die Heiligtümer der Götter, hier hatte der Hauptgott Ningirsu (§ 370), d. i. der Herr von Girsu, seinen Sitz. Ursprünglich floß der Hauptarm des Tigris, der einen Arm des Euphrat aufgenommen hatte, an der Stadt vorbei, und das Meeresufer war nicht fern. So mag sie in alter Zeit eine der bedeutendsten Städte Sinears gewesen sein, mit ziemlich ausgedehntem Landgebiet; eine dominierende Stellung freilich hat sie nur vorübergehend eingenommen. Dann hat sie nach 2400, unter Gudea, noch einmal eine Zeit großen Glanzes erlebt; bald darauf aber, zu Anfang des zweiten Jahrtausends, ist sie, wie so viele alte Städte des Südens, völlig verfallen, und in der späteren Literatur wird sie kaum je erwähnt. Daher verschiebt sich für uns das geschichtliche Bild des alten Sinear, wenn wir notgedrungen in der ältesten

Zeit fast allein von Tello und seinen Schicksalen reden müssen; und auch unter den Göttern des Pantheons von Lagaš mögen manche Gestalten sein, denen wir eine universellere Bedeutung zuschreiben, als ihnen zukommt. Aber für die Zustände und die Kulturentwicklung des Landes können die Denkmäler von Tello dennoch als typisch gelten; das wenige Material, welches bisher aus anderen Ruinenstätten gewonnen ist — vor allem durch die amerikanischen Ausgrabungen in Nippur (§ 380) —, stimmt mit dem hier gewonnenen Bilde vollständig überein.

Grundlegend ist die große, noch nicht abgeschlossene Publikation von DE SARZEC u. L. HEUZEY, Découvertes en Chaldée, 1883 ff. [abgekürzt Déc.]. Nach DE SARZECS Tode sind die Ausgrabungen von CROS wieder aufgenommen, s. Revue d'Assyriologie VI. Eine topograpische und architektonische Beschreibung der Ruinen besitzen wir nicht; ich bemerke noch, daß das große Gebäude, welches ursprünglich für den Palast Gudeas gehalten wurde, in Wirklichkeit eine von dem Dynasten Hadadnadinaches in hellenistischer Zeit (nach ca. 130 v. Chr.) aufgeführte Burg ist, bei der altes Material verwendet wurde. — Die Angaben von Déc. werden wesentlich ergänzt durch HEUZEY, Catalogue des antiquités chaldéennes du Louvre, 1903, und für die älteste Zeit HEUZEY, Une villa royale chaldéenne, 1900. — Die Privaturkunden sind von THUREAU-DANGIN, Recueil de tablettes cunéiformes, 1903 [teilweise auch in Rev. d'Assyr. IV u. V] gesammelt; über die historischen Inschriften s. § 380 A. — Die Lesung Lagaš für den alten Namen von Tello steht jetzt fest: MEISSNER, Orientalist. Lit.-Z. 1907, 385. — Chronologie: Die Funde der archaischen Zeit, vor Sargon, gliedern sich in drei Gruppen: 1. Älteste Denkmäler; 2. von Urninâ bis Enannatum II., 6 Könige in 5 Generationen, also rund 150 Jahre; 3. die nur lückenhaft bekannten Herrscher von da bis auf Urukagina und die Eroberung durch Lugalzaggisi, die aber nur wenige Jahrzehnte umfaßt haben. Auch zwischen Lugalzaggisi und Sargon kann das Intervall nicht groß gewesen sein, da in Tello die Urkunden der Zeit Sargons unmittelbar auf die Urukaginas folgen. Wenn wir also Sargon höchstens um 2500 ansetzen können (§ 329), wird Lugalzaggisi kaum viel vor 2550 regiert haben, und für die Zeit von Urninâ bis Enannatum II. ergibt sich etwa 2750—2600. Die ältesten bekannten Könige und Denkmäler von Tello können also frühestens um 2900—2800 v. Chr. angesetzt werden.

384. Die ältesten Denkmäler von Tello sind ein massiver Ziegelbau auf einem künstlichen Hügel, ein paar steinerne Votivtafeln mit rohen Reliefs ohne Inschriften, ein paar In-

schriftenfragmente mit Landanweisungen und Opfergaben für den Stadtgott, und einige Geschäftsurkunden auf kleinen Tontafeln (§ 377). Auch eine Steintafel in flachem Relief, deren Inschrift unlesbar ist, scheint hierher zu gehören. Sie stellt einen Gott mit langem spitzen Kinnbart und einem Band im Haupthaar dar, aus dem zwei Federn aufragen; vor ihm sind mehrere Stangen aufgepflanzt, von denen er eine mit der Linken faßt. Das älteste geschichtliche Denkmal ist die runde Steinbasis eines Weihgeschenks, auf der zwei Züge von Männern dargestellt sind, die auf einander zuschreiten. Der eine Zug besteht aus lauter bärtigen Männern, an deren Spitze ein bartloser Mann mit langem Haupthaar steht, in der Hand ein Krummholz, also offenbar ein König. Er überreicht dem mit einer Lanze bewaffneten Führer des anderen Zuges einen seltsamen Gegenstand, vielleicht eine Art Diadem oder Kopftuch. Somit handelt es sich vielleicht um einen Vertrag, oder eher noch um die Belehnung eines Patesi von Lagaš durch seinen Oberherrn, den König von Kiš. In dieser Stadt hätte sich dann also die Barttracht noch erhalten (vgl. § 362); nur der König hat sie abgelegt, trägt aber so gut wie sein Gefolge und wie der Lanzenträger noch das Haupthaar, offenbar eine Perücke. Das Gefolge des letzteren, also des Patesi von Tello, hat dagegen mit einer Ausnahme völlig glatt rasierte Köpfe. Vielleicht könnte man dies Denkmal in die Zeit des Mesilim von Kiš und des Lugalšagengur von Lagaš (§ 382) setzen. — Die ersten Herrscher von Lagaš, von denen wir Inschriften besitzen, sind ein König Enchegal, der also unabhängig gewesen sein muß — ob vor oder nach Mesilim, wissen wir nicht — und dann, um 2750 v. Chr., der König Urninâ. In seinen Inschriften auf Stein (z. B. einem Türsockel) und Ton redet er lediglich von seinen Bauten, der Stadtmauer, den Tempeln der Ninâ, des Ningirsu und anderer Götter, nebst den zugehörigen Statuen, Tempelgeräten und Geschenken an Getreide, ferner von der Anlage mehrerer Kanäle; das Bauholz hat er aus dem Gebirge geholt. Von einem dieser Tempel sind die Ziegelmauern noch

erhalten. Über dem oben erwähnten ältesten Gebäude, das rasch verfallen sein mag, hat er den Boden beträchtlich erhöht für einen Neubau — vielleicht ein Tempelmagazin — von gebrannten, durch Erdpech verbundenen Ziegeln, in die sein Name eingeritzt ist. Wir besitzen von ihm drei den Göttern geweihte Kalksteintafeln, auf denen der König mit seinen Kindern, seinem Vezir und seinen Dienern dargestellt ist, wie er in einem Korbe auf dem Haupte den Ton für das Fundament eines Tempels herbeiträgt und der Gottheit libiert. Hier sind alle Männer völlig kahlköpfig gebildet, wie fortan immer. — In diesen Skulpturen macht die bildende Kunst ihre ersten stammelnden Versuche. Sie sind in einer Weise plump und unbeholfen ausgefallen, die in aller Kunstgeschichte kaum ihresgleichen hat, und am meisten an die Skulpturen der Indianer von Mexiko erinnert; nur die ältesten Denkmäler der Chetiter von Sendjirli sind vielleicht noch etwas roher.

Über die ältesten Bauten und Denkmäler s. Heuzey, Villa royale; die dort p. 52 publizierte Stele mit einem dem Runddenkmal ähnlichen Relief, von dem aber nur die Beine erhalten sind, ist Déc. pl. 56, 2 in situ abgebildet. — Das Runddenkmal: Catal. no. 5 und jetzt Déc. p. 355; Sumerier und Semiten 79 ff. Daß sich auch in Nippur eine gleichartige bärtige Gestalt gefunden hat (§ 362 A.), spricht dafür, daß diese nach dem Norden gehören. — Die ältesten Inschriften: Th.-D. S. 2 Anm. — Die ältesten bekannten Herrscher sind, abgesehen von dem Patesi Lugalšag-engur: König Enchegal (Kalksteintafel bei Hilprecht, Z. Ass. XI 330 f. Thureau-Dangin, Z. Ass. XV 403, 2. Heuzey, Catal. p. 27, 1), König Ba-du (?) Geierstele 1, 4, und dann König Urninâ, der regelmäßig seinen Großvater Gur-sar und Vater Gu-ni-du (ohne Angabe des Titels) nennt. Auf Urninâ folgt sein Sohn Akurgal, und dann Eannatum (§ 386).

385. Gleichartige Monumente werden in den Tells, welche die alten Städte Sinears bedecken, noch vielfach geborgen sein. Allerdings haben systematische Ausgrabungen in Fara am Šatt el kâr, dem alten Šuruppak, das wie Tello seit dem Ende des dritten Jahrtausends verfallen ist, kaum mehr ergeben als Reste von Hausmauern aus ungebrannten und gebrannten planokonvexen Ziegeln mit Abzugskanälen und Brunnenschachten, sowie zahllose einfache Gräber mit ihren

ziemlich dürftigen Beigaben (§ 367); ferner Tontafeln und Siegelcylinder mit rohen Gravierungen (§ 377). Skulpturen, von derselben rohen Art wie in Tello, sind sehr selten. Ähnlich sehen die Ruinen von Nippur aus (§ 380). Noch ergebnisloser waren weiter östlich die großen und sehr alten Schutthügel Surghul und El Hibba; nicht einmal die Namen der Orte, die hier lagen, sind bekannt geworden. Etwas reicher scheinen die nur teilweise aufgedeckten Ruinen von Adab (geschrieben Udnun) bei Bismaja an einem alten Euphratarm (etwa 2 Meilen nordöstlich von Fara) zu sein; hier hat sich unter anderem ein altes Tempelfundament von Kalksteinblöcken gefunden, über dem, in mehrfachen Umbauten, sehr alte Ziegelmauern liegen; man sieht, daß das Gebäude rasch verfiel und immer wieder erneuert werden mußte. Diese Trümmer bergen zahlreiche Bruchstücke beschriebener Steingefäße und vereinzelt auch Statuen; so die eines „Königs von Adab", Esar — also eines souveränen Herrschers — etwa um 2600 (§ 389). Ob die Ruinen von Gišchu (jetzt Djôcha, nordöstlich von Tello), Uruk, Ur u. s. w., oder etwa die von Kiš ergiebiger sein werden, ist recht fraglich; die in diesen Städten untersuchten größeren Bauten gehören erst dem Reich von Sumer und Akkad an. Auch die Ruinen von Sippara (Abu Habba) haben nur sehr wenig und für die ältere Zeit gar nichts ergeben. Man sieht, der Sinn für Monumentalität oder auch nur für eine reiche Ausschmückung des Lebens, der die Aegypter auszeichnet, fehlte den Sumerern durchaus (vgl. § 367). Daher sind auch Königsinschriften sehr selten, um so zahlreicher dagegen die privaten Urkunden — darunter aus Šuruppak mehrere, den ältesten aus Tello gleichzeitige, die nach Jahrbeamten datiert sind (§ 377 A.).

Surghul und El Hibba: Koldewey, Z. Ass. II (fälschlich als Feuernekropole bezeichnet, s. § 366 A.). — Fara und das benachbarte Abu Hatab (das erst der Zeit des Reichs von Sumer und Akkad angehört, das alte Kisurra): Koldewey und Andrae, Mitt. D. Orientges. 15—17. Die Cylinderinschrift eines Patesi Dade von Šuruppak l. c. 16, 13 (Th.-D. 150) ist nicht sehr alt, die semitische Ziegelinschrift des Patesi Ituršamaš von Kisurra l. c. 15, 13 Th.-D. 152, noch viel jünger.

Cylinder von Fara: ib. 16, 13 f. 17, 5. Tabletten: 16, 9. 12. Thureau-Dangin, Rec. de tabl. no. 9—15; Rev. d'Ass. VI, no. 4, 11 ff. — Über die jäh abgebrochenen Ausgrabungen von Bismaja teilt Banks im American J. of Semitic Languages XX. XXI. 1903 f. einiges mit; die Schichtungen sind wie in Nippur: mehrere ältere Schichten, dann Naramsin, dann Dungi, und mit diesem bricht auch hier, wie meist im Süden, die Besiedlung ab. Die l. c. XXI 58 als „oldest (!!) statue in the world" publizierte Kalksteinstatue des Königs Esar (Th.-D. 152; Banks las den Namen Daudu), von sumerischem Typus, ist etwa gleichzeitig mit Entemena und Urukagina von Tello. Ein paar andere sumerische Köpfe guter Zeit von Kalkstein und ein semitischer von Alabaster, sicher nicht älter als die Zeit Dungis, sind von Banks in der Sunday School Times, 16. März 1907, p. 133, publiziert. — Sippara: Scheil, Une saison de fouilles à Sippar, Mém. de l'inst. français du Caire I, 1902. — In Djocha (Gišchu) sind zahlreiche gebrannte Ziegel und Scherben, sowie Fragmente aus Diorit aufgelesen, darunter ein Türstein: Andrae, Mitt. D. Orientges. 16, 20, vgl. Scheil, Rec. 19, 27. — Schulter der Statuette eines alten Königs E-abzu von Gišchu aus grauem Stein, aus Tello (Beutestück?): Déc. pl. 5, 3. Catal. no. 84. Th.-D. S. 150.

Lagaš und Gišchu. Die archaische sumerische Kunst

386. An Kriegen hat es in Sinear nicht gefehlt, teils zwischen den einzelnen Fürstentümern, teils mit den Nachbarn, vor allem mit den kriegerischen Elamiten von Susa. Mit diesen steht Sinear in engstem Kulturzusammenhang, wie sie denn die Kunst des Schreibens auf Tontafeln von hier übernommen haben (§ 378); zugleich aber versuchen sie immer von neuem, in das Stromland einzudringen. Einen lebendigen Einblick in diese Verhältnisse gewähren uns die zahlreichen Denkmäler, die der Patesi Eannatum von Lagaš, Sohn des Akurgal und Enkel des Urninâ, hinterlassen hat, um 2700 v. Chr. Wir wissen bereits, daß Lagaš mit der Nachbarstadt Gišchu in ständiger Fehde lag. Das streitige Grenzgebiet hatte Mesilim jenem zugesprochen (§ 382), und es war dem Stadtgott Ningirsu geweiht worden; aber die Herrscher von Gišchu erkannten die Entscheidung nicht als bindend an. Nach Urninâ scheint die Macht von Lagaš zurückgegangen zu sein, da seine Nachfolger nur den Titel Patesi führen. So hat Uš, Patesi von

Gišchu, das streitige Gebiet besetzt und die Stele Mesilims entfernt, wahrscheinlich mit Zustimmung des Königs von Kiš. Jetzt aber zog Eannatum gegen Gišchu und eroberte das entrissene Land für Ningirsu zurück; es wurde durch einen Grenzgraben gesichert, Mesilims Stele wieder aufgerichtet. Wie es scheint, fand Gišchu Unterstützung in Kiš; es kam zu einem großen Kriege, in dem Eannatum nach Norden vordrang, den König Alzu (?) in einer Schlacht bei Opis tötete, seine Städte plünderte. So gewann, durch die Gnade der Göttin Nanai (Ninni), Eannatum „zu dem Patesitum von Lagaš das Königtum von Kiš". Auch Gišchu wurde erobert und ausgeplündert, sein Fürst Enakalli mußte sich zur Zahlung eines Jahrestributs von Korn an die Götter von Lagaš verpflichten. Ebenso wurden Uruk, Ur und andere Städte unterworfen, der Patesi von Az (?) getötet, die Stadt Arua (?) zerstört, zahlreiche Leichenhaufen aufgetürmt. Auch Elam (Nim) wurde besiegt, und ebenso ganz im Norden das Fürstentum von Ma'er (§ 393). So hat Eannatum zeitweilig die Herrschaft über ganz Sinear für seine Stadt gewonnen; vereinzelt vertauscht er daher den Patesititel mit dem eines „Königs von Lagaš".

Von Akurgal besitzen wir einen kleinen Löwen, in dessen Inschrift der Titel leider weggebrochen ist: Déc. p. 351 f. Eannatum nennt sich in der Geierstele einmal (Rev. 5, 42) König, sonst immer Patesi, und den Patesititel gibt er auch dem Akurgal und Urninâ; Entemena dagegen nennt Urninâ korrekt König, dessen Nachfolger dagegen immer nur Patesi. — Inschriften Eannatums: Th.-D. 10 ff. Ein Fragment aus El Hibba: Vorderasiatische Schriftdenkmäler des Berl. Mus. I 2. Sein größtes Denkmal ist die sogenannte Geierstele, von der zahlreiche Bruchstücke zu Tage gekommen sind (Déc. pl. 4 und 5, Catal. no. 10); eine vollständige Gesamtpublikation fehlt noch. Ergänzt werden seine Angaben durch die Kegelinschrift Entemenas (Th.-D. 37 f.), in der Eannatums Inschriften zum Teil wörtlich benutzt sind. — Als Zahl der Gefallenen in der Hauptschlacht gibt Eannatum die runde Zahl von 3600, d. i. einen Saros; daneben redet er von 20 Leichenhügeln. Das gibt wenigstens einigen Anhalt zur Schätzung der Dimensionen dieser Kämpfe, die man sich nicht zu groß vorstellen darf. — Der Stadtname Gišchu ist nach Hrozny, Z. Ass. XX 421 ff. vielmehr Umma oder Alma zu lesen.

387. Zum Andenken an seine Taten hat Eannatum, „der Eroberer des Ningirsu", eine Stele von Kalkstein mit bildlicher Darstellung seiner Kämpfe und begleitendem Text errichtet. Auf der Vorderseite steht Ningirsu, in riesiger Gestalt, in der Rechten die Keule; die Linke hält an einem Griff, der aus dem Wappen von Lagaš besteht (löwenköpfiger Adler, der auf zwei Löwen ruht, § 370), ein großes Netz, in dem die nackten Leichen der um ihres Eidbruchs willen erschlagenen Feinde von Gišchu sich drängen. Hinter dem Gott zog sein göttliches Gefolge und sein Kriegswagen einher. Die Rückseite zeigt in zwei Reihen den Herrscher an der Spitze seiner Phalanx, einmal der Schlachtordnung voranschreitend zu Fuß, das andere Mal im Marsch auf dem Wagen, der mit Eseln bespannt gewesen sein wird — Pferde gab es damals noch nicht. Unter dem Helm trägt er eine große Perücke, und so auch seine Krieger in der Schlacht, aber nicht auf dem Marsch; den Leib bedeckt außer dem wolligen Zottenrock ein großes Vließ; in der Rechten hält er das Krummholzscepter (§ 368), mit der Linken schwingt er eine riesige Lanze, die in einer Kampfszene dem König von Kiš, um den sich die Fliehenden drängen, in die Stirn fährt. Die Truppen schreiten beidemale über die Leichen der Feinde hinweg, die nach konventioneller Manier durchweg, auch im Kampf, völlig nackt dargestellt werden; die Bewaffnung der Truppen ist schon früher besprochen (§ 368). Weitere Bruchstücke zeigen die Leichenberge des Schlachtfeldes, die Geier, welche mit den Gliedmaßen der Erschlagenen davonfliegen — nach diesem zuerst gefundenen Bruchstück nennt man die ganze Tafel die „Geierstele" —, die Bestattung der Gefallenen in aufgeschütteten Hügeln, und das Dankopfer für den Sieg. Die Darstellung ist, wie alle alten Kunstwerke, z. B. die Schminktafeln aus dem ältesten Aegypten, durchweg symbolisch, d. h. sie verlangt überall die Umsetzung in Worte. Die Zeichnung ist noch ganz roh, die menschlichen Figuren mit den riesigen Nasen (§ 362) und dem unförmigen plumpen Leibe

erscheinen grotesk, die geschlossen anrückende Phalanx mit ihrem Schildwall, aus dem die Lanzen und die Streitäxte der Offiziere hervorragen, macht einen kindlichen Eindruck. Denselben Charakter tragen die anderen Bildwerke dieser Zeit, z. B. eine kleine Tafel, auf der ein nackter Priester der Berggöttin Nincharsag libiert (Déc. p. 209. Catal. no. 11, vgl. § 370; die ganz ungefüge Statuette einer Göttin [?, vielleicht Bau] Déc. pl. 1 ter, 3. Catal. no. 82 ist wohl noch älter, aus der Zeit Urninâs). Trotzdem ist ein Fortschritt über die Zeit Urninâs hinaus nicht zu verkennen; sowohl der Gesamtentwurf der großen Komposition, in der sich die symbolischen Elemente mit einer realistischen Behandlung der Einzelheiten zu einer Einheit verbinden, wie das kräftige Herausarbeiten des Reliefs verdienen Anerkennung, trotz der Unbeholfenheit in der Ausführung. — Die Bauten Eannatums bestanden vor allem in einer Wiederherstellung der Stadtmauer — die Mauern aus Luftziegeln bedürfen fortwährend der Erneuerung —, dem Ausbau des heiligen Bezirkes Girsu, und der Anlage eines Kanals.

388. Die von Eannatum gewonnene Macht ist nicht von Dauer gewesen. Als ihm sein Bruder Enannatum I. folgte, besetzte Urlumma von Gišchu, der Sohn Enakallis, das strittige Gebiet von neuem und zerstörte die Grenzstele. Auf seinen Denkmälern führt er wie sein Vater den Königstitel, während die Herrscher von Tello ihm nur den Patesititel zubilligen. Der Krieg vererbte sich auf Enannatums Sohn Entemena (um 2650 v. Chr.); und dieser hat die Feinde abermals aufs Haupt geschlagen, Urlumma verjagt, und einen Priester Ili als Patesi von Gišchu eingesetzt. Entemenas Machtstellung tritt auch darin hervor, daß er in Lagaš neben den heimischen Göttern auch denen von Ur und Eridu Tempel baute und in Nippur eine Wasserleitung anlegte. Ferner hat er vom Tigris einen großen Kanal abgezweigt. Ihm sind mehrere kurze Regierungen gefolgt, in denen das alte Herrscherhaus offenbar unter inneren Streitigkeiten zu Grunde ging und mehrere Usurpatoren sich ablösten, darunter ein

Priester des Ningirsu. Schließlich ist, gegen 2600 v. Chr., ein neuer Usurpator — denn er nennt, gegen den bisherigen Brauch, seinen Vater niemals, und hat einen anderen Schutzgott als die ältere Dynastie — Urukagina zur Herrschaft gelangt. In seinen Inschriften berichtet er wie üblich von Tempel- und Kanalbauten. Vor allem aber erzählt er ausführlich, daß vor ihm die erwerbtreibende Bevölkerung, Schiffer, Hirten, Fischer, Kornbauern, von den Priestern und hohen Beamten schwer bedrückt worden sei; den Armen wurde der Ertrag ihrer Fruchtbäume von den Priestern geraubt, die Waren nicht richtig mit Geld (Silber) bezahlt, die Leichen nicht mit ihren Beigaben bestattet, dagegen das Tempelgut und der Besitz des Patesi verschleudert und verpraßt und bei richterlichen und sakralen Entscheidungen Erpressung und Bestechung geübt; so „herrschte damals Knechtschaft im Lande". Als dann aber Ningirsu dem Urukagina die Herrschaft über die zehn Saren (36000) Bewohner seines Gebiets bis zum Meer hin verliehen hatte, schuf er Ordnung, half dem alten Recht wieder zur Geltung und machte den Mißbräuchen und der Bedrückung der Erwerbenden, der Armen, Witwen und Waisen ein Ende. Hier tritt uns einmal die Kehrseite der sumerischen Frömmigkeit und der zahlreichen Tempelbauten der Herrscher und ihrer Freigebigkeit gegen die Götter anschaulich entgegen; und wir ahnen den Grund der Wirren, die den Sturz des alten Königshauses herbeigeführt haben, sowie die innere Ursache der Schwäche, welche dem Reich von Lagaš (und offenbar allen sumerischen Staaten) trotz ihrer vorübergehenden Erfolge im Kriege deutlich anhaftet. Damit hängt es offenbar auch zusammen, daß Urukagina regelmäßig den Königstitel führt, während seine Vorgänger trotz ihrer Erfolge diesen verschmäht haben; wohl aber nennen sich Entemena und sein Sohn Enannatum II. nicht nur „Patesi von Lagaš", sondern auch „großer Patesi des Ningirsu", wodurch ihre religiöse Stellung deutlich zum Ausdruck kommt (vgl. § 380).

Blausteintafel des Königs Urlumma: Ménant, Coll. de Clerq II 10, 6. Th.-D. S. 150. — Von Enannatum I. haben sich mehrere Inschriften

auch in El Hibba gefunden: Vorderas. Denkm. des Berl. Mus. I 4—6 [sein Sohn Lummadur, auch Déc. en Chaldée, partie épigr. p. XLIX, ist nicht zur Regierung gekommen]. — Entemena Th.-D. S. 30 ff. Ihm folgt sein Sohn Enannatum II. Dann haben wir erst wieder von Urukagina Inschriften; die dazwischen liegenden Herrscher kennen wir nur aus Privaturkunden, s. Thureau-Dangin, Rec. de tabl. cun. p. II und Königsinschr. S. 224; die höchsten auf ihnen vorkommenden Jahreszahlen sind im folgenden angegeben. Bekannt sind: Lugalanda (7 J.), Enlitarzi (4 J.; wahrscheinlich identisch mit einem Priester des Ningirsu unter Entemena), Enetarzi (4 J.; vgl. § 389 A.). — Inschriften Urukaginas: Th.-D. 42 ff. [Wie Thureau-Dangin, Z. Ass. XV 405, 2, zeigt, ist er mit dem auf dem Obelisk des Maništusu (§ 407 A.) genannten Urukagina, Sohn des Engilsa, patesi von Lagaš, nicht identisch; ein anderer Urukagina aus Tello (Girsu) unter Sumuilu von Ur: Th.-D. 208, 3.]

389. In den Wirren dieser Zeit hat es auch an äußeren Kämpfen nicht gefehlt; so erfahren wir von einem Einfall der Elamiten, die das Gebiet von Lagaš plündern, aber von einem Priester der Göttin Ninmar verfolgt und geschlagen werden und ihre Beute wieder herausgeben müssen. Der verjagte Urlumma kehrte nach Gišchu zurück — man sieht, das Intervall zwischen Entemena und Urukagina ist nicht groß gewesen —, wurde aber von Urukagina aufs neue besiegt. Von Dauer ist freilich dieser Erfolg nicht gewesen (§ 391). An Tempelbauten hat es auch unter Urukagina nicht gefehlt; auch einen Kanal und ein großes Wasserbassin hat er angelegt. — In der Kunst ist unter Entemena und seinen Nachfolgern ein entschiedener Fortschritt wahrnehmbar. Die Plumpheit in der Zeichnung des Reliefs wird geringer, die Statuen werden größer und schlanker; die Bildung des Kopfes nähert sich der wahren Gestalt des Menschen, die Nase wird größer, die Stirn höher und gerader, der Hinterkopf tritt stärker hervor; ja man wagt bei Statuen von Alabaster und Kalkstein sogar, die Ellenbogen vom Rumpf loszulösen. — Gleichartig ist die kleine Statue des Königs Esar von Adab (§ 385).

Tontafel mit dem Bericht über den Elamiteneinfall unter Enetarzi: Thureau-Dangin, Rev. d'Assyr. VI, no. 4, 1907, p. 7. — Über die Kunstdenkmäler dieser Übergangsepoche s. Sumerier und Semiten S. 92 f., sowie S. 89.

Sonstige Herrscher in Sinear. Lugalzaggisi

390. In dieser Zeit hat das Oberkönigtum von Kiš schwerlich noch bestanden. Vielleicht hat eben der Sieg Eannatums ihm ein Ende gemacht und die Festsetzung semitischer Herrscher in Kiš (§ 381) zur Folge gehabt; König Enšagkušanna (§ 382) mag dann etwas jünger sein. Außerdem gehört in diese Zeit vielleicht ein König, dessen Name Lugal-kigub-nidudu geschrieben wird. Er ist vom Süden, von Uruk und Ur, ausgegangen, und hat in Nippur Anerkennung durch Ellil gefunden und so „Königtum und Herrentum vereinigt, aus Uruk ein Herrentum, aus Ur ein Königtum gemacht". Zum Dank dafür hat er nach Nippur mehrere Steingefäße und große Steinblöcke geweiht, die später von Sargon und Pursin benutzt worden sind. Unter seiner Oberherrschaft erscheint sein Sohn Lugalkisalsi als König von Uruk und Ur.

Die Denkmäler: Hilprecht, Bab. Exped. I no. 23—25. 86—89. pl. XVII. XVIII, vgl. I 2 p. 46. 57 f. Th.-D. S. 156. — Grüner Onyx des Lugalkisalsi aus Warka: Banks, Amer. J. of Semitic phil. XXI 62; er erscheint seltsamer Weise auch im Namen einer von Gudea im Hof des Tempels Ningirsus errichteten Stele (Cyl. A 23, 9), war also wohl auch Oberherr über Lagaš. Vielleicht gehören beide Könige erst in die Zeit nach Lugalzaggisi.

391. Eine noch weit mächtigere Stellung hat der Fürst Lugalzaggisi von Gišchu, der Sohn des Patesi Ukuš, gewonnen. Er hat der langen Fehde mit Lagaš ein Ende gemacht, indem er, noch unter Urukagina, die Stadt eroberte (um 2575 v. Chr.) und ihr die frühere Unbill gründlich heimzahlte: das Silber und die edlen Steine wurden geraubt, die heiligen Stätten mit Blut besudelt, die Tempel niedergebrannt, die Götterstatuen zerschlagen. Wir besitzen noch eine Tontafel, auf der ein Schreiber aus Gišchu alle diese Schandtaten aufzählt und die Strafe auf das Haupt der Nidaba (§ 371), der Göttin Lugalzaggisis, herabruft, während, wie er versichert, König Urukagina keine Schuld trage. Aus einer

großen Inschrift Lugalzaggisis, die auf zahlreichen, nach Nippur geweihten Tongefäßen stand, erfahren wir weiteres. „In den Heiligtümern von Šumer (kiengi) machte man ihn zum Patesi der Länder (kurkura), in Uruk zum Oberpriester“; „König von Uruk“ erscheint unter seinen Titeln an erster Stelle. Vielleicht ist er also, durch Abstammung oder Eroberung, zugleich der Erbe des Lugal-kigub-nidudu und Lugalkisalsi gewesen, die ja von hier ausgegangen waren. Wie diesen hat auch ihm Ellil von Nippur das „Königtum des Landes (kalama)“ verliehen, und so nennt er sich auch „großer Patesi des Ellil“. Auch sonst hat er zahlreiche priesterliche Ämter in seine Titulatur aufgenommen, z. B. „Priester des Anu, Prophet der Nidaba“; und er rühmt sich seiner Fürsorge für Uruk, Ur, Larsa, Gišchu und ihre Götter. Dagegen nennt er auffallender Weise von den Städten des Nordens keine einzige, vielleicht weil sie in den Händen der Semiten waren. Untertan müssen sie ihm gewesen sein; denn nicht nur ganz Sinear hat er beherrscht, sondern an der Spitze eines Heeres, „zahlreich wie die Kräuter“, um dessen Erhaltung und Nahrung er zu Ellil betet, hat er die Welt weithin unterworfen. „Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hat er erobert, vom unteren Meer des Tigris und Euphrat bis zum oberen Meer Ellil ihm die Wege geebnet“. Somit ist er jedenfalls bis zum Mittelmeer vorgedrungen; er ist der erste der von Sinear ausgegangenen großen Eroberer, von dem wir Kunde haben. — Lugalzaggisis Reich bezeichnet noch einmal einen großen Erfolg der Sumerer und eine Zusammenfassung des Volks zu einer Einheit. Von Dauer ist es indessen nicht gewesen; bald darauf ist vielmehr der entscheidende Rückschlag der Semiten erfolgt.

Die Inschrift Lugalzaggisis, Th.-D. S. 152 f., ist von Hilprecht, Bab. Exped. I 87, mit großer Mühe und Sorgfalt aus den zahlreichen Bruchstücken hergestellt. Der Bericht aus Tello: Th.-D. S. 56 f. (Rev. d'Assyr. VI 26).

Übersicht der bekannten Herrscherreihen

Oberkönige und Könige

von Kiš	von Lagaš	von Gišchu
(Utug, Patesi?)	Enchegal, König	
*	*	
	(Badu, König, Geierstele I, 4)	
	*	
Mesilim, König	Lugalšagengur, Patesi, ca. 2850	
Lugal . . ., König	*	Eabzu, König
	Gursar	
[Andere Könige	Gunidu	
s. § 382 A.]	Urninâ, König, ca. 2750	
	Akurgal	Uš, Patesi
Al(zu?), König	Eannatum, Patesi, ca. 2700	Enakalli
*		
Enbiištar und sein Gegner	Enannatum I., Bruder des Vorigen	
*		
Enšagkušanna, Herr von Sumer, König des Landes	Entemena, ca. 2650	Urlumma, sein Sohn
*	Enannatum II.	[Ili]
Lugalkigubnidudu von Uruk	Lugalanda, Enlitarzi,	Urlumma nochmals
Lugalkisalsi, sein Sohn	Enetarzi	
*	Urukagina, König, ca. 2600	Ukuš, Patesi

Lugalzaggisi, König des Landes, Sohn des Ukuš, ca. 2575—2550

IV. Das semitische Reich von Akkad

Die Semiten von Akkad

392. Wir haben bereits gesehen (§ 381 f.), daß schon zur Zeit der alten sumerischen Staaten Semiten im Norden Sinears gesessen haben müssen. Denn die weitverbreitete Annahme, sie seien, als jetzt von hier aus unter Sargon ein großes semitisches Reich entsteht, erst vor kurzem in diese Gebiete eingedrungen, als ein wilder, aus der Wüste gekommener Kriegerstamm, steht in offenkundigem Widerspruch mit den Tatsachen; sie erscheinen vielmehr bereits als ein hochkultiviertes Volk. Viele Elemente der Kultur haben sie von den Sumerern übernommen, so vor allem die Schrift. Aber sie haben dieselbe nicht nur zur Schreibung ihrer eigenen Sprache verwendet, sondern dabei auch weiter entwickelt, indem sie zahlreiche neue Silbenzeichen schufen. Allerdings haben sie oft einfach die sumerischen Worte und Wortgruppen zur Bezeichnung der Wörter ihrer eigenen Sprache verwendet, nicht nur bei Wortzeichen, wie z. B. für šarru „König“ das sumerische Zeichen lugal, für ilu „Gott“ das sumerische dingir (an) beibehalten wird, sowie bei den Namen der Götter und Städte, sondern vielfach auch bei ganzen Zeichengruppen gerade für die gangbarsten Substantive und Verben; so schreiben sie z. B. für išruq „er weihte“ das sumerische Wort a-mu-ru, für napištu „Leben“ nam-ti-la u. ä. Dadurch haben sie der Schrift noch ein neues ideographisches Element sehr komplizierter Art eingefügt, durch das bei kurzen alten Inschriften die Entscheidung oft schwer wird, ob sie sumerisch oder

semitisch zu lesen sind; aber daneben gewinnt doch das rein phonetische Element und die Schreibung mit einfachen Silbenzeichen (§ 376 a. E.) immer mehr das Übergewicht, und tritt uns bei Bildungselementen (Präpositionen, Suffixen u. ä.), aber auch bei vielen Wörtern und Namen schon unter Sargon und Naramsin ausgebildet entgegen. Das ist also nicht erst unter diesen geschaffen worden. Ferner weichen die Schriftzeichen im einzelnen vielfach von den sumerischen ab (z. B. das Zeichen für „König"), und sie zeigen einen großen, energischen Ductus, der den älteren sumerischen Inschriften fehlt. Ebenso verwenden Sargon und Naramsin sowohl zum Schreiben wie für ihre Bauten große geglättete rechteckige Ziegel im Gegensatz zu den kleinen ovalen Täfelchen und den planokonvexen Bauziegeln der Sumerer. Wie die Semiten hier über ihre Lehrmeister hinausgeschritten sind, so noch weit mehr in der bildenden Kunst. Auch hier ist die Einwirkung der sumerischen Vorbilder unverkennbar; aber schon die Erzeugnisse der Zeit Sargons lassen alles weit hinter sich, was die Sumerer bis dahin geschaffen haben, und zeigen einen freieren Zug und ein viel lebendigeres künstlerisches Empfinden, als die Sumerer jemals erreicht haben. Das setzt eine lange selbständige Entwicklung der semitischen Kunst im Norden voraus, die darum noch nicht geleugnet werden darf, weil Denkmäler von ihr bis jetzt noch nicht entdeckt sind.

393. Das frühzeitige Auftreten der Semiten in Kiš haben wir schon kennen gelernt. Auch das ganz im Norden, nahe der mesopotamischen Steppe, gelegene Ma'er, das von Eannatum erobert wurde (§ 386), mag semitisch gewesen sein. Aus ihm hat sich eine kopflose Statuette eines Königs in sumerischer Tracht, ganz ähnlich den spätarchaischen Denkmälern von Tello, erhalten; aber die Inschrift (der Name ist zerstört) ist vielleicht semitisch zu lesen. Den Hauptsitz der Semiten jedoch bildete das Gebiet, wo der Euphrat in das Marschland eintritt und die ersten großen Kanäle zum Tigris entsendet. Hier liegt die Stadt Akkad (geschrieben Agade), die denselben Namen

trägt wie Land und Volk (§ 361), und wahrscheinlich unmittelbar benachbart die Stadt Sippara (j. Abu Habba). Sippara ist der Sitz des Sonnengottes Šamaš, den die Akkadier als Hauptgott verehren, während in Akkad eine Göttin sitzt, meist einfach als Ištar (d. i. ʿAthtar, Astarte, § 346) bezeichnet, mit dem Eigennamen Anunît; daher wird Akkad oft auch „Sippara der Anunît" genannt. Daneben wird der Mondgott Sin von den Akkadiern eifrig verehrt; vielleicht ist dieser Gottesname überhaupt rein semitisch, und von dem sumerischen Mondgott von Ur (§ 368) zu scheiden — der Gott Sin findet sich auch bei den südarabischen Stämmen, kann aber zu ihnen vielleicht aus Babylonien eingedrungen sein. Wahrscheinlich ist auch weiter südlich Borsippa mit seinem Orakelgott Nebo (Nabiu, Nabû) dem „Propheten" von Anfang an semitisch, da dieser einen rein semitischen Namen trägt, und ebenso die benachbarte „Gottespforte" Bâb-il, Babel, der Sitz eines Lokalgottes Marduk. Es wird doch wohl nur Zufall sein, daß beide Götter in den Texten und Eigennamen vor der ersten Dynastie von Babel nicht vorkommen, da eben bis dahin diese Orte geschichtlich keine größere Rolle gespielt haben und wir alte Urkunden aus ihnen nicht besitzen. — Auch die nordbabylonische Stadt Kaṣalla hat zu Sargons Zeit einen semitischen Herrscher (§ 401).

Statue von Ma'er im Brit. Mus.: Sumerier und Semiten S. 90. Th.-D. S. 170. Die Stadt muß nach der Inschrift des Šamašrešuṣur bei Weissbach, Babylon. Miscellen 9 ff., in der Nähe von Suchi, d. i. der Euphratsteppe, gelegen haben; daher nennt Eannatum galet A 6, 22 sie neben Kiš und Opis. Vgl. auch die Zerstörung ihrer Mauer durch Chammurabi (King III p. 230). — Die Lage von Sippara (Plin. VI 123 Hippareni) ist 1880 durch Rassam entdeckt; über Scheils Ausgrabungen § 385 A. Sonst vgl. zu Sippara und Akkad (geschrieben Agade, vgl. Bezold, Catal. of the Kouyunjik Collection III 1049; Gen. 10, 10 אכד) und ihren Göttern Delitzsch, Paradies 210 ff. Zimmern, KAT. 399 ff. 422 ff. — Wie Nebo und Marduk scheint auch der jedenfalls sumerische Nergal von Kutha in älterer Zeit nie vorzukommen.

394. Die Semiten von Akkad unterscheiden sich in ihren Denkmälern nicht nur in der Gesichtsbildung bestimmt von

den Sumerern, sondern auch durch ihr langes sorgfältig gekräuseltes Haupthaar und ihren wohlgepflegten Bart (§ 362); daher heißen sie im Gegensatz zu jenen in den Texten oft die „Schwarzköpfigen“. Auch ihre Tracht ist eine andere. Die Sumerer sind nur mit einem Wollrock bekleidet und lassen den Oberkörper nackt (§ 368), die Semiten tragen entweder einen kurzen, in breiten Streifen über beide Schultern laufenden Leibrock, der durch einen Gürtel zusammengehalten wird, so meist im Kampf, oder sie umwickeln den Körper in über einander greifenden Streifen mit einem langen geriefelten Plaid, dessen Zipfel über die linke Schulter geschlagen wird, während die rechte frei bleibt. Auch Sandalen sind bei ihnen gebräuchlich. Abzeichen der Königsmacht sind auch hier ein krummholzartiges Scepter und eine Keule; außerdem trägt der Herrscher Armringe. Im Gegensatz zu der geschlossenen Phalanx der Sumerer herrscht bei ihnen die aufgelöste Kampfweise, die auf dem Schlachtrelief Sargons (§ 404) dargestellt ist; die Hauptwaffe ist der Bogen; von dem großen Köcher hängt eine lange schwanzartige Troddel herab. Daneben kommt die Lanze vor. Außerdem haben alle Krieger kurze Wurfspeere, manche auch eine Streitaxt; der Kopf ist wie bei den Sumerern durch einen Helm mit Nackenschirmer geschützt. Ihre Schlachten lösen sich daher in eine Reihe von Einzelkämpfen auf.

Das Material ist gesammelt und analysiert in meinen Sumeriern und Semiten.

Andere semitische Stämme. Subari. Assyrer. Amoriter.

395. An die Akkadier grenzen die semitischen Stämme Mesopotamiens, die unter dem Namen Subari zusammengefaßt werden. Das Zentrum dieser Landschaft ist vollständige Wüste; aber an den Ufern des Euphrat und Chaboras und des Tigris liegen schmale Streifen kulturfähigen Bodens, auf denen früh zahlreiche kleine Ortschaften entstanden sind, meist wohl unter

lokalen Dynasten (auch Ma'er § 393 mag schon zu ihnen gehört haben); doch mag sich daneben die Stammeseinheit größerer Gebiete erhalten haben und gelegentlich stärker hervorgetreten sein. Zu den Subari gehören auch die Assyrer, die sich westlich vom Tigris, gegenüber der Landschaft zwischen den beiden Zab, am Fuß eines an den Fluß herantretenden Bergrückens festgesetzt und hier eine Stadt gegründet haben, die denselben Namen Assur (Ašur, ursprünglich Ašir, s. § 432) trägt, wie der Stamm und sein Gott. Von hier aus haben sie ihre Macht weit über die Landschaft östlich vom Tigris ausgedehnt. Wenn sie auch in unserem ganz fragmentarischen Material vor dem 21. Jahrhundert v. Chr. nicht erwähnt werden, ist es doch kaum zweifelhaft, daß das Fürstentum von Assur schon weit früher bestanden hat. Ebenso scheinen die Semiten sich früh in die grasreichen Steppen des Nordwestens, am Belichos und am mittleren Euphrat, vorgeschoben zu haben; namentlich die Stadt Charrân (Karrhae) am oberen Belichos scheint eine alte semitische Ansiedlung gewesen zu sein. Vielleicht sind in diesen Gebieten, und ebenso in Assyrien, die Semiten mit einer älteren, der kleinasiatisch-armenischen Rasse angehörigen Bevölkerung untermischt (§ 330). Sie stehen durchweg unter dem Einfluß Sinears und seiner Kultur; Charrân ist seit alters ein großes Heiligtum des Mondgottes Sin (lat. Lunus), und die Assyrer haben das ganze Pantheon Sinears übernommen. Auch die Schrift ist früh in diese Gebiete gedrungen. Durch die Eroberungen seit Lugalzaggisi ist die Verbindung mit den Kulturzentren im Süden ständig enger geworden. — Das gleiche gilt von mehreren Stämmen, die in die Gebirgslande des Ostens eingedrungen sind, und unter denen die Lulubaeer (Lulubi) am oberen Diâla und weiter nördlich die Gutaeer (Gutium) besonders hervortreten: in vereinzelten Inschriften der folgenden Zeit (§ 431) schreiben sie semitisch, verehren semitische Götter (Ištar, Sin u. a.), und der Lulubaeerkönig Anubanini hat einen semitischen Namen und semitische Tracht. Sie sind also entweder wirklich semitische Stämme, die sich im Gebirge festgesetzt haben, oder doch völlig semitisiert. Auch in das

elamitische Gebiet scheinen diese Semiten eingedrungen zu sein. — Ihrer Sprache nach sind diese Stämme den Akkadiern eng verwandt; doch unterscheiden sich die Assyrer und ebenso die Gutaeer von ihnen dadurch, daß sie (ebenso wie die Amoriter) die Zischlaute anders aussprechen als jene. Es wäre nicht unmöglich, daß die Akkadier (und die Urbevölkerung Sinears überhaupt, falls diese semitisch und die Sumerer Eindringlinge gewesen sind) eine älteste Schicht seßhafter Semiten bilden, die Subari mit den Assyrern und den Bergstämmen einen späteren Nachschub von Beduinenstämmen, durch den dann auch das semitische Element in Sinear verstärkt und neu gekräftigt worden ist.

Subari (das ist die babylonische Form, die daher auch im Amarnabrief 109, 40 Knudtzon erscheint [108, 17 verschrieben zu Su-ri]; die Assyrer schreiben meist, mit der korrekten Vertauschung der Zeichen, Šubari, doch oft auch Subari) ist die allgemeine Bezeichnung der semitischen Wanderstämme Mesopotamiens; daher verwendet Naboned in der Stele Messerschmidt, Mitt. Vorderas. Ges. 1906, col. 1, 35. 2, 18 den Namen für Assyrien. Das Land heißt danach Subartum, geschrieben Su-edin-ki, d. i. mit dem Anfangslaut der wirklichen Aussprache, dem die Ideogramme für Wüste und für Land beigefügt sind. Winckler wollte das Ideogramm edin im Anschluß an Strassmaier ri lesen und hielt Suri für die wirkliche Aussprache; er betrachtet Suri als einen Namen für das ganze Gebiet vom Zagros bis zum Mittelmeer und dem östlichen Kleinasien, aus dem auch das griechische Συρία hervorgegangen sei. Daß das völlig unbegründet ist, habe ich (Israeliten u. Nachbarst. 469 ff.; vgl. auch Weissbach, ZDMG. 53, 662 f.) gezeigt; Wincklers Verteidigung in der Orientalist. Lit.-Z. 1907 umgeht den Kernpunkt der Frage. — Anubanini von Lulubî schreibt in seiner Inschrift (§ 431) die Zischlaute babylonisch, dagegen Lasirab von Gutî fast immer s für babyl. š, entsprechend der assyrischen Aussprache; das kommt vereinzelt auch bei Chammurabi vor (z. B. isaṭṭar), vielleicht unter amoritischem Einfluß, denn auch die Amoriter sprechen z. B. samsu und sumu für babyl. šamšu und šumu.

396. Um die Mitte des dritten Jahrtausends beginnt ein neues semitisches Volk hervorzutreten, die Amoriter (Amuru). Die babylonischen Nachrichten versetzen sie ins „Westland“, nach Syrien; und hier, im Bereich des Libanon, dem Hinter-

land Phoenikiens, bilden sie im 16. und 15. Jahrhundert einen eigenen Staat. Doch scheinen sie sich auch damals noch weiter ausgedehnt zu haben; und ein Jahrtausend vorher waren sie offenbar ein im Übergang zur Seßhaftigkeit begriffenes Beduinenvolk, dessen Invasionen sich, wie später die der Aramaeer und der Araber, ebensowohl gegen Sinear wie gegen Syrien richteten. So mögen sie damals auch die Euphratsteppe besetzt haben. Vielleicht hängt auch die zur Zeit der sechsten aegyptischen Dynastie in Syrien durch die „Sandbewohner" hervorgerufene Bewegung mit ihrer Invasion zusammen (§ 266). — Äußerlich unterscheiden sich die Amoriter von den Akkadiern dadurch, daß sie nach Beduinenart (§ 345) ihr Haupthaar im Nacken kurz scheren und die Lippen rasieren. Ihre Sprache scheint dem Kanaʿanaeischen (d. h. dem Phoenikischen und Hebraeischen) nahe gestanden zu haben; als sie später in Sinear eingedrungen sind, unterschieden sich ihre Eigennamen charakteristisch von denen der Akkadier. Als Hauptgott verehren sie einen Gott Hadad, der (wie Jahwe der Israeliten) im Gewitter einherfährt und den Blitz oder auch einen gewaltigen Hammer schwingt (vgl. § 490). Die Akkadier haben ihn übernommen, und bezeichnen ihn häufig mit dem Beinamen Ramânu „der Brüller (Donnerer)"; von ihnen ist er auch ins sumerische Pantheon gekommen, ebenso zu den Lulubaeern und vor allem zu den Assyrern. Neben ihm steht ein Gott, der (wie Assur u. a., § 343) den Stammnamen Amuru führt; auf babylonischen Siegelcylindern trägt er kriegerische Gewandung und in der Rechten einen gebogenen Stab, vielleicht eine Art Wurfholz, in der Linken einen Speer; gelegentlich tritt er auf einen Hirsch (Antilope?), oder ein Steinbock steht hinter ihm. Er ist also ein Gott des Kampfes und der Jagd. Später wird er oft mit Hadad identifiziert, und vielleicht ist es nur ein anderer Name dieses Gottes, durch den er als der eigentliche Stammgott bezeichnet wird. Seine Gemahlin ist Ašera (Ašrat), d. i. das göttliche Wesen, das in dem am Altar des Gottes aufgerichteten heiligen Pfahl haust. Ein anderer amoritischer Gott war Dagôn (Dagan),

über dessen Wesen wir nichts Näheres wissen. Außerdem scheint ihnen ein Gott anzugehören, der in der Folgezeit in Sinear wie bei den Assyrern eine große Rolle gespielt hat — er dringt speziell in den Kult von Nippur ein, wo er ein Sohn Ellils ist und eine Gemahlin Gula hat —, und dessen Name ideographisch mit den Zeichen Nin-ib geschrieben wird; die Aussprache ist nach späterer aramaeischer Umschrift etwa En-mašt gewesen. Dieser Name sieht durchaus sumerisch aus; damit steht aber in auffallendem Widerspruch, daß er in dem alten sumerischen Pantheon niemals vorkommt, und auch in den Zeiten des Reichs von Sumer und Akkad noch ziemlich selten gewesen ist. Dagegen findet er sich auch in Syrien und Phoenikien, so daß er doch wohl ein amoritischer Gott sein wird, der wie Hadad, Amuru, Ašrat, Dagan durch sie nach Sinear gekommen ist. Auch er ist ein Gott der Jagd und des Krieges. Daß man für ihn eine ideographische Schreibung erfand, ist nicht auffallend, denn ideographisch werden auch Hadad und Amuru geschrieben; vielleicht hat man ihm aber auch einen sumerischen Namen gegeben, der in Enmašt vorliegt. Leider ist indessen diese Aussprache noch sehr unsicher; und so wird es das geratenste sein, ihn einstweilen mit der konventionellen Umschrift Ninib zu bezeichnen, auch in den zahlreichen Eigennamen, in denen er vorkommt, wenngleich völlig sicher ist, daß er niemals so gesprochen worden ist.

Der Name der Amoriter, in den Amarnatafeln mehrfach A-mu-ri, A-mu-ur-ra, sonst meist A-mur-ru [früher irrtümlich A-char-ru gelesen] geschrieben, wird namentlich in älterer Zeit meist ideographisch Mar-tu(-ki) geschrieben, ebenso der Name des Gottes. Für letzteren kommt auch das Ideogramm Kur-gal vor, das ihn als Berggott bezeichnet; und dies wird in Eigennamen der Perserzeit aramaeisch durch אור Awur (d. i. die babylonische Aussprache von Amuru) umschrieben: Clay, Bab. Exped. X p. 7 f. XIV p. VIII f., vgl. Clay, Aramaic Indorsements on the documents of Murašu Sons (Old Test. and Semitic Studies in memory of W. R. Harper) no. 7. 12. 32. Daß, wie Toffteen, Researches in Assyr. geography I 1908 p. 29 f. hervorhebt, A-mu-ur-ri-i d. i. Amurî unter Ammiṣaduqa der Name eines Gebiets bei Sippara ist (Meissner, Beitr. zum

Altbab. Privatrecht no. 42), beweist natürlich nicht, wie Toffteen folgert, daß er von hier ausgegangen ist; sondern in diesem Gebiet werden unter der 1. Dynastie von Babel Amoriter ansässig gewesen sein. Über die Amoriter (hebr. אמורי, aeg. Amor) haben zuerst die Amarnatafeln Aufklärung gebracht; das Material wird jetzt durch die Urkunden von Boghazkiöi wesentlich vermehrt, doch reichen Wincklers vorläufige Mitteilungen (Mitt. D. Orientg. 35, 24 ff. 42 ff.) zur Beurteilung noch nicht aus. — Die Haartracht der Amoriter erscheint charakteristisch bei Chammurabi: Sumerier und Semiten S. 14 ff. — Der Gottesname Hadad (הדד, bab. Adadu, nicht selten zu Addu, Dadu u. ä. verkürzt), mit den Ideogrammen Im oder U geschrieben, war lange eine schwere Crux, bis die phonetische Schreibung des assyrischen Königsnamens A-da-di-ni-ra-ri (Lehmann und Belck, Ber. Berl. Ak. 1899, 119) volle Sicherheit brachte. Daneben ist aber jedenfalls auch die Aussprache Ra(m)-ma-nu (Rimmôn, vgl. Hadad-Rimmôn הדד רמון Zach. 12, 11, ferner in aramaeischen Namen) gebräuchlich gewesen. Vgl. weiter Zimmern, KAT. 442 ff. Daß er erst durch die Amoriter nach Babylonien gekommen ist, ist wohl von Hommel zuerst hervorgehoben. Er erscheint auch in der Inschrift Anubaninis von Lulubi, neben Ištar, ferner bei Gudea Cyl. A 26, 21, mit dem Zusatz „donnernd am Himmel" [damit wird das Getöse der schweren Cedertüren des Tempels verglichen]; Thureau-Dangin (Königsinschr. S. 208, c) liest den Namen, schwerlich mit Recht, Immer, Hrozny, Z. Ass. XX 424 ff., weist eine Aussprache Iškur nach; es ist gewiß möglich, daß die Sumerer für den fremden Gott einen einheimischen Namen aufgebracht haben. Über die Beziehungen zu dem chetitischen Tešub s. §§ 481. 490. — Über die amoritischen Namen der 1. Dynastie § 436 A.; ferner für die davor liegende Zeit von Sumer und Akkad E. Huber, Personennamen (§ 370 A.). — Bildliche Darstellung des Gottes Amuru (Mar-tu): Sumerier und Semiten S. 66; in Eigennamen ist er recht häufig [ebenso erwähnt Winckler, Mitt. D. Orientges. 35, 44 einen Amoriterkönig Abi-Martu]. Auf einem Petersburger Cylinder, Sayce, Z. Ass. VI 161, steht der Gott Ra-ma-a-nu-um [so Zimmern, KAT. 433, 3 nach Jensens Vorgang] neben der Göttin Aš-ra-tum, die sonst als Gemahlin des Amuru erscheint. Vielleicht ist sie in der sumerisch geschriebenen Weihinschrift des Iturašdum [so ist der Name nach Ungnad zu lesen] für Chammurabi (King III 194) „König der Amoriter" angerufen als „. . ratum Braut des Anu" (des Himmelsgottes). Sonst vgl. Zimmern, KAT. 432 f., wonach sie auch „Herrin der Wüste" heißt; in Eigennamen kommt sie nicht vor. Bei den Amoritern des Libanon liegt die Göttin Ašera in dem Königsnamen Abd-aširta (-ašrat) vor. — Dagon ist bekantlich der Gott von Ašdod; ferner in dem Namen des palaestinensischen Dynasten Dagantakala (Amarna 317. 318 Knudtzon); in Babylonien dagegen ist er deutlich ein fremde

Eindringling, nach dem zwei Könige der Dynastie von Isin heißen (§ 416), ebenso wie in Assyrien im 19. Jahrhundert der Patesi Ismedagan. Hauptgott ist er in Chana (§ 433 A.), und bei Chammurabi (§ 447). Mit den Fischen (dag) und gar dem Fischdämon der assyrischen Reliefs (Oannes?) hat er nichts zu tun, und wahrscheinlich auch nichts mit dem Getreide. — In Namen aus Nippur aus der Zeit Darius' II. (Bab. Exp. vol. X) wird Nin-ip durch אנושת wiedergegeben, s. CLAY, J. Amer. Oriental Soc. XXVIII, 1907. Babylonisches w entspricht älterem m; אן scheint en „Herr" zu sein. Ob aber mašt wirklich Variante für martu sein kann, wie CLAY vermutet, so daß der Name „Herr des Westlandes (der Amoriter)" bedeutete, ist doch sehr fraglich. [Ist übrigens das häufige Ideogramm BAR für den Namen vielmehr maš zu lesen und eine Andeutung der Aussprache?] Der Gott findet sich in dem Ortsnamen Bit-nin-ib im Machtbereich Abdaširtas Amarnabrief 74, 31 KNUDTZON und bei Jerusalem 290, 16, sowie in dem in den Diensten des Ribaddi von Byblos stehenden Abd-nin-ib 84, 39. Schon Dungi hat ihm einen Tempel gebaut (TH.-D. S. 229, 1. 2. 220, 17); in Eigennamen dagegen ist Nin-ib, im Gegensatz zu Mar-tu, noch unter der 1. Dynastie sehr selten, dagegen seine Gemahlin Gula häufig. Über Νινεψ in Kilikien s. § 476 A.

Die Eroberungen Sargons und Naramsins

397. Die Vormacht der Semiten über Sinear ist von König Sargon von Akkad begründet worden. Seine Zeit vermögen wir wenigstens annähernd auf ungefähr 2500 v. Chr. zu bestimmen (§ 329); dagegen ist der zeitliche Abstand zwischen Sargon und den älteren Herrschern für uns noch gänzlich unfaßbar, da mit Lugalzaggisi die sumerischen Denkmäler jäh abbrechen. Nur der Umstand, daß eben aus der Zwischenzeit nichts erhalten ist, und daß in Tello auf die Urkunden aus der Zeit Urukaginas unmittelbar die nach Sargon datierten folgen — die auch in ihrer äußeren Gestalt (§ 392) den jähen Bruch mit der Vergangenheit deutlich erkennen lassen —, spricht dafür, daß das Intervall nicht sehr groß gewesen ist. Wenn wir es auf nahezu ein Jahrhundert geschätzt haben, so wird das eher zu hoch als zu niedrig sein. — Sargon gilt der späteren Zeit, als das semitische Element die volle Suprematie auch im Volksleben gewonnen hatte, als der älteste König und als Vorbild aller späteren. Daher er-

scheint sein Name in den Werken, welche die für einen Herrscher unentbehrlichste Wissenschaft behandeln, die Lehre von den Vorzeichen, welche aus der Gestalt und den Abzeichen der Leber des Opfertieres gewonnen werden. Für jedes günstige Vorzeichen wird eine Tat Sargons oder seines Sohnes Naramsin berichtet, die er unter diesen Auspicien ausgeführt hat. Das ist natürlich späterer Schematismus, bei dem nicht ohne Geschick für diese Taten ein darauf deutbares Omen zurechtgemacht worden ist. Aber die Begebenheiten sind geschichtlich; sie werden durch die in gleichzeitigen Privaturkunden erhaltenen Jahrnamen aus seiner Regierung vollauf bestätigt. Sie sind mithin einer Chronik entnommen, die authentisches Material benutzt hat; und ganz neuerdings ist denn auch ein in spätbabylonischer Zeit angefertigter Auszug aus einer derartigen Chronik gefunden worden, der unsere bisherige Kunde beträchtlich erweitert. — Außerdem aber hat sich die Legende der Gestalt des alten Herrschers bemächtigt. In einer Inschrift nennt er selbst seinen Vater Dati-ellil, der vermutlich bereits ein akkadischer Dynast gewesen ist; die Chronik führt seine Erfolge auf die Gunst der Göttin Ištar zurück. Aber die Sage, die, wie mehrfach in der Überlieferung über die Urzeit (§ 318), in die Form einer Selbsterzählung gekleidet ist, macht ihn zum Sohn einer armen Frau, dessen Vater unbekannt war; seines Vaters Bruder lebe im Gebirge. In der Stadt Azupirân am Euphrat habe ihn seine Mutter heimlich zur Welt gebracht und ihn in einem Kasten aus Schilf im Fluß ausgesetzt; dann habe der „Wassergießer“ Akki ihn aufgezogen, durch die Liebe der Ištar habe er die Herrschaft über die „Schwarzköpfigen“ (§ 394) gewonnen. Am Schluß fordert er die späteren Könige auf, zu versuchen, ob sie seine Taten nachmachen könnten. Hier ist also ein Mythus auf ihn übertragen, der auch sonst von Heroen und Reichsgründern bei den verschiedensten Völkern vielfach erzählt wird, so in Indien von Kršna, bei den Israeliten von Mose, bei den Griechen von Perseus und von den Zwillingen Neleus und Pelias; von

diesen ist er auf Romulus übertragen. Auch die Sage von Kyros und manche andere sind nahe verwandt. Dadurch wird Sargon in den Kreis der mythischen Urkönige hineingerückt; so erklärt es sich, daß die Gelehrten Naboneds seinen Sohn 3200 Jahre vor diesem, um 3750 v. Chr., regieren lassen, etwa 1300 Jahre zu früh (§ 329).

Was der Name Sargon, Šargani (סרגנן; die von Sargon von Assyrien verwendete Form Šarrukîn ist offenbar Spielerei) bedeutet, ist dunkel; in seinen Inschriften trägt er durchweg den später weggelassenen Zusatz šar ali „Stadtkönig", nach Ungnad einfach „šarri" zu lesen. — Die früher namentlich von Winckler mit großer Energie vertretene Behauptung, er sei keine geschichtliche Persönlichkeit, ist jetzt durch zahlreiche gleichzeitige Dokumente völlig widerlegt. Die Inschriften Sargons und Naramsins bei Thureau-Dangin S. 162 ff. Daten der Urkunden: Thureau-Dangin, Comptes rendus de l'ac. des inscr. 1896, 335 ff.; Rec. des Tablettes; Königsinschriften S. 225 f. — Chronik: King, Chronicles concerning early Bab. Kings 1907 (§ 318 A.); ebenda auch die Geburtslegende (früher III R. 4, 7; Keilinschr. Bibl. III 1, 101 nicht durchweg richtig übersetzt) und die Omina (IV R. 34, 1; Keilinschr. Bibl. III 1, 102), mit den Bruchstücken eines babylonischen Duplikats. Daß die Chronik, aus der sowohl die Omina wie die Kingsche Epitome entnommen sind (beide stimmen vielfach wörtlich überein), nicht gleichzeitig, sondern ein Geschichtswerk aus späterer Zeit ist, lehren besonders die Angaben über Babel und Marduk (§§ 403. 413). Aber zu Grunde liegen die gleichzeitigen Daten, die zweifellos schon jetzt ebenso wie später in Datenlisten zusammengestellt waren. Das Verständnis der Lebervorzeichen hat Jastrow erschlossen; vgl. § 426 a.

398. Eine chronologische Ordnung der Kriege Sargons läßt sich nicht herstellen; auch die Anordnung der Chronik ist offenbar willkürlich. Wir müssen uns daher mit einer Übersicht nach den einzelnen Landschaften begnügen. — Der Ausgangspunkt der Macht Sargons wird die Stadt Akkad gewesen sein. Von hier aus hat er, an der Spitze eines semitischen Heeres (§ 394), ganz Sinear unterworfen; vielleicht haben dabei die akkadischen Truppen schon aus den benachbarten semitischen Gebieten Verstärkungen erhalten. Von den Kämpfen, durch die die sumerischen Städte, und wohl auch manche akkadische Dynasten, der Herrschaft Sargons

unterworfen worden sind, haben wir keine Kunde; nur ein Kampf mit Uruk und einem Ort Naksu wird einmal in einem Datum erwähnt. Die Patesis werden jetzt vom König eingesetzt und tragen daher manchmal den Titel „Schreiber", d. h. Beamter. Auch Landanweisungen an die Getreuen des Herrschers scheinen in großem Umfang stattgefunden zu haben, so im Gebiet von Lagaš. Den Dank für die Verleihung des Königtums stattet Sargon dem Ellil von Nippur durch Weihgeschenke und einen großen Tempelbau (§ 403) ab; hier erweitert er daher seinen sonstigen Titel „König von Akkad" in „König von Akkad und des Herrschaftsgebiets (ba'ulat) des Ellil".

Siegelabdrücke von Beamten dieser Zeit aus Tello, die zum Teil Semiten sind: Déc. p. 281 ff., vgl. Sumerier und Semiten S. 60 ff.; mehrere Cylinder anderer, gleichfalls zum Teil semitischer Beamten aus Tello Th.-D. S. 164. 167. — Fragmentarische Stele mit Landanweisungen wohl durchweg an Semiten, wahrscheinlich von Sargon, Déc. pl. 5 bis, c 3, Th.-D. S. 170 [mit der Kampfstele § 404 hat sie nichts zu tun]. — Die Patesis von Tello unter Sargon und Naramsin heißen Lugal-ušumgal „der Schreiber", Ur-e, Ur-babbar (oder Amel-šamaš), Lugalbur: Th.-D. S. 59, 1, vgl. S. 164, f. 168, k. 225 Anm. a.

399. An die Unterwerfung Sinears reiht sich ein erfolgreicher Krieg gegen Elam. Wie es scheint, hatten die Elamiten einen Zug nach Opis unternommen, wurden aber zurückgeschlagen und ausgeplündert. Die Fragmente der Sargonlegende erwähnen, daß Sargon „nach der großen Stadt Dêr (Dur-ilu)" jenseits des Tigris kam, wahrscheinlich einer semitischen Ansiedlung im Grenzland gegen Susiana. Vermutlich ist Susa selbst dem Reich von Akkad unterworfen worden; in der folgenden Zeit finden wir hier Patesis, die, obwohl sie einheimische Namen tragen, dennoch ihre Inschriften in akkadischer (nicht in sumerischer) Sprache abfassen. Offenbar ist hier ein starkes semitisches Element in die Bevölkerung eingedrungen, und Susa wird daher in den nächsten Jahrhunderten politisch und kulturell behandelt wie die Städte von Sinear. Weiter setzt die Legende Sargon

in Beziehung mit der Insel Tilmun im persischen Meerbusen, die vielleicht in der Bahreininsel Tylos zu erkennen ist. Auch gegen die Gutaeer im östlichen Gebirge hat er mehrfach gekämpft, ihren König Šarlak gefangen. Die Siegelabdrücke dieser Zeit zeigen mehrfach Koniferen, zum Teil in Verbindung mit dem Bilde des in den Bergen aufgehenden Sonnengottes, die Sargon für seine Bauten aus dem Gebirgsland geholt haben wird. Weiter hat Sargon das Land der Subari „in seiner Masse", d. h. wohl in seinem großen Umfang besiegt und die Beute nach Akkad gebracht. Daß es sich hier nicht um einen Plünderungszug, sondern um eine weitreichende Unterwerfung gehandelt hat, geht daraus hervor, daß sich eine Basalttafel mit dem Bilde Naramsins bei Diârbekr, in der bergumrahmten Ebene des oberen Tigristals, gefunden hat.

Krieg gegen Elam: Omina; Jahrdatum a bei Th.-D. S. 224; neben Elam wird hier ein Ort oder Land Zachara als Angreifer gegen Upî und Sakli genannt. Ein Patesi von Susa aus der Zeit des Reichs von Akkad: Th.-D. S. 177 Anm. 3, 1. — Tilmun (geschr. Ni-tuk-ki) wird mit der größeren Bahreininsel (bei den Griechen Tylos) identifiziert, weil die babylonische Inschrift eines hier gefundenen Basaltsteins (Durand, J. R. As. Soc. New Series XII, 1880, p. 193) einen Gott Enzag erwähnt, der sonst als Gott von Tilmun erscheint. Aber nach Sargon Ann. 370 lag dies 30 Kasbu weit „wie ein Fisch" im Ostmeer, was für die Entfernung selbst von der jetzigen Mündung des Tigris bis Bahrein viel zu wenig ist [der Stein könnte hierher verschleppt sein]. Danach sind die Zweifel von Jensen, Keilinschr. Bibl. III 1, 53. Z. Ass. XV 225 f., der es an der persischen Küste suchen will, vielleicht berechtigt; schwerlich hat es dagegen, wie Delitzsch, Paradies 178. 228, annahm, im heutigen Mündungsgebiet des Šatt el Arab gelegen. — Gutaeer: Th.-D., Daten c und f. Koniferen auf Siegeln: Sumerier und Semiten 61. — Subari: Chronik und Omina, als letzte der Taten Sargons, was wohl kaum richtig ist. — Naramsin in Diârbekr: Hilprecht, Bab. Exped. I pl. X. Sumerier und Semiten S. 10 ff. Taf. 3.

400. Der größte Erfolg Sargons ist indessen die Unterwerfung der Amoriter gewesen: dadurch hat er die Stellung eines „Beherrschers der vier Weltteile" gewonnen. Das zeigt, daß die Amoriter ein weites Gebiet, von der Euphratsteppe

bis ans Mittelmeer, besessen haben. Wahrscheinlich ist Sargon wiederholt gegen sie zu Felde gezogen. Wie Lugalzaggisi ist auch Sargon ans Meer des Sonnenuntergangs vorgedrungen und hat das Land „bis zu seinem Ende“ unterworfen; drei Jahre lang hat er hier verweilt und als Zeichen seiner Herrschaft vielerorts seine Bilder aufgerichtet, wie Naramsin in Diârbekr. Auch das Meer des Sonnenuntergangs hat er überschritten und reiche Beute heimgeführt. Vermutlich ist er nach Cypern hinübergegangen; seit der Zeit des Reichs von Akkad finden sich hier babylonische Siegelcylinder, darunter einer mit dem Namen eines Beamten Naramsins (§ 498). Auch die Tonfigur der nackten Göttin des Geschlechtslebens (§ 373) ist damals nach Cypern gekommen und wird hier vielfach nachgebildet. Von Cypern aus hat sie sich weiter in die Welt des Aegaeischen Meers verbreitet: diese Göttin, die dem Naturakte eine religiöse Weihe verlieh, hat offenbar auf die Vorstellungen der Völker im Westen einen besonderen Reiz ausgeübt. Diese Feldzüge fallen ungefähr in die Zeit, als die Pharaonen der sechsten Dynastie (seit ca. 2530) ihre Macht in Palaestina und Phoenikien festigten (vgl. §§ 254. 266); zweifellos haben sich zwischen ihnen und dem Reich von Akkad mancherlei Beziehungen ergeben, wenn es auch schwerlich zu kriegerischen Konflikten gekommen ist. — Die von Sargon geschaffene Verbindung Nordsyriens und der Amoriter mit Sinear hat dauernden Bestand gehabt. Die syrischen Gebirge lieferten den Herrschern von Sinear Gestein und Cedernbalken für ihre Bauten; und noch Gudea hat beides von den Bergen des Amoriterlandes und vom Amanos bezogen. Andrerseits sind dadurch zahlreiche Amoriter und mit ihnen ihre Götter nach Sinear gekommen (§ 396); so ist dieser Volksstamm, der offenbar an kriegerischer Kraft den kultivierteren Akkadiern überlegen war und ein brauchbares Söldnermaterial lieferte, alsbald von entscheidender Bedeutung für die Geschichte dieses Landes geworden. Wenn wir neben den amoritischen Gottheiten zur Zeit der ersten Dynastie von Babel auch eine Göttin Išchara vielfach in Eigennamen finden,

die wir sonst als eine Göttin der Chetiter kennen, so mag das eine Wirkung des Vordringens Sargons in die von kleinasiatischen Stämmen besetzten Gebiete am oberen Tigris und in Nordsyrien gewesen sein.

Der Feldzug gegen die Amoriter (Martu) kommt in der Chronik nicht vor (so wenig wie der gegen Elam), aber dreimal hinter einander (no. 2. 4. 5) in den Omina. Nach dem Jahrdatum Th.-D. S. 225 b besiegte Sargon die Amoriter bei Basar [unbek.]. — Den Feldzug ins Land des Sonnenuntergangs (no. 7 der Omina) steht in der Chronik zu Anfang, wie es scheint ins 11. Jahr gesetzt [in der Legende ist daraus geworden „das Land des Meeres belagerte ich dreimal“]. Statt des „Überschreitens des Meers des Sonnenuntergangs“ in den Omina nennt die Chronik „das Meer des Sonnenaufgangs“, was schwerlich (wie King meint) das Ursprüngliche ist. — Nach den Angaben der Statue B bezieht Gudea Cedern vom Amanus (5, 28), große Steine von den Gebirgen Umanu in Menua und Ba?-salla im Amoriterland (6, 3 ff.), Marmor vom Amoritergebirge Tidanum (6, 13, vgl. Cyl. A 16, 24), sowie für den Keulenknauf A (Déc. pl. 25 bis, 1. Th.-D. S. 144) „vom Gebirge Uringeraz am oberen Meer“, ferner zu Schiff (auf dem Euphrat?) Naluasteine von den Bergen von Baršip (6, 59). — Išchara (vgl. Zimmern, KAT. 428. 432) als chetitische Göttin: Vertrag mit Ramses II. Zl. 30 (W. M. Müller, Mitt. Vorderas. Ges. 1902, 5 S. 19. 39), geschr. 's-chr, zuerst wohl von Sayce erkannt, und auf dem bilinguen Cylinder des Indilimma „Diener der Išchara“ Sayce, Rec. 15, 28. Messerschmidt, Corpus inscr. hetit. (Mitt. Vorderas. Ges. 1900) Taf. 45, 8; ferner jetzt in den Texten aus Boghazkiöi (Winckler, Orient. Lit.-Z. 1906); vgl. § 481.

401. „Später in seinem Alter[1]“, erzählt die Chronik, „empörten sich alle Lande gegen Sargon, und belagerten ihn in Akkad. Aber Sargon zog gegen sie und schlug sie, und vernichtete ihr großes Heer.“ Vorher ist der Aufstand des Dynasten Kaštubila von Kaṣalla, im Norden Sinears, erwähnt; der Rebell wird niedergeworfen, seine Stadt von Grund aus zerstört. — Sargons Sohn Naramsin (ca. 2470—2440) hat das Reich seines Vaters behauptet und noch erweitert. Eine große, 1200 Jahre später als Beute nach Susa geschleppte Stele zeigt den König, wie er an der Spitze seines Heeres,

---

[1]) Das assyrische Exemplar der Omina hat das in „die Ältesten des ganzen Landes“ verschrieben, s. King.

in dem bärtige und bartlose Krieger, Lanzenkämpfer und Bogenschützen mit einander gemischt sind, in die mächtigen Gebirge des Zagros eingedrungen ist und die Lulubaeer und andere mit diesen verbündete Stämme besiegt hat; die Feinde wagen keinen Widerstand mehr, sondern brechen die Spitzen ihrer Lanzen ab und flehen um Gnade. Der König gewährt sie: er wie seine hinter ihm nachdringenden Krieger halten inne im Kampf und hemmen ihre Speere. Eine Tafel aus Tello nennt Naramsin Besieger des, sonst nicht bekannten, Landes Arman. Die Chronik und die Omina berichten von einem Krieg gegen den Fürsten Riš-hadad von Apirak, dessen Stadt regelrecht belagert und zur Unterwerfung gezwungen wird; wir werden sie wohl in Mesopotamien oder Syrien zu suchen haben, da der Name des Herrschers mit dem des amoritischen Gottes Hadad gebildet ist. — Die Haupttat Naramsins aber ist die Eroberung des Landes Magan. Das ist ein Gebirgsland, das vor allem den schwarzen Diorit lieferte, der fortan für die Anfertigung von Statuen, und gelegentlich auch für Gefäße, verwendet wird. Sein König, der gefangen wurde, führte den Namen Mannudannu, der semitisch zu sein scheint. Das stimmt zu der Annahme, daß Magan der Name Arabiens oder etwa des östlichen Teils der Halbinsel ist. Sicherheit wird indessen erst gewonnen werden, wenn einmal die Heimat des Diorits der erhaltenen Statuen entdeckt ist. Mit Magan unmittelbar verbunden erscheint der noch viel schwierigere Name Melucha, das zwar nicht erobert wurde, aber in andauernde Handelsverbindung mit Sinear trat. Es liefert vor allem Porphyr und Goldstaub; außerdem werden aus beiden Ländern verschiedene Holzsorten (speziell ušu-holz) bezogen. Sonst können wir mit Sicherheit nur sagen, daß beide Länder an das Meer gereicht haben müssen. In späterer Zeit, schon in den Amarnabriefen, ist Melucha durchweg der babylonische Name für Nubien oder Kuš; der Name Magan wird von Assarhaddon und Assurbanipal in archaischer Redeweise gelegentlich auf Aegypten übertragen. Daß es das bei Naramsin und Gudea nicht bedeuten kann, ist klar: weder ist

eine Unterwerfung Aegyptens wahrscheinlich, noch stammt der Diorit aus Aegypten; und daß das nubische Niltal mit Sinear in Handelsbeziehungen getreten sei, ist völlig undenkbar. Ebensowenig kann man an die armseligen Troglodyten am Roten Meer denken. Im übrigen gibt es in Nubien keinen Porphyr, wohl aber roten Sandstein; und dieser ist nicht nach Sinear gelangt. So ist einstweilen die Annahme am wahrscheinlichsten, daß Magan die an Babylonien angrenzenden Teile Arabiens, Melucha die dahinter liegenden Gebiete bezeichnet; zu letzteren mochte dann die babylonische Geographie auch die Länder jenseits des arabischen Meerbusens rechnen.

Kaṣalla (auch in der Datenliste Dungis Hilprecht, Bab. Exped. I 125, Th.-D. S. 229, 8, und in einer Liste der als Monatsbeamte fungierenden Patesis bei Radau, Early Bab. hist. p. 302) wird von den ersten Königen von Babel wiederholt bekämpft (§ 437 f.), muß also im Norden gelegen haben. — Das Material für Naramsin in der Chronik und den Omina, sowie in seinen Inschriften Th.-D. S. 164 ff. (ein Datum S. 226, g). Die Siegesstele: de Morgan, Délégation en Perse I (Rech. archéol. I) p. 144 ff. II (Textes élam.-sém. I) pl. 2, vgl. Sumerier und Semiten 11 f. Eine erschöpfende, auf alles Detail eingehende Publikation des großartigen Denkmals ist dringend geboten. — Naramsin gegen Magan: Chronik und Omina, und Basis einer nach Susa verschleppten Dioritstatue Déleg. en Perse VI, Textes élam.-sém. III p. 1 f. Th.-D. S. 166 h (hier heißt der König Mani . . .); aus der Beute stammt die in der Mündung des Tigris versunkene Alabastervase I R 3, 7 [vgl. die gleichartige Alabastervase Déleg. en Perse IV, Textes sém. II pl. 1, 1]. — Den Diorit von Magan erwähnt Gudea fast auf jeder seiner Statuen; Magan und Melucha neben einander: Gudea Statue D 4, 7 (Holz). Cyl. A 9, 19 (Stein). 15, 8 (Holz); aus Melucha bezieht er Porphyr (Cyl. A 16, 22. B 14, 13), Uśuholz (Statue B 6, 26 ff.) und Goldstaub (ib. 6, 38 ff.; vgl. das Gold vom Berge Chachum ib. 6, 33 ff.). Beide Länder kommen auch in den Tontafeln der Zeit Sargons vor: Radau, Early Bab. hist. p. 161. Über die Verwendung beider Namen in späterer Zeit s. Schrader, KGF. 282 ff. [aber die Hypothese war ganz verfehlt, daß beide Länder ursprünglich in Babylonien selbst zu suchen seien, vgl. § 361 A.], und meine Israeliten S. 463 ff. [gegen die Kombinationen Wincklers, der mit diesen Namen die größte Verwirrung angerichtet hat].

Das Reich von Akkad und die semitische Kunst

402. Mit der Unterwerfung der Amoriter, so berichtet die Tafel der Omina, hat Sargon die Herrschaft über die vier Teile der Erde gewonnen. Während dieser sich in seinen Inschriften nur „König von Akkad" nennt (vgl. § 398), fügt daher Naramsin dieser Bezeichnung ständig den Titel „König der vier Weltteile (šar kibratim arbaim)" hinzu. In der Tat vereinigte das Reich von Akkad den Hauptteil der den Babyloniern bekannten Welt: die Idee der Universalmonarchie tritt uns hier zum ersten Male in vollem Bewußtsein in der Geschichte entgegen. Die Kehrseite scheint gewesen zu sein, daß es dem Reich von Akkad an einer festen Organisation gefehlt hat, wie sie ein auf der Grundlage des Volkstums ruhender Staat besitzt. Die Universalmonarchie tritt sofort in derjenigen Form auf, die bei ihr später so oft wiederkehrt: der Erhebung des Herrschers zum Gott. Schon Sargon gelegentlich, durchweg aber Naramsin setzt das Gotteszeichen vor seinen Namen, und sehr oft wird dieser in den Inschriften „der Gott von Akkad" genannt. Als Gott trägt Naramsin auf der Siegesstele zwei mächtige Hörner an seinem Kriegshelm. Es ist scharf zu betonen, daß diese Vorstellung dem älteren babylonischen Königtum völlig fremd und am wenigsten sumerisch ist. Sie ist von den Semiten geschaffen worden, aber nicht als Attribut des auf das eigene Volkstum beschränkten Fürstentums — dadurch unterscheidet sie sich aufs stärkste von der angeborenen Göttlichkeit der Pharaonen —, sondern als Ausdruck der die verschiedensten Völker beherrschenden und ihnen allen das Gesetz auflegenden Universalmonarchie.

Auf die Bedeutungen der alten Königstitel hat H. Winckler (Unters. zur Gesch. d. alten Orients, 1889 und sonst) zuerst hingewiesen; seine mit Leidenschaft verfochtene Hypothese jedoch, daß die einzelnen Titel an die Herrschaft über bestimmte Städte geknüpft seien und mit deren Kulten in Verbindung ständen (dagegen Wilcken, ZDMG. 47, 476 ff.), hat sich jetzt als völlig verfehlt erwiesen, wo wir Ursprung und Sinn dieser Titulaturen unmittelbar vor Augen sehen.

403. Die Residenz der Könige ist Akkad geblieben; hier wird der Palast Sargons gestanden haben, den die Tafel der Omina erwähnt, und hier hat Naramsin nach dem Siege über Magan seine später nach Susa geschleppte, jetzt vollkommen zerstörte Dioritstatue (§ 401 A.) im Tempel aufgestellt. Der Gott der Nachbarstadt Sippara, der Sonnengott Šamaš, ist der eigentliche Schutzgott der Dynastie, der auf ihren Siegeln vielfach erscheint, mächtig über die Berge hinwegschreitend, mit drei Strahlen an jeder Schulter — das knüpft an die altsumerische Art an, die Attribute der Gottheit an der Schulter anzubringen (§ 372). Auch den Tempel des Šamaš in Sippara hat Naramsin neu gebaut. Daneben ist die Sorge beider Könige vor allem dem alten Zentralheiligtum von Nippur zugewandt (vgl. § 398). Sie haben den in Etagen aufsteigenden Tempel, „das Berghaus“, in größeren Dimensionen neu aufgeführt, auf einer gewaltigen, aus riesigen gebrannten Ziegeln errichteten Terrasse, und auch die Stadtmauer gebaut. Die Ziegel tragen den Stempel der Könige, ein Brauch, der fortan geblieben ist; vermutlich waren also die Ziegeleien königlicher Besitz. Naramsin hat auch in Adab (Bismaja) und vermutlich noch in manchen anderen Orten Tempel gebaut, ebenso, wie wir aus einem Jahresdatum wissen, Sargon in Babel. Die Chronik und die Omina freilich, die ganz von der späteren Vorstellung der zentralen Stellung Babels beherrscht sind, machen ihm zum schweren Vorwurf, daß er im Boden von Babel gegraben und daß er Akkad so groß gemacht habe wie Babel; zur Strafe dafür habe Marduk sein Volk mit Hungersnot heimgesucht.

Über die Tempelbauten in Akkad und Sippara berichtet Naboned in seinen Inschriften (Keilinschr. Bibl. III 2, S. 84. 103 ff.). Die aus den Ausgrabungen bekannten Bauten in Nippur werden bei Sargon und Naramsin auch in Jahresdaten erwähnt; ebenso Sargons Bauten in Babel Th.-D. S. 225, c.

404. Das Reich der Könige von Akkad bezeichnet den vollen Sieg der Semiten über die Sumerer, und hat daher eine tiefgreifende Semitisierung des ganzen Landes (ebenso wie

von Susiana) zur Folge gehabt, deren Nachwirkungen nicht mehr geschwunden sind. Vollkommen ausgebildet tritt uns die semitische Kultur in ihren Denkmälern entgegen, nicht nur in der Bewaffnung und Tracht (§ 394), sondern vor allem in der Kunst. Daß wir die Vorstufen nicht kennen, ist schon erwähnt; um so überraschender ist der Eindruck der Denkmäler Sargons. Sie zeigen das kräftige Fortschreiten einer gesunden Entwicklung, ähnlich den aegyptischen Kunstwerken aus dem Anfang der vierten Dynastie. Abgesehen von Siegelcylindern besitzen wir aus seiner Zeit das Fragment einer Stele aus Tello, welche auf Vorder- und Rückseite in mehreren Reihen über einander Szenen aus einer Schlacht darstellt. Die Feinde tragen deutlich semitische Züge, mit Vollbart und kurzem Haupthaar; es ist also vermutlich entweder der Entscheidungskampf in Syrien, oder aber ein Kampf gegen akkadische Feinde oder Rebellen dargestellt. Daran reihen sich die Denkmäler Naramsins: das Relief von Diârbekr (§ 399), das Fragment der Dioritstatue (§ 401 A.) und vor allem die große Siegesstele aus Susa, welche den Kampf im Zagros darstellt (§ 401). An Berührungen mit der archaischen sumerischen Kunst fehlt es keineswegs: wie diese bewahrt die akkadische Kunst, im Gegensatz zur aegyptischen, das hohe Relief, sie übernimmt manche konventionelle Traditionen, wie die symmetrische Anordnung der Figuren auf manchen Cylindern, die hohe Wölbung der Augenbrauen, die an der Nasenwurzel in scharfem Winkel zusammenstoßen, und vor allem die seltsame Sitte, den Feind stets ganz nackt darzustellen — auf der Siegesstele Naramsins sind allerdings nur die Toten nackt, auf dem Schlachtrelief aus Tello dagegen wie auf der Geierstele auch die kämpfenden Feinde —; ferner teilt sie mit der sumerischen Kunst die Neigung zur Komposition großer Szenen. Dagegen ist die ganze Behandlung eine andere, viel freiere; vor allem ist die menschliche Figur im Gegensatz zu den plumpen, unharmonischen Gestalten der Sumerer wohlproportioniert, ja geradezu schlank, die Muskulatur nicht überladen, die Gesichter edel gebildet, und überhaupt spricht

aus diesen Schöpfungen ein lebendiger künstlerischer Geist, nicht mehr ein unbeholfenes Stammeln. So beweisen diese Denkmäler, daß die semitischen Akkadier nicht nur militärisch die Sumerer überrannt haben, sondern daß sie ein ihnen überlegenes Kulturvolk waren. Sie haben von den Sumerern vieles gelernt, aber sie sind nach allen Seiten über ihre Lehrmeister hinaus fortgeschritten. Die Kraft der Sumerer war erschöpft, sie konnten aus eigenem nicht mehr weiter kommen; so werden jetzt die Rollen vertauscht, und die Semiten bringen ihnen etwas Höheres. Das tritt augenfällig auch im kleinsten hervor, z. B. in der Gestalt der Schriftzeichen und in den imposanten Ziegeln der Bauwerke und Schrifttafeln der Akkadier im Gegensatz zu den sumerischen (§ 392).

Stele aus Tello: Sumerier und Semiten Taf. 9 und S. 115 ff. (die älteren Publikationen Déc. pl. 5 bis, 3. Cat. no. 21 sind unzulänglich). Daß sie dem Reich von Akkad angehört, hat Heuzey scharfsinnig erkannt, daß sie nur von Sargon stammen kann, lehrt der Vergleich mit der Siegesstele Naramsins.

405. Im übrigen zeigt sich von Sargon zu Naramsin ein gewaltiger Fortschritt, wie er sich auf den Höhepunkten der Entwicklung — in Aegypten von der vierten zur fünften Dynastie, in Griechenland z. B. von der Zeit der Perserkriege bis auf Perikles — in raschem Aufstieg zu vollziehen pflegt. In dem Relief Naramsins von Diârbekr ist allerdings die richtige Wiedergabe des Gesichts noch nicht gelungen, vielmehr ist es vor allem dadurch, daß das Auge in Vorderansicht in das im Profil gezeichnete Gesicht hineingestellt ist, gewissermaßen in zwei Teile zerrissen; und über die Rundplastik können wir nicht urteilen, da der Torso aus Susa völlig zerstört ist. Wenn aber die Kunst Naramsins in der Feinheit der Einzelausführung hinter den Schöpfungen der fünften Dynastie zurücksteht, so bildet seine Siegesstele doch einen der großen Marksteine der Weltgeschichte der Kunst. Auf dem Schlachtmonument Sargons sind die Einzelkämpfe, in die die Schlacht sich auflöst (§ 394), noch einfach neben einander gestellt, ähnlich wie bei den Kriegsszenen im Grabe

von Desâŝe aus der fünften Dynastie (§ 253), auf gerader Grundlinie, ohne jede Andeutung des Terrains; der Versuch, die Kämpfenden innerlich zu einheitlichen Gruppen zu verbinden, ist nicht gelungen, vor allem weil man alle Phasen des Hergangs, das Verzagen des Feindes, sein Flehen um Gnade, den tödlichen Schlag, das Zusammenbrechen des Getroffenen, in einem einzigen Bilde zusammenfassen will. Dazu kommt, abgesehen von der widersinnigen Nacktheit der Feinde, die Härte und Übertreibung in der Wiedergabe der Muskulatur und die Verzerrung, welche hier wie in Aegypten die Profilzeichnung mit sich bringt; man möchte lebendige Menschen darstellen, ist aber des Stoffs noch nicht Herr geworden. In der Siegesstele Naramsins dagegen ist eine volle innere Einheit der Gesamtkomposition geschaffen. Mächtig baut sich die Gebirgslandschaft auf, belebt durch mehrere Bäume; oben auf der Höhe des Passes, am Fuß eines hochragenden Bergkegels, steht die gewaltige Gestalt des Königs, zu dessen Füßen die erschlagenen Feinde die Felsen hinabstürzen, während ein anderer von seinem Speer getroffen zusammenbricht, und die Rechte den Wurfspeer zurückhält, als die Feinde um Gnade flehen. Hinter ihm dringt sein Heer die Felsen hinan, dargestellt durch einige wenige Figuren, ebenso wie die Feinde. Alle Augen sind auf den König gerichtet, der alle anderen Gestalten um das Doppelte überragt; von Perspektive und Beobachtung der Proportionen ist keine Rede, alles ist symbolisch im Gegensatz zu dem in dem Relief Sargons erstrebten, wenn auch nicht erreichten Naturalismus der Einzelszenen; aber eben dadurch ist es gelungen, den ganzen Hergang einer über mehrere Stunden sich ausdehnenden Aktion — das Eindringen ins Gebirge, den Sieg, die Verzweiflung der Feinde, ihre Unterwerfung und die Begnadigung — zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammenzufassen, das durch seine innere Wahrheit dem Beschauer unmittelbar, ohne erläuternde Worte, verständlich wird und so die gewaltigste Wirkung erzielt. Dazu kommt die Kühnheit der Zeichnung einzelner Gestalten, wie des Königs

selber und der herabstürzenden Feinde, wie sie erst die griechische Kunst auf der Höhe der Entwicklung wieder gewagt hat. — Nicht minder großartig ist auf den Siegelcylindern die Gestalt des mächtig aus den Bergen hervorschreitenden Sonnengottes konzipiert, dem die Strahlen aus den Schultern hervorwachsen; auch hier ist ein altsumerisches konventionelles Symbol in eine große künstlerische Idee umgewandelt. Den gleichen Charakter tragen die mythologischen Darstellungen der Cylinder, vor allem aus der Gilgamešsage; sie alle sind durch das tiefe, kräftige Relief ausgezeichnet, das die altakkadische Kunst charakterisiert. Von besonderem Interesse ist ein Cylinder, der „Ubilištar, den Bruder des Königs“ auf dem Marsche darstellt, hinter ihm seinen kahlköpfigen sumerischen Sekretär Kalki, dazu mehrere Diener und voran einen Krieger mit Bogen und Köcher. Eine richtige Profilzeichnung ist dem Künstler nicht gelungen; aber die Einheit der Gesamtdarstellung wird, wie auf der Stele Naramsins, auch hier dadurch erreicht, daß alle Augen auf die Hauptfigur gerichtet sind.

Siegelcylinder der Zeit Sargons (vgl. § 398 A. über die Abdrücke auf den Urkunden aus Tello): Ménant, Rech. sur la glyptique orientale I. Ders., Collection de Clercq I, und vor allem Furtwängler, Die antiken Gemmen III cap. 1. — Cylinder des Ubilištar (Th.-D. S. 168): Furtwängler, Gemmen I pl. 1, 3 (falsch gedeutet); Sumerier und Semiten S. 72 f.

V. Das Reich von Sumer und Akkad

Ausgang des Reichs von Akkad. Sumerische Reaktion. Könige von Kiš

406. Dauernden Bestand hat das Reich von Akkad nicht gehabt; einen Nachfolger Naramsins kennen wir bis jetzt nicht — was allerdings nicht ausschließt, daß ihm noch einige Könige derselben Dynastie gefolgt sind. Ob ein äußerer Angriff oder Aufstände der Untertanen dem Reich ein Ende gemacht haben, läßt sich nicht sagen; wohl aber mag die eigentliche Ursache in der Brüchigkeit der staatlichen Organisation gelegen haben, die auch in den Aufständen gegen Sargon erkennbar ist. Sicher ist, daß in der Folgezeit eine neue Erhebung der Sumerer stattgefunden hat, die ihnen noch einmal die Herrschaft über Sinear zurückgab. Trotzdem ist die Wirkung des Reichs von Akkad sehr nachhaltig gewesen. Nicht nur treffen wir fortan auch im Süden ein starkes semitisches Element, das ständig anwächst, so daß zahlreiche semitische Lehnwörter ins Sumerische eindringen, ja sogar viele der folgenden sumerischen Könige semitische Namen tragen, sondern die Sumerer haben die Kultur des akkadischen Reichs vollständig in sich aufgenommen und beibehalten. Die sumerische Kunst der Folgezeit ist gänzlich von dem Einfluß der Schöpfungen Sargons und Naramsins beherrscht. Die semitischen Götter dringen in ihr Pantheon ein (§ 396), und alle heimischen Götter werden fortan in Gestalt und Tracht als Semiten gebildet (§ 362). Ein ausgesprochener nationaler Gegensatz

besteht offenbar nicht mehr, trotz der starken Unterschiede in Sprache, äußerer Erscheinung und Sitte; sondern über demselben hat sich eine einheitliche Kultur erhoben, die zwar auf altsumerischer Grundlage beruht, aber durch die Akkadier umgeprägt und weiter gebildet ist. Diese Tatsachen sprechen sehr für die Vermutung, daß die alten Sumerer immer nur ein Herrenvolk inmitten einer semitischen Bevölkerung gewesen sind, das jetzt, wo diese sich durch neue Elemente fortdauernd verstärkt, trotz der noch einmal wiedergewonnenen Oberherrschaft von ihr allmählich aufgesogen wird. Eine weitere Wirkung der neuen Kultur ist, daß die Tracht der Sumerer sich wandelt: an Stelle des alten Zottenrocks tritt zwar nicht das semitische Plaid, wohl aber ein großer mit Fransen besetzter Mantel, der ähnlich wie jener über die linke Schulter geworfen wird und vom linken Arm lang herabhängt, während die rechte Schulter bloß bleibt. Außerdem bedecken die Könige und Patesis ihr kahl geschorenes Haupt mit einer turbanartigen Kappe.

Durch zwei Siegel seiner Schreiber kennen wir einen Sohn Naramsins Bingânišarali [oder -šarri, § 397 A.] (Th.-D. S. 168); ob derselbe aber jemals König geworden ist, wissen wir nicht. Die Vase aus Nippur Hilprecht, Bab. Inscr. I 119. Th.-D. S. 170 a wird Sargon oder Naramsin angehören. — In den Urkunden der folgenden Zeit aus Tello (Reisner, Tempelurkunden aus Telloh, Mitt. aus den Berliner oriental. Samml. XI) und sonst (vgl. die § 370 A. genannten Werke) sind semitische Namen sehr häufig. Semiten auf Denkmälern aus Tello: Kleiner runder Untersatz Déc. pl. 21, 5. Musikantenstele Déc. pl. 23, beide Male neben Sumerern. Von den drei kleinen Fragmenten der Epoche Gudeas, welche von Kampfdarstellungen stammen, zeigen Déc. pl. 22, 6 und 26, 10 b sumerische, pl. 26, 10 a semitische Feinde oder Gefangene. — Da beide Volkstypen in den Denkmälern scharf geschieden neben einander stehen, ist die Verkehrtheit der weitverbreiteten Annahme evident, die Sumerer seien damals bereits ausgestorben und ihre Sprache eine tote Sprache gewesen. Im übrigen vgl. meine Sumerier und Semiten, namentlich auch über die Unterschiede der Nationaltrachten.

407. Auch die Verbindung mit dem Westen, speziell mit den Amoritern, hat sich in den folgenden Jahrhunderten dauernd erhalten, ebenso die Beziehungen zu Magan und

Melucha. Wie sich aber die politischen Verhältnisse der nächsten Zeit gestaltet haben, ist noch völlig dunkel. Doch gehören dieser Epoche wohl sicher zwei semitische „Könige von Kiš“ an, Urumuš (Aussprache ganz unsicher) und Maništusu, die beide Weihgeschenke für Ellil in Nippur hinterlassen haben; von dem ersteren hat sich auch in Tello eine Vase gefunden. Beide Könige schreiben semitisch, wenn auch, wie Sargon, vorwiegend mit sumerischen Ideogrammen. Von den nach Nippur gestifteten Vasen des Urumuš stammt eine aus der von Elam und dem benachbarten Lande Barachsu (vgl. § 434) gewonnenen Beute; er scheint also die Oberhoheit über Elam wiederhergestellt zu haben. Später erfahren wir dann von einem neuen, gleichfalls siegreichen Krieg gegen Elam unter Gudea (§ 411); an derartigen Kämpfen wird es niemals gefehlt haben. Von Maništusu besitzen wir einen nach Susa verschleppten Obelisken, der als Urkunde für zahlreiche Erwerbungen von Grundbesitz gedient hat; die gekauften Grundstücke nebst den zugehörigen Leibeigenen, dem Vieh und toten Inventar werden mit den Preisen aufgezählt, unter den Käufern tritt der König stark hervor. Vermutlich haben politische Ereignisse den Anlaß dazu gegeben, die indessen für uns nicht erkennbar sind. Da die Sprache rein semitisch und das Material Diorit ist, gehört der Obelisk sicher der Zeit nach Naramsin an.

Die Denkmäler s. Th.-D. S. 160 f. Obelisk des Maništusu: Délégation en Perse I 141, eingehend behandelt von Scheil in vol. II (Textes élam.-sém. I). Auch die zahlreichen hier vorkommenden Eigennamen (vgl. Hoschander, Z. Ass. XX 246 ff.) sind wohl meist semitisch. Der A 14, 7 genannte Urukagina S. d. Engilsa, Patesi von Lagaš, kann unmöglich mit König Urukagina von Lagaš § 388 identisch sein, da das Monument um des Diorits willen jünger sein muß als Naramsin. Die Schrift ist mit der der Könige von Akkad identisch, ebenso bei Urumuš; das ist vielleicht nur ein Ideogramm für einen semitischen Namen und wird daher vielfach Âl-ušaršid gelesen. — Barachsu neben Elam auch in der Inschrift eines Herrschers von Dêr, Th.-D. S. 176 (§ 434).

Gudea von Lagaš

408. Nach dem Zerfall des akkadischen Reichs (um 2440) scheinen sich in Sinear wieder mehrere Kleinstaaten gebildet zu haben, vielleicht auch jetzt wenigstens nominell unter einem Oberkönigtum. Einige Kunde besitzen wir auch diesmal lediglich aus Lagaš (Tello). Hier sind, wie die Daten der Privaturkunden zeigen, auf die Patesis unter Sargon und Naramsin (§ 398 A.) mehrere andere gefolgt, von denen nur ganz sporadisch ein paar kleine Denkmäler erhalten sind, Siegel, Steinbecher, Bauziegel u. ä. Kein einziger von ihnen nennt seinen Vater, und keiner kann längere Zeit regiert haben. Etwas bedeutsamer tritt nur Urbau hervor, der mehrere Tempel aus großen gebrannten Ziegeln neu aufgebaut hat. In einem derselben hat sich seine dem Ningirsu geweihte Statue aus Diorit, in halber Lebensgröße (der Kopf ist verloren), erhalten. Der Diorit aus Magan zeigt die Wirkung der Kriege Naramsins. Aber man ist des harten Materials noch nicht völlig Herr geworden, und so erscheint die Statue gedrungener und massiver als die der Statuetten in Kalkstein und Alabaster der spätarchaischen Zeit von Tello (§ 389); dem Gewand fehlt noch jede feinere Modulation, auch wagt man nicht mehr, die Arme vom Rumpf loszulösen. Dazu kommt dann das für die Sumerer charakteristische völlige Versagen des Sinnes für Proportionalität, das in einigen anderen Dioritdenkmälern dieser Zeit die wunderlichsten ungefügen Gestalten geschaffen hat. Auf Urbau sind zunächst seine beiden Schwiegersöhne Urgar und Nammachni gefolgt; der Name des letzteren ist auf seinen Denkmälern mehrfach absichtlich getilgt. Dann folgen noch einige andere ephemere Patesis; eine längere Regierung ist erst wieder die des Gudea gewesen. Insgesamt werden wir die Zeit vom Ende Naramsins bis zum Antritt Gudeas rund auf ein Jahrhundert schätzen können (ca. 2440—2340 v. Chr.).

In diese Zeit gehört vielleicht auch der Patesi Galubabbar von Gišchu: Th-D. S. 150. Über die Inschriften der Gebirgsstämme u. ä.

s. § 431. — Urkunden aus Tello: Thureau-Dangin, Rec. de Tabl. (= Rev. d'Assyr. V 67 ff.); die Daten daraus Th.-D. S. 226 f., die Inschriften S. 58 ff., vgl. Déc. p. 347 ff. Insgesammt kennen wir zwischen Naramsin und Gudea bis jetzt 10 Patesis (die Namen s. § 418 A.), von denen nur Urbau längere Zeit regiert haben wird. Dazu kommen Engilsa und sein Sohn Urukagina bei Maništusu § 407 A. Der Ansatz dieser Zeit auf rund ein Jahrhundert wird vermutlich noch zu hoch sein. — Daß das Chronikexzerpt bei King II p. 11 von Naramsin sogleich zu Dungi übergeht, beweist für die Größe des Intervalls wenig, da hier auch sonst große Zeiträume übersprungen werden. — Daß, im Gegensatz zu den älteren Herrschern, keiner dieser Patesis seinen Vater nennt, ist um so bedeutsamer, da die beiden Töchter Urbaus und ebenso Gudeas Sohn Urningirsu ihren Vater nennen, man also zu dem alten Brauch zurückkehrt, sobald wieder der Ansatz zu einer Dynastiebildung gemacht wird. Somit werden wohl alle diese Patesis von einem Oberherrn eingesetzt sein. — Von Urbaus Bauten haben sich einige Mauerreste unter der Burg des Hadadnadinaches (§ 383 A.) gefunden. — Statue des Urbau: Déc. pl. 7. 8. Beträchtlich roher ist die vollständig erhaltene, halb so große Dioritstatuette Coll. de Clercq II pl. 11, gleichfalls in sumerischem Mantel; der Kopf hat noch ganz niedrige Stirn. Etwas besser ist die Berliner Statuette Sumerier und Semiten Taf. 8. Das Plumpste dagegen ist die jetzt von Heuzey, Comptes rendus de l'ac. des inscr., 1907, 516, hergestellte Dioritstatue, der der Kopf Déc. pl. 6 ter 1 angehört, mit einer Inschrift über Grundbesitz, den Lupad, Beamter von Gišchu, in Lagaš erworben hat, die also wohl diese Persönlichkeit darstellt [Heuzey und Thureau-Dangin l. c. p. 519 setzen die Statue, deren Zeit sowohl durch den Diorit, wie durch den Stil des Kopfes (vgl. Sumerier und Semiten S. 81, 2. 92) festgestellt ist, in viel zu hohe Zeit].

409. Auch Gudea (um 2340 v. Chr.) nennt seinen Vater niemals; vermutlich war er entweder ein Usurpator, oder wie seine Vorgänger von einem Oberherrn eingesetzt. Aber unter ihm ist Lagaš zu einem Glanze gelangt, wie es ihn weder vorher noch nachher gesehen hat, und zu dem bis jetzt wenigstens keine andere Stadt von Sinear auch nur annähernd ein Seitenstück bietet. Lagaš muß damals sehr wohlhabend und stark bevölkert gewesen sein, vermutlich neben dem Ertrage des Landbaus vor allem durch den Handel; Gudea schätzt (Statue B 3, 10) die Einwohner seines Gebiets auf 60 Saren (216 000 Menschen) gegen die 10 Saren Urukaginas

(§ 388). Das weist auf friedliche Zeiten hin, und der rege und weit ausgedehnte Verkehr dieser Zeit tritt uns denn auch in seinen Denkmälern entgegen (§ 411). Alle Mittel seines Reichs hat Gudea daran gewandt, die Götter zu ehren wie keiner seiner Vorgänger. Dem Ningirsu, „seinem König", der in seiner Gnade den Gudea „zum gesetzlichen Hirten im Lande erwählt" hat, ferner der Bau und zahlreichen anderen Göttern hat er Tempel gebaut, überdeckt mit Cedernbalken vom Amanus und ausgeschmückt mit Reliefs von Kalkstein, Stelen und allem Inventar des Kultus; der Haupttempel enthielt auch einen kleinen Terrassenturm (ziqqurrat) — denn man beginnt jetzt derartige Bauten vom Tempel Ellils auch auf andere Götter zu übertragen. Auch für sein eigenes Andenken hat er dabei gesorgt: in die Tempel weihte er seine eigenen Statuen, teils stehend, teils sitzend, gearbeitet aus Diorit von Magan, und stattete sie mit Stiftungen aus, die den an sie anknüpfenden Kultus noch Jahrhunderte lang lebendig erhalten haben — man sieht, wie die Idee der Göttlichkeit des Herrschers weiter dringt, und, ganz wie in Aegypten, wenn auch nicht mit der starren Konsequenz wie dort, mit dem Bilde des Menschen der Gedanke seines Fortlebens auf Erden sich verbindet. Die Feste der Grundsteinlegung und der Weihe des Ningirsutempels wurden von der ganzen Stadt mit allen vom Ritual vorgesehenen Feierlichkeiten begangen; während der heiligen Tage stockte alle Arbeit, alle Standesunterschiede hörten auf, kein Sklave durfte gezüchtigt, kein Urteil gesprochen, keine Leiche bestattet werden. Auf den Inschriften seiner Statuen und auf zwei gewaltigen Toncylindern hat Gudea das Andenken seiner frommen Taten verewigt.

Von dem Haupttempel Gudeas, dessen Grundriß er auf einer Statue auf dem Schoß hält, sind nur Reste der ziqqurrat und einiger Mauern erhalten; der Bau, der früher als „Palast Gudeas" bezeichnet wurde, ist in Wirklichkeit ein festungsartiger Bau des Dynasten Hadadnadinaches (§ 383 A.), der großenteils aus Ziegeln Gudeas an der Stelle seines alten Tempels errichtet ist. — Dagegen sind, wie Heuzey, Comptes rendus de l'ac. des inscr., 1905, 75, mitteilt, bei Cros' Ausgrabungen die Stadtanlage, die Mauern und Tore, das Hafenbassin und die Nekropole aufgedeckt worden.

— Natürlich hat Gudea auch einen Kanal gebaut: Datum bei Th.-D. S. 227, vgl. 228 h.

410. In den Schöpfungen Gudeas erreicht die sumerische Kunst ihren Höhepunkt. Die Bauten freilich werden, dem Ziegelmaterial entsprechend, schlicht und schmucklos gewesen sein, die Außenseite, wie der auf einer Statue des Herrschers erhaltene Grundriß zeigt, durch Vorsprünge und Nischen belebt, die Wände vielleicht mit Matten und Teppichen verkleidet. Die Cedernbalken gestatteten die Anlage größerer Innenräume; als Stützen dienten runde, aus Ziegeln aufgebaute Säulen, deren Überreste sich vielfach gefunden haben; sie sind offenbar an Stelle älterer Holzstützen getreten. In der Plastik dagegen ist man weit über die archaische Zeit und auch über Urbau hinausgekommen. Die Einwirkung der Kunst von Akkad ist hier überall wahrnehmbar. Die Statuenköpfe sind fein gearbeitet; sowohl in Diorit, den man jetzt sorgfältig zu bearbeiten gelernt hat, wie bei den Statuen hoher Beamter in Kalkstein haben sie richtige Proportionen gewonnen und geben den sumerischen Typus ansprechend wieder. Dagegen in der Gestaltung des Leibes tritt die alte Neigung zur Gedrungenheit, zu übermäßiger Herausarbeitung der Muskulatur, im Gegensatz zu Naramsins Reliefs noch immer stark hervor; sie haben etwas Derbes und Plumpes. Das wird noch gewaltig gesteigert durch das fehlende Gefühl für die Proportionalität des Körpers als Ganzen; es scheint, als habe der Künstler immer nur auf das einzelne Glied sein Augenmerk gerichtet. Namentlich die Verbindung zwischen Kopf und Rumpf ist völlig mißlungen: der Hals fehlt so gut wie gänzlich, die Schultern sind hochgezogen. Daher macht die einzige vollständig erhaltene Statue, ein Sitzbild von halber Lebensgröße — von den übrigen sind entweder nur die Köpfe oder die Rümpfe (im ganzen 11) erhalten, ohne daß sie sich sicher zusammenfügen lassen —, als Ganzes einen geradezu überraschend häßlichen Eindruck, trotz des besonders schönen Kopfes; sie sieht aus, als sei Gudea ein verwachsener Zwerg gewesen. — Das gleiche findet sich auch, obwohl viel weniger

hervortretend, bei den Reliefs, die im übrigen recht fein und mit scharfer Betonung des Charakteristischen ausgeführt sind, z. B. in dem sumerischen Typus der Menschen und dem semitischen der Götter. Der lebhaften Bewegung, welche das Siegesrelief Naramsins beseelt, läßt sich in den erhaltenen Stücken aus Gudeas Zeit nichts an die Seite stellen; wohl aber sind die Einzelheiten sorgfältig und sauber und oft in gefälligen Formen ausgeführt. Man versucht, das Auge im Profil richtiger zu bilden; eine richtige Profilzeichnung des gesamten Körpers dagegen ist hier so wenig gewonnen wie bei den Aegyptern, sondern Kopf und Beine werden wie bei diesen in vollem Profil, der Rumpf und die Hörnerkrone dagegen in Vorderansicht gebildet. Besonders gut gelungen sind die Reliefs, auf denen Gudea von seinem Schutzgott Ningišzida (mit den Drachen auf den Schultern, § 372), dessen Kult er in Tello eingeführt hat, vor den Himmelsgott geleitet wird, um das Lebenswasser zu erhalten, und der Himmelsgott ihm eine Vase mit dem ewig sprudelnden Wasser überreicht. Dieselbe Szene ist auch auf Gudeas Siegel dargestellt. Ein anderes Relief, von dem leider nur wenige Bruchstücke erhalten sind, stellt den Einzug eines Gottes auf seinem mit Fabeltieren bespannten Wagen dar, ein kleineres zeigt die Göttin Bau auf dem Schoß ihres Gemahls Ningirsu, u. a. m. Dazu kommen die Überreste eines großen Wasserbeckens aus dem Tempel Ningirsus, an dessen Außenreliefs Jungfrauen das Gefäß mit dem Lebenswasser halten. Metallarbeiten von Bedeutung (z. B. Tierköpfe mit eingesetzten Augen von buntem Stein) finden sich wenig, dagegen manche sehr sauber gearbeitete Steingefäße, z. B. eins, auf dem in hohem Relief die Drachen Ningišzidas wappenartig zur Seite zweier sich emporwindender, in einander verschlungener Schlangen aufgerichtet sind. Auch hübsche geschnitzte Zeichnungen von Perlmutter, die zum Teil zur Inkrustation dienten, haben sich erhalten.

Die durch die Ausgrabungen von Cros vollständig gewordene Statue: Rev. d'Assyr. VI. Die übrigen Kunstwerke, soweit sie im Louvre sind,

bei de Sarzec und Heuzey, Découv. en Chaldée, die Berliner meist in meiner Abhandlung Sumerier und Semiten, darunter das große Relief Taf. 7, und der Götterwagen Taf. 8: die Tiere sind leider nur teilweise erhalten, doch ist deutlich erkennbar, daß sie weder Esel noch gar Pferde und überhaupt keine Tiere der realen Welt waren.

411. So glänzend Gudeas Regierung uns entgegentritt, so fraglich ist es, ob er ein selbständiger Herrscher gewesen ist. Er rühmt, daß Ningirsu ihm für seinen Tempelbau die Wege vom oberen (mittelländischen) zum unteren (persischen) Meer geöffnet (Statue B 5, 23 ff.; vgl. Cyl. A 9, 18 ff. 15,1 ff.), daß alle Länder und Völker, der Amanus und die Berge des Amoriterlandes, Magan und Melucha, Madqa (wahrscheinlich am ʿAḍêm, s. § 414 A.), das ihm Asphalt, das wahrscheinlich benachbarte Kimaš, das ihm Kupfer liefert, ferner Elam (Nim) und Anšan, der Berg von Gubin und die Inselstadt Tilmun im persischen Meerbusen dazu beigesteuert haben (vgl. §§ 400 A. 401 A.). Aber nirgends sagt er, daß diese Länder ihm untertan gewesen seien, und er selbst hat sie sicher nicht betreten. Der einzige Krieg, den er erwähnt, ist ein Kampf mit Anšan in Elam, aus dem er die Beute für den Tempel Ningirsus verwandte (Statue B 6, 64 ff.) — daher rühmt er, daß an dem Bau des Tempels Elamiten und Susier teilgenommen haben (Cyl. A 15, 6 f., vgl. § 363 A.) —; diesen Krieg kann er sehr wohl im Gefolge eines Oberherrn geführt haben. Alles spricht dafür, daß Gudea der Vasall eines großen Reichs gewesen ist, das die Machtstellung der Könige von Akkad im wesentlichen noch behauptete, allerdings ein besonders mächtiger und selbständiger, ähnlich den glänzendsten der aegyptischen Gaufürsten zu Anfang der zwölften Dynastie; und die Steine, das Bauholz und die sonstigen Kostbarkeiten, die er brauchte, wird er durch seine Beziehungen, durch den Handel und gegen Bezahlung, erhalten haben. Ob dieses Reich freilich das von Kiš oder etwa schon das von Sumer und Akkad oder noch ein anderes, uns nicht bekanntes, gewesen ist, steht dahin. Jedenfalls ist die glänzende Stellung, die Lagaš unter ihm ein-

nimmt, lediglich an seine Person geknüpft; wie seine Vorgänger haben auch seine Nachfolger wieder rasch gewechselt, und keiner von ihnen hat mehr irgend einen größeren Bau oder ein Denkmal geschaffen. Und nun ist in den Privaturkunden, die nach Gudeas Sohn und Nachfolger Urningirsu datiert sind, wiederholt von dem König, der Königin, den Königssöhnen und von Lieferungen an ihren Hof die Rede; und Urningirsu selbst hat wahrscheinlich noch unter König Dungi als Oberpriester der Ninâ gelebt, nachdem er seine Stellung als Patesi verloren hatte. So mag Dungis Vater Urengur, der Begründer des Reichs von Sumer und Akkad, vielleicht schon Oberherr Gudeas, wenigstens in dessen letzten Jahren, gewesen sein, und dann der Regierung seines Sohnes und damit der relativen Selbständigkeit von Lagaš ein Ende gemacht haben.

Urkunden der Zeit Urningirsus: Thureau-Dangin, Rec. de tabl. p. V (die Daten auch Königsinschr. S. 227); seine Inschriften Th.-D. S. 146 f. Auf einem runden Stein und einem Ziegel aus Tello nennt er sich Patesi, auf einem anderen ganz gleichartigen Ziegel (Déc. pl. 37, 8 u. 9) und einem kleinen Steinbecher (Déc. 26, 5) dagegen Priester des Anu und „geliebter Oberpriester der Ninâ“, und diesen selben Titel führt der Urningirsu, dessen Beamter „für das Leben Dungis, Königs von Ur“ eine Perücke aus Diorit geweiht hat (Th.-D.S. 194, x). Darauf hin hat Winckler, Untersuchungen zur Geschichte des alten Orients 42 die Identität beider behauptet, und auch Thureau-Dangin stimmt dem, wenngleich zweifelnd, zu (Rec. de tabl. p. V. IX). Daß unter Urengur auch ein Patesi von Tello Ur-abba (Th.-D. S. 228, 1; sein Siegel Th.-D. S. 148. Rec. de tabl. 287) erscheint, beweist nichts dagegen; Urningirsu wird eben von Urengur abgesetzt und Urabba zu seinem Nachfolger ernannt worden sein; die Einsetzung desselben fällt ein Jahr vor die Ernennung des Sohnes des Urengur zum Oberpriester der Nanai von Uruk, also offenbar in die spätere Zeit Urengurs.

Die Dynastie von Ur

412. Das neue sumerische Reich ist von der Stadt Ur, im äußersten Süden des Landes am Euphrat, ausgegangen; ihr Herrscher Urengur, sein Begründer, wird die lokalen

Dynasten unterworfen und der Oberherrschaft der Nachfolger der Dynastie von Akkad (etwa der Könige von Kiš) ein Ende gemacht haben. Ursprünglich nennt er sich nur „König von Ur", dann nimmt er den vollen Titel „der starke Krieger, der König von Sumer und Akkad" an (einmal tritt auf Bauziegeln von Ur noch „Herr von Uruk" hinzu). Damit ist das Wesen des neuen Reichs deutlich bezeichnet: die Sumerer sind wieder die Herren geworden, in ihrem Gebiet liegt der Schwerpunkt; das Land Akkad, der Königssitz Sargons und Naramsins, ist an die zweite Stelle gerückt. Die Sprache des Reichs ist daher wieder sumerisch; nur vereinzelt wird in Gebieten mit vorwiegend oder ausschließlich semitischer Bevölkerung von den Königen daneben das Akkadische verwendet, so von Dungi in Kutha. Daß Urengur ganz Sinear beherrscht hat, wird durch die Überreste seiner Bauten in Ur, Uruk, Larsa, Lagaš, Nippur bestätigt; ein Datum nennt „das Jahr, in dem König Urengur vom Unterlande nach dem Oberlande seinen Weg richtete". Er ist um 2300 zur Regierung gekommen und hat 18 Jahre regiert; wenn wir, um für ihn und seine Nachfolger möglichst präzise Daten einsetzen zu können, von dem § 329 berechneten Datum 2304 ausgehen — wobei der Fehler kaum mehr als ein Jahrzehnt betragen wird —, würde er auf 2304—2287 v. Chr. anzusetzen sein. Ihm ist sein Sohn Dungi mit der langen Regierung von 58 Jahren (2286—2229) gefolgt.

Die früher völlig konfus erscheinenden Zeiten des Reichs von Sumer und Akkad sind durch Winckler, Lehmann, Hilprecht und vor allem Thureau-Dangin geordnet (zuerst Rev. d'Assyriol. V, 71; vgl. auch in Z. Assyr. XV seine Rezension von Radaus Early Bab. hist., bei dem trotz wichtigen neuen Materials die Verwirrung und die Verdoppelung und Verdreifachung der Könige am weitesten getrieben war). Die Daten der Urkunden haben hier eine feste Grundlage gegeben; das Material s. bei Thureau-Dangin, Sumer. und Akk. Königsinschriften S. 186 ff. und 228 ff. [die Zusammenstellung in der Keilinschr. Bibl. III 1 ist dadurch überholt]. Jetzt sind seine Ergebnisse durchweg bestätigt, aber wesentlich erweitert worden durch die keilschriftliche Liste der Dynastien von Ur und Isin aus Nippur, welche Hilprecht,

Babyl. Exped. XX 1, 1906, p. 39 ff. publiziert und kommentiert hat (vgl. § 329). — Der jetzt Urengur gelesene Name wurde früher Urcham, Urbau, Urea, Urgur u. a. gelesen. Aus seiner Regierung besitzen wir nur wenig Daten, dagegen aus der Dungis ein Verzeichnis von 41 auf einander folgenden Jahrnamen (Hilprecht, Babyl. Exped. I 125, von ihm fälschlich auf Ibisin bezogen), das durch weitere Urkunden ergänzt wird, so daß wir jetzt vom 13. Jahre Dungis (= Jahr 1 bei Th.-D.) bis zum 2. Jahre Ibisins die vollständige Liste der Jahrnamen besitzen, s. Th.-D. S. 229 ff. Die einzige Variante ist, daß Gimilsin nach dieser Liste nur 7, nicht 9 Jahre regiert hat; vgl. § 415 A. — Der Zeit des Dungi, Pursin, Gimilsin gehören die von Reisner publizierten Tempelurkunden aus Tello (§ 406 A.) an; ferner die von Radau, Early Bab. Hist. publizierten Tafeln der E. A. Hoffmann-Collection.

413. Urengur und Dungi ergänzen sich in ähnlicher Weise wie Sargon und Naramsin. Beide haben in allen Städten Sinears eine umfassende Bautätigkeit entwickelt; ist doch die Wiederherstellung der immer wieder rasch verfallenden Heiligtümer (und ebenso der Kanäle) wie die wichtigste sakrale Aufgabe so auch die energischste Manifestation eines kraftvollen Herrschers und vor allem einer neuen Dynastie. In Nippur haben beide den verfallenen Tempelturm der Könige von Akkad durch einen höher gelegenen Neubau ersetzt, in Uruk der Nanai, in Larsa dem Sonnengott, Urengur in Opis der Nincharsag, Dungi in Lagaš dem Ningirsu und der Ninâ, in Kutha dem Nergal, in Adab (Bismaja), in Kaṣallu, in Dêr den dortigen Lokalgöttern Tempel gebaut, sowie z. B. dem Nin-ib (in Nippur?). Der Löwenanteil aber fällt der Königsstadt Ur zu, deren Gott, der Mondgott Sin, jetzt der eigentliche Reichsgott ist; er wird daher zwar mit semitischem Bart und Haar, aber gewöhnlich mit Turbankappe und sumerischem Mantel (§ 406) dargestellt wie die Könige, und verschmilzt z. B. in Lagaš mit dessen Lokalgott Ningirsu. Wie Ellil von Nippur erhält auch Sin in Ur einen Tempelberg (ziqqurrat) von Ziegeln, den Urengur begonnen und Dungi vollendet hat; dieser Bau wird überhaupt fortan allmählich in alle Kulte eingeführt (vgl. § 409). Vielfach sind die offi-

ziellen Jahrnamen den Tempelbauten und der Einführung der Götter in diese, auch der Übertragung von Priesterämtern auf die Königskinder entnommen: das Dominieren der religiösen Ideen und Forderungen in der sumerischen Kultur tritt auch hier wieder stark hervor. Bezeichnend ist, daß die Epitome der babylonischen Chronik von Dungi erzählt, er habe sehr für Eridu an der Meeresküste (die Stadt des Ea) gesorgt — das tritt auch in Jahresdaten unter ihm und seinem Nachfolger Pursin hervor —, dagegen die Schätze von Babel geplündert; dafür habe der Bel von Babel ihn strafend heimgesucht. So einseitig gefärbt dieser Bericht ist (vgl. § 397 A.), so ist es gewiß richtig, daß unter diesen sumerischen Herrschern die Städte von Akkad manches zu leiden hatten. — Von Urengur kennen wir ferner einen dem Mondgott von Ur geweihten Kanal, der an Ṭello vorbeiführte; auch die Stadtmauer von Ur hat er neu gebaut. Die alten Stadtherrscher, die Patesis, werden wieder zu Beamten herabgedrückt, die von den Königen ein- und abgesetzt werden; ihr Eingreifen in Lagaš haben wir schon kennen gelernt (§ 411). Ein Dokument zeigt, daß eine Anzahl von ihnen (die von Girsu-Lagaš, Gišchu, Babel, Marad, Adab, Ur, Sukurru, Kaṣallu, daneben Patesis, die für den Königskult bestellt sind) monatlich wechselnd bestimmte, vermutlich sakrale, Funktionen zu übernehmen hatten. Andere Orte stehen unter Kommandanten (šakkanakku), wohl vor allem in den eroberten Gebieten.

Die Bauten lernen wir meist aus den Inschriften der Ziegelsteine, sowie den Jahrnamen kennen. Dungi in Bismaja: Amer. J. of Semitic Lang. XX 261. Ur: Naboned I R 68, 1 (Keilinschr. Bibl. III 2, 94). Die frühere Annahme, aus Naboneds Inschrift I R 69, 2, 4—9 (Keilinschr. Bibl. III 2, 82, vgl. 88 ff.) sei ein Datum für Urengurs Zeit zu entnehmen, beruhte auf Mißverständnis: Winckler, Untersuchungen zur Geschichte des alten Orients 19, 2. Lehmann, Hauptprobleme 50. — Darstellungen des Sin aus dieser Zeit (zum Teil in sumerischem Mantel, zum Teil mit semitischem Plaid, aber fast immer mit sumerischer Kappe): Sumerier und Semiten S. 64 ff. — Angabe der Chronik: King II p. 11; Dungi ist der einzige König der Dynastie, den sie erwähnt. — Liste von Patesis in Verbindung mit Monatsnamen: Radau,

Early Bab. Hist. p. 291 f. 299 ff.; zu den von ihm daran geknüpften Kombinationen über die Monate und die Länge des Jahres vgl. THUREAU-DANGIN, Z. Ass. XV 409 ff. Der erste und sechste Monat haben keinen Patesi. Von den durch ihre Inschriften bekannten Patesis gehören in die Zeit des Reichs von Sumer und Akkad: die schon erwähnten von Lagaš (§ 411 A.); unter Gimilsin ist dann der Patesi Aradnannar von Lagaš zugleich Kommandant oder Patesi zahlreicher anderer Orte und Völkerschaften: TH.-D. S. 148; — Chašchamer von Iškunsin (unbek. Ort): Siegel bei TH.-D. S. 188 n, unter Urengur; — die Patesis von Nippur unter Dungi TH.-D. S. 196 a′, und von dem Ort Dingir-babbar (-šamaš?) no. d′; — von Ur unter Gimilsin TH.-D. S. 200 c; — Idin-ilu von Kisurra (Ziegel aus Abuhatab, vgl. § 385 A., semitische Inschrift) TH.-D. S. 152, Mitteil. D. Orientges. 15, 13, der in dieselbe Zeit gehören wird wie die Ziegel Pursins aus Abuhatab ib. 17, 15; — die Ziegelinschriften und Siegel von 5 Patesis von Tupliaš (früher Umliaš gelesen, geschr. Ašnunnak, vgl. § 434; nach SCHEIL, Rec. 19, 55 in der Nähe von Nippur, aber wahrscheinlich östlich vom Tigris, nahe der elamitischen Grenze, vgl. JENSEN, Z. Ass. XV 219 ff.): TH.-D. S. 174. RADAU, Early Bab. Hist. p. 433 f. Déleg. en Perse, Textes élam.-sém. III p. 12 f. (dazu die von den Elamiten fortgeschleppte Statue pl. 3). — Die angeblichen Patesis von Eridu (SMITH, TrSBA. I 32) sind Herrscher von Susa (TH.-D. S. 176 no. 1 a; 182 no. 4 a). — Die Wendung Urengurs in einer Inschrift von Tello (TH.-D. S. 188 i): „wer mit Sin wandelt (?), sei es ein König, sei es ein Patesi, sei es ein Mensch, der [einen Namen trägt; so bei Chammurabi, der in seinem Gesetz 26, 40 ff. diese Wendung wiederholt], stelle den Tempel Sins wieder her!“, charakterisiert die jetzige Stellung der Patesis.

414. Von Urengurs Kriegen haben wir keine Kunde; von Dungis Feldzügen dagegen ist in den Jahrnamen aus der zweiten Hälfte seiner Regierung, vom 34. Jahr an (2253 v. Chr.), vielfach die Rede, ebenso bei seinen Nachfolgern. Die vorhergehenden Jahre dagegen sind sämtlich nach friedlichen, religiösen Ereignissen benannt; so kann man vermuten, daß er zunächst sein Reich im Innern ausgebaut und dann erst erobernd um sich gegriffen hat. Vor allem die Gebirgsstämme im Osten machten ihm fortwährend zu schaffen; neunmal ist er gegen Simuru und Lulubu ausgezogen. Auch mit den Elamiten hat er Kriege geführt, ebenso wie Gudea; Anšan steht unter einem Patesi, wie die Städte von Sinear. Ein Jahr ist danach benannt, daß derselbe die Tochter Dungis

heiratet; aber vier Jahre darauf hat dieser Anšan verwüstet, und in Susa haben er und seine Nachfolger Tempel gebaut. Auch von den anderen Orten, die bekämpft werden, sind manche wohl hier im Osten, andere dagegen in Mesopotamien zu suchen. Denn die Herrschaft über dies Gebiet und über die Landschaften am Tigris, die unter Patesis stehenden Fürstentümer Charši oder Churšitu am ʿAdêm, das benachbarte Madqa mit seinen Naphthaquellen, Kimaš u. a. ist von den Königen von Sumer und Akkad behauptet oder wiedergewonnen, und ebenso wohl zweifellos die über die Amoriter, wenngleich in unserem über die Maßen dürftigen Material kein Zeugnis dafür vorliegt. Nur so erklärt sich ebensowohl der tiefgreifende Einfluß Sinears auf die Kultur dieser Gebiete, wie das ununterbrochene Einströmen semitischer und speziell amoritischer Bevölkerung mit ihren Göttern in die sumerischen Städte. Es ist sehr wohl möglich, daß das Heer der Könige bereits großenteils aus diesen Stämmen geworben wurde, wie bei den Aegyptern seit alters aus Nubiern, später daneben aus Libyern und Asiaten. Die Dynastie von Ur regierte zur Zeit des Tiefstandes der Pharaonenmacht unter den Herakleopoliten; so wird es zu einem Zusammenstoß mit diesen kaum gekommen sein. — Durch seine Erfolge hat Dungi es den Königen von Akkad gleich getan. Schon früh hat er wie Naramsin seinem Namen das Gotteszeichen vorgesetzt, das bei Urengur niemals vorkommt; und etwa seit der Mitte seiner Regierung hat er den Titel eines Königs von Sumer und Akkad aufgegeben und sich statt dessen „der starke Krieger, König von Ur, König der vier Weltteile" genannt. Er nimmt also, wie die Könige von Akkad, sowohl die Weltherrschaft wie die göttliche Verehrung in Anspruch: er hat sich einen Priester mit dem Titel eines Patesi bestellt, einen Tempel gebaut, und den 7. Monat nach dem Fest benannt, das ihm als Gott gefeiert wurde.

Die in den Datenlisten Dungis und seiner Nachfolger genannten bekriegten Gebiete sind nach der Liste Thureau-Dangins S. 229 ff. (nebst den Anmerkungen — seine von mir beibehaltenen Jahrzahlen sind bei

Dungi durchweg um 12 zu erhöhen): Anšan: Dungi J. 28 u. 32; Patesis von Susa aus dieser Zeit: Th.-D. S. 177 Anm. 3, 3. — Ganchar (Karchar?) Dungi J. 22 u. 29, vgl. 43 Anm. (unter Gimilsin ist der Patesi von Lagaš zugleich Patesi von Ganchar u. a. Th.-D. S. 150); ein Siegel seines Königs Kisâri (semitisch?): Th.-D. S. 174, vgl. § 432. — Simuru und Lulubu: Dungi J. 23. 24. 30. 42. 43. Pursin 2. Ibisin S. 236 n. — Charši Dungi J. 25, in J. 46 mit Kimaš und Chumurti (beide auch J. 44) verbunden. Siegel des Chunini, Patesi von Kimaš und Kommandant von Madqa Th.-D. S. 176. Beide auch bei Gudea als gebirgige Landschaften: Kimaš mit Kupfer, Madqa, an einem Fluß, mit Asphalt (Statue B 6, 21 ff. 51 ff. Cyl. A 16, 9, 15); also wohl die Naphthaquellen von Ṭûz Churmatly an den östlichen Zuflüssen des ʿAḍêm, oder auch die weiter westlich bei Kerkûk gelegenen, s. Strabo XVI 1, 4. Curt. V 1, 16. Herzfeld, Unters. über die Topographie der Landschaft am Tigris, in Memnon I 1907, S. 129. Dann wird Charši mit Churšitu am ʿAḍêm (Ziegel seines Königs Puchia mit semitischer Aufschrift, Scheil, Rec. 16, 186. 19, 61. Th.-D. S. 172) identisch sein; vgl. § 432. — Šašru: Dungi J. 40. — Urbillu: Dungi J. 43. Pursin J. 2. — Chuchunuri: Pursin J. 7. — Simanu: Gimilsin J. 3. — Zabšali: Gimilsin J. 7, vgl. S. 235 m, wo der Patesi eine Tochter des Königs heiratet. — Der Stein mit der semitischen Inschrift Dungis über den Nergaltempel in Kutha ist in Ninive gefunden, aber offenbar hierher (von den Assyrern?) verschleppt: Schrader, ZDMG. 29, 37. Amiaud, Z. Assyr. III 94. Th.-D. S. 190 g. — Der Tempel Dungis wird in einer Urkunde über Lieferungen bei Radau, Early Bab. Hist. p. 363 erwähnt, die Einsetzung seines Priesters in dem Jahrdatum ib. p. 420 = Th.-D. S. 235 h, sein Patesi in der Monatsliste § 413 A. Über die göttliche Verehrung der Könige: Thureau-Dangin, Rec. 19, 185 f.; seitdem ist das Material bedeutend vermehrt.

415. Auf Dungi sind noch drei weitere Könige in regelmäßiger Erbfolge gefolgt, Pursin (9 J. 2228—2220), Gimilsin (7 J. 2219—2213) und Ibisin (25 J. 2212—2188). Sie haben alle drei semitische, mit dem Namen des Gottes von Ur gebildete Namen, ein drastischer Beweis, wie stark der semitische Einfluß geworden ist. Wie Dungi in seiner späteren Zeit führen sie durchweg nur den Titel „der starke Held, König von Ur, König der vier Weltteile“, und schreiben sich mit dem Gotteszeichen. Pursin rühmt, wie die alten Könige des Landes, daß „von Ellil in Nippur sein Name ausgesprochen“ sei, d. h. daß dieser ihn durch sein Orakel zum König erhoben habe; zugleich aber nennt er sich in Ur

den geliebten Sohn des Sin und den Sonnengott seines Landes, Gimilsin den Geliebten der Anunit; der Patesi von Ur und der von Lagaš erbauen ihm einen Tempel, und seine Kultstatuen stehen in den Tempeln des Ningirsu und der Bau von Lagaš. Pursin hat in Ur, Eridu, Nippur, Kisalla (Abu Hatab), Gimilsin in Ur Tempel gebaut; seine Jahrdaten erwähnen außerdem die Erbauung „der Amoritermauer", vermutlich doch eines Bollwerks zur Abwehr ihrer Angriffe. Das läßt auf eine Erschütterung der Macht des Reichs schließen, der freilich erfolgreiche Kriege gegenübergestanden haben mögen; doch läßt sich von der Geschichte dieser Herrscher, trotz der zahlreichen aus ihrer Zeit erhaltenen Urkunden über Lieferungen an den Hof und die Tempel und über Geschäfte aller Art, in keiner Weise ein anschauliches Bild gewinnen.

Für Gimilsin gibt die Königsliste aus Nippur (§ 412 A.) 7 Jahre, während in den Urkunden 9 Jahrnamen erhalten sind (Th.-D. S. 234). Vielleicht sind einige von diesen zu identifizieren; möglich ist aber natürlich auch, daß in der Königsliste ein Fehler vorliegt. Alsdann wären alle vorhergehenden Daten um 2 Jahre zu erhöhen.

Dynastien von Isin und von Larsa. Auflösung des Reichs

416. Um das Jahr 2188 ist das Reich von Ur nach einem Bestand von 117 Jahren einer Umwälzung erlegen. Es folgt nicht nur eine neue Dynastie, sondern an die Stelle von Ur tritt eine neue Königsstadt, Isin, gleichfalls im südlichen Teile Sinears gelegen — der Tell, der zweifellos seine Trümmer bedeckt, ist freilich noch nicht identifiziert worden. Wie es scheint, hat ein Erfolg der Elamiten den Fall des Reichs von Ur herbeigeführt: nach der Angabe eines Omentextes ist Ibisin, der letzte König von Ur, in die Gefangenschaft der Elamiten geraten. Wahrscheinlich darf dieser Krieg mit den Nachrichten kombiniert werden, die wir über einen Einbruch der Elamiten unter Kudurnachundi und die Ausplünderung der Tempel des Landes besitzen (§ 435). Von

dem neuen Reich von Isin haben wir nur ganz dürftige Kunde; gerade von seinem Begründer Isbi-ura und von seinen beiden Nachfolgern sind kaum irgendwelche urkundliche Erwähnungen erhalten, obwohl sie zusammen 65 Jahre regierten; und auch von den folgenden Königen sind die Denkmäler äußerst spärlich, im Gegensatz zu den verhältnismäßig zahlreichen der Dynastie von Ur. Das weist auf einen starken Niedergang an Macht hin; und das wird durch die Königstitel bestätigt. Zwar behalten auch die Könige von Isin das Gotteszeichen vor ihrem Namen bei, aber keiner nennt sich mehr „König der vier Weltteile“, sondern sie begnügen sich wieder wie Urengur mit dem Titel „König von Sumer und Akkad“. Dem sind durchweg weitere Bezeichnungen beigefügt, die sie zu den wichtigsten Städten und Heiligtümern von Sumer in nähere Beziehung setzten: Schirmer, Pfleger, Herr von Ur, Eridu, Uruk, und an erster Stelle „der fromme Hirte von Nippur“. Sie besaßen also die Anerkennung Ellils; aber die Herrschaft über die auswärtigen Provinzen haben sie offenbar verloren. Wie Elam seine Unabhängigkeit wieder gewann und erfolgreich verteidigte, werden auch die Amoriter und die Stämme Mesopotamiens die Herrschaft der sumerischen Könige abgeschüttelt haben; und wahrscheinlich hat es auch an neuen amoritischen Invasionen nicht gefehlt. Vermutlich ist Sinear in diesen Zeiten von beiden Seiten her wiederholt heimgesucht worden; vielleicht fällt die Ausplünderung des Tempels von Nippur und die Zerstörung der Weihgeschenke der alten Könige, deren Steinbecher und Schalen zerschmettert sind, in diese Zeit. Sogar die Dynastie von Isin ist vielleicht amoritischen Ursprungs. Denn während die Könige durchweg sumerisch schreiben und die Traditionen der Dynastie von Ur fortsetzen, tragen sie sämtlich nicht nur semitische Namen, wie schon die Nachfolger Dungis, sondern die des dritten und vierten Herrschers, die mit dem Namen des Gottes Dagan (§ 396) gebildet sind, Idin-dagan und Išme-dagan, scheinen spezifisch amoritisch zu sein. So waren die Könige vielleicht erfolgreiche amoritische Söldnerführer, die sich in

den Nöten der Elamiteninvasion zu Herren des Reichs gemacht haben, wie die Germanen im Römerreich und die türkischen Dynastien im Islâm. Den sumerischen Charakter des Reichs haben sie dabei nicht geändert, weil sie nicht wie die Akkadier Sargons die Träger einer andersartigen, überlegenen Kultur gewesen sind.

Ibisins Gefangennahme: Meissner, Orientalist. Lit.-Z. X 114, 1 nach Boissier, Divin. II 64. — Die sehr dürftigen Dokumente (Th.-D. S. 204 ff.) gestatteten eine Herstellung der Dynastie nicht; hier hat erst die Hilprechtsche Königsliste (§ 412 A.) Aufschluß gebracht. — Der erste König Išbi-ura (gebildet mit Ura, Beiname des Nergal von Kutha) findet sich IV R 35, 7 Zl. 8, der dritte Idindagan in einem Texte aus Sippara Scheil, Rec. 16, 187 f. Radau, Early Bab. Hist. 232, der vierte Išmedagan auf Ziegeln aus Ur (I R 2, 5, 1 u. 2), der fünfte Libit-ištar I R 3, 18 (oft fälschlich Libit-anunit gelesen) auf einem Tonnagel unbekannter Herkunft. Ob in der Tafel Cun. Texts IV 22 von seiner Besiegung durch die Amoriter die Rede ist (so Ranke, Orientalist. Lit.-Z. X 112. Meissner ib. 114), ist sehr fraglich, s. Lindl ib. 387 f. — Urkunden sind bis jetzt nur aus Nippur aus der Zeit der späteren Könige der Dynastie bekannt: Hilprecht, Bab. Exped. XX 1 p. 49 f. Z. Ass. XXI 26 f., und sonst ganz vereinzelt. — Über die Plünderung von Nippur vgl. Hilprecht, Bab. Exped. XX 1, 54.

417. Die Aufzählung der Hauptstädte des Südens in der Königstitulatur legt den Verdacht nahe, daß die Dynastie auch nicht mehr über ganz Sinear gebot; und alsbald treten uns weitere Beweise für die Auflösung des Reichs entgegen. Auf Išmedagan (2124—2105) ist in Isin sein Sohn Libit-ištar (2104—2094) gefolgt. Aber Enannatum, ein anderer Sohn des Išmedagan, Königs von Sumer und Akkad, der sich Priester des Sin von Ur nennt, hat „für das Leben des Gungunu, des starken Helden, Königs von Ur", dem Sin hier einen Tempel gebaut — er steht also unter der Oberherrschaft dieses Königs, und ebenso die Stadt Ur selbst, obwohl nicht nur Išmedagan, sondern auch dessen Nachfolger Libit-ištar sich der Sorge für Ur rühmen. Gungunu hat auch den Titel eines Königs von Sumer und Akkad angenommen; der eigentliche Sitz seiner Herrschaft aber war das weiter aufwärts an einem Stromarme gelegene Larsa, dessen Mauer er neu gebaut hat. Sie erhält

den bezeichnenden Namen „der Sonnengott (der Stadtgott von Larsa) ist der Besieger der Feinde“, mit deutlichem Hinweis auf die Kämpfe, durch die er die Herrschaft gewonnen hat. An ihn schließen sich mehrere Herrscher, welche sich Könige (oder Pfleger u. ä.) von Ur und meist auch Könige von Larsa nennen. — Dies Reich von Larsa ist gegen 2100 v. Chr. entstanden; dadurch wird Sinear in zwei sumerische Staaten zerrissen. Denn auch Isin hat sich selbständig behauptet; auf Libit-ištar folgt hier um 2093 ein neues von Amel-ninib (Ur-ninib) begründetes Herrscherhaus. Er hat den Tempel von Nippur wieder einmal neu aufgebaut, sein Sohn Pursin II. (2065—2045) sein Werk fortgesetzt. In ihren Titeln nennen beide außerdem als die Städte ihrer Fürsorge Ur, Eridu, Uruk und Isin. Ihr Reich hat also noch den Hauptteil Sinears umfaßt, während das Reich von Larsa sich im wesentlichen auf diese Stadt und ihre Nachbarschaft (dazu vielleicht Lagaš) beschränkt haben wird. Westlich von Larsa gehörte Uruk zum Reich von Isin, während Ur (und wohl auch Eridu) zwischen beiden Staaten streitig gewesen zu sein scheint — undenkbar wäre es nicht, daß man sich zeitweilig auch friedlich in die Herrschaft über dasselbe geteilt hat. Als der alte Königssitz des Reichs von Sumer und Akkad erfreut sich Ur und sein Mondgott noch eines hohen Ansehens; in Larsa wird daher der hier verehrte Sonnengott zum Sohn des Sin, der selbst wieder ein Sohn des die Krone vergebenden Ellil von Nippur des Herrn der Länder ist.

Gungunu und die übrigen Könige von Larsa: Th.-D. S. 206 ff. Die vollständige Liste der Dynastie läßt sich nicht herstellen, und im einzelnen ist hier überhaupt noch vieles dunkel. Aus der Zeit des Nûr-adad und Siniddinam besitzen wir wieder je eine datierte Urkunde [ferner eine von Gungunu] aus Tell Sifr bei Senkere (Larsa), an die sich die aus der Zeit des Rimsin, Chammurabi und Samsuiluna unmittelbar anschließen. Sie sind von Strassmaier, Abh. Berl. Orient. Kongr. I unter dem falschen Namen Urkunden von Warka publiziert; vgl. Meissner, Beitr. zum altbabyl. Privatrecht 1 ff. Lindl, Beitr. zur Assyr. IV 382 ff. Die Daten bei Th.-D. S. 236. — Zur Dynastie von Larsa gehört vielleicht Sumuilu, „König von Ur“, für dessen Leben ein

Priester in Lagaš die Figur eines Hundes aus schwarzem Steatit geweiht hat: Heuzey, Monum. et Mém. de l'Ac. des Inscr. (Fondation Piot) XII, 1905, vgl. Thureau-Dangin, Rev. d'Ass. VI 69; Königsinschriften S. 208. — Amel-ninib (da alle diese Könige semitische Namen tragen, kann er kaum sumerisch Ur-ninib geheißen haben) und Pursin II.: Th.-D. S. 209.

418. Auf Pursin II. sind seine beiden Söhne gefolgt. Der jüngere trägt wahrscheinlich den Namen Ura-imitti. Von ihm erzählt die Epitome der babylonischen Chronik eine Sage, nach der sein Gärtner Ellilbâni ihm gefolgt sei. Ellilbâni ist in der Tat nach einer kurzen Zwischenregierung eines Usurpators auf Uraimitti gefolgt, und hat 24 Jahre lang regiert (2031—2009). Dann folgen drei weitere Usurpatoren mit kurzen Regierungen; erst mit Sinmagir (1996—1986) scheinen festere Zustände wiedergekehrt zu sein. — Inzwischen hatte sich aber um das Jahr 2060, wenige Jahrzehnte nach der Entstehung des Reichs von Larsa, im Norden, in Babylon, eine amoritische Dynastie festgesetzt, die alsbald um sich zu greifen begann; ihre Geschichte und Kämpfe mit den sumerischen Staaten werden wir später kennen lernen (§ 436 f.). Auch die Herrschaft über Uruk ging verloren; wenigstens kennen wir zwei Könige, Singašid und Singamil, die sich „Könige von Uruk“ nennen — der erstere daneben „König von Amnanu“, das doch wohl ein benachbarter Distrikt gewesen sein muß — und in Uruk Tempel und einen Palast gebaut haben; sie können kaum in eine andere Zeit gesetzt werden. Eine andere Steintafel rühmt einen Beamten von Uruk, der die Stadtmauer, „den alten Bau des Gilgameš“, wiederhergestellt habe. — Im Reiche von Larsa wird es nicht besser ausgesehen haben. Der wahrscheinlich letzte König des Reichs, Sin-idinam, Sohn des Nûr-adad, der wieder den Titel eines „Pflegers von Ur, Königs von Larsa, Königs von Sumer und Akkad“ trägt, rühmt sich, den Thron von Larsa gefestigt, alle Feinde geschlagen, die alten Satzungen der die Erde beherrschenden Anunnaki (§ 371) wiederhergestellt zu haben. Er hat das Tigrisbett neu reguliert, in Larsa und,

wie sein Vater, in Ur Tempel gebaut, und „um den Wohnstätten in seinem Lande Ruhe und Sicherheit zu schaffen“, eine große Festung angelegt. Gerade diese Ruhmestitel zeigen freilich, wie wenig gefestigt und umfassend seine Macht gewesen ist. Eben in diese Zeit wird ein neuer großer Einfall der Elamiten fallen, die sich des Königtums von Larsa bemächtigten (§ 440 ff.). Das Reich von Isin hat diese Nöte noch überstanden; ja eben dadurch haben Sinmagir und sein Sohn Damiq-ilišu (1985—1963) wahrscheinlich selbst die Anerkennung ihrer Oberhoheit im Reiche von Babel erlangt (§ 443). Aber bald darauf ist erst Uruk, dann im Jahre 1962 Isin dem Angriff des elamitischen Königs Rimsin von Larsa erlegen, und wieder drei Jahrzehnte später im Jahre 1928 hat Chammurabi von Babel dem Reich von Larsa eine Ende gemacht und die Lande von Sumer und Akkad aufs neue unter seiner Herrschaft geeinigt.

Uraimitti und Ellilbâni (bei King fälschlich Belibni): King, Chronicles II 12 f. 15 f. Eine hübsche Deutung des dunklen Textes gibt Poebel, Z. Ass. 21, 164. Die Sage ist den Griechen bekannt geworden, aber auf die Assyrer (Beleûs S. d. Derketadas und sein Gärtner Beletaras) übertragen: Agathias II 25 (daraus Sync. p. 676). Daß sie in Wirklichkeit in die Zeit der Könige von Isin gehört, zeigt Hilprecht, Z. Ass. XXI 20 ff., der ihre Namen in Urkunden nachweist. Daten des Ellilbâni Scheil, Rec. 19, 59, seines Nachfolgers Zambia Hilprecht l. c. S. 29 (Orient. Lit.-Z. X 385), des Sin-ikiša (wahrscheinlich vor Ellilbani, reg. 6 Mte.) Poebel, Orient. Lit.-Z. X 461. — Sinmagir von Isin auf einem „Tonpilz“ aus Babel [wo er also doch wohl gebaut hat]: Weissbach, Babylon. Miszellen S. 1. Th.-D. S. 204. Tafel mit Datum des Damiq-ilišu aus Sippara: Scheil, Rec. 23, 93 [von ihm irrtümlich der 2. Dynastie von Babel zugewiesen], ferner aus Nippur Hilprecht, Babyl. Exped. XXI 49 f. Nach Hilprechts Deutung des Datums in Anm. 5 hat er gleichfalls in Babel gebaut. — Könige von Uruk: Th.-D. S. 220 f., der S. 238, wenn auch zweifelnd, auch die Daten des Anam und Aradšagšag (?) bei Scheil, Orient. Lit.-Z. VIII 351, hierher setzt [ebenso vielleicht Sin-eribam Scheil, Orient. Lit.-Z. VIII 350?]. Ammanu taucht seltsamer Weise in der Titulatur des Šamaššumukin wieder auf: Keilinschr. Bibl. III 1, 198. Lehmann, Šamaššumukin S. 40. 75. — Nûr-adad (bei Th.-D. Nur-immer) und Sin-idinam von Larsa: Th.-D. S. 208 f. — Ich lasse jetzt eine Übersicht der Könige seit Sargon

Übersicht der Könige seit Sargon

Reich von Akkad			Patesis von Lagaš
Sargon, S. des Datiellil, um 2500			Lugalušumgal, Ur-e, Urbabbar, Lugalbur
Naramsin um 2470			
Könige von Kiš?			Bašamama, Ugme, Urmama
Maništusu			Engilsa, Urukagina[1])
Urumuš			Urbau, um 2400
			Urgar und Nammachni
Könige von Sumer und Akkad			Kaazag, Galubau, Galugula, Urninsun
			Gudea, um 2340
Dynastie von Ur			Urningirsu
Urengur	18 J.	= 2304—2287	Urabba
Dungi, s. Sohn	58 „	= 2286—2229	Galukazal, Galuandul, Urlama I., Alla
Pursin I., s. Sohn	9 „	= 2228—2220	Urlama II. (schon unter Dungi), x-kam
Gimilsin, s. Sohn	7 „	= 2219—2213	Aradnannar (schon im 9. J. Pursins, noch unter Ibisin)
Ibisin, s. Sohn	25 „	= 2212—2188	
Sa. 5 Könige	117 J.		

Dynastie von Isin			Könige von Ur und Larsa	Erste Dynastie von Babel		
Išbi-ura	32 J.	= 2187—2156				
Gimil-ilišu, s. Sohn .	10 „	= 2155—2146				
Idindagan, s. Sohn .	21 „	= 2145—2125				
Išmedagan, s. Sohn .	20 „	= 2124—2105				
Libit-ištar, s. Sohn .	11 „	= 2104—2094 .	Gungunu			
Amel-ninib	28 „	= 2093—2066	Sumuilu ?			
Pursin II., s. Sohn .	21 „	= 2065—2045		Sumuabu . .	14 J.	= 2060—2047
Iter-kaša, s, Sohn .	5 „	= 2044—2040				
Ura-imitti, s. Bruder	7 „	= 2039—2033	Nûr-adad	Sumulailu . .	36 „	= 2046—2011
Sin-ikišam ? . . .	— „ 6 M.	= 2032	Sin-idinam, s. Sohn			
Ellilbâni	24 „	= 2032—2009				
Zambia	3 „	= 2008—2006	Einfall des Kudurmabuk von Elam	Ṣabu	14 „	= 2010—1997
x	5 „	= 2005—2001				
Ea-x	4 „	= 2000—1997				
Sinmagir	11 „	= 1996—1986	Aradsin, s. Sohn	Apilsin . . .	18 „	= 1996—1979
Damiq-ilisu, s. Sohn	23 „	= 1985—1963	Rimsin, s. Bruder, seit ca. 1970	Sinmuballiṭ . .	20 „	= 1978—1959
Sa. 16 Könige	225 J. 6 M.		1962 Eroberung von Isin	Chammurabi .	43 „	= 1958—1916
				1928 Besiegung Rimsins		

[1]) Siehe §§ 407 A. 408 A.

und der Patesis von Lagaš folgen. Für die Nachfolger Gudeas s. Th.-D. S. 148 und die Daten S. 228 ff. Nach Aradnannar sind weitere Patesis von Lagaš nicht bekannt. Die Daten sind natürlich auch für die Könige von Sumer und Akkad durchweg nur annähernd genau; sie beruhen auf dem Ansatz des Anfangs der 1. Dynastie von Babel auf 2060 v. Chr. (§ 327) und der Annahme, daß die Einnahme von Isin im 17. Jahre des Sinmuballiț mit der Eroberung Isins durch Rimsin identisch ist und das Ende der Dynastie von Isin bezeichnet (§§ 329. 443); wenn man die Gleichsetzung verwirft, würden die Daten für die Reiche von Sumer und Akkad (aber nicht für das Reich von Babel) um 2—3 Jahre hinaufzurücken sein.

Kulturelle Zustände. Die Kunst

419. Das Reich von Sumer und Akkad umfaßt ein Jahrhundert der Blüte unter kräftigen Herrschern und mehr als zwei Jahrhunderte der Zersetzung und langsamen Dahinsiechens, verbunden mit verheerenden Invasionen von außen. Das ist charakteristisch für die Entwicklung Sinears: niemals ist es hier gelungen, wie im Pharaonenreich, eine längere Epoche festgeordneten Regiments und innerer Einigung des Landes zu schaffen, und alle Staaten, die hier entstanden sind, tragen immer nur einen ephemeren Charakter. Daher ist denn auch die Kulturblüte trotz aller Bemühungen energischer Herrscher immer nur kurz gewesen; von großen und dauernden Schöpfungen hat das Land nur wenig aufzuweisen (vgl. § 453). Trotzdem ist die Zeit des Reichs von Sumer und Akkad, wenigstens unter der Dynastie von Ur, eine Glanzzeit Sinears gewesen, und lebt als solche in der Erinnerung weiter: die von ihm geschaffene Benennung des Reichs wird immer von neuem wieder hervorgesucht, die dominierende Stellung der alten sumerischen Kultursprache, wenn sie auch mit semitischen Elementen durchsetzt ist und in der Folgezeit bald ganz abstirbt, hat sich wenigstens auf religiösem Gebiete dauernd erhalten, die damals gebildeten Formen des Kultus, der religiösen Anschauungen und Mythen, auch die Formen der Bauten und der Kunst, in denen die altsumerischen Traditionen

mit den von den Akkadiern gegebenen neuen Anregungen durchtränkt und zu einer Einheit verschmolzen sind, sind für die Folgezeit bis zum Untergang der einheimischen Kultur die herrschenden geblieben.

420. Aber für uns sind die drei Jahrhunderte des Reichs fast völlig leer. An größeren Denkmälern hat es, so weit die bisherigen Funde reichen, nur die mächtigen Tempeltürme mit ihren Höfen hinterlassen, und es ist fraglich, ob neue Ausgrabungen z. B. in Ur oder Uruk wesentlich mehr bringen werden. Der Unterschied gegen das Reich von Akkad tritt bei ihnen charakteristisch in einem an sich ganz unwesentlichen Moment hervor: während die gewaltigen Ziegel Sargons und Naramsins einen imposanten Eindruck machen, sind die Dungis und seiner Nachfolger viel kleiner und unscheinbarer, und ebenso ihre Schriftzeichen. Das beruht auf technischen Gründen: man erkannte, daß die riesigen Dimensionen der älteren Zeit unnötig und lästig waren; aber es kann doch als ein Symbol dafür dienen, wie sehr das spätere Reich an frischer Kraft hinter dem älteren zurückstand. Denn hier hat sich nicht, wie bei den Schöpfungen der fünften Dynastie im Gegensatz zur vierten, gleichzeitig ein innerer Fortschritt vollzogen: neue Ideen hat das jüngere Reich nicht geschaffen, sondern es zehrt lediglich von dem aus dem älteren ererbten Gut. Freilich trifft es sich besonders ungünstig, daß wir nach den Denkmälern Gudeas kaum ein einziges größeres plastisches Monument, Relief oder Statue besitzen, das wir dieser Zeit zuweisen könnten; aber schwerlich ist die Plastik der folgenden Zeit über die Leistungen Gudeas hinausgekommen. In der Sauberkeit der Arbeit und der Beherrschung der Technik zeigen die letzteren einen Fortschritt über Naramsin hinaus; dafür tritt aber in der Rundplastik, im Gegensatz zum Relief, die alte sumerische Plumpheit oft noch sehr peinlich hervor (§ 410). Vom Reich von Sumer und Akkad sind, abgesehen von einigen Kleinfunden aus Tello — darunter dem hübschen, mit trefflicher Naturbeobachtung gearbeiteten kleinen Hund Sumuilus (§ 417 A.), der nur

dadurch häßlich entstellt ist, daß sein ganzer Rücken nach sumerischer Art mit Schriftzeichen bedeckt ist —, die Siegelcylinder die einzigen erhaltenen Kunstdenkmäler. Sie bilden die Ergänzung zu des Reliefs Gudeas; und man wird annehmen dürfen, daß sie vielfach auf plastische Vorbilder zurückgehen, die an den Wänden der Tempel aufgehängt waren. Sehr stark ist unter ihnen die Einführung des Besitzers des Siegels vor einen Hauptgott — vor allem Sin von Ur — durch seinen Schutzgott vertreten; daneben stehen mythologische Szenen, namentlich aus der Gilgamešsage, wie bei Sargon. Auch hier tritt die Befähigung zu größeren Kompositionen hervor, die vor allem in den mehrfach erhaltenen Darstellungen der Himmelfahrt Etanas (§ 375) bedeutende Kunstwerke geschaffen hat: die Auffahrt Etanas auf dem Rücken des Adlers ist in eine liebevoll ausgeführten Szene des täglichen Lebens hineingesetzt, die als Staffage dient: die Hirten, die ihre Herden aus den Hürden heraustreiben, und die Bäcker, die runde Kuchen backen, schauen erstaunt zu dem Wunder hinauf, und ebenso zwei große Hirtenhunde. Zugleich tritt auch hier die Neigung zu symmetrischem Aufbau hervor, die für die Kunst Sinears charakteristisch ist. In der Technik der Cylinder ist das kräftige, tief herausgearbeitete Relief, das die Schöpfungen der akkadischen Zeit auszeichnet, durch eine flachere Behandlung ersetzt; aber auch hier zeigt sich eine feine und saubere Arbeit, die wir auch für die Reliefs voraussetzen dürfen.

Die einzige mir bekannte Statue, die dieser Zeit angehören wird, ist der Torso eines Herrschers in sumerischem Mantel, mit Halsband, die Hände in einander gelegt (der Kopf fehlt), den Sutruknachunde aus Tupliaś nach Susa verschleppt hat: Déleg. en Perse VI (Textes élam.-sém. III) pl. 3. — Über die Cylinder s. § 405 A. Sumerier und Semiten S. 63 ff. Die meisten datierten Exemplare stammen aus der Zeit der Dynastie von Ur, dazu einer von Pursin II. von Isin. Etanamythus: Heuzey, Déc. pl. 30 bis, 13 und p. 299. Hermann, Orient. Lit.-Z. IX 477 ff. Am vortrefflichsten ist ein jetzt vom Berliner Museum erworbenes Exemplar, s. Amtl. Berichte aus den Kgl. Kunstsammlungen 1908, S. 233 f.

Soziale Verhältnisse. Recht und Wirtschaft

421. Im Gegensatz zu der Dürftigkeit der Kunstdenkmäler und ebenso der geschichtlichen Dokumente steht die reiche Fülle von Urkunden des wirtschaftlichen und Verkehrslebens, die sich aus dieser wie aus allen Epochen der Geschichte Sinears erhalten haben. Die Aufgabe, aus diesem Material ein volles Bild der sozialen Zustände und der sie beherrschenden rechtlichen Ordnungen zu gewinnen und in diesen womöglich das ursprünglich sumerische Gut vom semitischen zu scheiden, ist aber zur Zeit trotz mancher wertvoller Vorarbeiten noch nicht gelöst. Wenigstens in der späteren Zeit des Reichs von Sumer und Akkad scheinen solche Unterschiede, falls sie ursprünglich vorhanden waren, längst ausgeglichen zu sein; in Larsa und Uruk herrschen dieselben Ordnungen, die wir gleichzeitig im Reich von Babel antreffen. Alle Geschäfte werden vor Zeugen abgeschlossen und darüber eine Urkunde aufgenommen: das auf Ton geschriebene Dokument wird mit einer Hülle von Ton umschlossen und von den Zeugen versiegelt, und auf dieser Hülle wiederholt man den Text nochmals, um ihn ohne Verletzung des Originaldokuments jederzeit bequem lesen zu können. Bei jedem solchen Akt werden die Hauptgötter der Stadt und der König eidlich angerufen. Seit langem ist nicht nur das Gerichtsverfahren, sondern auch das materielle Recht in festen Sätzen, Rechtsbüchern, zusammengefaßt; es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem abschließenden Gesetzbuch Chammurabis vielfache Aufzeichnungen von Rechtssätzen vorangegangen sind, bis in die Zeiten der alten sumerischen Fürsten hinauf, von denen Urukagina von Lagaš bereits davon spricht, daß er die alten Ordnungen und das Wort des göttlichen Stadtkönigs Ningirsu, d. h. die auf diesen zurückgeführten Rechtssätze, wiederhergestellt habe. Wenn Sinidinam von Larsa (§ 418), der seinen Untertanen durch seine Kanal- und Festungsbauten Wohlstand und Sicherheit verschaffte, sich rühmt, er habe

die Beschlüsse der Anunnaki, der die Erde beherrschenden Mächte (§ 371), wiederhergestellt, so wird das auf eine ähnliche gesetzgeberische Tätigkeit anspielen. Um dieselbe Zeit berichtet Singašid von Uruk (§ 418) in einer Inschrift, er habe für Korn und Öl, Wolle und Kupfer ein Preismaximum eingeführt, ebenso wie Chammurabi die Preise für Arbeitslöhne, Miete u. ä. festsetzte. Ähnliche Verordnungen, Modifikationen des älteren Rechts, Versuche, das Verkehrsleben dauernd fest zu regulieren und den namentlich in Zeiten politischer Wirren unvermeidlichen starken Schwankungen der Preise zu entziehen, mögen oft genug vorgekommen sein, bis dann Chammurabis Kodifikation einen Abschluß gebracht hat.

Von den Arbeiten vor Auffindung des Gesetzbuchs Chammurabis ist grundlegend Br. Meissner, Beiträge zum altbabyl. Privatrecht, 1893 (auf Grund der Urkunden von Tell Sifr § 417 A., Sippara u. a.). Älter als Chammurabi sind jedenfalls die aus der Bibliothek Assurbanipals bekannten zweisprachigen sogenannten sumerischen Familiengesetze (abgedruckt z. B. bei Winckler, Gesetze Hammurabis S. 84; Kohler und Peiser, Hammurabis Gesetz 133); die Beantwortung der Frage, ob sie semitischen oder sumerischen Ursprungs sind, hängt vor allem davon ab, ob die durch gullubu ausgedrückte Handlung, durch die der widerspenstige Sohn das äußere Abzeichen des Sklavenstandes erhält (es wird ebenso im Gesetz Chammurabis und in zahlreichen Urkunden verwendet) „eine Marke einschneiden“ bedeutet, wie man jetzt wohl mit Recht fast allgemein übersetzt, oder „die Haare scheren“, wie früher übersetzt wurde und Schorr, Wiener Z. f. Kunde des Morgenl. XVIII 233, vertritt [vgl. Büchler ib. XIX 91 ff.]; in letzterem Falle wären sie sicher semitischen Ursprungs, da bei den Sumerern die Männer das Haupthaar abrasieren. — Die Bestimmungen Singašids: Th.-D. S. 222: 3 gur Korn, 12 Minen Wolle, 10 Minen Kupfer, 30 qa Öl sollen je für 1 Šeqel Silber verkauft werden. Danach hätte das Kupfer zum Silber damals im Verhältnis 600 : 1 gestanden. Vgl. eine ähnliche Angabe Samsiadads III. § 464 A.

422. Die Grundlage aller Lebensverhältnisse bilden die durch das Königtum und seine Beamten vertretenen festen Ordnungen des Staats. Von Blutsverbänden, Blutrache u. ä. findet sich in den Urkunden bei den Semiten so wenig eine Spur, wie bei den Sumerern (§ 366). Wohl aber bildet die Familie eine feste Einheit. Die Kinder und die Frau stehen

in der Gewalt des Hausherrn und können wegen schwerer Vergehungen, Verletzung der Pietät, Ehebruch u. ä. getötet (die Frauen in den Fluß geworfen) oder in die Knechtschaft verkauft werden, immer aber nur auf Grund eines geregelten Rechtsverfahrens — der Staat und seine soziale Ordnung, nicht aber der Blutsverband und die selbstherrliche Macht des Familienvaters sind durchweg die maßgebende Autorität. Die Ehe wird in der Form einer Kaufehe geschlossen, durch einen öffentlichen Akt, der die Mitgift festsetzt; die Frau bewahrt aber ihr eigenes Vermögensrecht. Der Mann kann sie jederzeit verstoßen, gegen Herausgabe der Mitgift und einer festgesetzten Entschädigung, während die Ehefrau nur dann ein Scheidungsrecht hat, wenn der Mann seine Pflichten gegen sie verletzt. Neben der einen Hauptfrau hat der wohlhabende Mann immer Nebenfrauen (ebenso wie bei den Israeliten und anderen semitischen Stämmen), deren Kinder Erbrecht haben, ferner Kebsweiber aus dem Sklavenstande, deren Kinder an sich unfrei sind, aber legitimiert werden und Erbrecht gewinnen können. Daneben ist die Adoption, gleichfalls durch einen vor Zeugen aufgenommenen Akt, ganz gewöhnlich, namentlich von Kindern niederer Herkunft, auch Sklaven; dadurch gewinnt der Hausvater oder die Hausfrau zugleich dienende Arbeitskräfte, die durch ein Pietätsverhältnis an sie gefesselt werden. — Als die höhere soziale Einheit erscheint durchweg die Ortschaft, der Verband der Zusammenwohnenden. Ihre Götter werden neben dem König angerufen, die Zeugen sind die „Ältesten“ (šibûti) der Ortschaft; bei Chammurabi findet sich, wie unter gleichartigen Kulturverhältnissen vielfach auch noch gegenwärtig, z. B. bei Raub oder bei Lösung von Gefangenen, eine Haftpflicht der Ortschaft als Ganzes und ihres Vorstehers oder auch ihres Tempelguts. Wie dieser Vorsteher und ebenso der Richter bestellt wird, ob vom Herrscher ernannt oder etwa von der Gemeinde gewählt, vielleicht mit einem Vorrecht bestimmter Familien, wissen wir nicht. Das ganze Land ist, ähnlich wie das Niltal, mit solchen Ortschaften bedeckt, die sich

wieder um die Hauptstädte der einzelnen Bezirke mit ihren Heiligtümern gruppieren. Einen großen Umfang freilich hat, wie die aufgedeckten Ruinen zeigen, keine dieser Städte gehabt — Riesenstädte wie Babel gehören erst einer weit späteren Zeit an —; großenteils lebte die Bevölkerung wohl in den offenen Ortschaften vor den Toren des befestigten politischen und religiösen Zentrums ihres Bezirks.

Unbedenklich habe ich das Gesetzbuch Chammurabis bereits hier benutzt, da die Urkunden (namentlich auch die zahlreichen aus der Zeit seiner Vorgänger in Babel) deutlich zeigen, daß seine Rechtssätze nicht etwas Neues sind, sondern das bestehende Recht abschließend zusammenfassen, wenn auch zweifellos mit vielen Modifikationen im einzelnen. Die Abgrenzung dessen, was bei ihm individuell und Neuerung, was altes Herkommen ist, erfordert noch eindringende Untersuchungen (vgl. z. B. Br. Meissner, Theorie und Praxis im altbab. Recht, Assyriol. Studien III 25 ff., in Mitt. Vorderas. Ges. 1905, der aber oft die einzelnen Fälle nicht juristisch scharf faßt und daher zu falschen Folgerungen gelangt; vgl. dagegen D. H. Müller, Semitica I S. 19 ff. Ber. Wien Ak. 1906, sowie Schorr, Das Gesetzbuch Ḫammurabis und die zeitgenössische Rechtspraxis, Bull. de l'ac. de Cracovie Juli 1907); für uns kommt es aber hier nicht auf die Einzelbestimmungen, sondern auf die ihnen zu Grunde liegenden Zustände an. — Die „Ältesten" als Verwaltungsbehörde von Sippara, gegen die beim König (Zeit Chammurabis) Klage geführt wird, auch in dem von Schorr, Wiener Z. für Kunde des Morgenl. XX 119 übersetzten Text.

423. Innerhalb der Bevölkerung sind die besitzenden Stände, die „Söhne eines Mannes", geschieden von den „Armen", die selbst arbeiten müssen. Für diese sind die Bußsätze weit geringer: wenn z. B. der „Sohn eines Mannes" einen gleichstehenden schlägt, hat er nach Chammurabis Gesetz eine Mine zu zahlen, der Arme dagegen, der den Armen schlägt, nur ein Sechstel derselben, und während bei Körperverletzungen bei jenen volle Talion gilt, Auge um Auge, Zahn um Zahn, wird sie bei diesen mit Geld abgekauft, bei Sklaven die Hälfte ihres Preises gezahlt. Wie weit die „Armen" in einem Hörigkeitsverhältnis stehen, ist nicht klar; sehr auffallend ist, daß auch sie nicht nur Vieh (Rinder,

Esel, Schafe, Schweine) und einen Kahn, der hier wie im Niltal das gewöhnlichste Transportmittel bildet, sondern auch Sklaven besitzen können. Die Sklaverei ist überhaupt in Sinear sehr entwickelt; das Menschenmaterial rekrutiert sich teils aus den Nachbarstämmen (z. B. Subariern und „hellfarbigen“ Gutaeern), teils aus freiwilligem oder als Strafe verhängtem Verkauf in die Knechtschaft, teils durch Inzucht. Neben persönlichen Diensten sind die Sklaven für den Wirtschaftsbetrieb als Arbeitskräfte unentbehrlich. Wenn sie auch zunächst nur als Sache gelten, so stehen doch auch sie unter dem Schutz des öffentlichen Rechts, das z. B. allein die Todesstrafe über sie verhängen kann; und sehr gewöhnlich ist es, daß sie durch Freikaufung oder Freilassung die Freiheit erlangen, namentlich durch Adoption, aber auch durch Schenkung des Sklaven an die Gottheit — in der Form, die später in Griechenland die herrschende geworden ist —, wobei ihm dann noch besondere Dienstverpflichtungen gegen den Freilasser auferlegt werden können. Neben den Sklaven werden freie Arbeiter verwendet, die ihre Arbeitskraft einem Herrn auf bestimmte Zeit gegen Lohn und Kostgeld vermieten; und ebenso werden die Sklaven auf wenige Tage zu bestimmten Arbeiten, z. B. für die Ernte, oder auch auf Monate oder ein ganzes Jahr vermietet. — Aus der übrigen Bevölkerung heben sich zwei Gruppen scharf hervor: der Hof (ekal „Palast“) und der Gott, d. i. der Tempel, beide mit großem Grundbesitz und reichem Vermögen, die zahlreiche Beamte, Diener, Priester beschäftigen und ernähren. Beide Gruppen genießen besondere Privilegien und stehen unter erhöhtem rechtlichem Schutz. An den Hof schließen sich dann die Beamten und die Truppen des Königs an, für die wieder besondere rechtliche Ordnungen gelten (§ 449). Im Wirtschaftsleben spielen die Tempel eine sehr große Rolle, entsprechend dem religiösen Charakter der alten sumerischen Staaten, der auch auf die semitischen übergegangen ist. Es scheint, daß ein großer Teil des Grund und Bodens ihnen gehörte; und ihre reichen Einkünfte ermöglichen es den Tempeln und den einzelnen Priestern und

Priesterinnen, am Erwerbsleben regen Anteil zu nehmen: vor allem scheint das Geldgeschäft, die Darlehen und Vorschüsse, größtenteils in ihren Händen konzentriert gewesen zu sein. Damit hängt es zusammen, daß die Geschäftsurkunden meist in den Tempeln deponiert werden; vielleicht ist auch die Rechtssprechung wenigstens teilweise mit ihnen verbunden. Sehr gewöhnlich sind Geschenke an die Götter, vor allem auch von Hierodulen (nicht selten den eigenen Töchtern des Schenkenden), die der religiösen Prostitution (§ 373) dienten, aber zugleich sozial eine privilegierte Stellung einnahmen.

Die Stellung des muškênu (so Zimmern; ideogr. maš-en-kak), des „Armen" (oft mit Freigelassener, Ministerialer, Höriger u. ä. übersetzt), im Gesetz Chammurabis ist noch ganz dunkel. Daß er von dem warad awelim dem „Sohn eines Mannes", d. h. dem Vollfreien [„Freigeborenen" im Gegensatz zum Sklaven § 7], rechtlich geschieden ist und tief unter ihm steht, ist sehr klar [vgl. §§ 140. 196 ff. 203 f. 207 ff.]; aber nach §§ 8. 15. 16. 175 f. 219 scheint es, als ob es Vieh, Schiffe, Sklaven nur einerseits im Besitz des Palastes oder der Götter, andrerseits im Besitz der „Armen" gegeben hätte; denn die Aufzählung muß doch vollständig sein, da z. B. über Diebstahl des Besitzes oder der Sklaven von Vollfreien anderweitig nichts bestimmt ist. Und doch scheint eine derartige Auffassung ganz unmöglich; oder gilt etwa aller Besitz der mâre awelim, soweit sie nicht zum Hof gehören, als Besitz der Götter, d. h. sind alle Vollfreien priesterlichen Standes? [Dazu würde stimmen, daß bewegliche Sachen beim Diebstahl in § 6 nur als Besitz des Gottes und des Palastes erwähnt werden.] Hier wie in vielen anderen Fällen sind eindringende Untersuchungen auf Grund des gesamten Materials dringend erforderlich; erst dann wird sich ein lebendiges Gesamtbild der Verhältnisse gewinnen lassen; vgl. auch § 449 A. — Die Bestimmungen der Freilassungsurkunden bei Meissner, Assyriol. Studien III (Mitt. Vorderas. Ges. 1905) S. 32 decken sich ganz mit denen zahlloser griechischer Urkunden; und doch ist hier ein geschichtlicher Zusammenhang ganz undenkbar. Das illustriert sehr drastisch, wie vorsichtig wir (im Gegensatz zu den Hypothesen einer Beeinflussung des israelitischen und gar des römischen Rechts durch das babylonische, wie sie namentlich D. H. Müller verfochten hat) mit der Annahme historischer Beeinflussungen und Übertragungen sein müssen, wo doch nur parallele Entwicklungen vorliegen, die auf rechtlichem Gebiet so gut wie auf religiösem unendlich oft zu geradezu identischen Bildungen führen.

424. Der Natur des Landes entsprechend bildet der Landbau (Getreide, Öl, Datteln) die Grundlage des Wirtschaftslebens; sehr beachtenswert ist, wie stark daneben die Viehzucht hervortritt. Aber die oben gegebene Schilderung zeigt bereits, welche Bedeutung zugleich der kapitalistische Betrieb und das Verkehrsleben gewonnen hat. Die Kaufleute (damkaru) und Kleinhändler spielen eine große Rolle, und in den größeren Städten besteht daneben eine rege Industrie. Dem entspricht es, daß die Geldwirtschaft voll entwickelt ist. Allerdings kann eine Anleihe auch in Naturalien gemacht, eine Pachtsumme, eine Schuld oder eine Ware auch in solchen gezahlt werden; aber gerechnet wird, anders als in Aegypten, durchweg nach Geldsätzen. Für die Darlehen werden monatlich Zinsen gezahlt, durchschnittlich im Jahr etwa 20 Prozent; und Singašid setzt für die Warenpreise, Chammurabi für die Arbeitslöhne das Maximum in Geld fest. Das maßgebende Wertmetall ist das Silber — woher dasselbe stammt, ist freilich noch völlig dunkel —; daneben kommt Gold vor, während das Kupfer, anders als in Aegypten, nur zur Anfertigung der Werkzeuge dient und sehr niedrig im Preise steht (§ 421 A.). Gemessen wird das Silber nach Gewichtseinheiten, die nach dem Sexagesimalsystem gegliedert sind: das Talent, biltu, hat 60 Minen (Pfunde), die Mine 60 Šeqel (Lot) zu je 180 Getreidekörnern (šeu). Wahrscheinlich hat sich bereits in sehr früher Zeit in Babylonien zwischen Gold und Silber ein festes Verhältnis von 13⅓ : 1 herausgebildet; daher hat man, um beide Metalle bei Zahlungen bequem verwenden zu können, das Silber nicht, wie das Gold, nach dem Handelsgewicht gewogen, dessen Mine 492 g (1 šeqel 8,2 g) beträgt, sondern eine Silbermine von 546,6 g gebildet, die 5 šeqeln Goldes gleichwertig war (5 šeqel Gold sind 41 g, 41 g × 13⅓ = 546,6 g). Zu dieser Mine gehörte das Silberšeqel von 9,1 g. Nach diesem System sind die Tribute angesetzt, welche im fünfzehnten Jahrhundert die syrischen Staaten an den Pharao zahlen, und auch das Kupfergewicht, nach dem man im Neuen Reich in Aegypten gerechnet hat, das Kite von 9,096 g,

ist mit dem babylonischen Silberšeqel identisch. Danach kann es kaum zweifelhaft sein, daß dieses Maßsystem in Sinear schon viel früher bestanden hat und allen Geldangaben der Urkunden zu Grunde liegt. — Für die Zwecke des Verkehrs wird das Silber teils in Barrenform, teils, wie in Aegypten, in Ringform gebracht, unter denen Ringe von $^1/_3$ šeqel sehr gewöhnlich sind.

Über das babylonische Maßsystem s. außer den älteren Arbeiten von Boeckh und Mommsen vor allem Brandis, Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien, 1866, sowie Hultsch, Griech. u. röm. Metrologie, 2. Aufl. 1892; sodann Lehmann, Das altbabyl. Maßsystem, in den Actes du 8 Congrès des Oriental. Stockholm 1893. Analyse der Angaben der aegypt. Tributlisten bei Brandis S. 91 ff. Hultsch S. 375. — Im übrigen ist es unmöglich, an dieser Stelle näher auf diese sehr verwickelten Fragen einzugehen. Eine gute Bearbeitung der erhaltenen babylonischen Gewichte gibt Weissbach, ZDMG. 61, 379 ff. 948 f., der aber wohl in der Reaktion gegen die herrschenden Anschauungen zu weit geht. Eine seltsame Eigentümlichkeit des babylonischen Systems, deren Ursprung noch nicht aufgeklärt ist, ist, daß neben der sogenannten leichten Gewichtsmine von 492 Gramm und ihrem Sechzigstel eine doppelt so schwere Mine von 984 Gramm mit 60 schweren Šeqeln steht, ohne daß die beiden Maße terminologisch unterschieden werden. — Im übrigen kann nicht dringend genug gewarnt werden vor den phantastischen Ideen, die sich auf diesem Gebiet noch mehr als anderswo geltend gemacht haben. So hat man unbedenklich den alten Babyloniern die moderne Spekulation zugeschrieben, welche im metrischen System das Gewicht aus dem Längenmaß ableitet; und man hat gar die irdischen Maße mit denen des Himmels in Verbindung gesetzt (so am wildesten Winckler, KAT. 337 ff.). In Wirklichkeit sind vor dem metrischen System alle Maße willkürlich festgesetzt, wenn auch die Längenmaße natürlich in Anlehnung an die des menschlichen Körpers (Finger, Hand, Elle, Fuß); und die Adjustierung fällt, selbst wenn man die Gewichte und Geldstücke in Metall gießt, geschweige denn, wenn die Gewichte aus Stein hergestellt werden, zunächst immer nur recht unvollkommen aus, so daß unsere genauen Bestimmungen, bis auf Bruchteile von Grammen, nur als Durchschnittswerte und Hilfskonstruktionen zu betrachten sind. Sie sind auch nicht etwa ideale Normen, hinter denen die Praxis nur notgedrungen zurückbleibt, wie etwa theoretisch feststehende, aber durch die Rechnung nur annähernd bestimmbare mathematische Größen; denn die Norm ist bei den Maßen nichts Ab-

solutes, sondern kann immer nur durch ein schon vorhandenes Maß ausgedrückt und zum Bewußtsein gebracht werden, und unterliegt daher allen Schwankungen, welche dieses erfährt.

Religion und Literatur

425. Auch auf religiösem Gebiet ist die Epoche des Reichs von Sumer und Akkad bedeutungsvoll gewesen. Die unzähligen Gottheiten der einzelnen Ortschaften und Kulte verwachsen zu einem Pantheon, das, wenn auch die lokalen Unterschiede immer bestehen bleiben, doch durch ganz Sinear anerkannt ist. Im System nehmen die drei großen kosmischen Mächte die erste Stelle ein, der Himmelsgott Anu, der Erdherr Ellil von Nippur und der Meergott Ea von Eridu; aber im Kultus drängen sich jetzt die Götter der Hauptstädte des Reichs in den Vordergrund, der Mondgott Sin von Ur und der Sonnengott (Šamaš), der ebensowohl im Reich von Akkad (mit dem Hauptsitz in Sippara) wie in dem von Larsa der Königsgott war; in der Folgezeit sind sie dann alle von Marduk von Babel überflügelt worden. Bei diesem hat das Streben, ihm das Königtum unter den Göttern wie auf Erden zuzuweisen, zu seiner Gleichsetzung mit Ellil von Nippur, dem Herrn der Länder, und zur Übertragung der an diesen wie der an Ea und Sin anknüpfenden Mythen und Kultformen geführt (§ 426). Aber auch sonst vollzieht sich eine Angleichung unter den Hauptgottheiten: so sehr sie sich durch ihren lokalen Machtbereich, ihre Kultriten und vielfach ursprünglich auch durch ihre Funktionen und ihre Betätigung in Welt und Menschenleben unterscheiden, so ist das wesentliche doch immer die Kraft, die in einem jeden von ihnen wirkt; und daher können, unter sorgfältiger Wahrung des vom Einzelkult vorgeschriebenen Rituals, auf einen jeden die allgemeinen Formeln und Anschauungen übertragen werden, die ursprünglich einem ganz anderen Kult entstammen mögen. Darin gleicht die Entwicklung in Sinear derjenigen, die sich gleichzeitig in Aegypten vollzogen hat

(§ 272): auch in Sumer und Akkad erhebt sich über den Einzelgöttern der universelle Begriff der Gottheit, männlich (ilu) und weiblich (ištar). Aber so weit wie in Aegypten sind die religiösen Anschauungen in Sinear niemals fortgeschritten: dort erwächst aus diesen Ideen ein spekulatives Element, eine Theologie, welche von dem Begriff des éinen weltbeherrschenden Sonnengottes aus das Weltbild auf religiöser Grundlage neu aufzubauen unternimmt; und dadurch gewinnt die Religion einen neuen Inhalt und wird zu einem selbständigen und führenden Elemente der fortschreitenden Kulturentwicklung. In Sinear dagegen steht zu allen Zeiten die nächste, rein praktische Aufgabe der Religion im Vordergrund, die Befriedigung der unmittelbaren materiellen Bedürfnisse des Lebens, die ja auch in Aegypten eine wesentliche Triebfeder der Entwicklung bildet. Die fortgeschrittenen religiösen Anschauungen sind hier wohl in einzelnen Wendungen und in der allmählichen inneren Umwandlung des Gottesbegriffs erkennbar; aber eine führende Stellung im geistigen Leben hat die Religion nicht gewonnen, trotz aller Huldigung, die ihr ununterbrochen gebracht wird. Die alte sumerische Kultur hat, schon befruchtet von der intensiven Einwirkung der semitischen Akkadier, in der Zeit Gudeas ihren Höhepunkt erreicht; die semitische Bevölkerung aber, die in den folgenden Jahrhunderten in immer neuen Nachschüben das alte Volkstum überwuchert und aufsaugt, hat diese Kultur und ihre Religion zwar in sich aufgenommen und mit den eigenen Anschauungen verschmolzen, hat aber eben darum zu einer vollen Entfaltung ihrer Individualität nicht gelangen können. Darauf beruht es auch, daß die Kultur Sinears innerlich keine Zukunft mehr hat: sie ist über das im Reich von Sumer und Akkad Erreichte nicht hinausgekommen. Die glänzende Epoche Chammurabis hat zwar unter der Herrschaft der Amoriter noch einmal auf kurze Zeit ein kräftiges Reich geschaffen, bildet aber doch nur den Abschluß der älteren Entwicklung, nicht den Beginn einer neuen Zeit; und dann versinkt die Kultur ein Jahrtausend

lang in volle Stagnation. Erst die Assyrer und die Chaldaeer, welche die alte Kultur aufnahmen und neu belebten, haben sie dann wieder befruchtet und noch einmal einen weiteren Fortschritt möglich gemacht.

426. Unmittelbare literarische Überreste des Reichs von Sumer und Akkad besitzen wir bis jetzt nicht. Wohl aber ist es nicht zweifelhaft, daß ein beträchtlicher Teil vor allem der religiösen Texte, die uns in späteren Aufzeichnungen, namentlich in den Kopien von babylonischen Originalen aus der Bibliothek Assurbanipals, erhalten sind, in ihrem Ursprung auf diese Zeit zurückgeht. In ihrer gegenwärtigen Fassung stammen sie meist aus Babel und stellen daher den Gott Marduk in den Vordergrund; aber es läßt sich zeigen, daß dieser nur durch eine Überarbeitung älterer Texte hineingedrängt ist, und daß diese Mythen und Hymnen sich ursprünglich auf Ellil von Nippur, Sin von Ur, Ea von Eridu bezogen haben. Daraus ergibt sich zugleich, daß die zu Grunde liegenden ursprünglichen Texte älter sein müssen als das Reich Chammurabis, mit anderen Worten, daß sie dem Reich von Sumer und Akkad angehören. Das gleiche geht daraus hervor, daß ein großer Teil dieser Texte zweisprachig abgefaßt ist, sumerisch und semitisch, und daß es auch später die Regel geblieben ist, einem religiösen Texte, auch wenn er semitischen Ursprungs war, eine sumerische Version beizufügen. Diese dominierende Stellung, welche das Sumerische als die heilige Sprache Sinears bis ans Ende bewahrt hat, erklärt sich nur, wenn die Sumerer eine umfangreiche religiöse Literatur hinterlassen haben, welche von den Semiten übernommen und dann weitergebildet wurde. Auch die zahlreichen Darstellungen mythischer Szenen auf den Siegelcylindern und die Anspielungen auf dieselben in den Inschriften setzen das Vorhandensein einer derartigen Literatur voraus. Im einzelnen ist hier noch so gut wie alles zu tun; aber so viel auch in späterer Zeit durch oft gewiß mehrfach wiederholte Überarbeitung umgestaltet sein mag, so dürfen wir doch die Grundanschauungen der späteren Texte unbe-

denklich in die Zeiten des Reichs von Sumer und Akkad zurückführen, zumal da, wie schon erwähnt, auf eine Fortentwicklung des Gedankeninhalts in der folgenden Zeit nirgends eine Spur hinführt.

Die Überarbeitung und Verschmelzung älterer Sagen und die sekundäre Einführung Marduks hat JASTROW, On the composite character of the Babylonian Creation Story, in den Oriental. Studien für TH. NÖLDEKE, am Schöpfungsepos nachgewiesen und auch sonst namentlich in seiner Religion Babyloniens und Assyriens, 2 Bde., 1902 ff., vielfach hervorgehoben. Für die Zaubertexte, Gebete, Vorzeichen bietet dieses (gegenwärtig noch nicht vollendete) Werk eine so umfassende Sammlung des Materials, daß eine Anführung der sonstigen Literatur nur ausnahmsweise erforderlich ist. Zum Alter des Weltschöpfungsepos vgl. KING, The seven Tablets of Creation, 1902, I p. LXXII ff. Der Adapamythus hat sich bekanntlich auf einer Tafel in Tell el Amarna gefunden, wo er den Aegyptern des 15. Jahrhunderts als Lektüre zur Einübung der babylonischen Schrift diente. Das zeigt zugleich, wie alt diese Texte sind. — Überblick des Bestandes der Literatur bei O. WEBER, Literatur der Babylonier und Assyrer, 1907. — Ich weise noch darauf hin, daß während in Aegypten sich die Hauptepochen der Entwicklung bestimmt scheiden und bei religiösen Texten nicht nur aus sprachlichen Gründen, sondern auch nach dem Inhalt kaum je ein Zweifel herrschen kann, in welcher Zeit sie entstanden sind, in der babylonischen Literatur von einer derartigen Entwicklung und Scheidung der Zeiten bis jetzt gar nichts nachgewiesen ist und auch schwerlich viel vorhanden gewesen ist. Trotzdem wird die Forschung danach streben müssen, bei den Texten aus Assurbanipals Bibliothek die Abfassungszeit wenigstens annähernd zu bestimmen und so die Grundlagen einer wirklichen Religions- und Kulturgeschichte zu schaffen.

§ 426 a. Der größte Teil der religiösen Texte dient praktischen Zwecken: teils sind es Rituale und Kulthymnen von Festen (so auch ein Teil der Mythen), teils Zauberformeln gegen die bösen Geister, sowie Gebete an die Götter, welche ihren Zorn besänftigen und ihre Gnade sichern oder wiedergewinnen sollen, teils systematische Aufzeichnungen zur Deutung der Vorzeichen. Mit der Steigerung der Kultur hat sich auch hier das Zauberwesen und das mit ihm eng verbundene Streben, den Willen der Götter zu erkunden und dann, wenn irgend möglich, nach dem eigenen Willen zu

lenken, drohendes Unheil abzuwenden, schon eingetretenes zu lindern, aufs stärkste entwickelt. Es knüpft überall an an uralte, ganz vorwiegend sumerische Anschauungen; aber jetzt wird es in ein System gebracht und bis ins kleinste Detail scheinbar wissenschaftlich ausgeführt, teils mit Hilfe der Empirie, der tatsächlich nach irgend einem Vorgang eingetretenen Ereignisse, teils durch logisches Fortspinnen der Voraussetzungen und durch Verknüpfung der äußeren Vorgänge mit den ähnlich scheinenden Bestrebungen und Schicksalen der Menschen. Auch hier sind manche der grundlegenden Anschauungen sumerisch, z. B. daß die Götter am Neujahrstage auf dem Götterberg das Geschick der Staaten und der Könige festsetzen und dann durch Zeichen kundgeben; aber die starre Konsequenz, mit der das Schema überall durchgeführt wird, scheint semitischen Einfluß zu verraten, und nicht umsonst wird man die Leberweissagung und zahlreiche andere Vorzeichen auf den Begründer des akkadischen Reichs, den Semiten Sargon, zurückgeführt haben (§ 397). In diesem Schematismus spielen Zahlenspielereien eine große Rolle; in der Geisterwelt, vor allem bei den bösen, Krankheit und Verderben bringenden Dämonen, dominiert die Siebenzahl, während die großen Götter nach dem Sexagesimalsystem geordnet werden (Anu 60, Ellil 50, Ea 40, Sin 30, Šamaš 20, Ištar 15), und daneben bei Göttergruppen besonders die Dreizahl sehr beliebt ist. Unter den Zeichen, welche die Götter den Menschen geben, ist weitaus das wichtigste die Offenbarung der Zukunft durch die Leber des Opfertiers. Bekanntlich sind die Linien und Auswüchse an derselben bei jedem Tier anders gestaltet (ebenso wie z. B. die Linien in der Hand), ebenso die Lage der Gallenblase an der Leber u. a. Durch seine Weihung zum Opfer ist aber das Tier in unmittelbare, magische Verbindung mit der Gottheit getreten; so erklärt es sich, daß, sobald die Aufmerksamkeit einmal auf diese Erscheinung gerichtet war, man hier ein sicheres Mittel zur Erkenntnis des von den Göttern bestimmten Geschicks zu haben glaubte. So hat sich daran ein äußerst detailliertes

System der Leberweissagung geknüpft. Später in der Assyrerzeit hat dieser Glaube weite Verbreitung gefunden: er ist von ihnen zu den Griechen — Homer kennt ihn noch nicht, dagegen steht die Folgezeit bekanntlich ganz unter seiner Herrschaft — und den Etruskern gedrungen. Daneben steht Becherweissagung (aus den Figuren, die das in diesen gegossene Öl bildet), Traumdeutung u. ä., ferner die Orakelerteilung, die vor allem der Sonnengott und der Orakelgott Nebo von Borsippa üben. Auch die Medizin trägt den gleichen Charakter einer Verbindung empirischer Beobachtungen mit dem durchgeführten System des Zauberwesens. An letzterem fehlt es auch in der aegyptischen Medizin nicht; aber diese hat zugleich durch eine schon in der Thinitenzeit einsetzende und stetig fortschreitende sorgfältige Beobachtung einen reichen Schatz gesicherter, zu einem wissenschaftlichen System zusammengefaßter Kenntnisse gewonnen, zu dem die babylonische Medizin niemals gelangt ist. Gegenüber dem Weltruf der aegyptischen Ärzte spielen die babylonischen nur eine ganz untergeordnete Rolle, so daß Herodot auf Grund eigener Anschauung, wenn auch mit einiger Übertreibung, erzählen kann (I 197), die Babylonier verwendeten überhaupt keine Ärzte, sondern brächten ihre Kranken auf den Markt und hielten jeden Vorübergehenden an, ob er ein Heilmittel wisse.

Über die Siebenzahl handelt sehr verständig Hehn, Siebenzahl und Sabbat (Leipziger semit. Studien II, 1907); die Ableitung ihrer Heiligkeit von den angeblichen „Sieben Planeten“ widerlegt er vollständig (vgl. § 427), führt sie aber mit Unrecht auf die Mondphasen zurück, während doch gerade umgekehrt der Mondmonat von abwechselnd 29 und 30 Tagen durch die siebentägige Woche notdürftig und unvollkommen in die Siebenzahl eingezwängt wird, deren Heiligkeit also schon vorausgesetzt wird. Diese Heiligkeit und Unheimlichkeit beruht vielmehr auf dem geheimnisvollen Charakter dieser Zahl (ähnlich wie bei 13), die unteilbar ist und bei allen Rechnungen die größten Schwierigkeiten bereitet. Ebenso beruht die Heiligkeit von 3, 9, 12, 60 u. a. auf dem Charakter dieser Zahlen; und darum sucht man sie dann in den Naturerscheinungen und legt sie Einteilungen zu Grunde. — Gegen die Ableitung des Sexagesimalsystems aus der Astronomie vgl. z. B. Kewitsch, Z. Assyr. XVIII 73 ff. — Von einem Kreis von zwölf Göttern ist weder

bei den Babyloniern noch bei den Assyrern die Rede [gegen die 1. Auflage, deren Angabe leider auch Boll, Sphaera S. 477, verführt hat]; Assurbanipal zählt einmal im Eingang seiner Annalen 12 Götter auf, sonst läßt er Belit aus und nennt nur 11; andere Könige zählen mit Vorliebe 7, 8 oder 11 Namen auf, doch ohne feste Regel, gelegentlich aber auch 25 u. a., vgl. die Zusammenstellung bei Jastrow, Religion Bab. und Assyriens S. 244 ff. Natürlich werden auch die 12 Monate [die Assyrer zählen IV R 33 auch den Schaltmonat mit und bringen hier den Assur unter] mit bestimmten Göttern in Verbindung gesetzt; aber das ist nichts weniger als ein fester Zwölfgötterkreis wie bei den Griechen. — Sehr besonnen urteilt über alle diese Fragen durchweg auch Zimmern, KAT. — Über die Beschwörungs- und Zauberrituale s. außer Jastrow, Babylonische Religion, vor allem Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babyl. Religion (die Beschwörungstafeln Šurpu), 1901, ferner King, Bab. magic and sorcery, 1896. Über die Leberweissagungen hat Jastrow l. c. (vgl. Z. Assyr. XX 105 u. a.) Klarheit geschaffen. — Für die Medizin Küchler, Beitr. zur Kenntnis der assyr.-babyl. Medizin, 1904.

427. Noch bedeutsamer ist in der Folgezeit der Glaube geworden, daß sich das von den Göttern festgesetzte Geschick in den Himmelserscheinungen kund gibt, in den Phasen des Mondes, Verfinsterungen, Höfen der Sonne und des Mondes u. ä., und auch in der Stellung der Gestirne an dem Tage, an dem irgend eine Unternehmung ausgeführt werden soll. Daher werden wie andere Omina auch die Himmelserscheinungen aufgezeichnet und gedeutet; und auch hier wird das grundlegende Werk auf Sargon zurückgeführt. Bei den Sumerern finden sich zu dieser „Wissenschaft“ selbst in den Inschriften Gudeas lediglich die ersten Ansätze (§ 371), und eine größere Bedeutung hat die Anschauung, daß die Götter am Himmel und in den Sternen ihre Wohnung haben, bei ihnen nicht gewonnen, geschweige denn, daß sie zu einer Vorausberechnung der richtigen Stunde verwendet würde. Von den einzelnen Sternen hat in der sumerischen Religion nur die Venus Bedeutung, in der die große Göttin Nanaia (Ištar) sich dem menschlichen Auge offenbart; daher trägt diese als Abzeichen die Sternscheibe (§ 371). So scheint auch Sterndeutung und Astrologie erst eine Erfindung der Semiten zu sein; insofern wird sie

mit Recht auf Sargon zurückgeführt. Sie hat sich ganz allmählich entwickelt. Einigen Einblick in ihre Ausbildung gewähren uns die zahlreichen, in ihrem Einzelbestande mannigfach wechselnden Bilder und Symbole der Götter auf den seit der Kossaeerzeit vielfach erhaltenen Kudurrus, den steinernen Urkunden über Belehnungen mit Grundbesitz (§ 315); zum großen Teil gehen diese Gestalten offenbar in weit ältere, vielfach rein sumerische Zeiten zurück, wenn auch immer wieder neues hinzugekommen ist. Regelmäßig erscheinen hier die Symbole von Sonne[1]), Mond und Venus; daneben findet sich meist eine Schlange, die wohl sicher als Darstellung der Milchstraße zu betrachten ist, und ein Skorpion. Letzterer ist zunächst das Tier der von den Chetitern entlehnten Göttin Išchara (§ 400 A.); daß er aber zugleich mit dem Sternbild identisch ist, das auch wir noch mit diesem Namen bezeichnen, geht daraus hervor, daß sich daneben gelegentlich ein Mischwesen aus einem Skorpion (mit Füßen eines Vogels oder Löwen) und einem bärtigen Manne mit gespanntem Bogen findet: in dieser Gestalt sind offenbar die beiden Sternbilder des Schützen und des Skorpions noch zu einer Einheit verbunden, wenn auch in der Praxis beide schon geschieden wurden, da der Skorpion daneben noch besonders dargestellt ist. — Welchem Gotte diese Gestalt entspricht, wissen wir noch nicht. Daneben findet sich eine Umwandlung dieses Mischwesens in einen geflügelten Kentauren (die natürlich erst nach Einführung des Pferdes aufgekommen sein kann, also nicht älter ist als die Kossaeerzeit): hier ist der Skorpion durch einen Pferdeleib ersetzt, der aber außer dem Pferdeschwanz noch einen zweiten, aufwärts gekrümmten Skorpionenschwanz erhält; der menschliche Oberkörper des Schützen trägt außer dem bärtigen Menschenkopf noch einen Drachenkopf. Auf einer Abbildung ist außerdem der Skorpion unter den Pferdeleib gesetzt; hier

[1]) Die Assyrer haben dann später die einfache Sonnenscheibe durch die geflügelte Sonnenscheibe ersetzt, die mit so vielen anderen aegyptischen Symbolen in die westasiatisch-chetitische Kunst (§ 478) übernommen und von hier aus durch die Assyrer entlehnt ist.

ist ganz klar, daß die beiden Sternbilder dargestellt werden sollen. Das wird dadurch bestätigt, daß diese beiden Gestalten von der griechischen Darstellung der Sternbilder, sowie von der späteren aegyptischen (Tierkreise von Dendera und Esne) übernommen sind. Auch das Mischwesen von Ziege und Fisch, das uralte Bild des Meergotts Ea, hat man am Himmel in dem von uns Steinbock genannten Sternbild wiedergefunden; und auch diese Gestalt haben die Griechen und die späteren Aegypter übernommen. Auch sonst mögen noch einige der Göttersymbole der Kudurrus zugleich am Himmel aufgezeigt worden sein; so entspricht der auf ihnen häufig vorkommende Hund der Göttin Gula (Gemahlin des Ninib, wohl mit der alten Göttin Bau identisch) wahrscheinlich dem Sternbild des Löwen, und auch die Lampe (= Nusku) mag ein Sternbild sein. Diese Darstellungen lehren erstens, daß man anfing, sich am Himmel genauer zu orientieren und die einzelnen Sterne zu Gruppen zusammenzufassen, die von der Phantasie nach altsumerischer Vorstellung als Mischwesen ausgestaltet wurden — in der Sage bei Berossos (§ 364 A.) kehren dieselben als die ältesten Bewohner des Landes wieder, ehe es Menschen gab —, und zweitens, daß man einige dieser Sternbilder mit den Göttern in Verbindung setzte, und somit auch glaubte, daß sie von diesen Sternen aus das Geschick beeinflussen und verkünden. An ein wissenschaftliches System der Himmelskunde ist dabei jedoch noch nicht zu denken, am wenigsten etwa an eine Zusammenfassung von zwölf Sternbildern zur Einheit des Tierkreises und gar an eine Einteilung der Sonnenbahn (der Ekliptik) in zwölf gleich große, nach Sternbildern benannte Teile. Das sporadische Vorkommen vereinzelter Sternbilder auf den Kudurrus schließt eine derartige Auffassung geradezu aus; eine Darstellung des Tierkreises oder der Ekliptik findet sich bis jetzt auf keinem einzigen babylonischen oder assyrischen Denkmal. Ein neues Element taucht dann im ersten Jahrtausend auf: das „Siebengestirn" (sibitti) der Pleiaden, die jetzt — vorher kommen sie niemals vor — mehrfach als sieben kleine Kugeln an erster Stelle,

vor Sonne, Mond und Venus, abgebildet werden, und nach den Angaben religiöser Texte auch an den Haustüren zum Schutz gegen böse Dämonen angebracht wurden[1]. — Aus diesen Elementen ist dann im ersten Jahrtausend von dem neuen semitischen Stamm der Chaldaeer, der damals in Sinear eindrang, ein ausgebildetes System der Sternkunde und Sterndeutung entwickelt worden, die chaldaeische Astrologie, welche zwar, wie die ältere Deutung einzelner Himmelszeichen und die Leberwissenschaft, durchaus den praktischen Zwecken der Vorausberechnung des Schicksals dienen will, aber diese Aufgabe methodisch in Angriff nimmt und so auf empirischer Grundlage zugleich die ernste Wissenschaft der Astronomie begründet. Damals hat man begonnen, den Aequator und dann auch die Ekliptik in 360 Grade und die letztere zugleich in zwölf „Tierzeichen" zu teilen, und weiter die fünf Wandelsterne als die eigentlichen Regenten des Schicksals — neben Sonne und Mond und dem Götterkönig und Himmelsgott Anu — zu betrachten, in denen sich daher die großen Hauptgötter des späteren babylonischen Pantheons manifestieren: Marduk (d. i. der alte Ellil) im Jupiter, Ninib im Saturn, Nebo im Merkur, Nergal im Mars, daneben natürlich Ištar in der Venus. Noch jünger ist die Zusammenfassung dieser fünf Planeten mit Sonne und Mond zu der Einheit von sieben Wandelsternen, die sich in den späteren Texten gelegentlich findet; sie setzt einerseits eine sehr fortgeschrittene wissenschaftliche Erkenntnis voraus, die sich zu einer großartigen Abstraktion von den Daten der unmittelbaren Anschauung zu erheben vermag; andererseits aber ist sie natürlich auch von dem magischen Streben geleitet, die heilige Siebenzahl auch in den Regenten des Schicksals am Himmel nachzuweisen. — Etwa seit dem 8. Jahrhundert gelangt diese Wissenschaft

[1] Zimmern, KAT. 620. Sollten es vielleicht ursprünglich einfach die Köpfe der Nägel sein, mit denen die Türen beschlagen waren (dadurch würde sich erklären, daß sie nicht als Sterne, sondern als runde Kreise dargestellt werden), und aus denen eine Siebenheit gebildet wurde, deren Vorbild man am Himmel suchte?

allmählich zu größerer Bedeutung; unter der Regierung Nabonassars (747—734) beginnen die chaldaeischen Sternbeobachtungen, welche in die griechische Astronomie übergegangen sind (§ 321). Die Assyrer haben die Elemente dieser Anschauung übernommen, das Chaldaeerreich sie weiter verbreitet; zu voller Ausbildung ist die Lehre in der persischen und griechischen Zeit gelangt (vgl. Bd. III § 82 f.) und hat dann, von der späteren hellenistischen Kultur nach langem Sträuben aufgenommen, ihren Siegeszug durch die Welt gehalten; selbst die aegyptischen Priester der Kaiserzeit haben, wie die Tierkreise von Dendera und Esne lehren, sich dieser Weisheit nicht verschließen können, und der späteren griechischen Astrologie galten neben den Chaldaeern gerade die Aegypter und ihre uralten Weisen als deren Hauptträger und Offenbarer.

Auf keinem Gebiet hat sich der Dilettantismus so arg versündigt wie auf diesem. Unbedenklich werden die letzten Ergebnisse der chaldaeischen Wissenschaft, das Resultat langanhaltender methodischer Forschung des 1. Jahrtausends v. Chr., an den Uranfang gesetzt und aus ihnen Religion und Denken der Urzeit abgeleitet. Der Hauptvertreter dieser Behandlung ist H. Winckler, der Erfinder der „babylonischen“ oder „orientalischen“ Weltanschauung. [Er hat die wilden Phantasien, die Stucken unter dem Titel „Astralmythen“ veröffentlicht hat, völlig kritiklos übernommen und weiter ausgebaut, und damit zahlreiche Adepten gewonnen; ähnliche Behauptungen hat namentlich Hommel aufgestellt.] Sogar die Praecession der Nachtgleichen soll nach Winckler (z. B. KAT. 13. 24. 326. 332; ebenso Hommel) diese Urzeit schon gekannt haben, und „ihre Berechnungen der Gestirnbewegungen von der Zeit ausgehen, wo die Sonne zur Frühlingstaggleiche in den Zwillingen stand“, d. i. im 6. und 5. Jahrtausend; und die Gründung der neuen Hauptstadt Babel, die er auf Sargon zurückführt, leitet er ganz naiv von der Verschiebung des Aequinoctialpunktes aus den Zwillingen in den Stier ab, die ein neues Weltalter eröffnet habe. Analog ist die Behandlung des Kalenders (KAT. 328, wo die Tatsachen durchweg völlig ignoriert und durch ein Phantasiegemälde ersetzt werden, vgl. § 323 A.) und ebenso natürlich die der Mythen und der Religion. Ob die Angaben der Denkmäler und der Kulturzustand der Völker zu solchen Vorstellungen stimmen, ist den Vertretern dieser Lehren völlig gleichgültig, in Sinear eben so gut wie bei den Israeliten, Griechen u. a., denen sie diese Anschauungen

aufdrängen. In Wirklichkeit hat diese mystische Weisheit wissenschaftlich nicht mehr Bedeutung, als die Uroffenbarung aller Weltmaße in der großen Pyramide, die seiner Zeit Piazzi Smith gelehrt hat, und die ja auch noch immer Adepten findet. — Die wissenschaftliche Behandlung der babylonischen Sternkunde hat, nach den Vorarbeiten von Epping, Fr. X. Kugler in Angriff genommen (Sternkunde und Sterndienst in Babel I, 1907), dessen Ergebnisse durch diejenigen, zu denen von der griechischen Astronomie aus Fr. Boll, Sphaera, 1903, gelangt ist, aufs beste ergänzt werden; vgl. auch Boll, Die Erforschung der antiken Astrologie, Neue Jahrb. 1908, der S. 124 mit Recht sagt: „die ‚orientalische Weltanschauung' ist in dem, was an ihr geschichtlich und nicht bloß moderne Phantasie ist, das Weltkind der griechischen Astrologie". Von älteren Arbeiten sind vor allem die (in einzelnen Punkten von Boll berichtigten) Letronnes von grundlegender Bedeutung, die an die aegyptischen Tierkreisdarstellungen anknüpfen (namentlich Analyse critique des représentations zodiacales de Dendera et d'Esne, 1845, Mém. de l'ac. des inscr. 16, 2.). Besonnen wie immer urteilt über alle einschlägigen Fragen Zimmern in KAT. (speziell S. 615 ff. 627 ff.), in scharfem Gegensatz zu dem Wincklerschen Teil dieses Werks. Die spätere Gestalt der astrologischen Lehren der Chaldaeer ist bei Diodor II 29 ff. übersichtlich und offenbar im wesentlichen korrekt dargestellt; vgl. ferner Strabo XVI 1, 6. Plin. VI 123. Vitruv IX 2, 1. 6, 2, sowie Herod. II 109. — Die Darstellungen der Kudurrus (zahlreiche nach Susa verschleppte sind in der Délég. en Perse veröffentlicht) hat jetzt Hinke, A new boundary stone of Nebuchadnezar I., 1907 (Bab. Exped. Series D vol. IV) zusammengestellt und analysiert, mit zahlreichen Abbildungen; wie Boll, Sphaera, weist auch er die Hypothesen von Hommel (Aufsätze und Abh.) u. a., die auf ihnen den Tierkreis suchen, entscheidend zurück [ob die Figuren auf dem (chetitischen?) Cylinder aus Gazer, die Hinke p. 321 behandelt, mit Sternbildern irgend etwas zu tun haben, ist recht fraglich]. Daß die Auswahl überall eine andere ist, zeigt, daß von einer Darstellung des Tierkreises nicht die Rede sein kann, sondern nur von einzelnen Sternbildern, die zum Teil später in den Zodiacus aufgenommen sind; nach den Angaben der Texte selbst handelt es sich vielmehr um Götterbilder, und das hat die Analyse durchweg bestätigt; zwanzig der auf ihnen vorkommenden Bilder sind jetzt, zum Teil durch Beischriften, sicher oder so gut wie sicher identifiziert (p. 96, 2). Daß der Skorpion der Išchara gehört, hatte schon Zimmern erkannt; es wird jetzt durch den Kudurru bei Scheil, Délég. en Perse X Taf. 13, 2 bestätigt. — Der Sagittarius als Mensch + Skorpion: Hinke p. 131 (Nebukadnezar I.) und p. 232 (London 103, Melišichu, nicht abgebildet); als Kentaur: ib. p. 76 (Susa no. 4, Kosaeerzeit) und p. 98 (London 101, Melišichu), ferner auf einem Siegelabdruck der Kossaeerzeit bei Clay, Babyl. Exped. XIV

pl. XV 6 und p. 15. Über diese Figur sowie den Skorpion und den „Ziegenfisch“ = Steinbock vgl. auch Boll, Sphaera S. 188 ff. — Die Erscheinung der Ištar abwechselnd als Morgen- und Abendstern hat bei den Babyloniern zu mancherlei Phantasien Anlaß gegeben, so daß sie als Morgenstern männlich und bärtig sei (Zimmern, KAT. 431). — Die „Sieben Planeten“ sind dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ganz fremd; er kennt nur die „Fünf Planeten“, so auch Diod. II 30, 3 und Berossos fr. 1, 6. — Daß die von Hommel und Winckler vertretene Annahme, die Planetennamen hätten in älterer Zeit andere Planeten bezeichnet als später, nicht haltbar ist, zeigt Kugler S. 215 ff. Unter den Fixsternen tritt Beteigeuze im Orion (kak-si-di oder der mešrê-Stern, s. Kugler S. 326 ff.) besonders hervor, der mit Ninib in Verbindung steht, ferner der Sirius (kakkab qašti, der „Bogenstern“, ib. S. 239 ff.).

428. Die Handhabung des Rituals liegt in den Händen der sehr zahlreichen Priesterschaft, die in mehrere Klassen geteilt ist: Wahrsager, bârû, welche die Orakel einholen, die Leberzeichen und sonstige Omina deuten; Beschwörungspriester, âšipu oder mašmašu, gegen Krankheiten und Dämonen, welche die Sühnungszeremonien vollziehen; Sänger kultischer Hymnen, zammeru. Sie vermitteln den Verkehr des Menschen mit der Gottheit, geben ihm die Weisungen für sein Verhalten und rezitieren für ihn, unter Anwendung der vorgeschriebenen Zeremonien, die heiligen Texte, die er für seine Zwecke braucht. Vor allem sind sie dem König unentbehrlich, und auf ihn nehmen die Texte auch vorwiegend Rücksicht, da mit seinem Geschick das des Reichs und des Volks untrennbar verknüpft ist. In diesen Texten tritt uns nicht selten eine gesteigerte ethische Anschauung entgegen, das Bewußtsein, daß die Gottheit nicht grundlos zürnt, wenn sie den Menschen mit schweren Schlägen heimsucht. Daher sind die Sündenbekenntnisse in diesen Texten sehr gewöhnlich, und ebenso die Versicherung, kein Verbrechen begangen, die Pflichten gegen die Mitmenschen nicht verletzt zu haben. So spiegelt sich in ihnen die sittliche Ordnung der sozialen Gemeinschaft wieder, und mit ihr zugleich das Hervortreten des zwar noch nicht mit vollem Bewußtsein formulierten, aber als selbstverständliche Voraussetzung des Denkens und

Handelns betrachteten ethischen Postulats, daß die Gottheit gleichfalls an das Sittengesetz gebunden ist und kein Unrecht tun darf. Freilich darf man die Bedeutung dieser sogenannten „Bußpsalmen“ nicht überschätzen: das Ziel ist immer, durch eine zerknirschte Haltung und Selbstdemütigung die Gnade der Gottheit wiederzugewinnen, wie man es vor dem zürnenden König auch tun würde, und daher vorauszusetzen, daß sie im Recht ist. Daher wird außer bestimmten Göttern mehrfach „der Gott (oder die Göttin), den ich nicht kenne“, angerufen, „an seine Stätte zurückzukehren“, d. h. seinen Grimm fahren zu lassen, und um Gnade gebeten für „die Sünde, die ich nicht kenne“; darin spricht sich nicht ein Gefühl der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen der Gottheit gegenüber aus, sondern es wird ihr lediglich concediert, daß sie für ihr Zürnen einen zureichenden, wenn auch unbekannten Anlaß haben wird. Diese Gebete bilden nur einen, und keineswegs den sachlich wichtigsten Bestandteil des Rituals der Beschwörungen und Reinigungen, das bei zahlreichen großen und kleinen Anlässen verwendet wird, z. B. nach einer Krankheit, wo bei der Lustration des Hauses ein Opfer dargebracht und kleine Götterfiguren aufgestellt werden. Manche Texte mögen zunächst bei einem bestimmten geschichtlichen Anlaß, z. B. einem Unheil, das Nippur oder Babel betroffen hat (wie den Einfällen der Elamiten), entstanden und nach ihnen individuell gestaltet sein; zu ermitteln, wie weit sich hier eine fortschreitende Entwicklung der religiösen Gedanken erkennen läßt, ist eine der weiteren Forschung gestellte Aufgabe. In manchen Hymnen tritt das Bewußtsein von der Allmacht der Gottheit und der Ohnmacht alles menschlichen Tuns, das schon in den alten Mythen von Adapa, Etana, Gilgameš und der sie bezwingenden Macht des Todes anklingt (§ 375), sehr lebendig hervor. Ein wie es scheint recht alter Text ist uns großenteils erhalten, in dem wirklich tiefere religiöse Gedanken sich regen und das Bewußtsein von der Inkommensurabilität des ethischen Verhaltens des Menschen und des göttlichen Tuns sich hervorwagt. Es ist die Erzählung von

einem alten König der Sage, Ṭâbi-utul-Ellil von Nippur, den unverschuldet das schwerste Leid getroffen hat, entsetzliche Krankheit, die ihn dem elendesten Sklaven gleichstellt und von seinem Thron herabstößt, so daß die Totenklage über ihn erschallt, ehe er noch gestorben ist. Kein Zeichendeuter oder Sühnpriester kann die Ursache seines Schicksals erforschen oder ihm Heilung bringen, bis der Gott sich seiner erbarmt und ihm die alte Kraft und Macht durch ein Wunder zurückgibt. Hier erscheint das Leiden, das den Schuldlosen trifft, wie eine von Gott verhängte Prüfung, in die er sich fügen muß und die den Ausblick auf ein göttliches Erbarmen offen läßt.

Über die Priesterklassen s. Zimmern, Beitr. zur babyl. Religion. Über die „Bußpsalmen" außer Jastrow, Religion II, J. Morgenstern, The doctrine of sin in the Bab. Religion, Mitt. Vorderas. Ges. 1905, und Schrank, Priester und Büßer in babyl. Sühnriten (Leipziger sem. Studien 1907). — Ṭâbi-utul-ellil: Jastrow, Babyl. Religion II 120 ff. und A Babylonian parallel to the story of Job, J. of Biblical Literature 25, 1906 (vgl. dazu Z. Ass. XX 191 ff.).

429. Von anderen Erzeugnissen der Literatur gehen die Anfänge grammatischer und lexikalischer Sammlungen, welche Sumerisch und Akkadisch neben einander stellen, und aus denen die umfangreichen „Syllabare" der Bibliothek Assurbanipals hervorgegangen sind, zweifellos in diese Zeit zurück, in der die beiden Sprachen in lebendigem Gebrauch neben einander standen. An sie mögen sich andere ähnliche Zusammenstellungen angeschlossen haben, z. B. Listen von Orts- und Volksnamen, von Göttern und ihren Beinamen u. ä. Auch die Listen der Jahrnamen und die Chroniken gehören hierher. Zum Teil war diese Literatur für die praktischen Bedürfnisse unentbehrlich; vor allem aber diente sie dem Unterricht der Schreibschulen an den Tempeln, in denen der Nachwuchs der Priesterschaft und des Beamtenstandes herangezogen wurde. Auch die berufsmäßigen Schreiber, welche die privaten Urkunden abfaßten, haben ihre Kunst wohl in diesen Schulen gelernt, und durften ihren Beruf zweifellos

nur ausüben, wenn sie vom Staat anerkannt waren. Auch die Vorlagen für die Erlernung des Rechnens und der Feldmeßkunst gehören hierher; ebenso sind manche andere Texte, z. B. Erzählungen von Sagen, zunächst wohl für die Zwecke der Schule aufgezeichnet worden.

Das babylonische Rechnen beruht durchweg auf dem Sexagesimalsystem: Die Zahl 60 und ihre höheren Potenzen werden immer wieder mit dem Zeichen 1 geschrieben. Eine von Hilprecht, Bab. Exp. XX 1 p. 11 ff. behandelte Rechentafel aus Nippur operiert mit der 4. Potenz = 12 960 000. Wenn, wie wahrscheinlich, diese Zahl von Plato bei der mystischen Spielerei Rep. VIII 546 gemeint ist, so folgt daraus natürlich nicht das geringste für eine Beeinflussung der griechischen Philosophie durch Babylonien, wenn auch die Zahl selbst als mystische Zahl von hier aus nach Griechenland gekommen sein mag.

VI. Elamiten und Amoriter. Das Reich von Babel

Ausbreitung der babylonischen Kultur. Die Gebirgsstämme. Die Anfänge der Assyrer

430. Wir haben bereits gesehen, wie die Kultur von Sinear, unter der Einwirkung der durch die ununterbrochene friedliche und feindliche Berührung mit den Nachbarvölkern geschaffenen geschichtlichen Wechselwirkung, nach allen Seiten hin ausstrahlt und im Steppengebiet Mesopotamiens und in Nordsyrien, bei den Stämmen am Tigris und in den östlichen Gebirgen, vor allem aber in Elam feste Wurzeln gefaßt hat, und auch die Wüstenstämme mächtig anlockt. Für dies ganze Gebiet bildet das Tiefland im Mündungsbereich der beiden Ströme kulturell und politisch den Mittelpunkt; zeitweilig ist es, unter Lugalzaggisi, unter Sargon und Naramsin, unter den Königen von Ur, in seinem ganzen Umfang oder wenigstens zum Teil von hier aus beherrscht worden. Dagegen lehnt sich der Unabhängigkeitstrieb der Stämme und der Vasallenstaaten immer von neuem auf; und jeder Erfolg führt zu dem Versuch, das Verhältnis umzukehren, selbst die Herrschaft zu gewinnen. Immer wieder lockt die reiche Beute, die hier zu holen ist; wenn eine dauernde Unterwerfung nicht zu erreichen ist, kann man wenigstens die Städte ausplündern und ihre Schätze fortschleppen. Das haben vor allem die Elamiten (und später die Assyrer) getan, da sie eine feste Heimat und einen selbständig organisierten Staat besaßen, den aufzugeben ihnen nicht in den Sinn kommen konnte; die Beduinen der Wüste und die Stämme des Gebirges dagegen

versuchen, sich womöglich in dem üppigen Lande selbst festzusetzen. Immer aber erkennen wir daneben den tiefen und dauernden Eindruck, den die Kultur Sinears auf alle diese Völker gemacht hat. Nicht nur ihre materiellen Errungenschaften eignet man sich an, so vor allem die Schrift, sondern auch wenn man ihre Städte und Heiligtümer ausplündert, empfindet man doch unwillkürlich, daß sie etwas Höheres bedeuten, als man daheim besitzt. Die großen Götter, die in ihnen hausen und sie mit allen Gütern des Lebens überschüttet haben, mögen sich einmal im Zorn von ihnen abwenden und sie den Feinden überantworten; aber sie bleiben darum immer gewaltige Mächte, welche auch die Sieger anerkennen und verehren. Daher verbreitet sich der Kult der Götter von Sinear bei allen Nachbarstämmen; und mit ihnen dringen die hier entwickelten religiösen Vorstellungen ein und beeinflussen die heimischen Anschauungen und Kulte, deren Götter vielfach unmittelbar denen von Sinear gleichgesetzt oder geradezu durch sie verdrängt werden.

431. Von dieser Verbreitung der Kultur Sinears gibt eine Reihe vereinzelter Denkmäler, die etwa der Zeit des Reichs von Sumer und Akkad angehören, ein lehrreiches Bild. An einer Felswand bei Seripul, an einem Nebenfluß des Diâla (Gyndes) in den Vorbergen der Zagroskette, befindet sich ein sorgfältig ausgeführtes Relief, das Anubanini den König der Lulubaeer (§ 395) darstellt, dem die Göttin Ištar den Sieg über die feindlichen Nachbarn verliehen hat. Im Stil zeigt das Relief deutlich den Einfluß der akkadischen Kunst. Der König trägt vollen Bart (auch Schnurrbart), aber das Haupthaar kurz geschoren und mit der sumerischen Herrscherkappe bedeckt. Bekleidet ist er mit einem bunten Leibrock und Sandalen, wie Naramsin; auch Armringe trägt er, wie dieser; in jeder Hand hält er einen krummen Stab als Abzeichen seiner Würde. Er setzt seinen Fuß auf einen am Boden liegenden Feind; einen anderen, dem ein Strick durch die Lippe gelegt ist, führt ihm Ištar zu. Der Göttin wachsen drei Blütenzweige aus jeder Schulter (§ 373); sie trägt eine

hohe Krone und in der Rechten eine Stange mit ihrem Abzeichen, der Sternscheibe, darauf (§ 371); bekleidet ist sie, wie alle Göttinnen dieser Zeit, mit dem um den Leib gewickelten semitischen Plaid. Es folgen noch sieben weitere Gefangene. Alle Feinde sind nach sumerischer Art nackt dargestellt; wie Anubanini sind sie alle bärtig, haben aber das Haupthaar geschoren und mit einer Kappe bedeckt; nur einer trägt langes Haar und eine geriefelte cylindrische Kopfbedeckung, wie sie später bei den Persern wiederkehrt. Die semitische Beischrift nennt die Götter Anu und seine Gemahlin Antu, Ellil und Ninlil, Hadad und Ištar, Sin und Šamaš (die weiteren Namen sind zerstört). Man sieht, diese erbitterten Gegner Naramsins und Dungis haben deren ganzes Pantheon angenommen. — In der Nachbarschaft, bei Schêchchân, zeigt eine viel rohere Felsskulptur, gleichfalls mit semitischer, fast völlig zerstörter Beischrift, einen anderen Sieger, einen gewaltigen Krieger mit Bogen und Köcher, der auf einen erschlagenen Feind tritt, während ein anderer kniet und um Gnade fleht. Dies Relief unterscheidet sich von dem Anubaninis auch dadurch, daß der Herrscher und die Feinde bartlos sind (die Kappe tragen auch sie) und er nur ein kurzes Lendentuch trägt. Darin zeigt sich vielleicht sumerischer Einfluß; aus allem aber tritt uns das Gewirr der (wenn auch semitisierten) Volksstämme des Gebirges und ihrer verschiedenartigen Sitten hier anschaulich entgegen. — Auch von einem König Lasirab, Herrscher der Gutaeer, der von Sargon (§ 399) besiegten Nachbarn der Lulubaeer, ist uns ein Streitkolben erhalten; als „die beiden Götter der Gutaeer“ ruft er hier Ištar und Sin an.

Die beiden Skulpturen bei de Morgan, Mission scientifique en Perse IV 1 p. 161 und pl. X (früher Scheil, Rec. 14, 105. Berger, Rev. d'Assyr. II 115), vgl. Sumerier und Semiten S. 24 ff. — Die Inschriften Th.-D. S. 172, die Lasirabs ib. 170 (Winckler, Z. Ass. IV 406).

432. Weiter in der Ebene, am ʿAḍêm (Physkos), liegt das Fürstentum Churšitu, unter Dungi ein Vasallenstaat (§ 414).

Später ist es selbständig geworden; von dem Palast, den sich sein König Puchia Sohn des Asiru erbaut hat, haben sich Ziegel erhalten. Etwa in derselben Gegend, bei Kerkûk, sind wohl die Fürstentümer Ganchar (König Kisâri) und Malgû (König Ibiq-ištar) zu suchen, von denen vereinzelte Denkmäler vorliegen. An sie reiht sich weiter nördlich, jenseits des kleinen Zab und am rechten Tigrisufer, das Fürstentum Assur (§ 395). In den ältesten Inschriften wird der Name des Gottes Asir (Ašir) geschrieben; Assur ist offenbar eine spätere Trübung der Aussprache. So ist der Name wohl identisch mit dem des Landes und Stammes Ašer in Palaestina, das später zu den Israeliten gerechnet wird, und vielleicht das Masculinum zu Ašera (Ašrat), dem Namen des heiligen Pfahls und der in ihm hausenden Göttin der Amoriter. Neben Assur und mehreren großen, als Istar bezeichneten Göttinnen (§ 433) wird vor allem das eng verbundene Götterpaar Anu und Hadad (Adad) verehrt (§ 463); letzterer ist der Gewittergott der Amoriter und ihrer Verwandten, Anu der sumerische Himmelsgott, der hier wohl an Stelle des semitischen Himmelsherrn (§ 348) getreten ist. Auch Dagan findet sich bei den Assyrern. Daneben ist Ellil frühzeitig eingedrungen, und wird semitisch oft einfach als Bêl bezeichnet. Als Begründer des Reichs von Assur und ältesten Vorfahren der späteren Könige nennt Assarhaddon den Ellil-bâni Sohn des Adasi, von dem wir sonst keine Kunde besitzen. Als der erste Erbauer des Tempels des Assur (Asir) wird in weit älteren Angaben Auspia (Uspia) genannt, als erster Erbauer der Stadtmauer ein Fürst Kikia. Daß der Tempel den sumerischen Namen „Haus des Berges der Länder" E-charsag-kurkura führt und in Form einer gewaltigen Ziegelpyramide, mit äußerem Umgang, aufgetürmt war, wie die Tempeltürme von Sinear, zeigt den Einfluß des Reichs von Sumer und Akkad. Die Herrscher führen den Titel patesi (assyrisch issakku); später kommt daneben, oft in regellosem Wechsel, der Königstitel auf. Sehr häufig bezeichnen sich aber die Herrscher daneben oder auch ausschließlich als Priester des Gottes Assur (Asir); und auch den

Patesititel werden sie wohl, wie die Dynasten von Lagaš (§ 380. 388), in demselben Sinne gefaßt haben, als Regenten im Namen des göttlichen Königs ihres Volks, also „Stellvertreter Assurs“ (daher erhält dieser Name in der Titulatur meist das Gottesdeterminativ). Noch zur Zeit der assyrischen Großmacht führen sie mit Vorliebe Priestertitel. Aus dieser priesterlichen Funktion wird überhaupt das assyrische Fürstentum erwachsen sein; und so wird es sich erklären, daß hier das Jahr nicht nach äußeren Ereignissen oder nach Regierungsjahren benannt wird, sondern nach eponymen Beamten (§ 324), ein Brauch, der allerdings auch im ältesten Sinear vorkommt, speziell in Šuruppak (§ 377. 385). Das läßt auf eine ursprünglich nahezu republikanische Verfassung schließen, in der erwählte Magistrate, vielleicht mit dem Vorrecht bestimmter Geschlechter, neben dem priesterlichen Regenten standen; in geschichtlicher Zeit freilich ist, wie im römischen Kaiserreich, das Eponymat (limmu) zu einem Ehrenamt geworden, das der König und seine höchsten Beamten in einer durch das Herkommen geregelten Reihenfolge bekleiden.

Über Churšitu und Ganchar § 414 A. Th.-D. S. 172. 174. Inschrift von Malgû: Vorderasiat. Schriftdenkm. der Berl. Mus. I no. 32. Tontafeln aus Kerkûk besitzt das Berl. Mus. — Ellil-bâni S. d. Adasi „Begründer des Königtums von Assur“: Smith, ÄZ. 1869, 93, vgl. Bezold, Bab.-assyr. Literatur S. 107 n. Assarhaddonstele von Sendjirli (Mitteil. aus den oriental. Sammlungen von Berlin XI) rev. Zl. 18. — Über die ältesten Herrscher hat die in vier Exemplaren erhaltene Inschrift Salmanassars I. Mitt. D. Orientges. 21, 48 f. (vgl. S. 34 und Lehmann, Beitr. zur Alten Gesch. IV 112. King, Chronicles I p. 120; Bruchstück des Textes auch bei Scheil, Rec. 22, 156), sowie deren Variation in der Inschrift Assarhaddons (Mitt. D. Orientges. 22, 74. 25, 33) über die Geschichte des Assurtempels Aufschluß gegeben, vgl. § 328; sie werden ergänzt durch die Inschrift des Assurrimnisesu über die Baugeschichte der Stadtmauer Mitt. D. Orientges. 25, 66 ff. (§ 466). — Über Brockelmanns Hypothese über das Eponymat Z. Ass. XVI s. § 323 A.

433. Vermutlich haben die Herrscher von Assur ihre Macht schon in sehr alter Zeit auf das Gebiet östlich vom Tigris ausgedehnt, wo ihrer Hauptstadt gegenüber, am Fuß

der Gebirge, die „Viergötterstadt" Arbela, und weiter nördlich, jenseits des großen Zab, am linken Tigrisufer, die Stadt Ninua (von uns nach der masoretischen Vokalisation fälschlich Ninive genannt) lag, beide der Sitz mächtiger Göttinnen, die als Istar von Arbela und Istar von Ninua bezeichnet werden. Der erste Herrscher Assyriens, von dem wir etwas mehr erfahren, ist Ilusuma, der um 2060 v. Chr. regiert und mit dem amoritischen Fürsten Sumuabu, der gleichzeitig das Königtum von Babel begründete (§ 437), Krieg geführt hat. Den Erfolg kennen wir nicht; aber wir sehen, daß Assyrien sich bereits stark genug fühlte, um in die Verhältnisse Sinears einzugreifen. Ilusumas Sohn Irisu (um 2040) hat den verfallenen Tempel Assurs neu aufgebaut, dessen Sohn Ikunu die Mauern wiederhergestellt und in der Stadt einen Tempel der sumerischen Unterweltgöttin Ereškigal (§ 373 A.) erbaut. Seine nächsten Nachfolger kennen wir nicht; in der Folgezeit ist Assyrien von den Königen von Babel abhängig geworden. — Neben dem assyrischen Staat haben unzweifelhaft viele andere in Mesopotamien bestanden. Mehrere Denkmäler besitzen wir aus dem Staate Chana, der am Euphrat unterhalb der Chaborasmündung gelegen war; die in einer Urkunde vorkommenden Eigennamen sind meist westsemitisch, die Hauptgötter des Landes der Sonnengott Šamaš und der amoritische Gott Dagan.

Über die Chronologie § 328. — Ilusuma: KING, Chronicles II p. 14. Sein Name wurde auf den Ziegeln seines Sohnes früher Challu gelesen; die richtige Lesung hat zuerst MEISSNER, Assyriol. Misc. I 16 f. (Mitt. Vorderas. Ges. 1903) festgestellt, vgl. KING, Chronicles I 118. Aus dem Ziegel Mitt. D. Orientges. 26, 54 kennen wir den Namen seines Vaters Salim-achum und seines Großvaters Kate-asir. — Ziegel des Irisu vom Assurtempel: I R. 6, 2 = KING, Annals of the Kings of Assyria I 1. Vorderasiat. Schriftd. 62. Mitt. D. Orientges. 20, 28. 26, 54. — Ikunu: KING, Annals of Assyria I p. XVII 3. Mauerbau: Mitt. D. Orientges. 25, 66. Ob der hier nach ihm genannte Sar-kên-kate-asir sein unmittelbarer Nachfolger gewesen ist, wissen wir nicht. — Denkmäler aus Chana: Kontrakt aus dem Jahr, wo König Išarlim S. des Ibimarduk das große Tor des Palastes der Stadt Kaʿdach baute, aus der Stadt Tirqa stammend, mit zahlreichen Namen: THUREAU-DANGIN, Rev. d'Assyr. IV 85. In dieser Stadt Tirqa hat der Assyrerkönig Šamsiadad (§ 464) dem Dagan

einen Tempel gebaut: CONDAMIN, Z. Assyr. 21, 247, nebst BEZOLDS Bemerkungen S. 251; der Stein stammt aus Tell ʿIšâr bei Ṣalchije südl. vom Chaboras. Dadurch ist, wie THUREAU-DANGIN, Orientalist. Lit-.Z. XI 193 erkannt hat, zugleich die Lage von Chana bestimmt, vgl. §§ 454. 463. Grüner Stein des Tukulti-me-ir [offenbar mit dem in dem Kontrakt neben Šamaš und Dagan genannten Gott Idur-me-ir zusammenhängend], König von Chana, S. des Ilušaba: PINCHES, Transact. Soc. Bibl. Arch. VIII 352. Urkunde aus der Zeit Chammurabis: JOHNS, PSBA. 29, 177 ff.; aus der des Kaštiliašu: THUREAU-DANGIN, Orientalist. Lit.-Z. XI 93. — Tontafeln aus Verânšehr westl. vom Masios im Quellgebiet des Chaboras: MEISSNER, Orientalist. Lit.-Z. V 245.

Neuerstarken Elams

434. Wie die Fürstentümer im Norden treten uns auch die im Osten, an der elamitischen Grenze, in der Zeit des Verfalls des Reichs von Sumer und Akkad als selbständige Staaten entgegen. So lernen wir durch Ziegel fünf Patesis von Tupliaš (Ašnunnak, § 413 A.) kennen. Bedeutsamer noch mag das Fürstentum von Dêr, der großen, in Sargons Kriegen gegen Elam erwähnten Grenzstadt (§ 399) gewesen sein. Weit wichtiger aber war die wenigstens teilweise erkennbare Entwicklung Elams, des alten Rivalen und Gegners von Sinear. Wir haben gesehen, daß dies Land, wie ehemals von Eannatum von Lagaš, Sargon, Urumuš (§ 407), Gudea (§ 411), so von Dungi bekriegt worden ist (§ 414); damals haben die Könige von Sumer und Akkad in Susa gebaut, und die Patesis von Anšan waren ihre Vasallen. Die Ausgrabungen in Susa haben mehrere Weihgeschenke, Steintafeln, Lehmziegel u. ä. der Herrscher dieser Zeit mit durchweg in semitischer Sprache abgefaßten Inschriften (vgl. § 399) zu Tage gefördert. Am bedeutendsten tritt ein Fürst hervor, dessen Name ideographisch etwa Baša-šušinak geschrieben ist, gebildet mit dem Namen des Hauptgottes der Stadt, Šušinak „dem susischen“. Er mag vielleicht noch der Zeit vor Urengur angehören. Er nennt sich „Patesi von Susa, Gouverneur (šakkanaku, vgl. § 413) des Landes Elam“, und berichtet von Tempelbauten, Weihgeschenken und Opferstiftungen. Denselben Titel führt ein

anderer Herrscher, Idadu-šušinak oder Idadu I., von dem wir ein dem Stadtgott geweihtes Wasserbecken aus Kalkstein besitzen, auf dem er erzählt, daß er Susa mit einer neuen Mauer umgeben und durch Bauten verschönert habe. Seine Nachfolger nennen sich nur noch Patesi von Susa; auch sie haben Mauern und Tempel gebaut, und einer von ihnen hat die Tochter des Patesi von Tupliaš geheiratet — offenbar hat dieser, da ihn sein legitimer Oberherr nicht mehr schützen konnte, Anlehnung in Susa gesucht. Später folgt eine neue Dynastie, in der sich die Herrscherwürde durch die Schwester des Vorgängers vererbt, also im Herrscherhause Mutterrecht gilt: sie bezeichnen sich alle Söhne der Schwester eines Vorgängers. Ob hier ein fremder Stamm erobernd eingedrungen ist, läßt sich nicht entscheiden. Auch ihre Titel sind ganz andere geworden: „großer Minister (Regent, sukkalu), Minister von Elam (Nimma), Simaš und Susa", gelegentlich auch „Hirte der Scharen von Susa". Ob dieser Titel die Abhängigkeit von einem (elamitischen?) Oberherrn bezeichnet, wissen wir nicht; Vasallen des Reichs von Sumer und Akkad waren sie dagegen schwerlich, wohl aber haben sie ihre Macht weiter über die Nachbargebiete ausgedehnt. In diese Zeit fällt offenbar ein Sieg des Anumutabil, „des mächtigen Helden, Kommandanten (šakkanaku) von Dêr", der auf einem Weihgeschenk — einer Olive von Stein — sich rühmt, „den Truppen von Anšan, Elam und Simaš" — d. h. eben des Reichs von Susa — „das Haupt zerschmettert und Barachsu (ein Grenzland, vgl. § 407) besiegt" zu haben.

Inschriften von Tupliaš und Dêr: Th.-D. S. 174 f., vgl. § 413 A. — Für die ältere Geschichte Elams bilden die von Scheil in der Délégation en Perse veröffentlichten Inschriften die Grundlage; die semitischen Texte auch bei Th.-D. S. 176 ff. Für die Ordnung der Herrscher geben außer ihren eigenen Angaben die Erwähnungen bei späteren Herrschern einen sicheren Anhalt, vor allem die große Bauinschrift des Šilchak-šušinak (um 1150 v. Chr.) Textes élamites-anzanites II (Délégation V) p. 20 f. und die Erneuerung ihrer alten Denkmäler durch diesen: ib. vol. I no. 32 ff., sowie die Textes élam.-sém. III (Déleg. VI) p. 29 veröffentlichte Liste alter Könige. Danach hat Scheil l. c. p. VII ff.

eine Königsliste zusammengestellt, die hier zu wiederholen zwecklos wäre. Im einzelnen finden sich mehrere Abweichungen, und manche Ansätze sind noch sehr unsicher (vgl. Th.-D. S. 177 Anm.). — Simaš kann auch Sibar gelesen werden, ist aber sicher nicht Sippara.

435. Indessen diese Niederlage kann dauernde Wirkung nicht gehabt haben; vielmehr haben die Elamiten in dieser Zeit mehrfach entscheidend in die Schicksale Sinears eingegriffen. Wir haben schon gesehen, daß Ibisin, der letzte König von Ur, im Jahre 2188 in ihre Gefangenschaft geriet und dadurch wahrscheinlich das Ende der Dynastie herbeigeführt worden ist (§ 416). Einer der Herrscher der Dynastie mit weiblicher Erbfolge, Temti-agun, der sich nur „Minister von Susa" nennt, hat einen Tempel „für das Leben des Kutirnachundi (und mehrerer anderer Personen, vielleicht Brüder oder Beamten des letzteren) und für sein eigenes Leben" gebaut; demnach scheint dieser, der einen echt elamitischen, später mehrfach wiederkehrenden Namen führt (er ist mit dem eines Gottes Nachundi zusammengesetzt), sein Oberherr gewesen zu sein. Nun erzählt der Assyrerkönig Assurbanipal, als er um 645 v. Chr. die Stadt Susa erobert hatte, habe er der Göttin Nanai von Uruk ihre Statue zurückgegeben, die vor 1635 Jahren der Elamit Kudurnanchundi fortgeschleppt hatte, „als er die Tempel des Landes Akkad ausplünderte" — Akkad bezeichnet hier nach späterem Sprachgebrauch ganz Sinear. Danach würde Kutirnachundi um 2280 v. Chr. anzusetzen sein. Das Datum ist schwerlich genau (das Jahr 2280 fällt in die ruhmreiche Zeit Dungis), sondern wir werden es, wie so viele ähnliche (§ 327 ff.), etwa um ein Jahrhundert reduzieren dürfen; alsdann würde Kutirnachundi in die Zeit Ibisins und des Ausgangs der Dynastie von Ur gehören. Vielleicht ist damals, wie schon erwähnt (§ 416), auch der Tempel von Nippur durch die Elamiten verwüstet worden. Vermutlich hat Kutirnachundi die Oberherrschaft über ein größeres Reich geführt, und eben darum in Susa einen besonderen Fürsten als Regenten eingesetzt. Von Dauer ist dieser Erfolg schwerlich gewesen. Wohl aber scheinen die Elamiten

immer von neuem in die inneren Verhältnisse der schwachen Dynastien von Isin, Larsa, Uruk eingegriffen zu haben, bis sich die Gelegenheit zu einem abermaligen entscheidenden Vorstoß bot (§ 440).

Inschrift des Temtiagun: Th.-D. S. 184; seine Ansetzung innerhalb der Dynastie ist unsicher. Er nennt sich Sohn der Schwester des Sirukduch, und dieser gehört nach Textes élam.-anzan. II p. 20 no. 71 col. 1, 12 an den ersten Anfang der Dynastie, vor Šilchacha (so auch Scheil; Thureau-Dangin setzt ihn dagegen an den Schluß). — Assurbanipals Angabe: Rassamcylinder (V R 1 ff.) col. 6, 107 und die Parallelen [einmal verschrieben 1535 J.], vor allem III R 38, 1; Keilinschr. Bibl. II 208; vgl. Winckler, Unters. 18 f. Lehmann, Hauptprobleme 74 ff. [der Text III R 38, 2 bezieht sich dagegen auf Kudurnanchundi II., um 1160]. Früher wurde die Invasion Kutirnachundis (das ist die einheimische Schreibung) allgemein mit Kudurmabuk und Kedorlaʿomer unmittelbar verbunden; das ist indessen durchaus nicht notwendig. Volle Sicherheit läßt sich hier allerdings zur Zeit noch nicht erreichen.

Die Amoriterinvasion und die Anfänge des Reichs von Babel

436. Etwa um dieselbe Zeit hat sich auch im Norden Sinears eine tiefgreifende Umwandlung vollzogen. Seit den Zeiten Sargons waren die Amoriter mehrere Jahrhunderte lang dem Reiche von Sinear untertan oder doch nahe verbunden gewesen, und in stets wachsender Zahl ins Kulturland gekommen, als Söldner, Kaufleute, Ansiedler, die ein Grundstück erwarben oder angewiesen erhielten und sich in Bauern umwandelten. Daneben wird es an Kämpfen, Raubzügen und Invasionen nicht gefehlt haben; es ist sehr wohl möglich, daß die Amoriter zum Niedergang des Reichs von Ur ebensoviel beigetragen haben, wie die Elamiten (vgl. § 415). Im einzelnen lassen sich in unserem ganz dürftigen Material diese Vorgänge nicht verfolgen; vor allem wissen wir gar nichts darüber, wie weit sich die Amoriter im mittleren (und nördlichen?) Syrien ausgedehnt und hier zu einem Staat konsolidiert haben mögen. Wenn man bedenkt, was wir bei gleicher Lage der Quellen von dem Vordringen der Araber seit der

Perserzeit in Syrien, Mesopotamien und Babylonien, dem Nebeneinander beduinischer und halbseßhafter Stämme und fester arabischer Ansiedlungen in Städten mit Kaufleuten und Bauern und staatlicher Organisation, wie in Emesa, im Nabataeerreich und in Palmyra wissen würden, so wird man sich das ganz gleichartige Vordringen der Amoriter klar machen können. Es ist sehr wohl möglich, daß einzelne Amoriterscharen auch nach Assyrien gelangt und hier mit der nahe verwandten Bevölkerung des Landes verschmolzen sind. Sicher ist, daß seit dem Fall des Reichs von Ur das amoritische Element in Sinear stark anwächst; die Könige der Dynastie von Isin (seit 2187) tragen zum Teil deutlich amoritische Namen. Etwa 120 Jahre nach ihrer Begründung, bald nachdem sich im Süden das Reich von Larsa von ihr losgelöst hatte (§ 417), haben sich im Nordwesten, im Lande Akkad, der Heimat Sargons, amoritische Scharen der Herrschaft bemächtigt: um das Jahr 2060 v. Chr. hat der Amoriterhäuptling Sumu-abu hier das Reich von Babel begründet.

Daß die Namen der Könige der 1. Dynastie von Babel und die zahlreicher durch die Urkunden bekannter Privatleute dieser Zeit nicht babylonisch (akkadisch), sondern westsemitisch sind, hat zuerst Winckler deutlich erkannt. Im einzelnen ist es von H. Ranke in den grundlegenden Arbeiten: Die Personennamen in den Urkunden der Hammurabidynastie, 1902, und Early Bab. personal names, 1905 (Babyl. Exped. series D, III) nachgewiesen worden. Hier zeigt er p. 33, daß sie sich selbst Amoriter (mârê Amurum, geschr. A-mur-ru-um, auf einer Urkunde unter Ṣabu) nannten, eine Erkenntnis, die sich seitdem immer mehr bestätigt; erhält doch noch Chammurabi auf der Kalksteintafel mit seinem Bilde, die Itur-ašdum geweiht hat, ausschließlich den Titel „König der Amoriter (Martu)“: King, Letters of Hammurabi III, p. 195. — Ergänzend kommen die weiteren Urkundenpublikationen aus dieser Zeit hinzu, vor allem Ranke, Bab. legal and business documents from the first dynasty, chiefly from Sippar (Bab. Exped. VI I) und aus älterer Zeit Meissner, Beitr. zum altbab. Privatrecht (§ 421), ferner Daiches, Altbab. Rechtsurkunden (Leipziger semit. Studien I 1903) und Schorr, Altbabyl. Rechtsurkunden (Ber. Wien. Ak. 1906). — Ein „Amoriterort“ (A-mu-ur-ri-i) bei Sippara unter Ammiṣaduqa: Meissner no. 42 (§ 396 A.). Ich bemerke noch, daß die vor einigen Jahren viel diskutierte Annahme

von Delitzsch, in einigen dieser Namen komme der Gottesname Jahu, Jahwe vor, sich als unhaltbar erwiesen hat [so wenig es an sich auffallend sein würde, wenn die Amoriter auch diesen Gott gekannt hätten]; in den Namen Jachwi-ilu [oder Jachpi-ilu], Jawi-ilu, Jawium ist der erste Bestandteil eine Verbalbildung, und der Gottesname Jaum ist sehr unsicher; vgl. Daiches und Bezold, Z. Ass. XVI 403. 415. XVII 271. Ranke, Personal names p. 25. 200 und 234.

437. Aus diesem Reich sind uns zwar geschichtliche Dokumente nur vereinzelt erhalten, wohl aber nicht nur datierte Privaturkunden in sehr großer Zahl, sondern größtenteils auch die Liste aller Jahresnamen. So wenig wir erwarten dürfen, in dieser auch nur die wichtigsten Ereignisse der Zeit verzeichnet zu finden — nicht wenige Vorgänge sind ihrer Natur nach zur Jahrbezeichnung völlig ungeeignet —, so ist es dadurch doch möglich, in die Geschichte und das allmähliche Anwachsen des Reichs einen Einblick zu gewinnen. Der Begründer der Dynastie, Sumuabu (2060—2047), hat offenbar nur geringe Macht besessen, wie sich denn bisher aus seiner Zeit nur ganz wenige Urkunden gefunden haben. Die ersten Jahre seiner Regierung sind meist nach Tempelbauten für Sin, den Gott von Ur, benannt; so ist er wohl ein Vasall der Könige von Sumer und Akkad gewesen. Andere Daten erwähnen die Anfertigung einer Götterkrone für die Stadt Kiš (am Tigris bei Opis, § 381) und den Bau der Mauer von Dilbat, das gleichfalls in dieser Gegend zu suchen ist (Tiglatpil. IV. Tontafelinschr. 11); danach hat sich seine Macht in nordöstlicher Richtung bis zum Tigris erstreckt. Dagegen war seine Herrschaft über das weiter nördlich am Euphrat gelegene Gebiet, das Kernland von Akkad, umstritten. Allerdings besitzen wir eine Urkunde aus Sippara, in der bei seinem Namen geschworen wird; dann aber finden wir hier eine ganze Anzahl Dynasten, die mit den Herrschern von Babel bald in freundlichen, bald in feindlichen Beziehungen standen; und in anderen Städten mag es ebenso ausgesehen haben. Offenbar ist die Begründung des Reichs von Babel nur ein Moment der amoritischen Invasion gewesen, dem

andere gleichartige Staatenbildungen zur Seite standen. Mit diesen Nachbarn hat sich Sumuabu vermutlich vielfach herumgeschlagen. Ein bedeutsamer Erfolg wird die Verwüstung der Stadt Kaṣallu in seinem 13. Jahr gewesen sein, die gleichfalls im Norden gelegen haben muß (§ 401). Daß er auch von Ilusuma von Assur angegriffen wurde, ist schon erwähnt worden (§ 432).

Das gesamte bis dahin bekannte Material für die Geschichte der 1. Dynastie ist von L. W. King, Letters and Inscriptions of Hammurabi, 3 voll., 1900, zusammengestellt. Seitdem hat (abgesehen von der Gesetzesstele und der Vermehrung der Privaturkunden § 436 A.) King, Chronicles concerning early Bab. Kings, 2 voll., 1907, weiteres Material gebracht. — Datenlisten (die von den späteren Königslisten mehrfach abweichen, § 327): Lindl, Beitr. z. Assyriol. IV. King, Hammurabi III 212 ff. Chronicles II 97 ff. Ungnad, Die Chronologie der Regierung Ammiditanas und Ammiṣaduqas, Beitr. z. Assyr. VI. Die Namen der Jahre 4—8 Sumuabus, die von dem Sintempel reden, scheinen nicht dem Reich von Babel, sondern dem von Sumer und Akkad entlehnt zu sein. Aber auch wenn Sumuabu selbst in Babel gleich zu Anfang ein großes Heiligtum des Gottes von Ur erbaut haben sollte, würde das seine Abhängigkeit von diesem Reich beweisen. Die Jahrbenennung nach lokalen Ereignissen findet sich in Urkunden aus Sippara auch, als dessen Herrscher die Oberhoheit der Könige von Babel anerkennen: Daiches, Rechtsurk. S. 20 f. King, Hammurabi III p. 220, Anm. 16. — Das Material für Sumuabu (in der Notiz der Chronik bei King, Chronicles II 14, über den Angriff Ilusumas ist sein Name in Suabu kontrahiert) bei Ranke, Babyl. Exped. VI 1 p. 7, 2. Urkunde aus Sippara, in Berlin: Peiser, Keilinschr. Bibl. IV S. 10; zu seinem 3. Jahr Dhorme, Oriental. Lit.-Z. XI 34. — Gleichzeitige Dynasten (die sog. Usurpatoren), auf Urkunden aus Sippara: Immerum [von Thureau-Dangin, Sumer. und akkad. Königsinschr. S 208, c, und Hilprecht, Bab. Exped. XXI p. 56 a fälschlich mit Nûr-adad von Larsa identifiziert; dagegen Ranke, Orient. Lit.-Z. X 208 f.]: Daiches, Rechtsurk. S. 20 f. Thureau-Dangin S. 236, Anm. b. — Anman-ila [Ilumaila?]: Ranke, Bab. Exp. VI 1 p. 8 [fälschlich mit dem Begründer der 2. Dynastie (§ 452) identifiziert]. Daiches, Rechtsurk. 31 ff. — Buntachtun-ila, der den Königstitel führt: King, Hammurabi III p. 220 n. 16. Ranke, Pers. Names p. 43 und IX f. Babyl. Exped. VI 1 p. 9. — alle drei aus der Zeit Sumulailus. Ferner Manabaltel (oder Manamaltel): Pinches, PSBA. 21, 159, und Rimanum § 442, sowie Jachzar-ili von Kaṣallu § 438. — Zusammenstellung der Daten dieser Könige auch bei Hilprecht, Bab. Exped. XX 1 p. 55, 4.

438. Daß unter den amoritischen Staaten, die sich im Lande Akkad gebildet hatten, das Reich von Babel und sein Gott Marduk die Oberhand gewonnen hat, ist das Werk Sumulailus, des Nachfolgers Sumuabus. In seiner 36jährigen Regierung (2046—2011) scheint er unermüdlich tätig gewesen zu sein. Gleich zu Anfang baute er einen Kanal, dann die große Mauer von Babel und einen Tempel des Himmelsgottes Anu. Daran schließt sich später die Anlage eines zweiten nach dem König benannten Kanals, die Herstellung des mit Gold und Silber geschmückten Throns des Marduk, das Bildnis seiner Gemahlin Ṣarpanit sowie der Ištar und der Nanaia. Daneben gehen äußere Kämpfe einher, so im 13. Jahre (2034) die Zerstörung von Kiš, das vermutlich abgefallen oder von einem der Nachbarherrscher besetzt war. Der Hauptgegner Sumulailus war Jachzar-ili von Kaṣallu, der ihm Jahre lang mit Erfolg Widerstand leistete, zeitweilig sogar in Sippara Anerkennung fand. Aber im 20. Jahr (2027) wurde, nachdem ein Jahr vorher noch ein zu Kiš gehöriges Kastell zerstört worden war, „die Mauer von Kaṣallu niedergerissen und seine Bewohner mit dem Schwert erschlagen“. Erst fünf Jahre später (2022) „wurde Jachzar-ili selbst mit dem Schwert erschlagen“. Dadurch wurde die Herrschaft des Reichs von Babel über den Norden von Sinear begründet; der Stadtfürst Immeru von Sippara (§ 437 A.) erkannte die Oberhoheit Sumulailus an, in einer Urkunde aus dieser Stadt werden beim Eidschwur der göttliche und der irdische Herrscher von Sippara, Šamaš und Immeru, neben Marduk und Sumulailu, den Repräsentanten Babels, angerufen, ebenso im Antrittsjahr des Buntachtun-ila, vermutlich des Nachfolgers des Immeru. In anderen Urkunden aus Sippara wird Sumulailu (neben Šamaš und gelegentlich auch Marduk) allein genannt; er hat also wohl der Herrschaft der einheimischen Dynasten alsbald ein Ende gemacht. In seinem 29. Jahr (2018) hat er die Mauer von Sippara gebaut; und ebenso sind die beiden nächsten Jahre durch Festungsbauten bezeichnet. Sechs große Festungen, die er zur Sicherung seines Reichs angelegt hat, zählt sein

Nachkomme Samsuiluna auf, der ein Jahrhundert später ihre verfallenen Ziegelmauern wiederherstellte. Wie das 25. Jahr nach der Erschlagung des Jachzar-ili, so heißt das 3. nach der des Chalambû, das 32. und 34. nach der zweier anderer Gegner — ob es Rebellen oder feindliche Nachbarn gewesen sind, wissen wir nicht. Auch eine Kodifikation des Rechts scheint er vorgenommen zu haben (§ 450). Alle diese Daten zeigen, daß Sumulailu der eigentliche Begründer des Reichs von Babel gewesen ist; daher nennen Chammurabi, Samsuiluna und Ammiditana in ihren Inschriften ihn, und nicht den Sumuabu, als den Ahnherrn der Dynastie.

Bei Jachzar-ili (so ist nach Ungnad durchweg zu lesen) wird in einer neuerdings vom Berliner Museum erworbenen Urkunde neben Šamaš geschworen; die Tafel stammt also aus Sippara; somit muß er zeitweilig hier geherrscht haben. — Die Stadt Barzi, in die Sumulailu im Jahre 28 einzieht und deren Mauer Apilsin im 1. Jahre baut, ist sonst nicht bekannt. — Inschrift Samsuilunas über die Festungen: King, Hammurabi III 205.

439. Über Sumulailus Nachfolger Ṣabu (oder Ṣabiu, 2010 bis 1997) und Apilsin (1996—1979) läßt sich den Daten, die uns teilweise erhalten sind, wenig entnehmen; sie berichten nur von Tempelbauten, Kanälen, Erbauung oder Wiederherstellung der Mauern Babels und anderer Orte — die Mauern von Lehmziegeln verfallen immer wieder in kürzester Zeit —, einmal auch von der Anfertigung einer Statue des Ṣabu, und gelegentlich auch von fruchtbaren Jahren u. ä. Daß die äußere Macht des Reichs aufrecht erhalten blieb, scheint sicher: die Kontrakte aus Sippara nennen die Namen dieser Herrscher, und die Mauer von Kaṣallu hat Ṣabu in seinem 12. Jahr (1999) sei es wieder aufgebaut, sei es von neuem zerstört — das Verbum ist in dem Jahresdatum nicht erhalten (vgl. § 442). Aus den ersten Jahren des nächsten Königs, Sinmuballiṭ (1978—1959) erfahren wir auch nichts anderes. Indessen wäre es voreilig, daraus zu folgern, daß dieses halbe Jahrhundert friedlich und ohne größere Erschütterungen verlaufen wäre. Vielmehr scheinen in diese Zeit große Be-

wegungen zu fallen, die das Reich von Babel unmittelbar berührten, wenn sie auch zu Jahrdatierungen wenig geeignet waren; eben deshalb scheint man die Benennung der Jahre nach äußeren Ereignissen durchweg vermieden zu haben.

Tempel des Šamaš und der Anunit in Sippara von Ṣabu gebaut: Naboned I R 69, 3, 29 (Keilinschr. Bibl. III 2, 86).

Die Elamiten in Sinear. Aradsin und Rimsin von Larsa

440. Den Abschluß der Herrscherreihe von Larsa bilden zwei Brüder, Aradsin und Rimsin, die nach einander regiert haben. In seinen Bauinschriften sagt Aradsin ständig, daß er die Tempel, die er wiederhergestellt oder neu aufgeführt hat, „für sein Leben und das seines Vaters und Erzeugers Kudurmabuk“ errichtet habe. Auch letzterer selbst hat in Ur dem Sin ein Heiligtum „für sein Leben und das seines Sohnes Aradsin, Königs von Larsa“ erbaut. Hier nennt er sich „adda des Amoriterlandes (Martu)“ und Sohn des Simtišilchak, während er in den Inschriften seiner Söhne immer „adda von Emutbal“ genannt wird. Was adda bedeutet, wissen wir nicht; Emutbal oder Jamutbal ist eine in dieser Zeit mehrfach erwähnte Landschaft jenseits des Tigris, vielleicht schon zu Elam gehörig, und die Namen Simtišilchak und Kurdumabuk sind echt elamitisch. Somit muß Kudurmabuk (oder schon sein Vater) von Elam aus den Zug Kudurnachundis wiederholt, und die Oberhoheit wenigstens über den Hauptteil Sinears gewonnen haben. Er hat der bisherigen Dynastie von Larsa ein Ende gemacht und hier nacheinander seine beiden Söhne zu Königen eingesetzt. Ob „adda des Amoriterlandes“ eine Ausdehnung seiner Macht bis nach Syrien bezeugt oder sich etwa nur auf die Abwehr und Besiegung der Amoriter von Babel bezieht, vermögen wir zur Zeit noch nicht zu entscheiden.

Inschriften Aradsins und Rimsins: Th.-D. S. 210 f. Durch die Scheidung der beiden früher mit einander identifizierten Namen scheint

Thureau-Dangin eine alte Schwierigkeit gelöst zu haben [allerdings ist es dann sehr auffallend, daß Rimsin auf den Kanephoren, Inschriften no. e und f bei Th.-D., genau dieselben Ausdrücke auch über den Tempelbau für die Nanaia gebraucht wie Aradsin auf der Kanephore f]. Früher hat man oft versucht, den ideographisch geschriebenen Namen Aradsin (oder Zikarsin u. ä.) vielmehr Eriaku zu lesen [und dementsprechend statt Ri-im-sin Rim-aku, den man dann weiter mit Rim-a-gam-um = Rim-anum § 442 identifizierte], um ihn mit Ariok von Ellasar Gen. 14 gleichsetzen zu können. Das ist jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben. Eben so problematisch ist die Gleichung des Amraphel von Sinear [nicht etwa von Babel!] mit Chammurabi.

441. Über diese Ausdehnung der Elamitenmacht haben wir noch aus einer ganz anderen Quelle Kunde. In den Pentateuch ist Gen. 14 eine Erzählung eingelegt, die keiner der sonst benutzten Quellenschriften angehört, sondern offenbar aus einem, sonst verschollenen, volkstümlichen Legendenbuch aufgenommen ist (ähnlich wie z. B. Jud. 19—21). Nach Sprache und Inhalt kann sie erst in oder nach dem babylonischen Exil verfaßt sein. Hier wird von einem mächtigen König Kedorlaʿomer von ʿElam berichtet, der mit seinen Vasallen Amraphel von Sinear, Ariok von Ellasar (Larsa?) und Tidʿal von Goim (etwa die Gutaeer?) zwölf Jahre lang über die Volksstämme Palaestinas geherrscht habe; dann seien sie abgefallen, aber von ihm besiegt worden. Diese Erzählung wird benutzt, um Abram eine große Rolle als frommer Kriegsheld spielen zu lassen: er jagt dem Sieger nach, um seinen gefangenen Neffen Lot zu befreien, und nimmt ihm die Beute ab. Der Verfasser hat die Zustände Palaestinas so geschildert, wie er sie sich in der Urzeit denkt: das Tote Meer existiert noch nicht, und leibhaftig erscheinen die Könige von Sodom und Gomorra und die Sagenvölker der Urzeit: die aus den Totengeistern gebildeten Rephaiter (§ 354 A.), Zuziter, Emiter neben Choritern, ʿAmaleqitern und Amoritern. Daß das späte Phantasie ohne jeden geschichtlichen Inhalt ist, bedarf keiner Ausführung. Aber ganz anders steht es mit den fremden Eroberern. Der Name Kedorlaʿomer ist echt elamitisch, zusammengesetzt mit dem

susischen Gottesnamen Lagamar, und stellt sich zu Kutirnachundi und Kudurmabuk; vielleicht darf man sogar des letzteren Titel „adda des Amoriterlandes“ mit der Erzählung von Kedorlaʿomers Herrschaft über Syrien kombinieren und danach deuten. Bis jetzt hat sich allerdings sein Name in geschichtlichen Texten noch nicht gefunden, und ob er und seine Genossen wirklich, wie man gemeint hat, in einem späteren legendarischen Text vorkommen, in dem von der Heimsuchung Babels und anderer Städte durch die Elamiten die Rede ist, ist noch sehr fraglich. Aber er wird in der Tat der volkstümlichen Überlieferung angehören und aus dieser auch zu den Juden gekommen sein, die ihn dann benutzt haben, um eine Großtat ihres Ahnen in seine Geschichte einzulegen. Seit wir durch die Auffindung des Achiqarromans in der jüdischen Kolonie der Perserzeit in Elephantine gelernt haben, wie weit sich diese universelle populäre Literatur des späteren Orients verbreitet und wie früh und wie stark sie auf die jüdische Literatur Einfluß geübt hat (ebenso z. B. in den Sagen von Nebukadnezar und Daniel, Jona, Esther u. a.), hat diese Übernahme einer babylonischen Erzählung nichts Auffallendes mehr.

In derselben Weise, wie die Ethnographie Palaestinas in Gen. 14 behandelt ist, ist hier auch aus dem heiligen Baum Mamre' von Chebron ein Amoriter Mamre' und aus dem „Traubental“ Num. 13 sein Bruder Eškol gemacht. — Die angebliche keilschriftliche Kedorlaomersage ist von Pinches und dann von Sayce, PSBA. 28, 193 ff. 241 ff. 29, 5 ff. behandelt [die Annahme Scheils, Kedorlaʿomer komme als Kudurnuchgamar bei Chammurabi vor, war ein Irrtum, s. King, Hammurabi I p. XXXV. III p. 10 f. 98]. — Die Göttin Lagamar V R 6, 33 und in susischen Inschriften. Emutbal oder Jamutbal, nach Assurbanipal (Smith p. 79 f. III R 29 rev. Zl. 9 f.) in der Nähe von Dêr gelegen, ist nachher Chammurabi untertan (King III p. 6. 10); im Datum des Jahres 31 ist es verbunden mit dem Sieg über Rimsin; ein Jahr vorher der Sieg über Elam; ferner im Datum des Rimanum § 442.

442. Von den Kämpfen, die in dieser Zeit geführt sind, gibt eine vereinzelte Kunde ein Jahresdatum eines auch sonst durch mehrere Urkunden bekannten Königs Rim-anum: „Jahr in dem König Rim-anum das Land Jamutbal und die

Truppen von Tupliaš (Abnunna), Isin, Kaṣallu [besiegte]". Rim-anum scheint ein von Norden vordringender semitischer Eroberer gewesen zu sein; aber wir wissen weder, in welcher Stadt er residiert hat, noch wie sich dieser Kampf in die Elamitenkriege und in die gleichzeitigen Kämpfe der Könige von Babel einfügt, die die Herrschaft über Kaṣallu (§ 438 f.) zeitweilig wieder verloren haben mögen; nur so viel zeigt das Datum klar, daß der Herrscher von Emutbal seine Macht über einen großen Teil Sinears ausgedehnt hatte und auch die Könige von Isin von ihm abhängig waren. — Daß das Reich von Larsa und mit ihm die alte Königstadt Ur von ihnen erobert sind und Kudurmabuk hier seinen Sohn, dem er den akkadischen Namen Aradsin gab, zum König eingesetzt hat, haben wir schon gesehen. Wahrscheinlich ist er unmittelbar auf Sin-idinam (§ 418) gefolgt, dessen Festungsbauten ihm den gehofften dauernden Bestand seines Reichs nicht gewährt haben. Aradsin führt den Titel „König von Larsa, König von Sumer und Akkad". Er hat Ur erweitert und mit einer großen starken Mauer umgeben — wie er, hat auch sein Vater hier am Sintempel gebaut —, und „Lagaš und Girsu (den Tempelbezirk von Lagaš) wiederhergestellt". Er rühmt sich, vom Ellil von Nippur (durch das Königsorakel) zum gerechten Hirten eingesetzt zu sein und die Beschlüsse und Weisungen von Eridu (d. i. des Gottes Ea) zu vollziehen. Auch der Ištar von Challab (Lage unbekannt) hat er einen Tempelturm erbaut, „dessen Spitze aufragt wie ein hohes Gebirge". Mithin ist ihm zum mindesten ein großer Teil von Sinear untertan gewesen. So arg die Elamiten im Lande gehaust, geplündert und zerstört haben mögen, so treten sie doch, nachdem sie die Herrschaft gewonnen haben, ganz wie später die Assyrer oder wie die Hyksos in Aegypten und die Türken im islamischen Reich als die legitimen Könige des Landes auf, dessen große Götter sie eingesetzt haben; sie pflegen ihren Kult wie die alten einheimischen Herrscher, sie suchen Wohlstand und Ordnung des ihnen anvertrauten Landes zu pflegen und zu fördern. Sie nehmen wie jene semitische Namen

an, während sie ihre Inschriften durchweg in alter Weise sumerisch abfassen; wenn Aradsin und Rimsin nicht ihren Vater und Großvater nennten, würden wir aus diesen niemals ahnen können, daß sie Elamiten waren. Die Autorität, welche die alte Kultur und Religion des Landes bei den Nachbarn gewonnen hatte, tritt darin anschaulich hervor; dadurch unterscheidet sich die Elamitenherrschaft in Sinear wesentlich von der der Hyksos in Aegypten, die zwar auch die überlegene Kultur des Landes annehmen mußten, aber ihr innerlich doch offenbar immer ganz fremd geblieben sind.

Rim-anum: IV R 35, 8, geschrieben Ri-im-a-nu[in der Publikation fälschlich gam]-um, vgl. Lindl, Beitr. z. Ass. IV 382 A.; der Anfang des Datums auch in einer Urkunde bei Scheil, Rec. 20, 64 (auch bei Sayce, PSBA. 19, 97), wo daneben auch noch andere Jahrdaten angeführt sind, aus etwa einem Dutzend Urkunden in Constantinopel. Auf einer stammen die angeführten Personen aus Subari (Su-edin-ki), Ašnunnak, Ašuru (oder Asiru) d. i. Assyrien, Gutû, Amuru (Martu); danach erstreckten sich seine Beziehungen und vielleicht auch seine Macht nach Mesopotamien und den semitischen Gebirgsländern.

443. Aradsin rühmt sich seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit, und betet um eine lange Regierung über gehorsame Untertanen. Seine Bitte ist ihm nicht erfüllt worden; sein Nachfolger ist sein Bruder Rimsin, der in jungen Jahren auf den Thron gekommen sein muß und weit über dreißig Jahre regiert hat (ca. 1970—1928). Auch er nennt gelegentlich noch seinen Vater Kudurmabuk als Oberherrn, und führt dieselbe Titulatur wie sein Bruder; in den meisten seiner Inschriften ist von einem elamitischen Oberherrn nicht mehr die Rede. Vermutlich ist er nach seines Vaters Tode selbständig geworden. Als er zur Regierung kam, bestanden noch die Reiche von Isin — dessen Herrscher ebensowohl den Titel eines Königs von Sumer und Akkad führten wie die von Larsa — und von Uruk. Es scheint, daß im Kampf gegen die Elamiten die Herrscher von Babel sich mit den Königen von Isin verbündet und ihre Oberhoheit anerkannt haben; so dürfte es sich erklären, daß Sinmagir (1996—1986)

und sein Sohn Damiq-ilišu (1985—1963) in Babel gebaut haben und eine Tafel aus Sippara aus „dem Jahr, in dem Damiq-ilišu die große Mauer von Isin baute“, datiert ist (§ 418 A.). Auch Nippur ist ihm wenigstens zeitweilig untertan gewesen; der Besitzstand der einzelnen Reiche mag in diesen Zeiten vielfach geschwankt haben. — Rimsin hat zunächst große Erfolge errungen: in Inschriften aus Ur und Lagaš nennt er sich nicht nur „Hirten des gesamten Landes von Nippur“ und rühmt seine Sorge für Eridu, Ur, Larsa und Lagaš (mit Girsu), sondern sagt auch, das Anu, Ellil und Ea und alle großen Götter die schöne Stadt Uruk in seine Hände gegeben und er hier einen Tempel erbaut habe. Er hat also dem Reich von Uruk ein Ende gemacht. Ein Jahr ist nach der Eroberung von Kisurra (Abu-Hatab, südöstlich von Nippur, § 413 A.) und der Verheerung von Dêr, der Nachbarstadt der Elamiten, benannt, andere nach umfassenden Regulierungen der Strombetten des Euphrat und des Tigris, die er neu gegraben hat. Ein weiteres Jahr bezeichnet „seine Erhebung im Tempel von Keš (Opis) durch die Göttin Ninmach zum Königtum über das ganze Land“ — ein weiterer Zusatz, daß er in diesem Jahre die bösen Feinde nicht zurückgeschlagen habe, ist in seiner Bedeutung noch ganz rätselhaft. Rimsin fühlt sich jetzt als den rechtmäßigen Gebieter von Sinear; wie er die Kulturarbeiten der alten Könige wieder aufnimmt, so hat er jetzt auch nach ihrem Vorbild das Gotteszeichen vor seinen Namen gesetzt, sich also als Gott verehren lassen. Auch an Kämpfen mit Sinmuballiṭ von Babel kann es nicht gefehlt haben; wenn dessen vierzehntes Jahr (1965) als „das Jahr, in dem das Heer von Ur [in der Variante: das Heer des Meerlandes (oder von Larsa)] mit dem Schwert geschlagen wurde“ bezeichnet wird, so scheinen die Babylonier damals einen Sieg erfochten zu haben. Das Ergebnis scheint indessen gewesen zu sein, daß Sinmuballiṭ die Oberhoheit Rimsins anerkannte oder sich mit ihm koalierte. So wurde der letzte entscheidende Schlag möglich: im Jahre 1962 hat Rimsin „mit der erhabenen Waffe

des Anu, Ellil und Ea Isin, die Stadt des Königtums, erobert“ und damit dem Reich von Sumer und Akkad ein Ende bereitet. Daß auch Sinmuballiṭs siebzehntes Jahr nach der Eroberung von Isin benannt ist, scheint zu beweisen, daß er an diesem Kampf als Verbündeter Rimsins teilgenommen hat.

Für die letzten Könige von Isin s. § 418 A. Inschriften Rimsins: Th.-D. S. 216 ff. (die Kanephoren z. B. auch bei Delitzsch, Mitteil. D. Orientges. 5, 17 f.). Die Daten der Urkunden aus seiner Regierung, aus Tell Sifr (§ 417 A.), Th.-D. S. 236 f. Ihnen geht eine nach Nûr-adad von Larsa datierte Urkunde voran, die aus der Zeit Chammurabis folgen dann unmittelbar. — Daten des 14. Jahres Sinmuballiṭs: King, Hammurabi III 226 und 229, Anm. 41. Lindl, Beitr. z. Assyr. IV 366. Schorr, Altbab. Rechtsurkunden S. 65; Thureau-Dangin, Sumer. und akkad. Königsinschriften S. XIX, 3. — Über die Einnahme von Isin s. § 329. Die Benennung des Jahres nach diesem Ereignis ist im Laufe des 1. oder 2. Monats (April—Mai) des 17. Jahres Sinmuballiṭs erfolgt, s. Ranke, Orient. Lit.-Z. X 232 f. Wenn die Eroberung im 17. Jahre Sinmuballiṭs mit der durch Rimsin nicht identisch wäre, müßte man annehmen, daß Isin etwa 2 bis 3 Jahre nach der Eroberung durch Sinmuballiṭ von Rimsin aufs neue erobert worden wäre, da dieser mindestens noch 30 Jahre lang danach datiert, und seine Regierung im 31. Jahre Chammurabis ihr Ende findet. Entscheidend für die Gleichsetzung beider Daten und Ereignisse ist, daß bei Rimsins Eroberung Isin ausdrücklich als die „Königsstadt“ bezeichnet wird; das beweist zugleich, daß erst er dem Reich von Isin ein Ende gemacht hat. Daher sind Sinmagir und Damiq-ilišu von Isin notwendig Zeitgenossen des Apilsin und Sinmuballiṭ von Babel.

Chammurabi von Babel und sein Reich

444. Mit der Eroberung von Isin hat Rimsin den Höhepunkt seiner Macht erreicht; von da an benennt er die Jahre mindestens noch dreißig Jahre lang nach diesem Ereignis, ein deutlicher Beweis, daß ihm weitere Erfolge nicht mehr beschieden waren. Von den beiden Völkern, welche um die Herrschaft über das Reich Sumer und Akkad mit einander ringen, den Elamiten, die sich in Larsa und östlich vom Tigris in Emutbal festgesetzt haben, und den Amoritern, die von Babel und dem Nordwesten aus erobernd vordringen, erheben sich vielmehr jetzt die letzteren, nach dem Rückgang,

den ihr Reich unzweifelhaft in den letzten Jahrzehnten erlitten hatte, zu neuer Macht und gewinnen alsbald das volle Übergewicht. Aus den letzten Jahren Sinmuballiṭs sind außer einem Kanalbau und der Befestigung mehrerer Städte Ereignisse von Bedeutung nicht bekannt; um so ruhmreicher war die Regierung seines Sohnes Chammurabi (1958—1916). Gleich in seinem ersten Jahre hat er bedeutende Erfolge errungen. Im Jahre 1955 „hat er nach dem Worte Anus und Ellils die Mauern von Ma'er und Malgu zerstört", also diese beiden Städte im Norden von Sinear (§ 393. 433) erobert — daran schließt sich 1949 „die Fortführung der Bewohner und des Viehs von Malgu". Dann aber im Jahre 1952 „wurden Uruk und Isin erobert", und das nächste Jahr ist nach dem Vordringen in Emutbal benannt. So dürftig und lückenhaft die Jahrdaten, unsere einzige Quelle, der Natur der Sache nach sind, so zeigen sie doch deutlich, daß diese Jahre die eigentlich entscheidenden gewesen sind. Das Schweigen der Daten Rimsins erklärt sich vollkommen; er hat in diesen Jahren nicht nur seine Eroberungen verloren, sondern auch wenigstens großenteils die Verbindung mit Elam, und ist im wesentlichen auf den Besitz von Larsa und Ur (sowie Eridu und Lagaš), d. i. das Mündungsgebiet des Euphrat, beschränkt worden. Chammurabi konnte sich jetzt schon rühmen, daß Anu und Ellil ihm die Herrschaft über Sumer und Akkad und die vier Weltteile anvertraut haben. Das eroberte Gebiet jenseits des Tigris wurde durch einen großen Kanal Nuchuš-niši „Überfluß der Bevölkerung" erschlossen und mit Bauern besiedelt; am Ausgangspunkt desselben erbaute er eine große Festung, die er nach seinem Vater Sinmuballiṭ benannte. — Auch aus den folgenden Jahren werden, neben Bauten und Weihgeschenken für die Götter und einer neuen Befestigung von Sippara und anderer Orte, gelegentlich Kämpfe erwähnt, so im Jahre 1948 die Zerstörung von Rabiqu und Šalibi (?). Der letzte Erfolg aber wurde erst weit später errungen. Wie eine Chronik erzählt, „sammelte Chammurabi seine Truppen und zog gegen Rimsin, König von Ur; er eroberte die Städte Ur und Larsa und

brachte ihre Habe nach Babel". Nach den Jahrdaten kämpfte Chammurabi im Jahre 1919 gegen das Heer von Elam; im nächsten Jahr (dem einunddreißigsten seiner Regierung) „warf er mit Hilfe Anus und Ellils das Land Emutbal und König Rimsin zu Boden". Daran schließt, wie es scheint, im Jahre 1917 die Besiegung von Tupliaš (Ešnunnak). Damit war ganz Sinear der Herrschaft Chammurabis unterworfen.

Die Angaben der Datenlisten (§ 437) und datierten Dokumente ergänzen sich vielfach, können aber natürlich nie ein vollständiges Bild der Geschichte Chammurabis geben. Zu dem bei King, Hammurabi III 228 ff. zusammengestellten Material (Liste A und einzelne Daten) kommen jetzt die neuen Listen bei King, Chronicles II 98 ff. (Liste F und die Liste C aus Sippara, die Messerschmidt, Orient. Lit.-Z. X 169 ff. neu publiziert hat) hinzu; eine erschöpfende Neubearbeitung alles Materials wäre sehr erwünscht und lohnend. Die in Betracht kommenden Daten sind: Jahr 4 Zerstörung der Mauern von Maer und Malgu (Malgia) nach den Urkunden (King, Hammurabi III 230, 46. Daiches, Altbabyl. Rechtsurk. S. 84); abgekürzt in A, dagegen in C „Erbauung (!) der Mauer von Ga(!)-gia". — Jahr 7 vollständig bei Thureau-Dangin, Inschriften von Sumer und Akkad S. XIX, Anm. 3 = Orientalist. Lit.-Z. X 256 „Jahr wo erobert wurden Uruk und Isin", abgekürzt in A, C und F. — Jahr 8 „in dem das Land an den Ufern des Kanals Nuchušniši" A; „in dem das Land Emutbalum . . ." F. Nach der Grabung (d. i. natürlich Wiederherstellung) dieses Kanals ist das nächste Jahr in A und F benannt, vgl. King, Hamm. III 232, 49. Auf diesen Kanal, „der Sumer und Akkad reichliches Wasser bringt und dessen beide Ufer in Äcker verwandelt werden", bezieht sich die Inschrift bei King III S. 188 f., die mithin dieser Zeit angehört; daher ist sie nur einsprachig, semitisch, abgefaßt. — Jahr 10 über die Fortführung der Bewohner und des Viehs von Malgu (Malgia) vollständig in F, in A zerstört, ebenso Jahr 11 über Rabiqu und Šalibi [wahrscheinlich identisch mit „dem Jahr, in dem Ibiq-adad die Stadt Rabiqu nahm", King III 239, 72, vgl. Chronicles I p. 169]. — Jahr 30—32 teilweise in A, vollständiger in den Urkunden bei King III p. 236, 65. 66. 67 und 238, 71. In welchen Zusammenhang die dort angeführten Truppen von Turukku (var. Turuqu), Kakmum, Subê gehören, ist völlig unklar. — Die Angabe der Chronik: King, Chronicles II 17.

445. Wie an den ersten großen Erfolg schließt sich auch an die Eroberung des Restes von Sinear unmittelbar die Anlage eines neuen Chammurabikanals (1916), der sich bei Sip-

para vom Euphrat abgezweigt zu haben scheint und vor allem die Städte des Südens mit Wasser versorgen sollte; so rühmt sich der König im Eingang seines Gesetzbuchs, daß er Uruk neues Leben und seinen Bewohnern reichliches Wasser verschafft habe. Auch sonst hat er mit Eifer für das neugewonnene Gebiet gesorgt, die zersprengten Einwohner von Isin wieder in ihre Heimat zurückgeführt, in Larsa dem Sonnengott, in Challab (§ 442) der Ištar (Nanai) einen Tempel gebaut, Eridu „auf seinen Fundamenten wiederhergestellt und das große Heiligtum des Ea gereinigt"; auch für Lagaš und Girsu hat er „Weide und Tränke geschaffen" und seinen alten Tempel mit Opfern ausgestattet. Ähnlich hat er für Kiš und Opis, den Tempel von Charsagkalama, Kutha, Adab u. a. gesorgt, überall den Ackerbau und die Viehzucht zu heben, Götter und Menschen reichlich zu versorgen, das Räuberunwesen zu unterdrücken, Ruhe und Sicherheit zu schaffen sich bemüht. Dazu kommen die zahlreichen Festungsbauten, die sich durch seine ganze Regierung hinziehen; wahrscheinlich im Jahre 1914 hat er die große Festung Karašamaš „hoch wie einen Berg" am Tigris gebaut. Der Löwenanteil indessen fällt natürlich den Städten seiner Heimat zu, Sippara, Babel und dem benachbarten Borsippa. Babel ist jetzt die Königsstadt, die an die Stelle der alten Residenzen im Süden getreten ist; so sehr offiziell die alten Formeln beibehalten, Anu und Ellil und daneben Ea als die Götter gepriesen werden, welche die Welt regieren und das Königtum verleihen, so ist doch für ihn und seine Dynastie Marduk der eigentliche Königsgott, „der erstgeborene Sohn Eas, dem Anu und Ellil die Herrschaft über die Gesamtheit der Menschen verliehen, für den sie in Bábel ein ewiges Königtum begründet haben". Man sieht, wie er zugleich an die alten Götter des Landes angeknüpft und diese durch ihn beiseite geschoben werden; eben darum wird Nippur, die Stadt, deren Orakel ehemals das Königtum vergab, von Chammurabi zwar im Eingang seines Gesetzes unter den Städten Sinears an erster Stelle genannt, aber im übrigen von ihm und seiner ganzen Dynastie offen-

bar mit bewußter Absicht völlig vernachlässigt. In der Folgezeit sind dann die Attribute und Mythen Ellils ganz auf Marduk übertragen, vor allem der Beiname „der Herr der Länder“ bêl matâti — daher wird er abgekürzt später oft als Bêl (Βῆλος) bezeichnet —, und ebenso gar manche Mythen und Kulthymnen, die sich ursprünglich auf Sin, den Königsgott von Ur, bezogen (§ 426).

Der zweite Kanal Chammurabis (Jahr 33 der Datenliste, vgl. King III 232, 49, wahrscheinlich der Kanal Tišid-Ellil, der vom Euphrat abgeleitet ist) ist offenbar der, welcher in der bilinguen Inschrift von Sippara King III 177 ff. erwähnt wird. Übrigens ist die Urkunde aus Chana (?) PSBA. 29, 180 (§ 447 A.) nach der Anlage eines dritten Kanals Chaburibalbugaš datiert. — Larsa und Challab: King III 181 ff. Festung Karašamaš ib. 240 Anm. Die übrigen Angaben sind der Datenliste und vor allem dem Eingang der Gesetzesstele entnommen.

446. Chammurabi hat den Titel eines Königs von Sumer und Akkad vielleicht schon seit den ersten Siegen über das Reich von Larsa angenommen, und wie die alten Herrscher des Südens trägt er das sumerische Königsornat, Mantel und Turbankappe (§ 406). Auch seine Vorgänger hatten die sumerische Sprache nach altem Herkommen für die Benennung der Jahre und ähnliche Formeln verwertet; jetzt fassen Chammurabi und seine Nachfolger ihre Inschriften wenigstens zum Teil in den beiden Sprachen des Reichs ab, Sumerisch und Akkadisch, und die alte Sprache behält den ersten Platz. Aber tatsächlich hat sein Sieg die Herrschaft des semitischen Elements über Sinear, die Sargon von Akkad zuerst begründet hatte, definitiv entschieden; das Sumerische stirbt jetzt ganz aus und lebt nur noch als heilige Sprache weiter (§ 426). Dem entspricht es, daß trotz der allumfassenden Tätigkeit des Herrschers der Süden fortan alle Bedeutung verliert. Zwar Uruk, Larsa, Ur, Eridu bleiben nach wie vor heilige Stätten, so gut wie Nippur; aber es ist nicht nur Zufall, daß die immer nur spärlichen Denkmäler hier jetzt völlig aufhören. Denn die Ausgrabungen in Tello (Lagaš), Surghul, Abu Hatab (Kisurra), Fara (Šuruppak), Bismaja (Adab) haben gezeigt, daß diese

Städte mit dem Ende des Reichs von Sumer und Akkad völlig verfallen und verödet sind, trotz der Fürsorge, die Chammurabi einigen von ihnen nochmals zugewandt hat; eine ehemals so glänzende Stadt wie Lagaš ist mit ihrem Gott in der Folgezeit völlig verschollen und wird nie wieder erwähnt. Die Wirren der folgenden Jahre und die Losreißung des Südens von Babel sowie die Begründung eines eigenen Reichs im Meerland, welches doch niemals zu größerer Bedeutung gelangen konnte, haben diese Entwicklung nicht aufhalten können, sondern eher gefördert. Dazu kommt aber offenbar als ein ganz wesentliches Moment die stetig fortschreitende Umwandlung der geographischen Verhältnisse, die Erweiterung des Alluviums, die Verschiebung der Flußbetten, deren Lauf sich verlängert und dadurch verlangsamt, das Entstehen ausgedehnter Sümpfe und Lachen, und dazu das Vordringen des Wüstensandes. Die Kanalbauten eines energischen Herrschers wie Chammurabi, der das ganze Land beherrschte, konnten diese Entwicklung wohl einmal zeitweilig aufhalten und neues Leben schaffen; auf die Dauer vermochten sie die Entwicklung nicht zu hindern, und bei dem Niedergang der einheitlichen Staatsgewalt trat dann der Verfall nur um so rascher ein.

447. Chammurabi und sein Haus sind nicht aus den Akkadiern, den seit alters im Lande ansässigen Semiten, hervorgegangen, sondern aus den eingedrungenen semitischen Beduinen. In seiner äußeren Erscheinung, die uns auf der Gesetzstele und in roherer Gestalt auf einer Kalksteintafel erhalten ist, tritt dieser Ursprung deutlich hervor: er hat nicht nur ausgeprägt semitische Züge (darunter eine sehr große Nase), sondern er trägt zwar einen langen Bart, hat aber nach Beduinenart (§ 396) die Lippen rasiert und das Haupthaar kurz geschoren. Es ist sehr bezeichnend, daß er Gesicht und Bart des Sonnengottes ebenso bildet, während derselbe das lange Haupthaar der Akkadier beibehält. Das zeigt, wie stark der Einfluß des amoritischen Elements gewesen ist. Ebenso sind die Namen der Könige der Dynastie

fast alle nicht akkadisch, sondern amoritisch, und die Urkunden zeigen, einen wie großen Bestandteil der Bevölkerung die Amoriter gebildet haben. Dem entspricht es, daß Chammurabi in der sumerisch abgefaßten Weihinschrift seines Beamten Itur-ašdum auf einer Kalksteintafel mit seinem Bilde ausschließlich den Titel „König des Amoriterlandes (Martu)“ erhält. Zweifellos sind die Amoriter und ihre Anschauungen auch auf die Gestaltung des Staats von bedeutendem Einfluß gewesen. Damit wird es zusammenhängen, daß Chammurabi sich zwar gelegentlich einen Sohn des Sin (Gesetz 2, 14 f. 27, 42) und daneben des amoritischen Gottes Dagan (4, 28; § 396) nennt — vermutlich war dies der spezielle Schutzgott seines Hauses, wie in Chana (§ 433) —, und sich rühmt, „wie der Sonnengott Šamaš aufgegangen zu sein über den Schwarzköpfigen“, ja sich die Sonne von Babel nennt, trotzdem aber wie seine ganze Dynastie die Göttlichkeit des Königtums ablehnt. Seitdem verschwindet diese von Sargon und Naramsin begründete Auffassung; im Gegensatz zu den Pharaonen sind alle späteren Herrscher von Babylonien, und ebenso die Assyrerkönige, wenn sie auch noch so mächtig werden, wohl die Günstlinge der Götter, die zu ihnen in einem engen persönlichen Verhältnis stehen, aber nicht mehr selbst Götter.

Über die Bildnisse Chammurabis s. Sumerier und Semiten S. 14 ff. Inschrift des Iturašdum (vgl. § 396 A.; den von King falsch gelesenen Namen hat Ungnad erkannt): King III 195. — Der Name Chammurabi wird in einer wahrscheinlich aus Chana (§ 433) stammenden Urkunde bei Johns, PSBA. 29, 180 Chammurabich (oder -pich) geschrieben; die korrekte westsemitische Form scheint, wie Thureau-Dangin, Orient. Lit.-Z. XI 93 annimmt, ʿAmmu-rapiʿ zu sein, d. i. „der Stamm (עַם) ist erhaben“, ins Akkadische übersetzt (Königsliste V R 44) durch Kimtu-rapaštum „die Sippe ist ausgedehnt“; vgl. Ungnad, Z. Assyr. XXII 7 ff. — Ein Gedicht zur Verherrlichung des Königs und seiner Macht: King III 172 ff.

448. Chammurabi führt meist auch den Titel eines Königs der vier Weltteile; aber wie weit sich seine Herrschaft über die Grenzen von Sinear hinaus erstreckt hat, läßt das dürftige Material nur in sehr geringem Umfange erkennen. Gegen

Elam wurde das Grenzland Emutbal dauernd behauptet; sonst ist von den Elamiten seit der Niederwerfung Rimsins auch bei seinen Nachfolgern nicht mehr die Rede, wie denn Susa in dieser ganzen Zeit überhaupt nie erwähnt wird; nachdem sie aus Sinear herausgeschlagen sind, treten sie auf lange Zeit in eine isolierte Stellung zurück (§ 462). Dagegen hat Chammurabi offenbar Mesopotamien wenigstens zum großen Teil beherrscht: Maer und Malgu hat er 1955 besiegt (§ 444), in dem Fürstentum von Chana, unterhalb der Chaborasmündung (§ 433), wird nach seinen Jahren datiert, und die Herrscher von Assur sind ihm untertan gewesen. Wie ehemals die Patesis von Susa nicht sowohl als fremde, wenn auch dem Reich von Sumer und Akkad unterworfene Dynasten, sondern vielmehr als Glieder dieses Reichs galten (§ 414), so wird jetzt Assur und Ninive geradezu als Bestandteil des Reichs von Babel betrachtet: im Eingang seines Gesetzbuchs zählt Chammurabi alle Städte und Tempel von Sinear auf, für die er gesorgt hat, und reiht daran zum Schluß unmittelbar die Städte Assur, der er „ihren gnädigen Schutzgott (lamassu) zurückgegeben“ habe, und Ninive, in dessen Tempel er den Namen der Ištar strahlen ließ; und ein Dokument zeigt, daß er Truppen in Assur stehen hatte. Offenbar sind dem Kriege vorangegangen, vielleicht zunächst in Abwehr assyrischer Angriffe (§ 433); die enge Verwandtschaft der Amoriter mit den Assyrern hat dann dazu geführt, daß ihre Städte und Götter als denen von Sinear gleichstehend anerkannt wurden. Dem Reich unmittelbar einverleibt freilich sind sie nicht, sondern stehen nach wie vor unter eigenen Patesis; auf einer Urkunde aus Sippara aus dem 10. (?) Jahr Chammurabis (1949) wird bei Marduk, Chammurabi und Samsiadad geschworen. Letzterer wird der erste der uns bekannten assyrischen Herrscher dieses Namens sein, der Sohn des Belkapkapu oder Belkabi. Samsiadad I. hat den alten Tempel des Assur (§ 433) wieder aufgebaut. Salmanassar I. setzt diesen Bau wahrscheinlich zu spät um 1880 v. Chr. an (§ 328); aber annähernd ist seine Zeit auch durch diese An-

gabe bestimmt. — Von einer weiteren Ausdehnung der Macht Chammurabis wissen wir nichts. Angesichts des tiefgreifenden und lange nachhaltenden Einflusses Babyloniens auf Syrien (§ 469) würde man sehr geneigt sein anzunehmen, daß auch Syrien ihm untertan gewesen sei, wie früher den Königen von Akkad und vielleicht denen von Ur; aber in den erhaltenen Urkunden weist keine sichere Spur darauf hin, wenn auch bei ihrer Dürftigkeit ihr Schweigen nicht entscheidend sein kann. Immerhin würde man erwarten, einmal in den Jahrdaten einen Feldzug nach Syrien erwähnt zu finden, falls die Macht des Königs sich wirklich bis in diese Gebiete erstreckt hätte. An fortdauernden Beziehungen zum Westen, wie sie uns unter den Kossaeern in den Amarnabriefen entgegentreten, kann es natürlich unter ihm und seinen Nachfolgern noch viel weniger gefehlt haben.

Herrschaft über Emutbal: King, Chammurabi III 6. 10. 103. — Die Annahme, daß unter Ammiṣaduqa ein Krieg mit einem König Sadi oder Taki von Elam vorkomme (Scheil, Déleg. en Perse V, Textes élam.-anz. II p. XIII. King, Chronicles I 144), beruhte auf falscher Lesung: Ungnad, Orient. Lit.-Z. X 548. — Chana: § 447 A. — Herrschaft über Assyrien: King III p. 4 und im Gesetz. Prozeßurkunde aus Sippara: Ranke, Bab. Exped. VI 1, p. 9 (no. 26); vermutlich war eine der Parteien assyrischer Untertan [die Deutung Peisers, Orient. Lit.-Z. X 457, der hier die Anrufung „Marduks, Chammurabis und des Šamaš . . .“ sucht, scheint ganz unmöglich]. Ebenda weist Ranke auf die Urkunde no. 18 aus dem 1. Jahr des Sinmuballiṭ hin, wo Marduk und Sinmuballiṭ sowie Bêlṭabi und seine Gemahlin angerufen werden. Auch letzterer muß ein Dynast sein, und die Vermutung, daß vielmehr Bêlkabi zu lesen sei (Bezold, Z. Ass. 21, 253), ist nicht unwahrscheinlich. — Bauziegel des Samsiadad S. des Igurkapkapu (nach Adadnirari III. ist das Belkapkapu zu sprechen: I R 35, 3, 24, Keilinschr. Bibl. I 189) aus Assur: I R. 6, 1 = King, Annals of the Kings of Assyria p. 2 und pl. II. In seinem Bericht über den Assurtempel nennt Salmanassar I. allerdings den Vater des Samsiadad nicht; aber Assarhaddon in der Parallelinschrift, deren Daten indessen jedenfalls ganz in die Irre gehen (s. § 328), nennt ihn Bêlkabi, was doch wohl mit Belkapkapu identisch sein wird. Möglich indessen wäre auch, daß wir einen Samsiadad I. S. des Belkapkapu um 1950 (nach dem Datum Chammurabis) und einen Samsiadad II. S. des Belkabi um 1880 zu scheiden hätten. Weiteres § 463.

— Die Erwähnung des Amoriterlandes im Titel Chammurabis § 447 und in dem Ammiditanas KING III 207 kann für eine Herrschaft über Syrien nichts beweisen [ebensowenig die der amoritischen Krieger im Jahrdatum Samsuiluna Jahr 36], da hier sehr wohl die Amoriter Babyloniens gemeint sein können; und der Titel gal-mar-tu KING III p. 169 ist vollends dunkel; vgl. THUREAU-DANGIN, Königsinschriften S. 170 Anm. f. Das Schweigen der Texte über das Amoriterland (Syrien) fällt um so stärker ins Gewicht, je zahlreicher die amoritischen Namen dieser Zeit sind, und ferner solche, die mit Mar-tu zusammengesetzt sind [die allerdings, wie mir RANKE bemerkt, durchweg nicht westsemitische Form haben].

449. Der Zufall hat uns zahlreiche Erlasse bewahrt, die Chammurabi an einen hohen Beamten Sin-idinam gesandt hat, dem der Süden seines Reichs, mit den Städten Larsa, Ur, Uruk, Lagaš und zahllosen kleinen Ortschaften unterstellt war. In diesen Dokumenten tritt nicht nur die Organisation und der Verwaltungsmechanismus des Reichs sehr anschaulich hervor, sondern man glaubt auch unter den Formen, die sich offenbar seit alters für den Verkehr des Herrschers mit seinen Beamten gebildet hatten und von der Kanzlei nach festem Schema gehandhabt wurden — wir besitzen eine Anzahl gleichartiger Erlasse auch von Chammurabis Nachfolger —, die klare und energische Persönlichkeit des Herrschers durchschimmern zu sehen. Darin erinnern sie an eine gleichartige Dokumentensammlung des römischen Kaiserreichs, den berühmten Schriftwechsel zwischen Trajan und Plinius. Allerdings fehlt selbstverständlich den babylonischen Urkunden der Hintergrund einer allseitig durchgebildeten geistigen Kultur, als deren Träger sich der Kaiser fühlt und deren Grundgedanken er überall in kurzem, zum Ziel treffendem Wort einen durchaus individuell geprägten Ausdruck zu verleihen vermag; aber auch in Chammurabis Erlassen erkennen wir einen fest durchgebildeten, von geordneten Anschauungen beherrschten Reichsorganismus, und in der klaren, ganz kurz gehaltenen Darlegung des Einzelfalls, in der z. B. die vom Beamten eingereichte Anfrage in wenig Worten resumiert wird und dann ebenso knapp und bestimmt die autoritative Entscheidung folgt, und in der Weglassung alles überflüssigen Beiwerks,

in der peinlichen Vermeidung alles inhaltlosen Formelwesens, stehen die beiden durch zwei Jahrtausende von einander getrennten Sammlungen einander gleich. In alle Einzelheiten der Verwaltung greift hier wie dort der Herrscher unmittelbar ein, über jeden Vorfall von irgendwelcher Bedeutung wird seine Entscheidung eingeholt, und mit großer Energie wacht er über der Ausführung seiner Befehle. Zahlreiche Prozesse werden nach seinen Weisungen entschieden, die maßgebenden Dokumente im Archiv des Palastes aufgesucht, oder auch an das Hofgericht überwiesen, nicht selten die Parteien oder auch Leute, die sich vergangen haben, nach Babel zur Aburteilung vorgefordert und mit einer Eskorte eingeschickt. Die Steuern, teils in Naturalien (Getreide, Sesam, Datteln), teils in Geld, werden energisch eingetrieben, auch vom Tempelgut — gelegentlich wird ein Nachlaß bis zum Abschluß der Ernte gewährt, dann aber sofort gemahnt —, ebenso die Pachtgelder; die großen Herden des Königsguts, die Schafschur u. ä. werden kontrolliert, Holzlieferungen aus den Wäldern des Marschlandes im Süden, Stellung von Transportschiffen u. a. angeordnet, die Frohnarbeiten der Hörigen streng überwacht, aber auch dafür gesorgt, daß niemand zu Arbeiten gepreßt wird, zu denen er seinem Stande nach nicht verpflichtet ist, und überhaupt die Stellung der einzelnen Bevölkerungsklassen (z. B. der Kaufleute) und ihre Sonderrechte streng kontrolliert. Versuche der Stadtbehörden, der „Ältesten“ (§ 422) und Richter, Grundbesitz widerrechtlich einzuziehen, werden rückgängig gemacht, gegen Bestechungsversuche energisch eingeschritten. Daneben steht die ununterbrochene Fürsorge für die Instandhaltung und Weiterführung der Kanäle, für die die Eigentümer der angrenzenden Grundstücke zu Frohnden verpflichtet sind; ferner Anordnungen über Einschaltung eines Monats, über kultische Maßnahmen — z. B. die Entsendung von Göttinnen von Emutbal nebst ihren Tempelfrauen nach Babel zu Schiff und ihre Rücksendung in die Heimat, oder unter Samsuiluna über die Prozession der Göttin Anunit nach einem Stadtquartier von Sippara —; weiter über Truppenbewe-

gungen u. ä. Der König hält ein stehendes Heer von Berufssoldaten, das wohl großenteils aus den Amoritern rekrutiert ist; wie das Gesetz Chammurabis lehrt, ruht auf den Kriegern die ständige Verpflichtung zum Heerdienst, und wer sich dem entzieht und beim Aufgebot einen gemieteten Vertreter an seiner Stelle schickt, wird mit dem Tode bestraft. Dafür erhalten die Krieger vom König ein unveräußerliches Grundstück und Vieh zur Bewirtschaftung, das sich mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst auf ihre Nachkommen vererbt. Wenn ein Krieger dies Gut wegen der darauf liegenden Lasten (offenbar mit dem Erbpachtverhältnis verbundene Abgaben, ilku) nicht bewirtschaftet, darf es ein anderer okkupieren; wenn der Krieger dann drei Jahre lang nicht zurückkehrt, geht es in den Besitz des Okkupanten über. Das sind Verhältnisse, die an das Römerreich und seine Landanweisungen für die Veteranen erinnern; offenbar beruhen Macht und Erfolge der Könige von Babel eben auf diesem Kriegerstand, und seine allmähliche Umwandlung in Grundbesitzer mag dann später das entscheidende Moment für den Niedergang ihres Reiches gewesen sein.

Die Korrespondenz Chammurabis und der übrigen Könige der 1. Dynastie bei King, Letters of Hammurabi (Transkription, Übersetzung und Kommentar in Bd. III); ergänzt wird sie durch das Gesetzbuch und die § 422 A. 436 A. erwähnten Urkunden. — Manche Termini, namentlich für die einzelnen Bevölkerungsklassen, sind noch sehr dunkel; so die patesi in den Briefen an Siniddinam no. 10. 51 ff. und Abešu no. 9, die hier eine abhängige Bevölkerungsklasse zu bezeichnen scheinen, die mit den Stadtherrschern, die diesen Titel führen, nichts zu tun haben können (im Gesetz kommen sie nur einmal in der Formel 26, 42 vor, vgl. § 413 A. Bedeutet das Wort eigentlich etwa „Diener“ und daher den Herrscher als Diener der Gottheit, vgl. § 380?). Ganz unsicher ist auch die Bedeutung der als bâ'irûti („Jäger, Fänger“) bezeichneten Volksklasse, die nach Samsuiluna no. 3 mit dem Fischfang (bei Sippara) zu tun haben, im Gesetzbuch dagegen § 26—38. 41 immer unmittelbar mit den Kriegern zusammen genannt werden und wie diese ein Lehngut besitzen. Es ist möglich, daß sie, wie Winckler (Gesetze Hammurabis S. 14) annimmt, die leichten Truppen („Schleuderer“) bezeichnen, die dem entsprechend in Friedenszeiten von Jagd und Fischfang lebten.

450. Aber Chammurabi hat sich nicht auf die unermüdliche Ausübung seines Regentenberufs in der Verwaltung beschränkt; sondern er hat die Grundsätze eines gerechten Rechts in einem großen Rechtsbuch zusammengefaßt. Schon Sumulailu, der bedeutendste seiner Vorgänger, scheint die Rechtssätze kodifiziert zu haben, und analoge Bestimmungen sind auch von den Herrschern von Larsa und von Uruk erlassen worden (§ 421). Chammurabi hat dann gleich in seinem zweiten Regierungsjahr „das Recht im Lande festgelegt". Die Mischung verschiedener Volksstämme im Reich, die alle ihre besonderen Rechtsanschauungen gehabt haben mögen, die Überwucherung der alten Satzungen der sumerischen Kultur und des Reichs von Akkad durch immer neue Verordnungen mögen den äußeren Anstoß gegeben haben; die Hauptsache aber war, daß das neuerstandene Reich, das nach langen Wirren das ganze Land wieder zu einer Einheit zusammenfaßte, auf einer dauernden Grundlage aufgerichtet werden und den Untertanen eine feste und unverbrüchliche Norm für das Erwerbsleben schaffen sollte. Besonders rühmt sich Chammurabi, daß er „Recht und Gerechtigkeit in der Sprache des Landes festgelegt habe", d. h. daß er die Satzungen nicht in der heiligen sumerischen Sprache, sondern akkadisch abfaßte, so daß jedermann sie lesen und verstehen konnte. In seinem zweiten Jahr mag er den ersten Entwurf seines Gesetzes aufgestellt haben; zum Abschluß gebracht hat er seine Arbeit erst gegen Ende seiner Regierung, als er Rimsin niedergeworfen hatte und ganz Sumer und Akkad sowie Assyrien beherrschte. Damals hat er in Esagila, dem Marduktempel von Babel, einen gewaltigen Dioritblock aufgestellt, auf dem die Rechtssätze aufgezeichnet sind, die Šamaš, der Sonnengott von Sippara und der eigentliche Hauptgott der Akkadier, ihm offenbart hat — ein Relief über dem Gesetz zeigt, wie der König von Šamaš das Recht empfängt. Voran steht eine Einleitung, welche die Wohltaten aufzählt, die er jeder Stadt des Landes erwiesen hat, den Schluß bildet eine Schilderung des Segens, welche die feste

Rechtsordnung dem Lande der Schwarzköpfigen verleiht, und die Ermahnung an die Nachkommen, sie unverändert zu erhalten; wer es wagen sollte, sie zu überschreiten, zu ändern oder zu vernichten oder den Namen des Königs zu tilgen und durch den eigenen zu ersetzen, über den wird der Fluch der großen Götter herabgerufen. Diese Stele ist später, im zwölften Jahrhundert, von den Elamiten nach Susa verschleppt worden und dadurch für uns erhalten. Außerdem ist das Gesetzbuch zweifellos in zahlreichen Abschriften im Lande verbreitet worden; einige Stücke haben sich, nach den alten Originalen kopiert, in der Bibliothek Assurbanipals gefunden. — Das Gesetz gibt zu Anfang einige kurze Bestimmungen über das Prozeßverfahren, Bestrafung ungerechter Anklagen und Zeugenaussagen sowie ungerechter Richter, Entscheidung durch Ordal bei der Anklage wegen Zauberei (der Beschuldigte hat die Wasserprobe zu machen). Dann folgen der Reihe nach, ziemlich systematisch geordnet, alle Hauptgebiete des Verkehrslebens: Eigentumsrecht, Pflichten und Besitz der Krieger (§ 449) und der übrigen Grundbesitzer, Geldgeschäfte und das gesamte Recht der Forderungen (Darlehen, Depositum, Schuldrecht nebst eingehenden Satzungen über die Schuldknechtschaft), sodann sehr eingehend das Familienrecht. Daran schließen sich die Strafbestimmungen über Körperverletzung, Schlägereien u. ä., für die meist ein strenges Talionsrecht gilt; in bestimmten Fällen wird statt dessen eine nach dem Stande des Beschädigten abgestufte Geldbuße bezahlt. Auch die Gewerbe des Arztes, des Baumeisters, des Schiffers u. a. werden nach demselben Grundsatz behandelt: glückt z. B. die Operation eines Arztes, so erhält er seinen Lohn, führt sie den Tod des Verletzten herbei, so werden ihm die Hände abgehauen; erschlägt ein schlecht gebautes Haus den Eigentümer, so wird der Baumeister getötet, kommt der Sohn des Eigentümers dadurch um, so wird der Sohn des Baumeisters getötet; ein erschlagener Sklave muß durch einen anderen ersetzt werden. Daran reihen sich Bestimmungen über andere Gewerbe, Miete von Vieh, Feldarbeiten u. ä., Schiffs-

miete und Sklavenkauf. Sehr stark tritt überall das Bestreben hervor, feste Normen für das Verkehrsleben zu schaffen und daher die Preise und Löhne autoritativ durch staatliche Regulierung festzulegen, wie wir es auch schon bei älteren Herrschern kennen gelernt haben (§ 421). Überhaupt geht die Überzeugung durch das ganze Werk, daß das Recht schlicht und einfach ist und sich in klaren unzweideutigen Sätzen zusammenfassen läßt, die in jedem Falle eine rasche und richtige Entscheidung ermöglichen. Chammurabi hat offenbar seine einzelnen Sätze sehr sorgfältig überlegt und überall gestrebt, das zu treffen, was der Billigkeit entspricht, und danach die älteren Ordnungen (vgl. § 421 ff.), an die er natürlich anknüpft, vielfach modifiziert, unerträglich gewordene Härten beseitigt u. ä.; und sehr energisch sucht er die wirtschaftlich Schwachen, die Armen, Witwen und Waisen zu schützen und alle Ungerechtigkeit unmöglich zu machen. Aber von einer entwickelteren juristischen Kasuistik, von einem Eingehen auf die Besonderheit des Einzelfalls oder auf die Motive einer Handlung finden sich eben deshalb kaum die ersten Ansätze. Das Recht ist klar und bündig, aber infolgedessen auch starr. Es gibt überall nur eine einzige Norm und eine einzige Entscheidung: der Kläger hat entweder recht — dann wird zu seinen Gunsten entschieden; oder unrecht — dann wird er abgewiesen und eventuell bestraft; der Arzt hat seine Kunst entweder richtig oder falsch angewandt und wird danach bezahlt oder schwer bestraft; der Richter gibt entweder ein gerechtes Urteil oder ein ungerechtes — dann wird er in eine schwere Geldbuße verurteilt und für unfähig zur Bekleidung des Richteramts erklärt. „Der Geschädigte, der eine Rechtssache hat, soll vor mein Bildnis, als das des Königs des Rechts, treten, meine Inschrift lesen, meine kostbaren Worte hören, dann wird ihn meine Inschrift aufklären, sein Recht wird er schauen, sein Herz wird froh werden.“ Eine rasche und unparteiische Rechtspflege hat das Gesetz zweifellos ermöglicht; aber eben so zweifellos ist, daß es in der Praxis sehr zweischneidig gewirkt und oft zu den ärgsten

Härten geführt haben, daß es bei der besten Absicht, immer gerecht zu sein, der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Lebens gegenüber oft genug tatsächlich in sein Gegenteil umgeschlagen sein muß.

Das Gesetzbuch Chammurabis, 1901 gefunden, ist zuerst von Scheil, Déleg. en Perse IV (Textes élam.-sém. II) 1902 publiziert und seitdem vielfach bearbeitet worden: R. Harper, The code of Hammurabi. D. H. Müller, Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung, sowie zu den zwölf Tafeln (vgl. § 423 A.). Kohler und Peiser, Hammurabis Gesetz. Winckler, Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Übersetzung. Ferner eine als Manuskript gedruckte Übersetzung von Fr. Delitzsch. Bruchstücke aus Assurbanipals Bibliothek: Meissner in Beitr. z. Assyr. III; Delitzsch ib. IV. Zur Erläuterung sind die Bemerkungen von Lyon im J. Amer. Oriental Soc. XXV [darin über die Disposition der Gesetzes, worin er mir etwas zu viel zu systematisieren scheint; ferner über „die Sprache des Landes“ 5, 22 u. a.] und XXVII [Abfassungszeit und Aufstellung in Babel, nicht, wie meist angenommen, in Sippara] besonders wertvoll. — Über das Verhältnis der Urkunden zum Rechtsbuch: Meissner, Assyriol. Studien III (Mitt. Vorderas. Ges. 1905) 25 ff. Schorr, Altbab. Rechtsurk. (Ber. Wien. Ak. 155, 1907) und im Bull. de l'Ac. de Cracovie, Juli 1907. Hazuka, Altbab. Rechtsurk. und Hammurabikodex, Beitr. z. Assyr. VI. — Entscheidung eines Prozesses in Sippara „nach (warki) Sumulailu“: Meissner, Assyriol. Stud. III 26. Lyon l. c. 27, 125. Ähnlich der Text bei Peiser, Keilschr. Bibl. IV S. 12, Zl. 25 ff. und vielleicht der bei Schorr, Altbab. Rechtsurkunden S. 8.

451. Von der Kunst der Zeit Chammurabis ist uns in dem Relief der Gesetzesstele wenigstens éin bedeutendes Monument erhalten, welches beweist, daß die Traditionen der akkadischen Kunst noch lebendig waren. In der thronenden Gestalt des Sonnengottes, aus dessen Schultern die Strahlen hervorwachsen, und der mit der Linken leicht in dem lang wallenden Bart spielt, verbindet sich der Ausdruck der Majestät mit dem Wohlwollen, das er den Menschen und dem Könige betätigt; und in den energischen Zügen des Herrschers spiegelt sich der Gesichtstypus des Gottes wieder (§ 447). Technisch zeigt das Relief einen Fortschritt gegen früher: es wird versucht, die Gestalt des Königs in wirklich richtigem Profil

zu zeichnen, und auch das Auge ist richtig gestellt — auf dem Nachbild in dem weit roheren Kalksteinrelief des Iturašdum (§ 447) ist das dagegen nicht versucht worden. Sonst ist, abgesehen von Siegelabdrücken, von Kunstwerken dieser Zeit gar nichts auf uns gekommen, so eifrig die Herrscher, wie die Jahrdaten lehren, Thronsitze und Bilder der Götter sowie Königsstatuen anfertigen ließen. Mit dem Reichtum an Kunstschöpfungen, den gleichzeitig Aegypten unter der zwölften Dynastie entwickelte, wird das Reich von Babel allerdings nicht haben rivalisieren können: eben die Jahrdaten zeigen, daß jede solche Schöpfung etwas Außerordentliches war, das mit besonderem Stolz den Untertanen verkündet wurde. Auch im geistigen Leben stand, soweit wir das erhaltene Material beurteilen können, das Reich von Babel offenbar beträchtlich hinter dem Mittleren Reich im Niltal zurück. Neue Gedanken und Formen des Ausdrucks hat diese Zeit schwerlich noch hervorgebracht, auch nicht auf religiösem Gebiet; denn daß jetzt Marduk von Babel (und daneben der Sonnengott von Sippara und Nebo von Borsippa) die alten Götter des Pantheons von Sinear in den Hintergrund drängen, ist doch nur ein äußerlicher Wandel, und gerade daß sie die alten Formeln und Mythen einfach von diesen entlehnen, zeigt, wie wenig schöpferisch die Zeit gewesen ist. Auch die allgemeinen Wendungen am Eingang und Schluß des Gesetzes Chammurabis wiederholen durchweg die seit alters herkömmlichen Wendungen, wie wir sie z. B. aus den Cylindern Gudeas kennen. Wohl aber bezeichnet die Zeit Chammurabis und seiner Nachfolger den Abschluß der tausendjährigen Kulturentwicklung des Landes. Seine eigene Kraft ist erschöpft, wie politisch, so auch geistig; aber die fremde, erobernd eingedrungene Dynastie mit den ihr folgenden Scharen hat die Kraft besessen, diese Kultur in sich aufzunehmen und sich ihr zu assimilieren. Wie Chammurabis Gesetz den Abschluß der rechtlich-sozialen Entwicklung Sinears bezeichnet, so sind unter ihm und seinen Nachfolgern offenbar die mythologischen Texte und die Handbücher des Rituals und der

praktischen Fertigkeiten, welche uns in späteren Abschriften erhalten sind, großenteils redigiert worden, so viel auch die folgende Zeit noch innerhalb der einmal festgelegten Schemata hinzugefügt und weiter ausgesponnen hat. Den Inhalt dieser Literatur haben wir früher bereits besprochen (§ 426 ff.).

Die späteren Könige von Babel und die Könige des Meerlandes

452. Im Jahre 1915 ist auf Chammurabi sein Sohn Samsuiluna (d. i. „die Sonne ist unser Gott“, ein sehr bezeichnender amoritischer Name) gefolgt. Über ihn und seine Nachfolger besitzen wir, abgesehen von den immer noch sehr zahlreichen Privaturkunden, nur wenig Material; glücklicherweise geben die Fragmente der Chronik wenigstens einigen Aufschluß. Offenbar hat der Tod des gewaltigen Herrschers das Signal zu einem großen Aufstande des sumerischen Südens gegeben. Zunächst tritt dem neuen König ein Sohn Rimsins entgegen, der das Reich seines Vaters wiederzugewinnen sucht; aber er wird von Samsuiluna besiegt und scheint von ihm gefangen und getötet zu sein. Kurz darauf aber erhob sich ein neuer Gegner, Ilumailu, der sich wie es scheint von Damiqilišu, dem letzten Herrscher der alten Dynastie von Isin (§ 418), ableitete. Er hat zeitweilig große Erfolge errungen, aus seinem zweiten Jahr ist sogar eine Urkunde aus Nippur datiert; und die Daten aus Samsuilunas neuntem bis fünfzehnten Jahr weisen auf vielfache Kämpfe hin, darunter auch mit den offenbar ins Land eingefallenen Kaššu, dem kriegerischen Bergstamm der Kossaeer, die hier zum ersten Male in der Geschichte Sinears erscheinen (§ 457). Schließlich scheint Samsuiluna den Hauptteil des Landes wieder unterworfen zu haben; sein fünfzehntes Jahr (1901) ist nach einer erneuten Zerstörung der Festungsmauern von Isin benannt. Eine völlige Bezwingung der Feinde ist ihm indessen nicht gelungen; vielmehr hat Ilumailu sich im Süden behauptet und hier ein Reich des „Meerlandes“ begründet. Die von Chammurabi

erreichte Einigung von ganz Sinear ist ephemer geblieben; nach seinem Tode ist es aufs neue dauernd in zwei Staaten zerrissen.

Daß die sog. 2. Dynastie, die des „Meerlandes", zum Teil der 1. gleichzeitig gewesen ist und ihr Begründer Ilumailu ans Ende Chammurabis oder kurz nachher gesetzt werden muß, hat Hommel seit langem angenommen und Poebel, Z. Ass. 20, 229 ff. (vgl. 21, 162 ff.; Hilprechts Lesung Be-ilimailu Bab. Exp. XX 1, 56 Anm. war irrtümlich) aus Urkunden von Nippur erwiesen [dagegen beruhte Rankes Annahme, Bab. Exp. VI 1, 8, er sei mit Ilumaila von Sippara § 437 A. identisch, auf Irrtum]; jetzt ist es durch die von King, Chronicles II 19 ff. veröffentlichte Chronik bestätigt. Weiteres § 327. Daß die Dynastie an die von Isin anknüpft, geht sowohl aus der Wiederkehr des Namens Damiq-ilišu (§ 453) wie auch daraus hervor, daß noch die Dynastie des Meerlandes, welche 1051—1031 regierte, sich von Damiq-ilišu ableitet (King, Chronicles II 51 f.). — Daß in der Chronik p. 18 nicht von Rimsin, sondern von seinem Sohn die Rede ist, haben Winckler, Orient. Lit.-Z. X 586 und Ungnad eb. XI 66, 6 erkannt. — Die Daten und das sonstige Material für Samsuiluna bei King, Hammurabi III und Chronicles II 105 f. Zahlreiche Urkunden aus der Zeit Samsuilunas und seiner Nachfolger sind jetzt auch bei den deutschen Ausgrabungen in Babylon gefunden worden.

453. Die späteren Jahre Samsuilunas (1915—1878) scheinen friedlicher verlaufen zu sein, obwohl manche Jahrnamen der nur sehr verstümmelt erhaltenen Datenliste auch hier auf Kämpfe hinweisen. Im übrigen hat er in der Weise seines Vaters weiterregiert, neue Kanäle angelegt, die Tempel geschmückt, sechs Festungen Sumulailus (§ 438) wiederhergestellt u. ä. Von seinem Sohn Abešu (1877—1850) sind fast alle Daten verloren; aus der Chronik erfahren wir, daß er aufs neue gegen Ilumailu zog und zu dem Zweck den Tigris abdämmte; aber „er konnte ihn nicht fangen". Aus den Regierungen der beiden nächsten Könige, Ammiditana (1849—1813) und Ammiṣaduqa (1812—1792) besitzen wir die Daten ziemlich vollständig; aber sie berichten fast nur von inneren Vorgängen, Kanälen und Festungen, Bauten von Tempeln und Palästen, Statuen des Königs, Orakeln u. ä. Das einzige wichtige Datum ist das des letzten Jahres Ammi-

ditanas (1813), „in dem er die Mauer von Isin (?, die Lesung ist leider nicht sicher) zerstörte, die das Volk des Damiq-ilišu erbaut hatte"; denn dieser ist offenbar Damiq-ilišu II., der zweite Nachfolger des Ilumailu, der also wieder einmal bis Isin vorgedrungen ist, aber sich hier nicht hat behaupten können. Auf ihn sind noch acht weitere Könige des Meerlandes gefolgt, die fast alle sumerische Namen tragen, also den nationalen Gegensatz gegen die Semiten betont haben; ob indessen damals im Süden die sumerische Sprache noch wirklich lebendig war, wissen wir nicht. Sonstige Kunde besitzen wir nur von dem sechsten Könige der Dynastie, Gulkišar (etwa um 1780), der einen Distrikt im Gebiet von Dêr am Tigris der Göttin Ninâ geschenkt hat, dessen Macht sich also bis hierher erstreckte. Umgekehrt hat Ammiṣaduqa in seinem elften Jahr (1802) eine Festung an der Mündung des Euphrat gebaut, also dies Gebiet behauptet oder wiedergewonnen. Im übrigen haben, auch abgesehen von dem Verlust des Meerlandes, die späteren Könige der Dynastie von Babel schwerlich noch das gesamte Gebiet beherrscht, welches Chammurabi oder auch Samsuiluna besessen hatten. Es ist überhaupt für die Geschichte Sinears im Gegensatz zu Aegypten charakteristisch, erklärt sich aber aus den Gegensätzen in seiner Bevölkerung, wie rasch hier alle Staaten verfallen und wie ephemer im Grunde jede größere Macht gewesen ist, die sich hier gebildet hat; das ist bis zuletzt, bis zum Chaldaeerreich Nebukadnezars, so geblieben. Es fehlt ihnen die feste Grundlage, um sich im Kampf mit den feindlichen Mächten dauernd behaupten zu können, und sehr schnell ist offenbar immer eine innere Zersetzung eingetreten. — Mit dem letzten König der Dynastie, Samsuditana (1791—1761), hören alle Urkunden auf. Unter ihm ist das Reich von Babel zu Grunde gegangen, nachdem es seit seinen ersten Anfängen unter Sumuabu genau dreihundert Jahre bestanden hatte.

In welchem Zusammenhang unter Samsuiluna Jahr 24 die Mauer von Kiš und Jahr 36 die Amoriter genannt werden, ist leider nicht zu erkennen. — Die Daten Ammiditanas und Ammiṣaduqas sind von Un-

GNAD, Beitr. z. Assyr. VI vortrefflich behandelt worden; aber in der Deutung des Datums über Damiq-ilišu kann ich trotz seiner Einwände nur POEBELS Auffassung Z. Ass. 20, 229 ff. für richtig halten. — Über die Daten der 2. Dynastie vgl. § 327; der gesamten Dynastie, 11 Könige in 10 Generationen, werden von der Königsliste nicht weniger als 368 Jahre gegeben! Auch die Einzeldaten sind vielfach ganz unmöglich (so Ilumailu 60 J., sein Nachfolger 56 J., Gulkišar 55 J., sein Nachfolger 50 J.). Offenbar besaß die spätere Zeit hier nur völlig unzureichende Nachrichten. — Gulkišars Schenkung ist von Ellilnadinbal S. des Nebukadnezar I. in seinem 4. Jahr (um 1130) bestätigt worden: HILPRECHT, Bab. Exped. I pl. 30 f. und seine Assyriaca p. 1 ff. (vgl. auch JENSEN, Z. Ass. VIII, 220 ff.). Ell. setzt ihn 696 Jahre vor seine Zeit (d. h. 700 Jahre vor seine Erneuerung der Stiftung), also um 1830 v. Chr., was etwa 50 Jahre zu hoch sein wird, s. § 327. — Königsliste der 1. und 2. Dynastie s. § 458 A.

VII. Chetiter, Arier, Kossaeer und Assyrer

Chetitische Invasion. Ende des Reichs von Babel

454. Das achtzehnte Jahrhundert ist eine Zeit großer Völkerbewegungen gewesen. Wie kurz darauf, etwa um 1680, wenn nicht schon einige Jahrzehnte früher, Aegypten durch die Hyksosinvasion niedergeworfen wird, so ist zwei bis drei Generationen vorher auch Sinear durch mehrere fremde Völker heimgesucht und aufs schwerste erschüttert worden. Von der einen dieser Invasionen haben wir durch einen kurzen Satz der Chronik Kunde erhalten: „gegen Samsuditana und das Land Akkad zogen die Chattû". Es ist das erste Mal, daß der Name der Chetiter in der Geschichte genannt wird. Die Chetiter kommen aus dem östlichen Kleinasien; ob wir aber bei dem Namen der Chronik an dasselbe Volk denken müssen, welches uns hier in den folgenden Jahrhunderten so mächtig entgegentritt (vgl. § 474), oder ob sie vielleicht verallgemeinernd den Namen für die verwandten Volksstämme des Nordwestens gebraucht, läßt sich noch nicht entscheiden. Auch wissen wir nichts weiter über Verlauf und Ausgang dieses Kampfes. Doch dürfen wir diese Invasion wohl mit der Angabe des Kossaeerkönigs Agum II. verbinden, daß die Bilder des Marduk und seiner Gemahlin Ṣarpanit, der Schirmgötter von Babel, nach dem Lande Chani fortgeführt waren und von ihm zurückgeholt sind (§ 459). Das beweist, daß Babel erobert und ausgeplündert worden ist; so mag der Angriff der Chetiter dem Amoriterreich von Babel ein Ende bereitet haben (1760 v. Chr.). Chani ist ohne Zweifel mit

Chana im Steppenlande am Euphrat südlich vom Chaboras (§ 433) identisch; offenbar haben die Chetiter hier ihren Herrschersitz aufgeschlagen und von hier aus die Lande weithin ausgeplündert und sich tributär gemacht (vgl. § 463). Diese Invasion hängt jedenfalls mit der Ausbreitung kleinasiatischer Stämme in Nordsyrien und der Festsetzung des Mitanivolks (§ 463) im nördlichen Mesopotamien zusammen; und es ist sehr wohl möglich, daß sie weiter mit den Hyksos identisch sind und die Eroberung Syriens und der Euphratlande bis nach Sinear hinab die Vorstufe zur Eroberung Aegyptens um 1700 gewesen ist. Wir haben gesehen, daß das Hyksosreich zeitweilig eine große Ausdehnung in Vorderasien gehabt haben muß; so mag der Basaltlöwe mit dem Namen des Chian, der sich in Bagdad gefunden hat (§ 306), in der Tat ein Dokument seiner Oberhoheit über Sinear sein. Daß unter den später bei der Eroberung von Auaris von den Aegyptern erbeuteten Sklavinnen eine den babylonischen Namen Ištar-ummi führt (§ 304 A.), könnte dem zu weiterer Bestätigung dienen. Doch reicht unser Material noch nicht aus, um diese Kombinationen als gesicherte geschichtliche Tatsachen betrachten zu können; vor allem ist unter den wenigen uns bekannten Hyksosnamen keiner, der sich als kleinasiatisch (chetitisch) erweisen ließe. — Beziehungen zu den kleinasiatischen Stämmen haben wir früher schon kennen gelernt, namentlich in dem Eindringen ihrer Göttin Išchara in Sinear (§ 400, vgl. §§ 481 u. 486); in der Folgezeit, unter den Kossaeern, begegnen uns kleinasiatische Namen, namentlich solche, die mit dem Gottesnamen Tešub zusammengesetzt sind, mehrfach in Urkunden aus Nippur, ein Beweis, daß chetitische Elemente unter der einheimischen Bevölkerung seßhaft geworden sind.

Angabe der Chronik: King, Chronicles II p. 22. Inschrift des Agum § 458 A. — Das Vorkommen von „Mitani"-Namen in den von Clay, Bab. Exped. XIV. XV veröffentlichten Dokumenten der Kossaeerzeit hat Bork, Orient. Lit.-Z. IX 588 erkannt, speziell zahlreiche Namen mit Tešub (von Clay te-ru gelesen), ferner Namen wie Kilia = Gilia in den Mitanibriefen, Bildungen mit dem Mitaniwort ar, ari „geben" (mit dem

arischen aria nicht zu verwechseln!) u. a., und den von dem Gott Tarku abgeleiteten Namen Tarkuabu. Vgl. auch UNGNAD, Orientalist. Lit.-Z. X 140.

Vordringen der Arier. Das Pferd. Die Kossaeer

455. Diese chetitische Invasion ist indessen nur die eine Seite der großen Völkerwanderung dieser Zeit gewesen. Mit ihr verbindet sich eine zweite, nicht weniger tiefgreifende Bewegung, die von Osten ausgegangen ist. Den Anstoß hat das Vordringen arischer Stämme gegeben, die etwa zu Anfang des zweiten Jahrtausends die Länder östlich vom Kaspischen und Aralsee besetzt hatten und sich von hier aus einerseits nach Südosten ins Indusgebiet, andrerseits nach Westen über das iranische Hochland hin ausbreiteten und dadurch die hier ansässigen Völkerschaften in Bewegung brachten. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Arier ein Reitervolk gewesen sind; zahlreiche mit asva „Pferd“ gebildete arische Eigennamen aller Zeiten beweisen, wie eng sie mit dem Roß verwachsen waren. Den Kulturländern des Westens ist das Pferd bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends fremd, Sinear nicht minder wie Aegypten; zum Ziehen des Wagens benutzte man (außer Rindern an schweren Karren) nur die Esel, mit denen z. B. Gudeas Wagen bespannt gewesen ist, während der Gott Ningirsu auf einem mit phantastischen Tieren bespannten Wagen einherfährt (§ 410). Auch im Recht Chammurabis werden sowohl bei Aufzählung des Besitzes (§ 7. 8) wie in den Bestimmungen über den Tierarzt (§ 224 f.) nur Rinder und Esel, sowie Schafe und Schweine genannt, dagegen Pferde nicht. Wenig später kommen sie zum ersten Male in einer privaten Urkunde vor, welche die Weisung enthält, ihnen Futter zu liefern; etwa um 1900 mögen also die ersten Pferde nach Sinear gekommen sein. Woher sie stammen, läßt die ideographische Schreibung des Wortes für Pferd (sisû): „Esel des Berglandes“ deutlich erkennen; sie boten eben für die Esel einen wesentlich besseren Ersatz. Daher werden sie niemals zum Reiten verwendet, sondern

lediglich an den Wagen geschirrt, vor allem im Kriege. Der Kriegswagen hat sich dann in den folgenden Jahrhunderten über die ganze vorderasiatische Welt, sowie Aegypten, Kreta und Griechenland verbreitet und der Kriegführung vom sechzehnten Jahrhundert an einen ganz neuen Charakter gegeben; dagegen ist das Reiten allen diesen Gebieten noch Jahrhunderte lang völlig fremd geblieben.

Über das erste Auftreten der Arier in der Geschichte s. m. Aufsätze Ber. Berl. Ak. 1908, 14 ff. und ausführlicher in der Z. f. vgl. Sprachwiss. XLII (die ältesten datierten Zeugnisse der iranischen Sprache und der zoroastrischen Religion), S. 16 ff. Was wir früher nur aus Eigennamen und anderen Indicien erschließen konnten, ist durch die von Winckler aufgedeckten und besprochenen Urkunden von Boghazkiöi (Mitt. D. Orientges. 35, 1908) in überraschendster Weise bestätigt worden: sie zeigen, daß im Reich Mitani zu Anfang des 14. Jahrhunderts neben einheimischen echt arische Götter verehrt wurden und die Dynastie zweifellos arisch gewesen ist. Nach Wincklers Angaben scheinen die arischen Elemente in Mitani mit dem Namen Charri bezeichnet zu werden; doch ist hier im einzelnen alles noch recht dunkel (vgl. § 467 A.). — Ältestes Vorkommen des Pferdes in Babylonien: Ungnad, Orient. Lit.-Z. X 638 f. („nach der Schrift etwa Zeit Chammurabis oder Samsuilunas“). In der Kossaeerzeit wird das Pferd dann oft erwähnt.

456. In den folgenden Jahrhunderten treffen wir zahlreiche Dynasten mit arischen Namen in Mesopotamien und Syrien (§ 468); diese Gebiete sind also nicht nur von kleinasiatisch-chetitischen, sondern auch von Osten her von arischen Stämmen überschwemmt worden. Aber schon wesentlich früher haben sie auf den in den westlichen Gebirgen Irans sitzenden Volksstamm der Kaššû eingewirkt. Bei einem Feldzuge Sanheribs im Jahre 703 erscheinen diese als ein kriegerischer Stamm in den wildesten Teilen des Zagros, benachbart dem Lande Ellip (im Bereich des oberen Kerchâ = Choaspes, südwestlich von Ekbatana). Eben hier, an der Straße von Babylon nach Ekbatana, hauste nach den griechischen Berichten der wilde, zeitweilig von Alexander gebändigte Kriegerstamm der Kossaeer, der 13000 Schützen stellen konnte; wenn der Perserkönig im Winter sein Hoflager von Ekbatana nach Babel

verlegt, muß er ihnen für den Durchzug durch ihr Gebiet Geschenke zahlen. Danach kann kein Zweifel sein, daß die Kaššû mit den Kossaeern identisch sind. Wenn sie in der älteren Geschichte Sinears nicht erwähnt werden, so mögen sie damals noch weiter östlich gesessen haben und erst durch das Vordringen der Arier in Medien gegen die älteren, wenigstens zum Teil semitischen Stämme des Zagros, die Lulubaeer und Gutaeer, gedrängt worden sein, in deren nächster Nachbarschaft sie jetzt auftreten. Von ihrer Sprache sind uns zahlreiche Eigennamen und nicht wenige Wörter, mit Angabe ihrer Bedeutung, erhalten; sie zeigen, daß sie weder Indogermanen noch Semiten gewesen sind und auch mit den Elamiten oder den Sumerern zum mindesten in keiner näheren Verwandtschaft gestanden haben; dagegen kehren kossaeische Wörter mehrfach auch in den Eigennamen der benachbarten Stämme des breiten Berglandes zwischen Assyrien und Medien wieder. Wohl aber haben sie arischen Einfluß erfahren: wenn sie einen Sonnengott Šuriaš verehren, der gelegentlich auch in ihren Eigennamen erscheint (neben zahlreichen nichtarischen Göttern), so kann derselbe von dem arischen Wort sûrja „Sonne" (mit der Nominativendung s) unmöglich getrennt werden. Auch sonst finden sich in ihrem Wortschatz vielleicht noch einige arische Bestandteile.

Das Material bei Delitzsch, Sprache der Kossaeer 1884, der ihre Stellung richtig bestimmt hat. Er hat ein kossaeisch-assyrisches Glossar von 48 Wörtern veröffentlicht (S. 25); weiteres ergibt die Erklärung kossaeischer Königsnamen in der § 329 erwähnten Liste (bei Delitzsch S. 20 f.). Dazu kommen die zahlreichen Eigennamen in den Urkunden aus der kossaeischen Dynastie (Clay in Bab. Exped. XIV. XV). — Die Kaššû bei Sanherib: Taylorcyl. I 63 ff., Keilinschr. Bibl. I 86 f. [Zur Lage des benachbarten Ellip vgl. Streck, Z. Assyr. XV 380 f.] Angaben der Griechen: Strabo XI 13, 6. XVI 1, 18. Polyb. V 44; ferner die Alexanderhistoriker (Arrian VII 15. Diod. XVII 111; Nearch bei Arrian Ind. 40, 6 und Strabo XI 13, 6 bezeichnet sie als den an Medien angrenzenden Räuberstamm). Erwähnt auch Plin. VI 134. Ptol. VI 3, 3. Für die Behauptung Opperts, Z. Ass. III 421 ff. V 106 f., die Lehmann ib. VII 328 ff. Hauptprobleme S. 211 f. aufgenommen hat, die Kaššû seien nicht die Kossaeer, sondern die Kissier von Susiana (§ 363), bieten

die Quellen gar keinen Anhalt; daß die Kaššû nicht nach Elam gehören, wird auch durch ihre Sprache erwiesen. — SCHEFTELOWITZ, Z. f. vgl. Sprachw. 28, 1902, hat den Versuch gemacht, die kossaeischen Wörter aus dem Arischen zu deuten, muß aber dabei zu äußerst kühnen Kombinationen greifen und einen starken Lautwandel annehmen, wie er gerade in den arischen (iranischen) Dialekten der älteren Zeit nirgends nachzuweisen ist; die aus ihnen erhaltenen Wörter sind immer ganz durchsichtig. Dagegen mit Recht BLOOMFIELD, On some alleged Indoeuropaean Languages, Amer. J. of Philol. XXV. Gegen die Gleichung šuriaš, im Glossar als „Sonnengott“ erklärt [neben dem einheimischen Wort sach], = arisch sûrja-s lag, abgesehen von der Tatsache, daß iaš in kossaeischen Worten sonst „Land“ bedeutet [so Bur-iaš = bêl matâti], früher das Bedenken vor, daß wir iranischen Lautbestand erwarten mußten, bei dem anlautendes s in h übergeht; jetzt steht aber durch die mitanischen Götternamen (§ 455 A.) fest, daß dieser Lautwandel bei den nach Westen vorgedrungenen Ariern im 15. Jahrhundert noch nicht eingetreten war, sondern sie das ursprüngliche s damals noch ebenso bewahrt haben wie die Inder.

Die Herrschaft der Kossaeer in Babylonien

457. In der Geschichte Sinears erscheinen die Kossaeer zum ersten Mal im 9. Jahre Samsuilunas (1917), das nach einem Siege über das Kossaeerheer benannt ist (§ 452). Unter Ammiṣaduqa kommt dann einmal ein „kossaeischer Krieger“ Warad-ibari in einer Urkunde vor. Auch das Pferd, das sie selbst von den Ariern bezogen, werden eben die Kossaeer als vielbegehrten Handelsartikel nach Sinear gebracht haben. Daß die reiche Ebene am Tigris zu Füßen ihrer Berge zum Angriff reizte, ist selbstverständlich. Der Weg führte sie geradeaus in die Mitte und den Süden Sinears; so mögen sie mit der Dynastie des Meerlandes, die sich gegen die amoritischen Herrscher von Babel erhob, in Verbindung gestanden, ihre Invasion unter Samsuiluna die Entstehung des unabhängigen Staats im Süden wesentlich gefördert haben. Dann hat die Katastrophe des Reichs von Babel ihnen vollends die Wege geöffnet. Wie die kossaeische Invasion verlaufen ist, darüber fehlt uns jede Nachricht. Es wäre möglich, daß sie zunächst als Verbündete der Chetiter ins Land einfielen und dann viel-

leicht diese hinausschlugen oder etwa als ihre Vasallen in Babel herrschten. Wahrscheinlicher aber ist wohl, nach der Analogie so vieler gleichartiger Vorgänge, daß die Kossaeer vielmehr umgekehrt von den späteren Königen von Babel als Söldner angeworben sind, als die Elemente, aus denen sie zunächst ihre Heere rekrutiert hatten, versagten (§ 449), und daß sie sich dann in den folgenden Wirren aus Dienern zu Herren des Landes gemacht haben. Sicher ist nur, daß um das Jahr 1760, bald nach der chetitischen Invasion und Ausplünderung Babels, eine kossaeische Dynastie an Stelle der amoritischen Dynastie getreten ist und daß die neuen Herrscher sich in erster Linie auf die kossaeischen Krieger gestützt haben.

Warad-ibari, als ṣab Kaššu bezeichnet: Ranke, Early Bab. pers. Names p. 174. 199; Bab. Exped. VI 1 p. 8 Anm.

458. Der erste König der neuen Dynastie ist Gandaš gewesen (1760—1745), der sich in einer in späterer Abschrift erhaltenen Inschrift, die auch durch zahlreiche grammatische Fehler ihren fremden Ursprung verrät, „Gaddaš, König der vier Weltteile, König von Sumer und Akkad, König von Babel“ nennt, und auf die Verwüstung des Marduktempels bei der Einnahme Babels (durch die Chetiter?) Bezug zu nehmen scheint. Ihm folgte sein Sohn Agum I. (1744—1723), über den wir weiteres nicht wissen. Zu seiner Zeit bestand im Süden noch das Reich der Dynastie des Meerlandes; ihr letzter Herrscher, Eagamil, scheint nach einer Notiz der Chronik im Kampf gegen Elam den Tod gefunden zu haben. Dann, so berichtet diese, „sammelte Ulamburiaš, der Bruder des Kaštiliaš, der Kossaeer, seine Truppen, eroberte das Meerland und wurde Herrscher des Landes“. Von ihm besitzen wir einen Keulenknauf aus Diorit, auf dem er sich Sohn des Burnaburiaš nennt. Sein Bruder Kaštiliaš I. ist der dritte König der Kossaeerdynastie von Babel (1722—1701), scheint also das Haus des Gandaš verdrängt zu haben. Ihm folgte sein Sohn Uš(?)-ši (1700—1693), während ein anderer Sohn, der wieder den Namen Agum führt, aufs neue gegen das

Meerland zog — das sich also empört haben mag — und hier die Stadt Dûr-ellil eroberte und den Tempel Ellils in derselben zerstörte. Auf Ušši ist Abirattaš gefolgt, „der vornehmste Sohn Agums des Alten“, wie ihn sein Enkel nennt, d. h. der legitime Erbe des älteren Geschlechts. Von den beiden um die Krone streitenden Häusern ist also das ältere wieder auf den Thron gelangt und scheint sich jetzt dauernd behauptet zu haben. Wenigstens sind dem Abirattaš sein Sohn Tazzigurumaš und sein Enkel Agum II. (mit dem Beinamen kak-rime) gefolgt. Die Zahlen ihrer Regierung sind verloren und originale Denkmäler besitzen wir von keinem dieser Könige; nur von Agum II. ist eine größere Inschrift in einer Kopie Assurbanipals erhalten. Nach Tazzigurumaš beginnt die große Lücke in der Königsliste (§ 325), und so liegt über der Zeit nach Agum II. (um 1650) vollständiges Dunkel, das zwei Jahrhunderte lang auch nicht durch ein einziges Denkmal erhellt wird. Zusammenhängende Nachrichten beginnen erst wieder mit Karaindaš um 1430 v. Chr.; auch von Privaturkunden ist aus den ersten dreieinhalb Jahrhunderten der Kossaeerzeit bis jetzt keine einzige zu Tage getreten.

Die Daten der Chronik: King, Chronicles II 22 ff., die Übersetzung verbessert von Thureau-Dangin, Z. Assyr. 21, 176. Die Lesung des Namens Kaštiliaš [früher Bitiliaš, vorher Bibiaš transkribiert] hat Thureau-Dangin, Or. Lit.-Z. XI 93 auf einer Urkunde aus Chana nachgewiesen, die aus dem Jahr, „in dem er Recht setzte (mešara iškunu)“, datiert ist. Die Lesung Abirattaš (statt Adumetaš) hat Thureau-Dangin, Or. Lit.-Z. XI 31 f. für die Königsliste und die Inschrift Agumkakrimes nachgewiesen; derselbe will auch Du-ši statt Uš-ši lesen. Die Rekonstruktion der Ereignisse und der beiden rivalisierenden Dynastien, die er ebenda (dazu S. 137 f.) aufstellt, ist mir die wahrscheinlichste; andere Versuche bei King, Chronicles I 101 ff. Ungnad, Orient. Lit.-Z. X 638. XI 139; vgl. auch Poebel, Z. Ass. 21, 174. — Inschrift des Gaddaš: Winckler, Unters. zur altor. Gesch. 34 und 156, 6; dazu King, Chron. I 103, 1. — Ula(sic!)-buriaš, S. des Königs Burnabura(sic!)riaš, König des Meerlandes: Weissbach, Bab. Miscellen S. 7. Der Name Ulamburiaš auch in der Königsliste V R 44, 25, erklärt als „Kind des Herrn der Länder“. — Inschrift des Agum(kakrime) II: V R 33. Keilinschr. Bibl. III 1, 134 ff., vgl. Delitzsch, Kossaeer 55 ff. Thureau

Königsliste

Amoritische Dynastie von Babel (Erste Dynastie)			Dynastie des Meerlandes (Zweite Dynastie)
Sumuabu 14 J.	ca. 2060—2047		
Sumulailu 36 J.	2046—2011		
Ṣabu 14 J.	2010—1997		
Apilsin 18 J.	1996—1979		
Sinmuballiṭ 20 J.	1978—1959		
Chammurabi 43 J.	1958—1916		
Samsuiluna 38 J.	1915—1878	. . .	Ilumailu (60 J.) seit ca. 1910
Abešu 28 J.	1877—1850		Itti-ili-nibi (56 J.)
Ammiditana 37 J.	1849—1813	. . .	Damiq-ilišu II. (26 J.) um 1820
Ammiṣaduqa 21 J.	1812—1792		Iškibal (15 J.)
Samsuditana 31 J.	1791—1761		Šušši, s. Bruder (24 J.)
Chetitische Invasion			Gulkišar (55 J.) um 1780
Kossaeische Dynastie von Babel (Dritte Dynastie)			Pešgaldaramaš (50 J.)
			Aidarakalama (28 J.)
Gandaš 16 J.	1760—1745		Ekur-ul-ana (26 J.)
Agum I., s. Sohn 22 J.	1744—1723		Melamakurkura (8 J.)
Kaštiliaš I. 22 J.	1722—1701	. . .	Eagamil (20 J.) bis ca. 1720
Uš(?)ši, s. Sohn 8 J.	1700—1693		(Ulamburiaš, Bruder des Kaštiliaš I.)
Abirattaš			(Agum, Sohn d. Kaštiliaš I.)
Tazzigurumaš			
Agum II. (-kakrime)	ca. 1650		
Vollständige Lücke			

Dangin, Orient. Lit.-Z. XI 31 f. — Die Urkunden aus Nippur (Clay, Bab. Exp. XIV. XV) beginnen mit Burnaburiaš II., die neuerdings von Koldewey in Babel gefundenen um dieselbe Zeit. — Zur keilschriftlichen Königsliste und ihrer Rekonstruktion vgl. § 325 f.; ob die Zahlen immer zuverlässig sind, ist natürlich nicht zu entscheiden.

459. Gandaš nennt sich König der vier Weltteile, und Agum II. spricht gleichfalls von seiner Herrschaft über diese; die kossaeischen Könige prätendieren also, daß ihre Macht weit über Sinear hinausreicht. In der Tat hat sich in Chana eine nach Kaštiliaš datierte Urkunde gefunden (§ 458 A.) — die einzige bisher aus dieser ganzen Zeit bekannte —; und Agum II. hat von hier die Götterbilder des Marduk und der Ṣarpanit zurückgeholt, welche die Chetiter entführt hatten (§ 454), und sie, geschmückt mit goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gewändern und prächtigen Hörnerkronen, in den Cedernbau des Tempels Esagila in Babel zurückgeführt, nicht im Kriege, sondern offenbar einfach als Oberherr. Diesen Königen ist also das Euphratgebiet und die mesopotamische Steppe untertan gewesen; sie müssen die Chetiter zurückgedrängt haben. Dagegen hat Assyrien schwerlich, Syrien gewiß nicht ihre Oberhoheit anerkannt. Wohl aber rühmt sich Agum II. in seiner Titulatur, daß er in Tupliaš (Ašnunnak), östlich vom Tigris (§ 413 A.), zahlreiche Menschen angesiedelt habe, und nennt sich „König von Padan und Alman und König der Gutaeer, der törichten (?) Menschen". Dieser Gebirgsstamm war ihm also unterworfen; zugleich gelangt die Verachtung der siegreichen Kossaeer gegen ihre Nachbarn, die sie zurückgedrängt haben, in dieser Titulatur zu naivem Ausdruck. Vermutlich sind auch die Länder Padan und Alman hier im Gebirge zu suchen. Dagegen ist das Meerland offenbar nie völlig unterworfen worden, sondern hier haben sich immer einheimische Fürsten behauptet; noch im elften Jahrhundert finden wir hier eine Dynastie, die sich auf Damiq-ilišu I., den letzten König von Isin (§ 418. 452 A.), zurückführt und zeitweilig die Herrschaft über Babel gewonnen hat (1051—1031, fünfte Dynastie). Wenn daher

auch die Kossaeerkönige in der Regel den alten Titel „König von Sumer und Akkad“ führen, so nennt sich Agum II. nur „König der Kossaeer und der Akkadier“ (šar Kaššî u Akkadî), ohne Sumer zu erwähnen, bringt also die tatsächlichen Verhältnisse auch in der Titulatur zum Ausdruck.

Zu Padan und Alman vgl. Delitzsch, Paradies 205. — Seltsamerweise folgert Poebel, Z. Ass. 21, 171 aus Agums Titulatur, daß Kaššû = Sumer sei, in völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse.

460. In diesem Titel, der bei Agum II. allen anderen vorangeht, tritt überhaupt der Charakter des Reichs klar hervor. Die Kossaeer sind das herrschende Volk, sie sind in großen Scharen in das Land Akkad eingedrungen und haben hier ihre Herrschaft gegründet. Daher haben sie diesem Gebiet, dem Mittelpunkt ihres Reichs, einen kossaeischen Namen gegeben, Karduniaš, d. i. wahrscheinlich „Feste des Gottes Duniaš“, vielleicht nach einer von ihnen angelegten Burg; als „König von Karduniaš“ wird der Herrscher des Kossaeerreichs auch in den offiziellen Urkunden durchweg bezeichnet, wenn die ausführliche Königstitulatur vermieden werden soll. Die fremden Eindringlinge bilden den Kriegerstand und haben offenbar einen großen Teil des Grundbesitzes für sich genommen; der König ist von ihnen abhängig. Wie wir zu Anfang zwei rivalisierende Dynastien finden, so hören wir später von Empörungen der kossaeischen Krieger, welche den König absetzen und einen anderen aus ihrer Mitte erheben. Im übrigen haben sie natürlich Kultur, Sprache und Religion des Landes angenommen; wie die amoritischen Könige treten auch die kossaeischen als auserwählte Lieblinge der einheimischen Götter auf, vor allem des Marduk von Babel, in dessen Stadt sie residieren. Unter ihnen hat sich die Stellung Marduks an der Spitze des Pantheons, als „Herr (Bel) der Länder“, noch weiter gefestigt, zumal der Süden jetzt ganz in den Hintergrund trat und nur einen, niemals völlig unterworfenen, Anhang des Reichs von Karduniaš bildete. Wie für den Kultus, haben die Könige auch für Ordnung und Wohlstand

des Reichs zu sorgen versucht. Eine Urkunde von Chana (§ 458 A.) ist datiert aus dem „Jahre, da König Kaštiliaš das Recht setzte“; er hat also offenbar nach Chammurabis Vorgang ein neues Gesetzbuch veröffentlicht. Dies Datum zeigt zugleich, daß die Abschaffung der Eigennamen der Jahre und die Zählung nach Königsjahren, die wir auf den späteren Urkunden der Dynastie finden, erst in ihrem Verlauf aufgekommen ist. Die Königsjahre werden dann von dem Neujahrstage (1. Nisan) nach der Thronbesteigung an datiert, an dem der König die Hände des mit Gold überzogenen Gottesbildes des Marduk im Tempel Esagila ergriff und damit an dem Tage, an dem die Götter das Geschick für das neue Jahr festsetzen, die Bestätigung seines Königtums gewann; diese Sitte kann erst aufgekommen sein, als Agum II. das goldüberzogene Bild des Marduk wieder im Tempel aufgestellt hatte. Im übrigen ist es begreiflich, daß die Könige, je länger die Dynastie bestand, um so mehr ihr Babyloniertum betonten und das kossaeische Element zurückzudrängen suchten. König Karaindaš (um 1430) nennt sich in einer sumerisch verfaßten Bauinschrift „der mächtige König, König von Babel, König von Sumer und Akkad, König der Kaššû, König von Karduniaš“, hat also die ältere Titulatur umgestellt; bei seinen Nachfolgern werden die Kossaeer im Titel überhaupt nicht mehr erwähnt. Diese Tendenzen mögen zu manchen Konflikten mit den kossaeischen Kriegern geführt haben.

Über Karduniaš: Delitzsch, Paradies 135. Streck, Z. Ass. 21, 255 ff. Bei den älteren Königen kommt der Name noch nicht vor; die Burg, von der er stammt, mag erst nach Agum II. gebaut sein. — Inschrift des Karaindaš: IV R. 38, 3. Keilinschr. Bibl. III 1, 152.

461. Mit den Kossaeern ist noch ein weiteres Element in das bunte Völkergemisch Sinears hineingekommen. In den Urkunden der folgenden Zeit treten die amoritischen Namen ganz zurück; dafür aber erscheinen um so mehr kossaeische und auch nicht wenige elamitische neben den einheimischen, und vereinzelt auch chetitisch-kleinasiatische (§ 454).

Eine Neubelebung des Landes ist dadurch nicht herbeigeführt worden. Es liegt nicht nur an der Dürftigkeit unserer Nachrichten, daß das Kossaeerreich einen so armseligen Eindruck macht; sondern alles, was wir von ihm wissen, zeigt, daß es in vollständige Stagnation versunken war. Nach außen werden zwar die ererbten Prätensionen aufrecht erhalten; aber sie durchzusetzen fehlt alle Macht. In den Städten gediehen, nachdem die Erschütterungen des achtzehnten Jahrhunderts verlaufen waren, die Geschäfte von neuem; aber vergeblich suchen wir nach irgend einer Betätigung selbständigen Lebens; lediglich die altüberlieferte Literatur des Rituals der Vorzeichen, Mythen, Gebete u. s. w. wird weiter fortgesponnen und ergänzt. Am sinnfälligsten tritt uns der Verfall in den wenigen Kunstdenkmälern entgegen, die sich aus dieser und der folgenden Zeit bis zum neunten Jahrhundert hinab erhalten haben, so z. B. dem Kopf einer Götterstatue von Basalt. Rein äußerlich betrachtet knüpfen sie an die Traditionen Naramsins und Chammurabis an und z. B. die Gestalt des Sonnengottes auf der Gesetzesstele ist in späteren, nach Susa verschleppten Reliefs mehrfach wiederholt; aber alles innere Leben ist der Skulptur entschwunden und ein toter Schematismus an seine Stelle getreten, der z. B. in der Behandlung der Haare die alten Formen in eine rein äußerliche, ganz unnatürliche Manier umsetzt. Nicht besser ist das Bild Nebukadnezars I. (um 1150) auf einem Urkundenstein (kudurru), und ebenso die Darstellung der Götter und ihrer Waffen und Symbole auf diesen seit Nazimaruttaš (1334—1309) in ziemlich großer Anzahl erhaltenen Steinen (vgl. § 427). Wohin wir blicken, erkennen wir, daß die Kultur Sinears und ihr inneres Leben mit dem Ausgang des Amoriterreichs von Babel zum Abschluß gelangt ist. Sie sucht zwar ihre Traditionen mühselig aufrecht zu erhalten, und die Städte des Landes locken die Fremden nicht nur durch ihren Reichtum, sondern imponieren ihnen zugleich noch immer durch den Nimbus uralter Heiligkeit, der sie umweht. Aber zu schaffen haben sie nichts mehr vermocht, und daher eine befruchtende Wirkung auf die Nachbarvölker auch nicht mehr

ausüben können. Daher verliert die Geschichte des Landes fortan alles innere Interesse. Erst die ganz veränderten Verhältnisse, die durch die Verschiebung der Weltlage im achten Jahrhundert geschaffen sind, haben ihm, als aufs neue zwei semitische Völker, die Assyrer und die Chaldaeer, sich um die Herrschaft des Landes stritten, noch einmal neue Bedeutung und seiner Kultur neues Leben einzuhauchen vermocht.

Götterkopf in Berlin, etwa aus der Kossaeerzeit: Sumerier und Semiten Taf. 6 (ebenda S. 18 f. und 103 über andere Kunstwerke der späteren Zeit). Reliefs mit dem Sonnengott, nach Susa verschleppt: Délég. en Perse I, rech. archéol. I pl. 3 (wohl noch Zeit der ersten Dynastie), und, viel degenerierter, ib. VII, rech. archéol. II, pl. 1 c (ebenda zwei andere rohe Reliefs; besser ist die Darstellung einer Festung auf dem Stein des Melišichu [1216—1202] ib. IV, inscr. élam-sém. II pl. 16). Über die Kudurrus s. § 427 A.

Elam

462. Noch weit dürftiger ist aus diesen Jahrhunderten unsere Kunde über die Geschicke Elams. Aus babylonischer Quelle erfahren wir nur von dem Angriff Eagamils, des Königs des Seelandes (§ 458); doch ist es sehr wohl möglich, daß die Kossaeer wiederholt mit den Elamiten gekämpft und ihren Angriffen ein Ende gemacht haben, wenn wir auch darüber nichts erfahren. Auch die Ausgrabungen in Susa haben über die nächsten Jahrhunderte nach Rimsin und Chammurabi keinen Aufschluß gebracht. Erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts werden die Denkmäler wieder zahlreicher. Die vereinzelten Urkunden, die uns aus der vorhergehenden Zeit erhalten sind (vor allem von einem König Untas-gal (?), Sohn des Humbanumena), zeigen, daß sich Elam in dieser Zeit von der Vorherrschaft Sinears völlig emanzipiert hat: die früher für die Inschriften verwendete semitische Sprache (§ 434) ist aufgegeben, die einheimische an ihre Stelle getreten, auch die Schrift beginnt sich von der Babyloniens zu differenzieren. Nur einzelne Kulte, wie der des Nebo, die gelegentlich neben den einheimischen Göttern erwähnt werden, lassen die Nachwirkung

des fremden Einflusses noch erkennen. Die Herrscher nennen sich jetzt durchweg „König des susischen Anzan“ (oder „von Anzan und Susa, sunkik Anzan Šušunqa“, vgl. § 363 A.); daneben wird der einheimische Volksname Hapirti (§ 363) erwähnt und später auch in die Titulatur aufgenommen. Daß wir es jedoch nicht etwa mit dem Eindringen eines neuen Volkselements, sondern nur mit einem Erstarken des einheimischen Volkstums zu tun haben, geht daraus hervor, daß auch die späteren Könige ihren Stammbaum auf die alten Herrscher zurückführen und ihr Andenken ehren, ihre Denkmäler erneuern, und daß weder in den Namen noch in den Kulten irgend ein neues Element erkennbar ist. Sowohl von den Kossaeern wie von den Ariern sind die Elamiten (Hapirti) nach Sprache und Nationalität durchaus geschieden.

Das Material bei Scheil, Déleg. en Perse, s. die Übersicht in vol. V (textes élam.-anzan. II).

Assyrer und Mitani in Mesopotamien und Kleinasien

463. Nicht minder dunkel ist die Geschichte Assyriens und des nördlichen Mesopotamiens in dieser Zeit; auch die deutschen Ausgrabungen in Assur haben hier noch kaum irgend welche Aufklärung gebracht. Zur Zeit Chammurabis war der Patesi des Gottes Assur Samsiadad I., der Wiederhersteller des Assurtempels, Vasall des Reichs von Babel (§ 448); und dieselbe Stellung wird auch noch Samsiadad II., Sohn des Ismedagan — in diesem Namen tritt uns der amoritische Gott Dagan auch in Assyrien entgegen — eingenommen haben, der um 1820 den Tempel des Anu und Hadad (§ 432) in Assur erbaut hat. Dann kam die Völkerwanderung, welche die kleinasiatischen Stämme und zugleich arische Scharen nach dem nördlichen Mesopotamien geführt hat. Ob hier, in dem Vorlande der Taurusketten, schon in älterer Zeit eine kleinasiatische Bevölkerung gesessen hat, etwa untermischt mit Semiten, denen namentlich Charrân (§ 395) gehört zu haben scheint, wissen wir nicht. Im sechzehnten und fünfzehnten Jahr-

hundert aber finden wir hier ein Reich Mitani, dessen Bevölkerung nach Sprache, Religion und Eigennamen den Chetitern verwandt ist, das aber von einer arischen Dynastie beherrscht wird (§ 455). Bei den Westsemiten heißt dies Reich (dessen Kernland am Belichos ungefähr dem späteren Osroene entspricht) Naharain, d. i. „das Land am Strom (dem Euphrat)", Παραποταμία; daneben findet sich der Landschaftsname Chanigalbat, der, so wenig er im einzelnen erklärt ist, doch offenbar irgendwie mit dem des weiter südlich unterhalb des Chaboras gelegenen Landes Chana oder Chani (§ 454) zusammenhängen muß. Der Name scheint auch die Gebiete im Nordwesten des Taurusdurchbruchs des Euphrat (Melitene) mit zu umfassen. Wir haben gesehen, daß Chana der Herrschersitz der chetitischen Horden gewesen ist. Vielleicht ist das spätere Reich Mitani der Überrest dieses ephemeren Reichs, in dem dann eine arische Dynastie sich der Herrschaft bemächtigt hat.

Samsiadad II. S. d. Ismedagan bei Tiglatpileser I col. 7, 63. 8, 1. 47 (Keilinschr. Bibl. I 42 ff.). Ob Asirnirari I. S. d. Ismedagan, der an der Stadtmauer von Assur gebaut (§ 466 A.) und dem Ellil einen Tempel erbaut hat (Mitt. D. Orientges. 25, 51. 67. 68), sein Bruder ist oder wir zwei Könige Ismedagan anzunehmen haben, wissen wir nicht. — Die Mitanisprache kennen wir aus den Amarnabriefen, vgl. Jensen, Z. Ass. V. VI. XIV. Sayce und Brünnow ib. V. Messerschmidt, Mitanistudien, Mitt. Vorderas. Ges. 1899; sie ist mit dem Chetitischen (Arzawa) verwandt, und ihr Hauptgott Tešub findet sich auch bei den Chetitern; ebenso ist die Göttin Chipa beiden gemeinsam. — Chanigalbat als Bezeichnung des Reichs Mitani (das die Aegypter Naharain nennen) in den Amarnabriefen 1 (W. Kn.), 38; 15 (W. Kn.), 22. 26; 18 W. (20 Kn.), 17; 21 W. (29 Kn.), 49; in 256 W. (255 Kn.), 10. 20 Chana galbat geschrieben, in einer Urkunde aus Nippur, welche Mitaninamen enthält (§ 454 A.), bei Clay, Bab. Exp. XV p. 3 u. 25, 4 Chaligalbatû. Nach den einer Inschrift Salmanassars I. entnommenen Angaben von Delitzsch, Mitt. D. Orientges. 21, 50 scheint Chani geradezu mit Chanigalbat identisch und nur eine kürzere Form des Namens zu sein.

464. Vermutlich hat dieses Reich zeitweilig auch die Assyrer zurückgedrängt oder in Abhängigkeit gebracht; dann aber muß ein großer Aufschwung der assyrischen Macht ge-

folgt sein. Die einzigen direkten Zeugnisse, die bis jetzt dafür vorliegen, sind mehrere Inschriften eines Assyrerkönigs, der gleichfalls den Namen Samsiadad (III.) führt — den Namen seines Vaters nennt er nicht, und seine Zeit ist gänzlich unbestimmt, doch wird man ihn kaum später als rund um 1600 ansetzen können. In einer großen Bauinschrift aus Assur rühmt er, daß Anu und Ellil ihn über seine Vorgänger hinaus zu großen Dingen berufen haben, und nennt sich „Beherrscher (oder ähnl.) des Landes zwischen Tigris und Euphrat“, muß also in Mesopotamien große Eroberungen gemacht haben. Dem entspricht es, daß sich am Euphrat, südlich vom Chaboras, eine Inschrift dieses Königs gefunden hat, nach der er hier in der Stadt Tirqa, der Hauptstadt von Chana (§ 433 A.), einen Tempel des Gottes Dagan gebaut hat. Aber weit darüber hinaus ist er vorgedrungen: nach der Inschrift aus Assur haben ihm „die Könige von Tugriš und der König des oberen Landes“ Tribut gebracht, und er hat Steindenkmäler mit seinem Namen „im Lande Labʾan am Gestade des großen Meeres“ aufgerichtet. Diese Gebiete können nur in den Gebirgsländern nördlich oder vielmehr nordwestlich von Assyrien, d. i. in Armenien und dem östlichen Kleinasien, gesucht werden, und das „große Meer“ kann kaum ein anderes sein als das Schwarze Meer. Dann ist Samsiadad also auch in dieser Richtung gegen die chetitisch-kleinasiatischen Stämme erfolgreich gewesen; vermutlich ist er durch das obere Tigristal zum Euphrat und weiter nach Melitene gezogen, wie die späteren Assyrerkönige so häufig, und hat hier seine Suprematie bis zum Gestade des Pontus ausgedehnt. Auf Grund seiner großen Erfolge führt er in beiden Inschriften den Titel sar kissati „König der Gesamtheit“, d. h. der Welt, ein Titel, den seine Nachfolger immer wieder aufgenommen haben, sobald sie größere Macht gewannen, und der für das Assyrerreich und seine Tendenzen charakteristisch ist. Daneben bleiben die religiösen Titel bestehen; in der Inschrift aus Chana nennt er sich „König der Gesamtheit, Statthalter Ellils, Verehrer Dagans, Patesi von Assur“.

Über die große Inschrift Samsiadads aus Assur liegen nur die kurzen Mitteilungen von Delitzsch, Mitt. D. Orientges. 21, 50 vor; Inschrift aus Chana: Condamin, Z. Ass. 21, 247 f. und dazu Bezold ib. 250 ff., vgl. Thureau-Dangin, Or. Lit.-Z. XI, 193 (§ 433 A.). Daß dieser König mit den zwei oder drei älteren Patesis gleichen Namens nicht identisch sein kann, ist evident; dagegen werden ihm die kurzen Bauinschriften Mitt. D. Orientges. 21, 30 Anm. und Keilschr. Bibl. I no. 2 (Brit. Mus.) angehören, auf denen neben dem Namen nur „Erbauer des Tempels Assurs" steht, wie in der Inschrift aus Assur; er wird auch der von Salmanassar I. (King, Records of Tukultininib p. 129. 131) und Tiglatpileser I (King, Annals of the Kings of Assyria I p. 124 Zl. 8) erwähnte Erbauer des Istartempels sein. Nach der Inschrift aus Assur hat er auch einen Tempel des Ellil erbaut. Außerdem erwähnt sie eine Preisregulierung, wie die der älteren Könige Sinears § 421. — Tugriš könnte, wie Streck, Z. Ass. 20, 460 vermutet, mit einer Stadt Tigriš in Urarṭu (Armenien) identisch sein, La-ab-a-an mit La-ba-na-da in der kappadokischen Tafel (§ 465 A.) 12 Zl. 2.

465. Von dieser Ausdehnung der Assyrermacht in der Zeit vor dem fünfzehnten Jahrhundert besitzen wir noch ein anderes, völlig gesichertes Zeugnis. Im Zentrum Kappadokiens, vor allem in einem Hügel in der Nähe von Kaisarije (Mazaka), südlich vom Halys, sind zahlreiche Tontafeln mit assyrischer Keilschrift zu Tage gekommen, Urkunden des Geschäftslebens, wie wir sie so zahlreich aus Sinear kennen gelernt haben. Die Personen tragen assyrische Namen (sehr zahlreich sind die mit Ašir oder Ašur gebildeten; beide Schreibungen stehen nebeneinander), datiert wird nach assyrischen Eponymen; somit ist klar, daß es sich hier nicht um einen assyrischen Vasallenstaat, sondern um ein unmittelbar zum assyrischen Reich gehörendes Gebiet handelt, das von den Assyrern sehr intensiv kolonisiert worden ist; der Hügel Kültepe bei Kaisarije bedeckt offenbar die Trümmer einer von ihnen hier gegründeten Stadt. Nun haben die Assyrer seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, als das große chetitische Reich, mit dem Zentrum in Boghazkiöi, nördlich vom Halys, zur Macht gelangte, diese Gebiete nicht mehr besessen; und auch in den folgenden Jahrhunderten ist, soweit unsere Kunde reicht, nur noch Tiglatpileser I. um 1120 einmal wieder ans Schwarze

Meer vorgedrungen. Die assyrische Herrschaft und Kolonisation muß also in frühere Zeit fallen. Dem entspricht es, daß die Urkunden nach Gestalt, Schrift, Sprache und Namenbildung denen der ersten Dynastie von Babel eng verwandt sind und nicht später als etwa ins siebzehnte oder sechzehnte Jahrhundert gesetzt werden können. So werden wir in eben die Zeit geführt, in der uns unter Samsiadad III. zum ersten Male ein assyrisches Großreich entgegentritt. Wir werden damit die Tatsache verbinden dürfen, daß die ältere griechische Geographie bis auf die Perserzeit hinab das Küstenland zu beiden Seiten des Halys, vom Sinope bis etwa zur Irismündung, Assyrien nennt, und demgemäß die Bewohner des späteren Kappadokiens als Syrer (verkürzt aus Assyrer) oder auch, zum Unterschied von den Syrern südlich vom Taurus, als „weiße Syrer“ (Leukosyrer) bezeichnet; das beweist, daß die assyrische Kolonisation in diesen Gebieten sehr intensiv gewesen sein und sich auch unter der Herrschaft anderer Volksstämme noch lange erhalten haben muß. Daß die Assyrer zu allen Zeiten sehr viel kolonisiert haben, ist bekannt. Ebenso tritt das Streben, das östliche Kleinasien wiederzugewinnen, in der Folgezeit immer von neuem hervor; durchweg sind die Feldzüge der assyrischen Könige vorwiegend nach dem Bergland am oberen Tigris und weiter nach Melitene im östlichen Kappadokien gerichtet. Offenbar handelt es sich hier um ein Ringen zwischen den Assyrern und den Bergstämmen des Nordwestens, das sich seit der chetitischen Invasion im achtzehnten Jahrhundert ein Jahrtausend lang fortsetzt und dessen Ergebnis von den assyrischen Königen als entscheidend für die Behauptung ihrer Selbständigkeit empfunden wurde.

Kappadokisch-assyrische Tontafeln: Pinches, PSBA. IV. Sayce ib. VI. Goléníscheff, Tablettes Cappadoc. 1891, bearbeitet von Delitzsch, Beiträge zur Entzifferung der kappad. Keilschrifttafeln, Abh. sächs. Ges. XIV 1894. Einzelne übersetzt von Peiser, Keilinschr. Bibl. IV 50 ff. Ferner Jensen, Z. Ass. IX. Ranke, Babyl. personal names 39 f.; nach p. 40, 9 hat Hilprecht nahezu 100 weitere Tafeln erworben. Über ihr Alter auch Hilprecht, Assyriaca S. 124, 1. — Über ihre Provenienz Chantre, Mission en Cappadoce 1898; Winckler, die 1906 in Kleinasien aus-

geführten Ausgrabungen (S.A. aus Orient. Lit.-Z. IX) S. 5. 27. In Boghazkiöi scheinen assyrische Tafeln nicht gefunden zu sein. — Ἀσσυρία als Name des Küstengebiets vom Thermodon bis Sinope bei Skylax; ebenso Apoll. Rhod. II 946. 964 mit den Scholien. Dion. perieg. 772 (vgl. Arrian fr. 48. 49). Συρίη, Σύριοι als der den Griechen allein bekannte Name Kappadokiens Herod. I 72. V 49. 72; daneben Λευκόσυροι auch für das Küstengebiet: Hekataeos bei Steph. Byz. Τείρια. Χαδισία. Scymn. 917 nach Ephoros. Strabo XII 3, 6. 9. 23. XVI 1, 2. Plin. VI 9. Vgl. Nöldeke, Ἀσσύριος, Σύριος, Σύρος Hermes V.

466. Die Nachrichten über Samsiadad III. stehen für uns noch ganz isoliert da; weder von seinen Vorgängern noch von seinen Nachfolgern bis ins fünfzehnte Jahrhundert besitzen wir die geringste Kunde. Wie weit diesen Kriegen etwa Kämpfe mit den Kossaeern zur Seite gegangen sind, wie die der folgenden Jahrhunderte, vermögen wir noch weniger zu sagen. Lediglich ephemerer Natur können Samsiadads Erfolge nicht gewesen sein, wie die Spuren beweisen, welche die assyrischen Kolonisten in Kappadokien hinterlassen haben. Aber sehr lange kann dies mächtige Assyrerreich nicht bestanden haben; denn zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts besitzt das Reich Mitani im nördlichen Mesopotamien große Macht, hat also die Assyrer weit zurückgedrängt, und in Kleinasien entsteht das große Reich der Chetiter. Im einzelnen können wir von den Völkerbewegungen und politischen Kämpfen dieser dunklen Jahrhunderte kein anschauliches Bild gewinnen; nur das ist wohl zweifellos, daß dabei der Einbruch arischer Stämme eine wesentliche Rolle gespielt hat: vielleicht verdankt das Reich Mitani sein Wiedererstarken und seine Erfolge gegen Assyrien eben dem Emporkommen der arischen Dynastie (§ 463; vgl. auch § 468). — Offenbar hat es neben den Hauptmächten wie vor alters zahlreiche kleinere Fürstentümer gegeben, die jeder größeren Macht, die sich bildete, untertan werden mußten, dann aber zeitweilig auch zu selbständiger Bedeutung gelangen konnten. Wenn die zahlreichen Schutthügel einmal aufgedeckt sind, welche die Ortschaften des nordwestlichen Mesopotamiens bedecken, werden wir darüber Genaueres erfahren. Bis jetzt sind nur zwei derartige Stätten untersucht

worden. In dem Hügel von ʿArbân am unteren Chaboras liegen die Ruinen eines Palastes, von dessen Türlaibungen sich vier etwa mannshohe Kalksteinblöcke mit geflügelten Stieren mit Menschenkopf, sowie ein mächtig aufgerichteter Löwe erhalten haben. Über ihnen steht die assyrische Inschrift „Palast des Mušeš-ninib des Priesters (šangu)". Diese Skulpturen sind deutliche Vorstufen der gleichartigen assyrischen Reliefs der späteren Zeit, ebenso ein kleines Relief eines Herrschers mit Helm und Dolch oder Keule und langem Haupthaar, das den auffallenderweise en face gebildeten Kopf zu beiden Seiten umrahmt; die überladene Muskulatur und die schematische Stilisierung, welche die assyrische Skulptur charakterisieren, finden sich schon hier, ebenso der Brauch, den Mischwesen, Genien, welche das Tor beschirmen, fünf Beine zu geben, so daß sie von vorne stehend, in der Seitenansicht schreitend erscheinen. Andrerseits sind diese Skulpturen von ʿArbân zweifellos beträchtlich älter als die Assurnaṣirpals (884—860). Da sich in den Ruinen mehrfach Skarabäen des Thutmosis III. und Amenophis III. gefunden haben, der Palast also älter zu sein scheint, dürfen wir ihn vielleicht in diese Zeit setzen; allerdings würden die Schriftzeichen wohl eher für eine jüngere Epoche, kurz vor oder nach Tiglatpileser I., sprechen. Unsere Kenntnis der assyrischen Kunst im zweiten Jahrtausend ist noch zu dürftig, als daß von hier aus eine genauere Zeitbestimmung gewonnen werden könnte. — Eine zweite große Ruine liegt bei Râs el ʿain, dem alten Resaina, nahe der Chaborasquelle, mit Torskulpturen und Götterbildern archaischen Stils, deren eines eine assyrische Inschrift des Erbauers des Palastes trägt. Doch gehören diese Ruinen wohl sicher erst der Zeit nach der aegyptischen Großmacht an.

Ruinen von ʿArbân: Layard, Niniveh und Babylon 275 ff. (vgl. 235). Ruinen des Tell Ḥalâf bei Râs el ʿain: v. Oppenheim, Z. Ges. f. Erdkunde 36, 1901, 88 ff. — Von anderen Assyrerkönigen gehört nur noch Sulilu, den Adadnirâri III. als alten König nach Belkapkapu nennt (I R. 35, 3, 25; Keilinschr. Bibl. I 189 f.), vielleicht in diese Zeit. Außer-

Liste der älteren Assyrerkönige

Inschrift des Asirrimnisesu	Übrige Denkmäler
Kikia	
*	Auspia (Uspia)
	*
	Kate-asir
	|
	Salim-achum
	|
	Ilusuma um 2060
	|
	Irisum um 2040
	|
Ikunum	Ikunum um 2010
*	*
	Belkapkapu oder Belkabi um 1970
	|
	Samsiadad I. um 1949
Sar-ken-kate-asir	[vielleicht sind Sams. I. S. d. Belkapkapu um 1949 und Sams. II. S. d. Belkabi um 1880 zu scheiden, § 448 A.]
*	*
Ismedagan (II. ?)	Ismedagan
|	|
Asir-nirâri I. (auch sonst bekannt, § 463 A.)	Samsiadad II. um 1820
	*
*	(Sulilu ?)
	*
*	Samsiadad III. König der Welt (etwa um 1600)
Asir-rabi I. ca. 1460 v. Chr.	
|	
Asir-nirâri II.	
Asir-rim-nise-su um 1430 v. Chr.	

dem gibt eine Inschrift des Asir-rim-nise-su, Patesi des Asir (nach der Synchr. Gesch., die mit ihm beginnt, Zeitgenosse des Karaindaš von Babel um 1430 v. Chr.), ANDRAE, Mitt. D. Orientges. 25, 66 f. ein Verzeichnis von Königen, die an der Stadtmauer von Assur gebaut haben, die sich aber den sonst bekannten Herrschern nur teilweise einfügen [Fragment einer ähnlichen Liste Mitt. D. Orientges. 26, 55]. Auf diesen Daten beruht die Königsliste S. 598.

Syrien. Choriter, Nordvölker und Arier. Babylonische Einflüsse

467. Aus den syrischen Landen fehlt uns in dieser Zeit vollends jede Überlieferung. Daß das Reich der Hyksos aus den großen Völkerbewegungen des achtzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ist, ist wohl zweifellos, so dunkel im einzelnen noch alles ist. In der Folgezeit finden wir Nordsyrien im Besitz einer dem Mitanivolk verwandten Bevölkerung; auch die Ortsnamen dieses Gebiets sind durchweg ganz unsemitisch. Ob wir es aber hier mit Eindringlingen zu tun haben, welche, ähnlich wie z. B. die Türken, ältere Namen durch neue, ihrer Sprache angehörige ersetzt haben, oder ob eine altansässige, mit den kleinasiatischen Stämmen verwandte Bevölkerung, nachdem sie zeitweise den Herrschern von Sinear und vielleicht auch den Amoritern untertan gewesen war, wieder zu selbständiger Macht gelangt ist, läßt sich nicht entscheiden. Zweifellos sind aber neue Nachschübe hinzugekommen; so heißt der Fürst, der um 1400 als Vasall des Pharao in Jerusalem regiert, Abd(?)-chipa nach einer in Mitani verehrten Göttin (§ 486). Die Amoriter sind im fünfzehnten Jahrhundert im wesentlichen auf das Libanongebiet und das obere Orontestal (die Beqʿa oder Coelesyrien) beschränkt, mögen sich aber zum Teil auch noch in die Wüste ausgedehnt haben. Der schmale Küstensaum gehört den kanaʿanaeischen Phoenikerstädten (§ 356, aeg. Ẕahi). In Palaestina scheint der zur Zeit der zwölften Dynastie gebräuchliche Name Rezenu (§ 358) dem lebendigen Sprachgebrauch schon wieder entschwunden zu sein, wenngleich die Aegypter die offizielle Bezeichnung „das

obere Rezenu“ für das Bergland Palaestinas beibehalten haben und dann das Flachland am Euphrat gelegentlich „das untere Rezenu“ nennen. Der eigentliche Name der Bevölkerung Palaestinas dagegen ist im Neuen Reich durchweg Charu (spr. Chôr) — nach einer Angabe im pap. Anastasi III 1, 10 reicht dies von der aegyptischen Grenzfeste Ẕaru (am Isthmus von Suez) bis nach Opa, d. i. dem Lande Ubi der Amarnatafeln, in dem Damaskus liegt, umfaßt also auch das Gebiet der Sinaiwüste. Die Charu sind identisch mit den Choritern (חרי, Χορραῖοι) der israelitischen Überlieferung, die sich in späterer Zeit nur noch in dem Wüstenlande südlich vom Toten Meer, dem Gebirge Seʿîr, erhalten haben, zwischen den später eingedrungenen edomitischen Stämmen; aber nach einer nur in wenigen Bruchstücken erhaltenen Version der israelitischen Sagengeschichte bildeten sie die ältere Bevölkerung Palaestinas. Sie werden speziell als Bewohner von Sichem und Gibʿon genannt, und auch im Westen des späteren Juda, in dem Orte Ṣorʿa und sonst, begegnen uns ihre Spuren noch in späterer Zeit. Somit sind die Choriter wohl ein semitischer (kanaʿanaeischer) Wüstenstamm, der in der Hyksoszeit von Süden her in Palaestina eingedrungen ist, ähnlich wie Jahrhunderte später, im Zusammenhang mit den Eroberungen der Chetiter, die hebraeischen Stämme. Charakteristisch für die Choriter ist, daß viele ihrer Unterstämme und Geschlechter nach Tieren benannt sind: das kehrt in Palaestina wieder in den Ortsnamen Ṣorʿa (Hornisse), Aijalon (Hirsch) und zahlreichen Orten, die ʿOphra (Gazellenkuh) heißen; und auch der in Sichem ansässige choritische Stamm heißt bnê Chamôr, d. i. Eselsstamm. Außerdem dürfte ihnen der sehr lebendige Sonnenkult an gehören, den wir am Westabhang des judaeisch-ephraimitischen Bergrückens finden, und nach dem die hier gelegenen Orte Bet-šemeš, Har-cheres, Tamnat-cheres benannt sind; aus ihm hat sich die hier lokalisierte Sage von dem „Sonnenmann“ Šamšôn (Simson) entwickelt, ein choritischer Mythus, der von den Israeliten übernommen und in einen Cyklus von Volksmärchen umgesetzt ist.

Außer den geographischen Namen in den Amarnabriefen und den aegyptischen Listen geben über die Ethnographie Nordsyriens die Glossen im Brief von Tunip an den Pharao (W. 41. Kn. 59) einigen Anhalt; die hier vorliegende Sprache ist deutlich mit der von Mitani identisch: Messerschmidt, Mitanistudien (Mitt. Vorderas. Ges. 1899) S. 119 ff. Vgl. auch den wohl sicher nach Nordsyrien gehörenden Dynasten [Qat]i?-chu-tišupa Amarnabr. 58 Kn. — Die Choriter sind Gen. 36. Deut. 2, 12. 22 (daher auch Gen. 14) die ältere Bevölkerung des Edomitergebiets, deren Stämme sich hier noch in geschichtlicher Zeit erhalten haben, nach Gen. 34, 2 und Jos. 9, 7 LXX ὁ Χορραῖος (im hebr. und samarit. Text in חוי Chiwwiter korrigiert, die in Wirklichkeit an den Fuß des Libanon und Hermon gehören, Sam. II 24, 7. Jud. 3, 3. Jos. 11, 3, s. Israeliten S. 332 ff.) dagegen die Urbevölkerung von Sichem und Gibʿon, s. Israeliten S. 340. 406; auch der Name des Berges ʿEbal bei Sichem kehrt als der eines choritischen Geschlechts Gen. 36, 23 wieder, und das kalibbitische Geschlecht Chûr, das in nachexilischer Zeit zu großer Bedeutung gelangte, scheint den alten Stammnamen bewahrt zu haben. — Über den Sonnenkult und die Simsonsage Israeliten S. 528 ff.; auch Josua ist vielleicht ursprünglich ein solarer Heros, ib. S. 476, 3. — Über Charri vielleicht als Namen des arischen Elements in Mitani s. § 455 A. Wenn das richtig ist, können sie mit den Choritern nichts zu tun haben (wie Winckler annimmt); denn diese sind nach Ausweis ihrer Namen echte Semiten.

468. Zu diesen Volksstämmen sind nun auch in Syrien arische Elemente hinzugekommen. Die Tatsache steht völlig fest durch zahlreiche Namen von Dynasten in den Amarnabriefen, die deutlich arisch sind; so Šuwardata, Jašdata, Artamanja, Arzawija u. a., ferner wohl Biridija oder Biridašja, Namjawaza, Teuwatti, Šubandi, Šutarna und manche andere. Gerade bei palaestinensischen Dynasten begegnen sie sehr oft. Wir sehen also, daß ganz Syrien bis an die Grenze der Wüste von arischen Scharen überschwemmt worden ist, deren Häuptlinge in einzelnen Städten die Herrschaft gewannen und Dynastien gründeten, ähnlich wie im Islam die Türken und die Kurden. Im äußersten Norden, in der Landschaft Kummuch (Kommagene) am Fuß des Taurus zu beiden Seiten des Euphratdurchbruchs, hat sich eine arische (iranische) Dynastie nach Ausweis der Königsnamen Kundaspi (im Jahre 854) und Kustaspi (= Vištâspa, Hystaspes, im Jahre 740) bis ins achte Jahr-

hundert erhalten. Im einzelnen läßt sich der geschichtliche Verlauf dieser Bewegung nicht rekonstruieren; möglich wäre z. B., daß die arischen Scharen etwa im siebzehnten Jahrhundert zunächst in Mitani eingedrungen sind und hier, im Kampf gegen die Assyrer (§ 466), die Herrschaft gewonnen und dann zeitweise ihre Macht auch über Syrien ausgedehnt und hier Dynastien gegründet haben; eben dadurch könnte die Herrschaft der Hyksos gebrochen und den Königen von Theben die Möglichkeit zu ihrer erfolgreichen Erhebung gegen die Könige von Auaris gegeben sein. Doch läßt sich über derartige Hypothesen nur durch neue Funde Aufklärung und Sicherheit gewinnen.

Das Material s. in m. § 455 A. zitierten Aufsatz.

469. Daß die Herrschaft der Kossaeer jemals nach Syrien gereicht hat, ist höchst unwahrscheinlich (§ 459); auch von einem Eingreifen des Assyrerreichs Samsiadads III. in diese Gebiete findet sich keine Spur. Wohl aber sind die Beziehungen zu den Kulturländern des Ostens, vor allem zu Sinear, immer lebendig geblieben. Trotz aller Wirren sind offenbar Karawanen ständig von Syrien nach dem unteren Euphrat gezogen, und wie zur Zeit der aegyptischen Herrschaft und der Amarnabriefe wird es auch in den Jahrhunderten vorher in den einzelnen Kleinstaaten immer eine Partei gegeben haben, welche dorthin gravitierte und im Anschluß an die Herrscher von Sinear zur Macht zu gelangen suchte; ebenso werden die Kossaeerkönige den von ihren Vorgängern ererbten Anspruch auf die Suprematie über Syrien niemals aufgegeben haben, so wenig sie ihn zu realisieren vermochten. Die enge Verbindung, in der Nordsyrien auch politisch in der Zeit Sargons und Naramsins, unter den Königen von Sumer und Akkad und vielleicht zeitweilig auch noch unter der amoritischen Dynastie von Babel mit dem „Reich der vier Weltteile“ gestanden hatte, hat eine nachhaltige Einwirkung der Kultur von Sinear geschaffen, die in den folgenden Jahrhunderten wohl schwächer wird, aber niemals völlig abbricht.

Die Amoriter, eng mit der Geschichte Sinears verknüpft und in einem Zweige des Volkes hier zu dreihundertjähriger Herrschaft gelangt, haben die Kultur der babylonischen Semiten ebensogut angenommen wie die Assyrer, die Gutaeer u. a. Doch auch in ganz Syrien und Palaestina ist die babylonische Schrift und mit ihr der Gebrauch der Tontafel als Schreibmaterial und der Briefverkehr zur Herrschaft gelangt; und ihr Gebrauch greift noch weit über dies Gebiet hinaus, nach Cypern sowohl wie zu den Mitani und Chetitern. Die berufsmäßigen Schreiber lernen die fremde Sprache und üben sich dafür durch die Lektüre babylonischer Texte, zum Teil mythologischen Inhalts; die einheimischen Sprachen (so das Kanaʿanaeische) dringen nur vereinzelt durch Flüchtigkeit oder mangelnde Kenntnis des korrekten Ausdrucks ein, oder man erläutert einzelne Wörter, bei denen man ein Mißverständnis fürchtet, durch Beifügung des einheimischen Wortes als Glosse. Auch die Maße Sinears und die Rechnung nach Edelmetallen sind in diesem ganzen Gebiet eingeführt und beherrschen das Geschäftsleben und den Verkehr. Sinear steht für die westlichen Lande im Zentrum der Welt; daher lassen die Phoeniker und später die Israeliten ihre Ahnen von hier auswandern. Spröder hat man sich, anders als die Assyrer, Lulubaeer, Gutaeer, gegen die Einwirkung der babylonischen Religion verhalten: ein Eindringen der Götter Sinears in den Kultus ist in dieser Zeit in Syrien kaum irgendwo nachweisbar [Ninib § 396 A., Nergal § 471 A.], wenn sie auch zu Zauberzwecken oft genug verwendet sein mögen, zum Teil in Verbindung mit Amuletten und den religiösen Darstellungen der Siegel; so erklärt es sich, daß Ningal im Neuen Reich in einem aegyptischen Zauberpapyrus erscheint (§ 373 A.). Aber der weitverbreitete Gewittergott Hadad ist ein einheimischer amoritischer Gott, ebenso Dagon (§ 396 A.), Šamaš ein allgemein semitischer Gott, und Sin kennen wir als Namen des Mondgottes nur in Charrân, während dieser in Syrien mit dem semitischen Apellativum Šahr oder Jerach benannt wird. Dagegen haben sich babylonische Mythen von Götterkämpfen u. ä. im Volk ver-

breitet, zunächst als interessante Geschichten ohne religiösen Gehalt; auch die Sage vor dem von einem Gotte gezeugten Heldenkinde, das, um es vor den Nachstellungen der Feinde zu retten, im Fluß ausgesetzt wird, aber unter Einwirkung der Götter gerettet wird und zu großen Taten aufwächst, eine Sage, welche die Akkadier von Sargon erzählten (§ 397), mag so nach Palaestina gekommen sein, wo sie später auf Mose übertragen worden ist. Ebenso ist später die Sündflutsage zu den Israeliten gekommen. Auch in der phoenikischen Kosmogonie, von der die israelitische eine spätere Umbildung ist, scheinen einzelne babylonische Elemente enthalten, wenn auch stark umgewandelt; der Einfluß Babyloniens auf diesem Gebiet wird jedoch von der herrschenden Anschauung stark überschätzt, und von der Herrschaft einer angeblichen „babylonischen Weltanschauung“ kann gar keine Rede sein. Vielmehr haben die Semiten Syriens ihre ererbte Denkweise selbständig behauptet und sich gegen die ihnen ganz fremdartigen Vorstellungen, die in der sumerischen Kultur wurzeln, noch viel ablehnender verhalten als später gegen den Hellenismus und das hellenisierte Christentum; auch bei den Assyrern ist die Übernahme des babylonisch-sumerischen Pantheons ja größtenteils nur äußerlich geblieben und die Religion Assyriens von der Sinears innerlich stark verschieden. Erst in der Assyrerzeit und vor allem unter der chaldaeischen Herrschaft ist die Einwirkung Babyloniens auf Religion und Ideenwelt der syrischen Semiten intensiver geworden.

Ganz assyrisch ist der Name des Hadadnirari von Nuchaše Amarnabrief 37 W. 51 Kn.; doch darf daraus wohl kaum ein Vordringen der Assyrer bis in dies Gebiet gefolgert werden. — Über die phoenikische Kosmogonie und ihr Verhältnis zur israelitischen vgl. Israeliten 210 f.; weiteres im nächsten Bande. Babylonische Elemente enthält die letztere meist nur in sehr abgeblaßter, vermittelter Form, so in der Zerteilung der Wasser und in der Lokalisierung des Gottesgartens (der vielleicht mit dem babylonischen Götterberg zusammenhängt), ferner in den Sagentrümmern von Jahwes Drachenkampf u. a.

470. Neben den östlichen Einwirkungen stehen von Südwesten her die gleichartigen, wenn auch weniger weitgreifen-

den Aegyptens. Der Einfluß aegyptischer Anschauungen und Kulte auf Phoenikien, speziell auf das mit ihm in enger Verbindung stehende Byblos, ist früher schon erwähnt worden (§ 357); gleichartig ist später die Aufnahme aegyptischer Erzählungen bei den Israeliten (Josephsage, Exodus, Prophezeiungen § 297), die bei anderen Stämmen in älterer Zeit manche Analoga gehabt haben mag. Aus Aegypten stammt ferner die Beschneidung bei den Phoenikern und den hebraeischen Nomaden der südlichen Wüste (§ 345). Daneben scheint ein starker Einfluß von Norden her nach Syrien gekommen zu sein. Wie der Adoniskult von Byblos sich einerseits mit dem Tammuzmythus von Sinear (§ 373), andrerseits mit kleinasiatischen Kulten berührt, so scheint die sakrale Prostitution und ebenso die Selbstentmannung im Dienste einer großen Naturgöttin von Kleinasien ausgegangen zu sein (§ 345); und auch der Gott ʿAte, den wir später bei den Aramaeern finden und dem eine Göttin „die ʿAttar des ʿAte" (Atargatis) zur Seite steht, ist mit dem kleinasiatischen Attis identisch (vgl. § 487). Freilich ist bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse bei Mythen und Kultbräuchen kaum je mit Sicherheit zu entscheiden, wie weit lediglich gleichartige spontane Bildungen, wie weit Übernahme aus der Fremde vorliegt.

471. Im sechzehnten Jahrhundert ist Syrien und Palaestina voll von Städten, die alle selbständige kleine Fürstentümer bilden, teils unter arischen oder kleinasiatischen, teils unter semitischen Dynasten, die sich gelegentlich gegen einen äußeren Feind zu einer Koalition zusammenschließen mögen, aber noch weit öfter unter einander bekämpfen. Diese Städte liegen meist auf Berghöhen oder in der Ebene auf künstlichen Hügeln und sind von einer hohen, auf einem Steinsockel ruhenden Ziegelmauer mit zahlreichen Türmen umgeben, der ein abschüssiges, durch Feldsteine geschütztes Glacis vorgelagert ist. Reste dieser Festungsbauten haben die Ausgrabungen in Lakiš, Gazer, Megiddo, Taʿanak, Jericho aufgedeckt; in den Kampfreliefs des Neuen Reichs sind sie vielfach abgebildet. Auch wohnliche Häuser, mit zahlreichen um einen Hof gelegten Zimmern,

versteht man zu bauen. Die Leichen werden, wie in Sinear und Assyrien, in der Regel unter den Wohnräumen selbst beigesetzt, meist zusammengekauert in Tonkrügen; vor allem von neugeborenen Kindern haben sich zahlreiche Leichen gefunden — die Kindersterblichkeit war natürlich sehr groß, auch die Tötung der Töchter nach der Geburt mag weit verbreitet gewesen sein. Diese Funde haben zu der seltsamen Ansicht geführt, daß es sich hier um „Fundamentopfer“ oder gar um das später bei den kanaʿanaeischen Stämmen weit verbreitete Opfer der Söhne an die zürnende Gottheit (§ 349) handle, als ob diese ein eben geborenes Kind als Opfer annehmen würde. Auch größere, mit Steinen ausgemauerte Grabkammern mit reicheren Beigaben haben sich mehrfach gefunden. Überhaupt ist das Leben reicher geworden; man importiert die Schmucksachen, welche das Kunsthandwerk Aegyptens und Sinears zu schaffen vermag, oder sucht sie nachzuahmen. Während bei dem niederen Volk und der Dienerschaft die alte Tracht sich erhält (§ 354), kleiden sich die vornehmen Männer, bei den Aegyptern oft als marîna, d. i. „unser Herr“ bezeichnet, mit einem langen bunten Wollschal, der in Streifen um den Leib gewickelt und um die Schultern geschlagen wird, ähnlich wie bei den Akkadiern (§ 394), und pflegen den kurzgeschnittenen Bart und das Haupthaar sorgfältig. Bronzene Rüstungen und Waffen, goldbeschlagene Kriegswagen — denn das Pferd ist jetzt auch nach Syrien gekommen —, silberne und goldene Gefäße, Stühle und Tische von Elfenbein und Ebenholz, von Silber und Gold, kostbare Steine, auch mit Metall und Edelsteinen ausgelegte Statuen, werden neben Sklaven, Pferden, Vieh, Weihrauch, Wein und Korn von den Aegyptern des Neuen Reichs als Beute und Tribut des Landes Rezenu aufgezählt; am reichsten waren diese Industrien in Phoenikien (Ẕahi) entwickelt. Aber eine selbständige Kunst und ein eigener Stil hat sich in Syrien nicht gebildet; vielmehr treten die aus Aegypten und die aus Babylonien entlehnten Elemente unvermittelt neben einander. Sehr anschaulich tritt das darin hervor, daß man als Siegel

teils die in Sinear beibehaltenen Cylinder mit keilschriftlicher Legende und entsprechenden Darstellungen verwendet, teils Skarabäen mit Nachahmung aegyptischer Hieroglyphen und Symbole, die gelegentlich auch auf Cylinder neben die babylonischen Darstellungen gesetzt sind. Auch sonst sind zahlreiche Symbole und Amulette, vor allem aus Aegypten, nach Syrien gekommen und als zauberkräftige Schutzmittel eifrig verwendet worden, so wenig man auch ihre Bedeutung verstand. So sind das sogenannte Henkelkreuz, die Hieroglyphe des Lebens, ferner die geflügelte Sonnenscheibe, die Mondsichel mit dem Vollmond darin, der Sphinx, das Augenamulett (U̱za-auge), der Horusfalke, die Uraeusschlange, aegyptische Kronen u. a. in Syrien weit verbreitet und mannigfach umgestaltet worden. In der Gestaltung der Götter stehen aegyptisierende Göttinnen — abweichend von der aegyptischen Art immer en face gebildet — mit langem Haar und Blumen in den Händen, gelegentlich auch mit den Kuhhörnern und der Sonnenscheibe dazwischen auf dem Haupte (die dann wohl in eine Darstellung des Mondes umgedeutet werden) neben der babylonischen nackten Göttin des Geschlechtslebens; und gelegentlich werden beide verschmolzen: auch die aegyptisierende, entweder nackt oder mit eng anliegendem Gewand gebildete Göttin preßt die Hände an die Brüste. — Von den Aegyptern hat man die Herstellung von Fayence und Glasfluß gelernt, aber die Vorbilder niemals erreicht. Daneben steht dann noch ein starker Import von Tongefäßen aus Cypern. Durch den vollständigen Mangel an Originalität machen die Ruinenstätten Palaestinas einen noch armseligeren Eindruck als die Sinears, die sonst meist den gleichen Charakter tragen: die Kostbarkeiten, die sie im Leben füllten, sind bis auf wenige dürftige Überreste geschwunden.

Literatur: Das Werk von Vincent und der Aufsatz von Thiersch § 356 A.; ebenda Schumacher über Tell el Mutesellim (Megiddo); ferner die Mitt. und Nachrichten des D. Palaestinavereins. Tell el Ḥesi (Lakiš): Petrie, Tell el Hesy 1891. Bliss, A mound of many cities 1894. Taʿanak: Sellin, Tell Taʿannek, Denkschr. Wien. Ak. Phil. Kl. 50, 1904, und Nach-

lese dazu ib. 52, 1905. Für Gazer u. a. die Quarterly Statements des Palestine Explor. Fund. — Aus diesen Werken sowie den aegyptischen Daten aus dem Neuen Reich ist das hier verwertete Material entnommen, unter Berücksichtigung der Denkmäler und vor allem der Darstellungen der Siegel aus späterer Zeit, sowie der Einwirkung, die über Syrien weiter nach Kleinasien, Cypern und dem Westen gegangen ist. — Cylinder mit Hieroglyphen und babylonischer Darstellung (Gott Amuru?), sowie keilschriftlicher Legende, mit dem echt amoritischen Namen Atanach-ili Sohn des Chabṣim Diener des Nergal, etwa aus der Zeit der ersten Dynastie von Babel: Sellin, Tell Taʿannek S. 28. Hier taucht in Palaestina der Gott Nergal auf, der sonst bei den Westsemiten nur noch in der phoenikischen Inschrift aus Athen CISem. I 119 nachweisbar ist; und doch handelt es sich schwerlich etwa um einen babylonischen Beamten. — Goldgefaßte Skarabäen des Mittleren Reichs in dem Grabe von Megiddo Schumacher S. 15. — Die charakteristische Tracht der Rezenu im Neuen Reich kehrt in der Figur eines emaillierten Tonreliefs aus Assur wieder: Mitt. D. Orientges. 36, 19.

Drittes Buch

Die Völker des Nordens und Westens

I. Kleinasien

Das kleinasiatisch-armenische Hochland und seine Volksstämme

472. Im Norden der semitischen Welt liegt das kleinasiatisch-armenische Hochland mit seiner Gebirgswelt. Das Plateau des inneren Kleinasiens, nach der späteren geographischen Nomenklatur den Landschaften Kappadokien, Lykaonien und Phrygien (mit Galatien) entsprechend, ist eine rings von Bergketten umschlossene Hochebene von 600—1000 Metern Meereshöhe, in der sich in kleinerem Maßstabe die Eigenart der großen Plateaus von Ostturkestan und von Iran nochmals wiederholt. Auf weite Strecken bildet sie eine kahle, baumlose Fläche, deren Graswuchs nur großen Schafherden ausreichende Nahrung gewährt; im Zentrum senkt sie sich zu einem flachen Salzsee, dem Tattasee, und trägt in dessen Umgebung, dem Vorland des pisidischen Tauros im Südwesten, völligen Wüstencharakter. In scharfem Gegensatz dazu steht die wilde, seenreiche Alpenwelt des pisidischen und kilikischen Tauros im Süden, die fruchtbaren Täler und waldreichen Berge der Küstengebirge im Norden. Diese Landschaften entsprechen der geographischen Bildung nach den Zagrosketten und den Berglandschaften von Persis und Medien in Iran. Aber weit näher als in diesen treten in Kleinasien die Randgebirge des Nordens und Südens und die von ihnen ausgehenden Bergketten an einander heran, zwischen ihnen erhebt sich inmitten der kappadokischen Steppe der gewaltige Vulkan Argaeos; die Dimensionen sind wesentlich kleiner als in den

großen Hochländern des zentralen Kontinents. Daher gelangt der Wüstencharakter des Plateaus hier nicht zu voller Durchbildung, die zentrale Steppe und Wüste bildet nicht, wie in Turkestan und Iran, den dominierenden Mittelpunkt des Landes. Wenn viele Flüsse nach kurzem Lauf versiegen oder in einem Binnensee ihr Ende finden, so haben andere sich den Weg zum Meer gebahnt und sich zu bedeutenden Strömen entwickelt, so im Norden der Sangarios, der Halys und weiter, schon ganz dem Bereich der Küstengebirge angehörig, der Iris mit seinen Zuflüssen, im Süden der Saros und Adanos, im Osten der Euphrat mit seinen Nebenflüssen. Allerdings vermögen diese Ströme den Charakter der inneren Hochebene nicht wesentlich zu ändern; sie sind wegen des starken Gefälls nicht schiffbar, meist auch ziemlich wasserarm und in der Regel nur von einem schmalen Ufersaum Kulturland begleitet. Aber sie schaffen einen Zugang in das Innere des Plateaus und lockern es auf; die fruchtbaren Täler und kleinen Ebenen, die an ihnen und ihren Zuflüssen verstreut liegen, werden durch sie verbunden und aus oasenartiger Isolierung herausgerissen. Dazu kommt als wichtigstes Moment, daß Kleinasien auf drei Seiten vom Meere umschlossen ist und daß, ganz anders als z. B. bei der Arabischen Halbinsel, in den Küstenlandschaften überall die ans Meer herantretenden Gebirge dank den günstigen klimatischen Bedingungen mit reicher Vegetation bedeckt sind und zur Besiedlung anlocken. So ist Kleinasien dem Eindringen geschichtlichen Lebens in ganz anderer Weise geöffnet als die großen Plateauländer im Osten; es ist, wie Syrien, vor allem ein großes Durchgangsland geworden. Diese Entwicklung ist dadurch weiter gesteigert, daß das Hochland sich nach Westen in zahlreiche parallele Gebirgsketten auflöst, mit großen äußerst fruchtbaren, von Flüssen durchströmten Ebenen. In einer reich gegliederten Küste schließt es sich nach Westen auf; hier bildet das Aegaeische Meer nicht die Grenze, sondern vielmehr die engste Verbindung mit der Inselwelt und der gleichartig dem kleinasiatischen Kontinent entgegen sich öffnenden griechischen Halbinsel. — Nach Osten setzt sich das

kleinasiatische Hochland, ohne bestimmte natürliche Grenze, in der wilden Bergwelt des armenischen Hochplateaus fort; aber auch dies ist durch große Ströme, den Euphrat und Tigris, den Araxes und Kyros, im Innern aufgelockert und trotz der hohen und schwer passierbaren Gebirgsketten, die es durchziehen, mit der übrigen Welt verbunden.

473. Die Ethnographie Kleinasiens und Armeniens bietet in späterer Zeit ein buntes Bild. Die älteste Verteilung der Stämme ist wiederholt durch große Wanderungen umgestaltet worden. Bedeutsam ist vor allem, daß von Westen her indogermanische Völker in die Halbinsel eingedrungen sind. Schon früh mögen sie von Thrakien aus über die Meerengen gegangen sein; ein wesentliches Element der Bevölkerung sind sie jedoch erst im Zusammenhang mit der großen Völkerwanderung geworden, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts das Chetiterreich erlegen ist. Damals haben sich offenbar die Phryger (Askanier) und ihre Verwandten (darunter auch die Myser) an der Propontis und im westlichen Teil des inneren Hochlandes festgesetzt. Eine Fortsetzung dieser Bewegung mag darin zu erkennen sein, daß im Westen mehrfach neue Volksnamen an Stelle der älteren treten (Troer-Teukrer, Maeoner-Lyder). Um dieselbe Zeit ist die Westküste und im Süden Pamphylien und Cypern, später auch die Nordküste der Halbinsel von Griechen besetzt worden. Eine neue große Erschütterung fällt ins siebente Jahrhundert, als von Osten die Kimmerier, von Westen thrakische Stämme (Treren, Bithyner) in die Halbinsel einbrachen. Wahrscheinlich erst in dieser Zeit haben die Armenier von Phrygien aus sich in das Bergland am oberen Euphrat und bis an und über den Wansee in dasjenige Land vorgeschoben, das seitdem nach ihnen benannt wird; hier begegnet uns ihr Name zuerst in den Inschriften des Darius. In derselben Zeit taucht auch der Name der Kappadoker (Katpatuka) zum ersten Male auf, in der Landschaft, welche die älteren Griechen Assyrien nennen und von den Leukosyrern bewohnt sein lassen (§ 465). Sie sitzen in der Landschaft am Iris und Halys und haben sich von hier aus ebensowohl gegen die Paphlagonen und die Berg-

stämme im Osten ausgebreitet, wie die ältere Bevölkerung in Kataonien und Melitene im Südosten und die Kiliker am Argaeos und dem Vorlande des Tauros unterworfen und sich assimiliert. Welcher Nationalität diese Kappadoker angehören, ist noch völlig dunkel. Dagegen wird die Ueberlieferung, daß Thraker, Phryger und Armenier eng verwandt sind, durch ihre Sprachen durchaus bestätigt: wir kennen das Armenische durch die mit der Einführung des Christentums entstandene Literatur, das Phrygische durch eine Anzahl mit griechischen Buchstaben geschriebener Inschriften, die im wesentlichen dem Verständnis erschlossen sind, das Thrakische wenigstens durch einzelne überlieferte Wörter und zahlreiche charakteristische Eigennamen, die ebenso bei den Bithynern wiederkehren. Die fortschreitende Erforschung dieser Sprachen hat zugleich gelehrt, daß sie nicht, wie man früher glaubte, mit den Ariern (Iraniern) enger verwandt sind, sondern vielmehr zu der europäischen Gruppe der indogermanischen Sprachen gehören, und hat so die griechischen Nachrichten über die Einwanderung dieser Völker von Westen her durchaus bestätigt. — Wieder einige Jahrhunderte später hat sich noch einmal eine große Völkerwanderung von Westen her über die Halbinsel ergossen, die der Kelten; und auch diesmal haben die Eindringlinge sich schließlich auf dem zentralen Plateau festgesetzt, in dem in großen Windungen vom Sangarios durchzogenen Nordteil des früher von den Phrygern okkupierten Gebiets; von hier aus sind sie über den Halys ins Kappadokerland vorgedrungen. Bei dieser galatischen Invasion, die sich im vollen Licht der Geschichte vollzieht, liegt nicht nur der Verlauf, sondern auch die dadurch erzeugte Völkermischung klar vor Augen: das herrschende Volk hat seine Nationalität und auch die Verbindung mit den Stammgenossen in Thrakien und im westlichen Europa noch lange erhalten, aber es hat zugleich die Zivilisation und vor allem die Religion der älteren Bevölkerung angenommen; ja die verschnittenen Diener der großen Göttin von Pessinus werden in der späteren Zeit auf Grund der politischen Verhältnisse in der Regel mit dem Volksnamen Galli bezeichnet,

obwohl dieser Kult mit der Kastration nichts weniger als keltisch, sondern vielmehr phrygisch gewesen ist und wahrscheinlich in derselben Weise schon die Phryger ihn von der ihnen vorausgehenden Bevölkerungsschicht übernommen haben.

Der von mir in der ersten Auflage dieses Werks unternommene Versuch, in der wirren Ethnographie Kleinasiens durch energisches Durchgreifen Ordnung zu schaffen, hat sich nicht bestätigt, am wenigsten die Zusammenfassung der Phryger, Myser, Lyder und Karer zu einem indogermanischen Volk der „Westkleinasiaten". Grundlegend ist jetzt Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896. Wertlos sind die älteren Versuche von Movers, Lassen (ZDMG. X.) u. a., überall Semiten nachzuweisen; von Semiten ist in Kleinasien keine Rede. Manches Wertvolle brachte die Behandlung der Sprachreste durch de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen 254 ff., und vor allem die knappe und umsichtige Behandlung der Ethnographie durch Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, 1878. Die wichtigste Förderung brachte Hübschmann durch den Nachweis, daß das Armenische keineswegs, wie man früher glaubte (so namentlich Lagarde), eine iranische Sprache ist — die iranischen Elemente sind erst sekundär, vor allem unter der langen Herrschaft der Arsakiden und Sassaniden, eingedrungen —, sondern eine selbständige indogermanische Sprache, die zu den europäischen Sprachen gehört: Z. f. vgl. Sprachw. XXIII. [Vgl. auch Hübschmann, Die altarmen. Ortsnamen, Indogerm. Forsch. XVI 1904. Durch diese Entdeckungen sind auch die geistreichen Hypothesen Kieperts über älteste Landes- und Volksgeschichte von Armenien, Ber. Berl. Ak. 1869, definitiv widerlegt. Kiepert ließ die Armenier, auf Grund eines Deutungsversuchs der für die ältere Zeit völlig wertlosen, aus biblischen, griechischen und einheimischen Elementen komponierten „Überlieferung" der armenischen Historiker von Nordosten, aus der Araxesebene, vordringen, während die griechischen Angaben aus der Achaemeniden- und Seleukidenzeit deutlich zeigen, daß sie zunächst im Westen, zu beiden Seiten des oberen Euphrat bis zu den Halysquellen, gesessen haben, s. Herod. I 72. 194. III 93. V 52. Strabo XI 14.] Ableitung der Armenier aus Phrygien, der Phryger aus Thrakien: Herod. VII 73. Eudoxos bei Steph. Byz. Ἀρμενία = Eustath. ad Dion. perieg. 634. Inschriften und Sprache der Phryger: A. D. Mordtmann, Ber. Münch. Ak. 1862. Gosche, Verh. Meißner Philologenvers. 1863. Ramsay, J. R. As. Soc. XV 1883 und in Bezzenbergers Beiträgen XIV 309 ff. Z. f. vgl. Sprachw. 28, 381 ff. Solmsen ib. 34, 36 ff. 68 ff. u. a. Zusammenfassung bei Kretschmer l. c. 217 ff. — In Thrakien hat sich der Name der Phryger in den Brygen in der

Nachbarschaft Makedoniens erhalten (Herod. VI 45. VII 73, vgl. VIII 138 u. a.; in der Telegonie sind sie nach der Epitome des Proklos [die Apollodorepitome 7, 35 sagt dafür περίοικοι] Feinde und also wohl nördliche Nachbarn der Thesproter). Dadurch wird zugleich die Angabe des lydischen Historikers Xanthos bei Strabo XII 8, 3. XIV 5, 29 bestätigt, daß die Phryger erst μετὰ τὰ Τρωικά nach Kleinasien gekommen seien; sie wird, wenn wir die Datierung in unsere Ausdrucksweise umsetzen, als völlig zuverlässig betrachtet werden können [daß Homer die Phryger und Askanier schon in Asien kennt, beweist nichts dagegen]. Ebenso sitzen die Myser bei Homer Il. N 5 bekanntlich noch im Norden Thrakiens, d. i. in Moesien [dieser Name, der erst in römischer Zeit aufkommt, muß sich hier aus der Urzeit erhalten haben], im Gegensatz zu Il. Ω 278. B 858. K 430. Ξ 512 (vgl. Thraemer, Pergamos 286 ff., dem ich nicht überall zustimmen kann); damit hängt irgendwie die isolierte Tradition Herodots VII 20, vgl. V 13. VII 75 zusammen, daß die Teukrer von Troja und die Myser vor dem troischen Kriege einen großen Zug nach Europa unternommen hätten und daß sie die Bithyner vom Strymon verdrängt hätten, während die später hier ansässigen Paeoner ihre Nachkommen seien. Über die Teukrer s. § 491 A. Vgl. weiter Strabo X 3, 22. XII 4, 6 über das Vordringen der Phryger und Myser nach Trojas Fall, ferner die Edoner in Antandros, die Thraker in Abydos. Die Myser sind nach Xanthos (dem Menekrates v. Elaea folgt) bei Strabo XII 8, 3 vom Olymp, wo sie ursprünglich saßen, durch die aus Thrakien kommenden Phryger nach Süden gedrängt worden; ihre Sprache bezeichnet er als μιξολύδιόν πως καὶ μιξοφρύγιον διάλεκτον. Auch das wird richtig sein; sie waren ein schon vor den Phrygern nach Asien gekommener Stamm, der sich vom Olymp aus gegen das altlydische Gebiet ausbreitete und dabei zahlreiche lydische Elemente in seine Sprache aufnahm; daher nennt Herod. VII 74 die Myser Λυδῶν ἄποικοι und bezeichnet I 171 nach karischer Überlieferung die Myser und Lyder als κασίγνητοι der Karer und, wie es scheint, als ὁμόγλωσσοι mit den Karern (wie auch noch andere Völker, die er leider nicht nennt), ihre Eponymen Mysos und Lydos als Brüder des Kar; alle drei Völker haben am Kult des Zeus Karios in Mylasa Teil [so auch Strabo XIV 2, 23]. Hier tritt uns also eine ursprüngliche Einheit entgegen, die im Norden durch das Eindringen der thrakischen Myser eine indogermanische Beimischung erhalten hat [vielleicht hat sich die ältere Bevölkerung, die natürlich nicht Myser geheißen haben kann, in Teuthranien reiner erhalten, während die eigentlichen Myser immer nur im Olymp und auf der Arganthoniosakte bei Kios sitzen]. — Aus diesen Tatsachen, die wir als genügend beglaubigt betrachten können [geschichtlich zuverlässige Erinnerungen, die über die letzten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends hinausgehen, dürfen wir hier überhaupt nicht erwarten] und die durch unsere Kunde

von der großen Völkerwanderung des 12. Jahrhunderts durchaus bestätigt wird, ergibt sich unmittelbar, daß von Phrygern u. s. w. und überhaupt von Indogermanen in der älteren Ethnographie Kleinasiens nicht die Rede sein kann, und daß die Kultur, die uns in Troja, den alten Tumuli Phrygiens, Cypern entgegentritt, vorindogermanisch ist. Diese unabweisbare Konsequenz haben die neueren Forscher übersehen und sich dadurch in unlösbare Verwirrung verstrickt, von der auch KRETSCHMER nicht frei ist; am stärksten herrscht sie bei FICK, Vorgriechische Ortsnamen 1905; einerseits wird hier die spätere Einwanderung der Phryger etc. anerkannt, andrerseits doch immer wieder mit phrygischen Namen und phrygischer Kultur auch in der ältesten Zeit operiert, z. B. auf Kreta. — Für die Nationalität der Kappadoker fehlt uns jeder Anhalt; ihr Name kommt zuerst bei Darius vor und war zu Herodots Zeit den Griechen noch fremd (I 72. V 49. VII 72). Vordringen gegen die Paphlagonen: Strabo XII 3, 25. Die Kataonen (mit Melitene, dem Milidia der Assyrer) sind ein gesondertes Volk, das erst durch Ariarathes I. zu Kappadokien kommt: Strabo XII 1, 2. Zu Strabos Zeit waren sie freilich ὁμόγλωττοι mit den Kappadokern; ursprünglich aber gehören sie offenbar der älteren, chetitischen Bevölkerung des Landes an. Daß sich Kilikien in der Perserzeit bis an den Halys erstreckte, ist bekannt (Herod. I 72. V 52); die Landschaft von Mazaka am Argaeos heißt noch unter den kappadokischen Königen Κιλικία (Strabo XII 2, 7). Die Kulte der beiden Komana sind wohl sicher vorkappadokisch, zumal Komana am Saros im Zentrum Kataoniens liegt. KAROLIDIS hat im heutigen Griechisch dieser Gebiete fremdartige Wörter nachgewiesen, die wohl Reste der kappadokischen Sprache sind; alsdann waren die Kappadoker keine Indogermanen (vgl. KRETSCHMER, Einleitung 399).

474. Aber auch wenn wir diese indogermanischen Elemente sämtlich ausscheiden, bleiben noch Probleme genug. Seit dem Anfang des zweiten Jahrtausends treten die Volksstämme des östlichen Kleinasiens, unter denen die Chetiter (hebr. חת, assyr. Chatti, aeg. Chta) am bedeutsamsten hervortreten, in die Geschichte ein. Wir haben schon gesehen, wie diese Stämme nach Syrien und Mesopotamien vordringen, wie um 1760 das Reich von Babel ihnen erliegt (§ 454) und wahrscheinlich auch die Hyksosinvasion in Aegypten und das große Reich der Hyksos im siebzehnten Jahrhundert von ihnen ausgegangen ist; auch das Reich Mitani am Euphrat und Belichos gehört dieser Bevölkerungsschicht an, ist dann aber unter die

Herrschaft einer arischen Dynastie gekommen (§ 455 f. 463) — mit diesen Ariern dringt ein von den späteren westlichen Invasionen durchaus verschiedenes indogermanisches Element bis an die Grenzen Kleinasiens vor. Eine Reaktion gegen das Vordringen der Nordstämme bezeichnet die zeitweilige Ausbreitung der Assyrermacht vom oberen Tigristal aus über Melitene am Euphrat nach dem Osten der Hochebene und bis ans Schwarze Meer, die wahrscheinlich etwa ins siebzehnte oder sechzehnte Jahrhundert zu setzen ist (§ 464 f.). Sie ist, wie wir sahen, mit einer starken assyrischen Kolonisation, speziell am oberen Halys, bei Mazaka, verbunden gewesen, und hat bewirkt, daß der Name der Assyrer oder weißen Syrer an diesen Gebieten und speziell dem Küstenlande zu beiden Seiten des Halys bis in späte Zeiten haften geblieben ist. — Im fünfzehnten Jahrhundert entsteht dann in eben diesen Gebieten ein großes Chetiterreich, mit der Hauptstadt in Boghazkiöi auf einer Hügelgruppe in dem Hochlande östlich vom Halys (in der Nähe liegt eine Königsburg in dem Hügel Üjük). Dies Reich hat sich weithin in Kleinasien und Nordsyrien ausgedehnt und gegen die Aegypter erfolgreich behauptet, bis es zu Anfang des zwölften Jahrhunderts der großen, von Westen ausgehenden Völkerwanderung erlag. Die Folge ist gewesen, daß der Schwerpunkt des Volks sich nach Süden, in das Gebiet des Tauros und Amanos und des nördlichen Syriens, verschoben hat; hier haben sich die Reste der Chetiter in selbständigen Kleinstaaten (speziell in Karkamiš in der Nähe des Euphrat) noch lange behauptet, untermischt mit der aus der Steppe eingedrungenen aramaeischen Bevölkerung, von der sie dann allmählich absorbiert worden sind. — Die Chetiter haben zahlreiche Denkmäler hinterlassen, sowohl in Kleinasien wie in Nordsyrien, die der Zeit etwa vom fünfzehnten bis zum achten Jahrhundert angehören, ja zum Teil noch weiter hinabreichen (vgl. weiter § 478 ff.). Auf ihnen findet sich eine eigenartige Hieroglyphenschrift (daneben auch eine Kursive), deren Entzifferung noch nicht gelungen ist. Bis vor kurzem war auf diesem Gebiet noch alles unsicher und umstritten; da haben

die reichen Ergebnisse der in den Jahren 1906 und 1907 von Hugo Winckler ausgeführten Ausgrabungen in Boghazkiöi eine feste Grundlage geschaffen. Sie haben gezeigt, daß die Chetiter neben der auf Skulpturen und Siegeln verwendeten einheimischen Hieroglyphenschrift zur Zeit ihrer Großmacht für Urkunden auf Ton und den Verkehr mit anderen Staaten die babylonische Keilschrift verwendet haben, ebenso wie sich im Neuen Reich auch die Aegypter im diplomatischen Verkehr ihrer bedienten; und zwar haben sie, ebenso wie das Reich Mitani, teils in babylonischer Sprache geschrieben, teils ihre eigene Sprache durch die Keilzeichen wiedergegeben. Dadurch steht eine Erschließung dieser Sprache umsomehr in sicherer Aussicht, weil die in dieser abgefaßten Texte vielfach babylonische Ideogramme ganz in derselben Weise übernommen haben, wie die Akkadier und Assyrer sumerische Ideogramme verwerteten; dadurch wird für die Erkenntnis des Inhalts dieser Texte ein sicherer Leitfaden geboten. Die Lesung der einheimischen Worte bietet keine Schwierigkeiten, da die Aussprache der Lautzeichen nicht geändert ist. Schon jetzt scheint mit Sicherheit ausgesprochen werden zu können, daß das Chetitische weder indogermanisch noch semitisch, dagegen, wie zu erwarten war, mit der in gleicher Weise durch keilschriftliche Texte bekannten Mitanisprache (§ 463 A.) verwandt ist. — Es ist zu erwarten, daß durch diese Dokumente ein sicherer Anhalt auch für die Versuche der Entzifferung der chetitischen Hieroglyphenschrift geboten werden wird. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in wenigen Jahren eine feste Grundlage zunächst für die Ethnographie und ältere Geschichte des östlichen Kleinasiens, voraussichtlich aber auch viel weiterer Gebiete der Halbinsel gewonnen sein wird und damit viele jetzt ganz dunkle Probleme ihre Lösung finden (freilich daneben auch andere neu auftauchen) werden. Umsomehr ist gegenwärtig auf diesem Gebiet Zurückhaltung geboten; was im folgenden darüber gesagt wird — da die uns gestellte Aufgabe eine Besprechung dieser Fragen unumgänglich macht —, kann nur provisorische Geltung beanspruchen

und wird alsbald durch neue gesicherte Entdeckungen sei es widerlegt oder modifiziert, sei es bestätigt sein.

Die Denkmäler von Boghazkiöi und Üjük sind zuerst von Texier, Hamilton, Barth bekannt gemacht worden, dann nebst anderen ähnlichen von Perrot, Exploration de la Galatie et de la Bithynie 1872 eingehend untersucht [darauf beruht die Darstellung bei Perrot et Chipiez, Hist. de l'Art IV]; dann hat Humann die Ruinen von Boghazkiöi sorgfältig aufgenommen und die Skulpturen der benachbarten Felswände von Jazyly-kaja abgegossen (Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien 1890; die wichtigste Ergänzung bringt A. Schäffer, MAI. XX 1895, 451 ff.). In Syrien waren Inschriften mit einer eigenartigen Hieroglyphenschrift zuerst in Ḥamât gefunden worden (Burton and Drake, Unexplored Syria 1872), dann in Karkamiš (Transact. SBA. VII). Daß die Schrift und der Stil dieser Denkmäler mit dem der kleinasiatischen identisch ist und beide den Chetitern zuzuweisen sind, hat zuerst A. H. Sayce erkannt; danach die Sammlung der Denkmäler bei W. Wright, The empire of the Hittites 1886. Seitdem hat Messerschmidt alle bekannten Inschriften sorgfältig gesammelt und publiziert: Corpus inscr. Hettiticarum, Mitt. Vorderas. Ges. V 1900, mit zwei Nachträgen ib. VII und XI. — Der chetitische Ursprung der Denkmäler ist freilich energisch bestritten worden. Einerseits erkannte Puchstein, Pseudochetitische Kunst 1890, daß ein großer Teil derselben jüngeren Ursprungs sei und unter assyrischem Einfluß stehe, verallgemeinerte aber diesen Satz mit Unrecht auf alle Denkmäler. Andrerseits glaubt Jensen, die Inschriften für die Kiliker in Anspruch nehmen zu können, und identifizierte eine Gruppe von vier Zeichen mit dem kilikischen Königsnamen oder -titel Syennesis; von hier aus suchte er die Schrift zu entziffern, deren Sprache er dem Armenischen gleichsetzte (ZDMG. 48, 1894; Hittiter und Armenier 1898). Aber abgesehen von allen anderen Bedenken sowohl gegen seine Kombinationen (vgl. vor allem die Kritik von Messerschmidt, Mitteil. Vorderas. Ges. III) wie gegen seine ethnographischen Voraussetzungen und gegen die Art, wie er das moderne armenische Lexikon verwertet: das, was er aus den Inschriften herausliest (ZDMG. 53, 440 ff. 57, 215 ff.), ist so inhaltlos und unmöglich, daß dadurch sein Entzifferungsversuch als verfehlt erwiesen ist. [Weiter in der Entzifferung vorgedrungen scheint Sayce zu sein, s. seine zahlreichen Aufsätze namentlich in PSBA.] — Daß die chetitische Schrift in Kleinasien entstanden sei, hatte G. Hirschfeld, Die Felsenreliefs in Kleinasien und das Volk der Hittiter, Ber. Berl. Ak. 1886, aus den Schriftzeichen scharfsinnig erwiesen [von mir in Bd. II mit Unrecht bestritten]. Daß die Chetiter in Syrien heimisch seien, mußten wir nach den Angaben des A. T. und der Assyrer annehmen,

bis die Amarnatafeln zeigten, daß sie erst um 1400 von Norden her hier eingedrungen waren; die entsprechenden, den aegyptischen Denkmälern zu entnehmenden Angaben hat W. M. Müller, Asien und Europa nach altaeg. Denkm. 1893 richtig beleuchtet. Jetzt haben die Ausgrabungen in Boghazkiöi alle Zweifel gehoben; s. die vorläufigen Berichte von H. Winckler, Orientalist. Lit.-Z. Dec. 1906 und Mitt. D. Orientges. 35, 1908. Neben den keilschriftlichen Denkmälern haben sich hier auch einige Inschriften und Skulpturen mit chetitischen Hieroglyphen gefunden, die die Gleichzeitigkeit beider und den chetitischen Ursprung der Reliefs von Jazyly-kaja erweisen. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß diese Schrift in späterer Zeit nicht auch von anderen Völkern, wie z. B. den Kilikern, verwendet sein kann. — Die chetitische Sprache ist uns zuerst in zwei Briefen aus dem Amarnafunde bekannt geworden, von denen der eine von Amenophis III. an den König Tarchundarauš von Arzawa gerichtet ist. Knudtzon, Die zwei Arzawabriefe, die ältesten Urkunden in indogerm. Sprache, 1902, hat sie sorgfältig publiziert und in Verbindung mit Bugge und Torp fälschlich für indogermanisch erklärt [die Basis bildete lediglich die wahrscheinlich richtige Erklärung des Wortes eštu als „es sei", das an indg. es-to(d) anklingt, und ein paar Übereinstimmungen in Suffixen]. Daß dieselbe Sprache in einigen von Chantre (Mission en Cappadoce 1898) gefundenen Keilschrifttafeln aus Boghazkiöi vorliege, hat Messerschmidt erkannt. Die Ausgrabungen Wincklers haben das völlig bestätigt; Arzawa ist ein den Chetitern benachbartes Reich.

475. Im Bereich des Kaukasus sitzen zahlreiche Stämme, deren ethnographische Stellung noch sehr wenig bekannt ist; unter einander stehen sie, soweit wir wissen, sprachlich meist in keinem näheren Zusammenhang. Am bedeutendsten treten unter ihnen die Iberer (die jetzigen Georgier) in der Ebene südlich vom Kaukasus am Kyrosfluß hervor. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Stämme sich zeitweilig weit nach Armenien und dem östlichen Kleinasien ausgedehnt haben. So sind ihnen wahrscheinlich die Moscher (משך, ass. Muskâja) und die Tibarener (תובל, ass. Tabalai) zuzurechnen, welche nach dem Fall des Chetiterreichs über das spätere Kappadokien herrschten und von hier aus gegen die Tauruslä nder vordrangen; in den pontischen Küstengebirgen haben sie sich dauernd behauptet. An sie schließen sich im Osten andere Stämme, so die Dajaeni, Dajani der Assyrer, arm. Tai-q; daraus ist die von Xenophon gebrauchte Form Taocher hervorgegangen,

an deren Stelle Sophainetos (bei Steph. Byz.) korrekter Τάοι ohne armenische Pluralendung sagte, ferner die Drilen und dann die Tzanen (Lazen) und die Kolcher. Auch die zahlreichen kleinen Stämme und Fürstentümer der armenischen Gebirge, welche die assyrischen Eroberer aufzählen — sie fassen die Gebiete vom Euphrat bis zum Urmiasee hin unter dem Namen des Nairiländer zusammen —, mögen diesen Kaukasiern zuzurechnen sein; die von ihnen überlieferten Namen sind für uns durchweg undeutbar, schließen aber jede Möglichkeit aus, daß damals, zu Anfang des ersten Jahrtausends, schon indogermanische Stämme im Lande gesessen hätten. Gleichen Ursprung darf man für das Volk der Alarodier vermuten, das sich zu Anfang des neunten Jahrhunderts zum Herrn der armenischen Berge machte (mit der Hauptstadt Ṭuruspâ oder Ṭuspa, dem heutigen Van; daher heißt der Vansee bei den Griechen Θωσπῖτις) und den Assyrern lange die Herrschaft streitig gemacht hat. Auch sie haben zahlreiche Inschriften in Keilschrift hinterlassen, in denen uns ihre isolierte (möglicherweise dem Georgischen verwandte) Sprache erhalten ist. Der Name Alarodier findet sich nur bei Herodot III 94. VII 79; bei den Assyrern heißt Land und Volk Urarṭu, im Alten Testament Ararat (אררט); und dieser Name (arm. Airarat) bezeichnet bis auf den heutigen Tag die fruchtbare Ebene des mittleren Araxes (außerdem ist er aus der biblischen Flutsage auf die hohen Berge der Nachbarschaft übertragen). Hier wird also wohl der Ausgangspunkt und die eigentliche Heimat der Alarodier zu suchen sein; dem entspricht es, daß ihr Name in der persischen Satrapieneinteilung an diesem Gebiete (der Satrapie Ostarmenien) haftet (Bd. III § 89). Die einheimischen Inschriften kennen indessen diesen Namen nicht, sondern nennen das Volk und seinen Hauptgott Chaldi, ein Name, der in der Form Χαλδαῖοι (arm. Chalti-q) oder Χάλυβες bei den Griechen als der eines Volksstamms in den pontischen Gebirgen wiederkehrt, der durch seine Stahlbereitung zu Ruhm gelangt ist; hier hat sich also ein versprengter Rest des alten Volks bis in späte Zeiten erhalten.

Über die Volksstämme der Nairiländer s. die sorgfältige Sammlung und Bearbeitung des assyrischen Materials durch Streck, Z. Ass. XIII, 57 ff. [die Identität der Daiaeni mit den Taochern, Taiq hat Belck erkannt, vgl. ib. XIV 171]; über Urarṭu ib. XIV 103 ff. Die Inschriften der letzteren sind von Guyard und vollständig von Sayce (J. R. As. Soc. XIV 1882) entziffert; seitdem ist das Material revidiert und wesentlich vermehrt durch Lehmann und Belck; die abschließende Publikation steht noch aus. Lehmann-Haupt (Materialien zur alten Gesch. Armeniens und Mesopotamiens, Abh. Gött. Ges. 1907) sucht eine Einwanderung der Urartaeer aus dem Westen nachzuweisen; doch haben seine Argumente wenig Überzeugungskraft, alles weist vielmehr auf ein Vordringen von Nordosten gegen den Vansee und das südwestliche Armenien hin. Dagegen hat er ihre Identität mit den Chalybern oder Chaldaeern des Pontus zweifellos richtig erkannt. — Daß auch bei ihnen der Gewittergott Tešub (in der Namensform Teisbas) verehrt wird, kann ihre Verwandtschaft mit den Chetitern etc. noch nicht beweisen, da sie den Gott von diesen übernommen haben können; ob eine solche Verwandtschaft doch vorhanden ist, wird die Zukunft lehren.

476. So weit wir gegenwärtig sehen können, ist die Bevölkerung Kleinasiens zu Anfang des zweiten Jahrtausends noch im wesentlichen einheitlich gewesen. Dem entspricht wahrscheinlich der eigenartige anthropologische Typus, mit hyperbrachykephalem Schädel (§ 330), der in Kleinasien weit verbreitet ist und auch nach Syrien hinübergreift; später tritt er uns in den chetitischen Denkmälern aus Nordsyrien charakteristisch entgegen. Diese kleinasiatische Bevölkerung ist in zahlreiche Stämme gespalten, deren Unterschiede sich zum Teil bis in die römische Kaiserzeit hinein erhalten haben und in den Personennamen charakteristisch hervortreten, durch die sich die einzelnen Stammgebiete bestimmt von einander sondern. Das gilt vor allem von den Gebirgsstämmen des Tauros, den Kilikern (ass. Chilakku, aeg. Chlk und Klk, auf Münzen חלך) in dem rauhen Tauros, den der Kalykadnos durchströmt — die durch die Anschwemmungen des Kydnos, Saros und Pyramos gebildete Ebene im Osten dagegen, die später zu Kilikien gerechnet wird, ist ursprünglich ein gesondertes Gebiet, das in der Assyrerzeit Qûe, vorher bei den Aegyptern wahrscheinlich Qedi heißt und erst durch

die Gründung des kilikischen Reichs zu Ende des siebenten Jahrhunderts zu diesem gekommen ist —; ferner in dem westlich angrenzenden Alpenlande die Pisider und ihre Verwandten (Lykaonen, Isaurer), in dem rings von Bergen umrahmten Hochlande Milyas, an dessen Rande sich später die Lykier angesiedelt haben, die Solymer. Noch greifbarer treten uns gerade in ihren Eigennamen die Karer entgegen, in der weiten, von zahlreichen Höhenketten durchzogenen Landschaft bis zum Messogis, die der Maeander mit seinen Nebenflüssen durchströmt; auch von ihrer Sprache sind uns wenigstens einige Überreste in Inschriften (namentlich von den karischen Söldnern im Dienste der 26. aegyptischen Dynastie) erhalten, die in einem dem Griechischen entlehnten Alphabet geschrieben, im einzelnen freilich für uns nicht verständlich sind. Wenn aber alle diese Volksstämme eine sprachliche Sonderart erkennen lassen, so tritt daneben sowohl in den Namen wie in den zu ihrer Bildung verwendeten Wurzeln und Suffixen so viel Gemeinsames hervor, daß an ihrer Verwandtschaft kein Zweifel sein kann. Ferner zeigt sich, daß derselben Volksgruppe sprachlich auch die Lykier (Tramilen) angehören, die in ihren späteren Wohnsitzen am Küstensaum des Hochlandes von Milyas und im Xanthostal zweifellos ebensogut überseeische Einwanderer sind wie die Ionier und Aeoler. Nach durchaus glaubwürdiger griechischer Überlieferung sind sie aus Kreta gekommen; wahrscheinlich fällt ihre Festsetzung in die Zeit der großen Völkerwanderungen zu Ende der mykenischen Epoche und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts (vgl. §§ 505. 515). Daß diese kleinasiatische Bevölkerung (speziell die Karer, § 506) sich ehemals weit über die Inseln des Aegaeischen Meeres und auf dem griechischen Festland ausgedehnt hat, steht durch die Überlieferung sowie durch zahlreiche sprachliche Indizien fest und wird später noch weiter auszuführen sein. Andrerseits gehören ihr wahrscheinlich auch die Chetiter und ihre Verwandten an; die Beziehungen treten nicht nur in der Religion, sondern auch in einzelnen Eigennamen hervor: so kehrt der Name Panamû, den ein chetitischer Dynast von Sam'al (Sendjirli) am Fuß des Amanos

im achten Jahrhundert führt, als Παναμύης bei den Karern wieder, der des Chetiterkönigs Muršil aus dem vierzehnten Jahrhundert in hellenisierter Form als Μύρσιλος (= Kandaules, Sohn des Myrsos, Herodot I 7, vgl. Nik. Dam. fr. 49) bei den Lydern. Ebenso ist der bei den Kilikern im rauhen Kilikien und im Amanos weit verbreitete und in zahlreichen Eigennamen enthaltene Gottesname Tarku (Ταρκο-, Ταρκυ-, Τροκο-) auch bei den Chetitern und ihren Verwandten nachweisbar, ebensogut aber bei den Pisidern, Isaurern, Lykiern, sowie in Karien und Phrygien; der Name des Königs Tarchundarauš von Arzawa (§ 474 A.) kehrt in Mylasa als Name eines Demos Ταρκόνδαρα wieder (Lebas-Waddington III p. 111. 120; BCH. XII 18. 21. 30). Sonst sind im Binnenland, in Kappadokien und Phrygien, sowie in Lydien, Teuthranien, Mysien die alten Namen in unserem Material durch phrygische und griechische (auch persische) größtenteils verdrängt worden. Um so charakteristischer tritt die ursprüngliche Einheit des ganzen Gebiets in den mit den Suffixen -nda, -ndos (in Griechenland meist -nthos) und -assos, -issos (-asa, -isa) gebildeten Ortsnamen hervor, die durch ganz Kleinasien und ebenso durch die griechische Welt verbreitet sind und in dieser für die ursprüngliche Besiedlung des Landes durch Kleinasiaten Zeugnis ablegen (§ 506); dieselben Suffixe kommen vielfach auch in Personennamen vor. — Eine Sonderstellung nehmen dann wieder im Norden die Paphlagonen ein, mit charakteristischen Eigennamen, die indessen zur sicheren Bestimmung ihrer ethnographischen Stellung nicht ausreichen. Vermutlich werden auch sie der kleinasiatischen Rasse zuzurechnen sein, ebenso ihre westlichen Nachbarn, die Mariandyner. — Zu den Kleinasiaten wird endlich auch die Urbevölkerung von Cypern gehören, über die uns indessen jede genauere Kunde fehlt.

Der Nachweis der sprachlichen Einheit der hier besprochenen kleinasiatischen Stämme ist von Kretschmer (§ 473 A.) geführt, bei dem das Material gesammelt und eingehend analysiert ist; nur hat er die daneben deutlich erkennbare Sonderart der einzelnen Stämme wohl zu wenig berücksichtigt [über die Chetiter konnte er 1896 noch nicht zu

einem richtigen Urteil gelangen]. Sehr erwünscht und ergebnisreich würde eine Sammlung und methodische Bearbeitung aller kleinasiatischen Eigennamen sein, für die allerdings das geplante, aber noch in weitem Felde stehende Corpus der kleinasiatischen Inschriften die kaum entbehrliche Voraussetzung bildet. Einzelfragen bleiben natürlich vielfach noch recht problematisch. — Über die Eigennamen der kilikischen Inschriften und ihre Bildungselemente: Sachau, Z. Ass. VII 85 ff. Zu beachten ist vielleicht, daß unter diesen Eigennamen auch Νινεπος (gen.) vorkommt: CIGr. 4413 b. 4414, ferner Νινειν (accus.), der Frauenname Νανα, Ναννουν (acc.) = lyk. Ναννη u. ä.; vielleicht treten doch noch einmal Verwandtschaftsbeziehungen zum Sumerischen hervor. — Der Volksstamm חלך (so auf den Münzen der Perserzeit) liegt, wie Halévy erkannt hat, auch Ezech. 27, 11 vor, der Name Qûe קוה Reg. I 10, 28 = Chron. II 1, 16 (Winckler), ferner jetzt in der Inschrift des Zakir von Ḥamât bei Pognon, Inscr. sémit. p. 161. Rätselhaft bleibt die Versetzung der Kiliker nach Thebe, südlich vom Ida, Il. Z 397. 415, vgl. Plin. V 123 Cilices Mandacadeni, vielleicht nach dem hier gelegenen Ort Killa. — Dem aegypt. Qdi entspricht vielleicht der Name Κητίς Ptolem. V 8, 3. 6, der allerdings das Zentrum des rauhen Kilikiens bezeichnet. — Für die Gottsnamen Tarku, Tarchu s. die Zusammenstellung bei Kretschmer S. 362 ff.; vielleicht mit Recht sucht ihn Jensen (Z. Ass. VI, 70. Hittiter und Armenier S. 153) auch in תרח dem Vater Abrahams Gen. 11, 28 [Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'Islam p. 15 identifiziert diesen dagegen mit einem gleichlautenden safaitischen Namen]. In chetitischen Namen findet er sich bei Ramses II. mehrfach in der Schreibung Trg (W. M. Müller, Asien und Europa 332 f.), bei den Assyrern als Tarchu, ferner in der bekannten chetitischen Bilinguis des „Tarqûdimme (d. i. Ταρκόνδημος) König des Landes der Stadt Metan (= Mitani?)“ — daß so gelesen und übersetzt werden muß, hat Hilprecht, Assyriaca p. 107 ff. erwiesen. [Der Versuch Jensens, ZDMG. 48, 472 ff. sowie in s. Hittiter und Armenier, Tarku- und Tešubvölker zu scheiden, ist unhaltbar]. — Die Annahme, daß die Lykier Indogermanen seien, habe früher auch ich für richtig gehalten, mit Rücksicht auf mehrere Kasus- und Verbalendungen, die indogermanisch aussehen. Aber wenn diese Ansicht auch jetzt noch von manchen Forschern, wie Bugge, Torp, H. Pedersen vertreten wird, so gebe ich doch jetzt zu, daß der ganze Charakter der Sprache entschieden dagegen spricht: sie würde alsdann weit durchsichtiger sein und dem Verständnis nicht noch immer, trotz der ernsten und erfolgreichen Arbeit, die darauf verwendet ist, unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, zumal wir den allgemeinen Inhalt der Inschriften kennen und auch bei der großen Stele von Xanthos durch die Eigennamen u. ä. wissen, wovon auf ihr die Rede sein muß. Daß die Lykier über See eingewandert sind, entsprechend der Angabe

bei Herodot I 173. VII 92, lehrt ein Blick auf die Karte unwiderleglich. Das erkennt zu meiner Freude auch KALINKA im C. I. Lyc. (Wien 1901) an, während KRETSCHMER es seltsamerweise verkennt. Von den Solymern der Milyas sind sie durchaus verschieden, vgl. schon Il. Z 184 (vgl. Strabo XIV 3, 10; vgl. auch Arrian I 24, 5). Nach Herodot mußte man glauben, daß der Name Lykier den Tramilen (Τερμίλαι) von den Griechen gegeben sei; aber die Lukki der Amarnatafeln und Rku (sprich Luki-u) der Aegypter sind ohne Zweifel mit ihnen identisch. Sie sind hier ein Seevolk, dessen Sitze sich nicht näher bestimmen lassen. — Über die Karer s. die sorgfältige Arbeit von G. MEYER in BEZZENBERGERS Beitr. zur Kunde der indog. Sprachen X (der sie aber fälschlich für Indogermanen hält) und weiter KRETSCHMER. — Über den sprachlichen Unterschied zwischen Kappadokern und Paphlagonen und die für letztere charakteristischen Namen (auch im Gebiet östlich vom Halys) s. Strabo XII 3, 25. VII 5, 12. — Die Autochthonen von Cypern haben sich später noch in Amathus erhalten (Skylax). — Aus der kleinasiatischen Sprache scheinen manche Wörter zu stammen, die dem Griechischen und Semitischen gemeinsam sind, aber weder dem einen noch dem anderen angehören, so οἶνος = wain יין, παλλακή = pilegeš פילגש, vielleicht auch χρυσός = phoen. חרוץ charûṣ, λέσχη = לשכה liška u. a.. Auffallend ist auch die enge Berührung zwischen ταῦρος und semit. thaur „Stier“. Ferner gehört vielleicht der Flußname Ἰάρδανος auf Kreta und in Elis (§ 514 A.) = ירדן Jordan in Palaestina = Ἰάρδανος Vater der Omphale in Lydien hierher.

Die kleinasiatische Religion und die chetitischen Denkmäler

477. Unsere Kenntnis der Religion oder Religionen Kleinasiens stammt aus sehr verschiedenen Zeiten und Quellen. Von den Chetitern und ihren Verwandten besitzen wir in ihren Inschriften und Denkmälern, vor allem der großen Götterprozession von Jazyly kaja (§ 478), einige völlig authentische Nachrichten aus dem zweiten Jahrtausend, die durch die Angaben der Aegypter ergänzt werden. An sie reihen sich die chetitischen Denkmäler Kleinasiens und Nordsyriens aus den folgenden Jahrhunderten bis zur Perserzeit, sowie die Daten, welche wir den assyrischen Inschriften entnehmen können. Bei den übrigen Völkern dagegen stammt unsere Kenntnis fast ausschließlich aus den Nachrichten griechischer Schriftsteller und aus Inschriften und Münzen hellenistischer und vor allem römi-

scher Zeit, gibt also, neben manchem sehr Wichtigen und Zuverlässigen, oft nur ein getrübtes oder wenigstens problematisches Bild. Ergänzt wird dasselbe durch Rückschlüsse, welche wir aus den Kulten der Griechen auf den Inseln und in Kleinasien auf die einheimische Religion machen können. Die später eingedrungenen Völker, wie die Phryger und Thraker, haben ihre eigenen Gottheiten und Kulte mitgebracht, daneben hat sich der griechische Einfluß schon früh sehr stark geltend gemacht; dann haben die Perser unter den Achaemeniden gerade in Armenien und Kleinasien eine starke, von den im Lande angesiedelten Persern getragene religiöse Propaganda betrieben (Bd. III § 79), die von den persischen Dynastien der hellenistischen Zeit in Armenien, Kappadokien, Pontos eifrig fortgesetzt ward. So ist die Gefahr, in die Irre zu gehen, sehr groß; trotzdem scheint es, daß sich neben den lokalen Sonderkulten die ursprüngliche Einheit der Halbinsel (zu der auch Cypern, Rhodos, Kreta und andere Inseln zu rechnen sind) auch auf religiösem Gebiet noch deutlich erkennen läßt. Was sich von den Griechen nachweisen läßt, daß sie auf Kreta und an den von ihnen besiedelten Küsten vielfach die einheimischen Kulte kaum verändert übernommen haben und nur dadurch äußerlich hellenisierten, daß sie ihre eigenen Götternamen auf dieselben übertrugen, wird auch von den Phrygern und anderen gelten, und der Kult von Pessinus z. B. wird älter sein als die phrygische, der von Komana älter als die kappadokische Einwanderung. Umgekehrt ist in Armenien die einheimische Religion völlig von der iranischen überwuchert worden, so daß wir von der nationalen Religion der indogermanischen Armenier so gut wie gar nichts wissen.

Gelzer, Zur armen. Götterlehre, Ber. Sächs. Ges. 1895, hat die Nachrichten über die vorchristliche Religion Armeniens gesammelt und geordnet. Außer den ganz dominierenden iranischen Kulten und aramaeischen (auch babylonische Elemente enthaltenden) Göttern und Mythen (Baršamin = Beʿel šamîn, der Sterngöttin Astlik = Astarte, Aphrodite, d. i. dem Venusstern, in Taraunitis, Sagen von Bêl und von Semiramis) bleiben als einheimisch nur der große, am Neujahrsfest verehrte Erntegott Vanatur, ferner Sonne und Mond [die aber ebensogut

iranisch sein können] und Spuren von Ahnenkult. Die Göttin Nanea (griech. Ἀθηνᾶ), Tochter des Aramazd, in dem kleinarmenischen Ort T'il in Akilisene an dem Gail, einem Nebenfluß des oberen Euphrat (S. 123 f., vgl. Hübschmann, Altarmen. Ortsnamen, Indogerman. Forschungen XVI, S. 286. 430), möchte ich dagegen nicht zu den syrischen Kulten stellen. Denn einmal ist Nanaia nach Ausweis der indoskythischen Münzen auch in die iranische Religion eingedrungen (§ 373 A.); sodann aber liegt es nahe, an den in Kilikien, Lykien u. a. weitverbreiteten Frauennamen Nana zu denken (§ 476 A.), der wohl mit dem Namen einer Göttin zusammenhängt, so daß wir vielleicht auch hier einen einheimischen Kult haben. Andrerseits ist gerade Akilisene ein Sitz der persischen Götter, speziell der Anaitis (Strabo XI 14, 16 u. a.), die denn auch neben Nanea hier verehrt wird (vgl. Gelzer S. 114), so daß letztere in der Tat aus dem persischen Kult hierhergekommen sein kann, wie sie denn auch die Tochter des Ormuzd ist.

478. Das Pantheon der Chetiter tritt uns im Bilde in den Skulpturen einer großen Felsnische Jazyly kaja in der Nähe der chetitischen Hauptstadt Boghazkiöi entgegen; sie werden der Blütezeit des Reichs im vierzehnten Jahrhundert angehören. Dargestellt ist eine große Götterprozession; in zwei Zügen begegnen sich die Hauptgötter des Reichs mit ihrem Gefolge von Dämonen und menschlichen Dienern, der eine von einer männlichen, der andere von einer weiblichen Gottheit geführt. Die Götter sind außer durch ihre Attribute zum Teil durch hieroglyphische Beizeichen charakterisiert. Die Darstellung scheint lediglich religiöse Bedeutung zu haben, wenn auch der König ihr beiwohnt. Die männlichen Gestalten, mit Ausnahme weniger Götter bartlos und mit kurzem Haupthaar — auch die aegyptischen Darstellungen und die älteren Reliefs aus Sendjirli zeigen, daß die Chetiter den Bart rasierten —, tragen einen kurzen, bis zu den Knieen reichenden Leibrock (nur bei einigen wenigen erscheint statt dessen ein langer Mantel, aus dem ein Bein hervorschreitet) und Schnabelschuhe, sowie eine hohe spitze Mütze, die bei den Hauptgöttern mit mancherlei, leider meist infolge der Verwitterung nicht genau erkennbaren Abzeichen geschmückt ist; die weiblichen Gestalten haben einen langen Rock, Zöpfe und eine hohe, oben abgeplattete Haube, aus der sich später der in Kleinasien,

Syrien, Phoenikien und seinen Kolonien weit verbreitete Typus der Mauerkrone als Symbol der die Stadt schützenden Göttin entwickelt hat. Beide Geschlechter tragen meist Ohrringe. Zwei weitere Momente treten uns in diesen Skulpturen entgegen, die für die religiöse Symbolik der chetitisch-kleinasiatischen Kunst charakteristisch geblieben und von hier aus sowohl nach Kreta und Mykene wie nach Assyrien gedrungen sind: mehrere der Hauptgötter stehen auf dem Rücken von Tieren, einer auf den Köpfen zweier Menschen, und daneben springen ihnen zur Seite die Vorderteile von Tieren hervor; und viele Figuren sind auf die Gipfel von Bergen gestellt. Dazu kommt dann weiter die häufige Verwendung der aus Aegypten entlehnten, im einzelnen vielfach modifizierten geflügelten Sonnenscheibe, die mehrfach das säulengetragene Dach einer Aedicula bildet. Weitere Entlehnungen aus Aegypten sind die in weibliche Wesen umgewandelten Sphinxe am Tor des Palastes von Üjük bei Boghazkiöi. Andrerseits liegen babylonische Einflüsse in dem doppelköpfigen Adler vor, der wie in Tello das Wappen des Reichs bildet, ferner in anderen Mischwesen, so Göttern mit Flügeln, geflügelten Dämonen mit Vogelkopf und einem Dämon mit Löwenkopf, die auch in Sendjirli wiederkehren, vor allem aber in zwei dem Eabanitypus (§ 375) entlehnten, aus Mensch und Tier gemischten Dämonen, die eine Mondsichel tragen. Symmetrische, wappenförmige Anordnung, wie sie für die Kunst Sinears seit alters charakteristisch ist, zeigt auch ein seltsames Symbol, das sich isoliert an der Felswand von Jazyly kaja befindet, vor dem Bilde des vom Gotte umarmten Königs (§ 479): aus einem hohen Pfeiler ragt ein Götterkopf (mit spitzer Mütze und Ohrring) auf, getragen von den Vorderteilen zweier nach beiden Seiten vorspringenden Löwen; und von jedem von diesen hängt wieder ein Löwe herab. Ob das ein Wappen darstellt oder etwa mit einem Kultritus zusammenhängt, läßt sich nicht erkennen. Jedenfalls aber tritt klar hervor, daß die Kultur und Kunst des Chetiterreichs des fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderts zwar vielfach Einwirkungen der weit

älteren Kulturstaaten am Nil und am Euphrat in sich aufgenommen hat — wie denn die Bauten und Skulpturen seiner Hauptstadt nur durch den Eintritt in den Kreis der Kulturvölker möglich geworden sind —, daß sie aber in der Hauptsache in einheimischen Anschauungen wurzelt und uns daher die Erkenntnis der Eigenart ihres Volkes ermöglicht.

Über die Denkmäler s. § 474 A. Die wichtigste Ergänzung bildet der Vertrag zwischen Chattušil und Ramses II. mit den Angaben über die chetitischen Götter und die auf der Tafel angebrachten Skulpturen, eingehend behandelt von W. M. Müller, Mitt. Vorderas. Ges. 1902 (ferner Breasted, Ancient Records IV 367 ff. u. a.). Die Deutung der Skulpturen von Jazyly kaja steht noch in den Anfängen, so viel und erfolgreich auch daran gearbeitet ist; doch glaube ich, daß was im folgenden vorgetragen wird, als einigermaßen gesichert gelten kann. — Sehr stark treten babylonische Einflüsse auf den chetitischen Siegeln hervor; doch gehören diese wohl meist erst einer späteren Zeit an. — Die Entlehnung der geflügelten Sonnenscheibe aus Aegypten tritt darin noch besonders sinnfällig hervor, daß die beiden Uraeus in herabhängende aufgerollte Bänder verwandelt sind; in die Scheibe selbst wird ein Stern gesetzt, der gelegentlich darüber noch einmal wiederholt wird. — Auf dem Rücken eines Löwens steht auch die (in der 19. Dynastie von den Aegyptern übernommene) Göttin von Qadeš am Orontes, ebenso der Gott auf einer Stele von Daphne (persische Zeit), den W. M. Müller, Egypt. researches pl. 40 publiziert hat: er ist bärtig, mit langem Haar, und hoher, oben flacher Mütze; in der Rechten trägt er eine Umwandlung der chetitischen Sichel, in der Linken ein aegyptisches Scepter; vor ihm das Zeichen des Mondes (ferner zwei Ohren, nach semitischer Weise, als Symbol der Erhörung). Die Truhe, auf der der Verehrer vor ihm steht, ist wohl aus dem chetitischen Berguntersatz umgewandelt (ebenso auf der Stele des Zakir von Ḥamât: Pognon, Inscr. sém. pl. IX).

479. Auf der Tafel des Vertrages, den der Chetiterkönig Chattušil um 1290 v. Chr. mit Ramses II. geschlossen hat, war, wie die erhaltene aegyptische Übersetzung angibt, das Bild des Gottes Sutech, Herrschers des Himmels, angebracht, der den König umarmt, und auf der anderen Seite das der Sonnengöttin der Stadt Arinna, welche die Königin umarmt. Mit dem Namen ihres Gottes Sutech (Sêth) bezeichnen die Aegypter den chetitischen Hauptgott Tešub. Nun findet sich diese Darstellung in Jazyly kaja in einer besonderen Felsnische: ein

Gott, mit hoher Mütze, an der Hüfte den Griff eines Schwertes, umschließt mit der Linken den viel kleiner gebildeten König. Der König trägt eine niedrige Kappe [1]), einen langen, bis zu den Knöcheln reichenden Mantel, Schnabelschuhe und ein Schwert an der Hüfte; die Linke hält als Abzeichen seiner Würde einen langen dünnen, unten aufgerollten Krummstab. Über ihm ist eine mit der geflügelten Sonnenscheibe überdeckte Aedicula angebracht. Dieselbe Figur steht am Abschluß der Götterprozession, diesmal auf zwei Berggipfeln; hier schaut der König also dem Götterfest zu. In der isolierten Nische ist dem König gegenüber sein Heer dargestellt, jugendliche Krieger mit hoher Mütze, Leibrock, Schnabelschuhen und großen Sichelschwertern. — Die Attribute des Königs erklären sich daraus, daß er, wie die chetitischen Inschriften lehren, als Inkarnation der Sonne gilt, die bei den Chetitern eine weibliche Gottheit ist; der Sonnentempel ist daher sein Abzeichen. Ganz die gleiche Gestalt findet sich nun aber im Gefolge des männlichen Hauptgottes [2]), nur daß sie die geflügelte Sonnenscheibe unmittelbar auf dem Haupt trägt. Das ist also die Sonnengöttin, deren Tracht mit der des Königs identisch ist. Ihr voran geht ein geflügelter männlicher Gott, aus dessen Mütze die Mondsichel herausragt, also der Mondgott; hinter ihr folgen zahlreiche andere Götter, in deren Mitte die Mondsichel von den beiden schon erwähnten Stierdämonen getragen wird. Den Abschluß bilden die irdischen Diener der Götter, eine Schar laufender Chetiter mit spitzen Mützen, geführt von drei bärtigen Männern in langem Gewande (den Priestern?), denen noch ein Musikant

---

[1]) Dieselbe trägt er auch in Üjük (Perrot, Expl. de la Bithynie pl. 56) und unter Ramses III. in einer aegyptischen Darstellung, und ebenso König Tarkudimme (§ 476 A.); bei Ramses II. dagegen trägt Chattušil die hohe Mütze, die auch in den chetitischen Skulpturen von Giaurkalessi (Perrot, Expl. pl. 10) und Nymphaeon (Karabel) wiederkehrt; in Giaurkalessi ist an ihr die Uraeusschlange angebracht.

[2]) Wand D bei Perrot, Hieroglyphe 6 bei Messerschmidt; s. Humann-Puchstein S. 58 und Taf. IX rechts oben.

voranzugehen scheint. Vor Sonne und Mond schreiten zwei Göttinnen einher, eine mit der Sichel, die andere mit einem Spiegel (?) in der Rechten, davor ein geflügelter Gott und ein anderer mit einem Scepter, weiter, isoliert hingestellt, zwei auf Berggipfeln einherschreitende Götter, und zu Anfang, in größerer Gestalt, der bärtige Hauptgott, mit verzierter Mütze, in der Rechten das Scepter, an der Hüfte das Schwert; die Füße ruhen auf dem Nacken zweier stehender Männer; neben ihm springt das Vorderteil eines mit der Mütze bekrönten Stiers hervor. Ihm entgegen kommt von rechts her, gleichfalls in größerer Gestalt, eine Göttin mit der hohen Haube (Mauerkrone), auf dem Rücken eines über Berggipfel schreitenden Panthers; auch neben ihr springt ein, genau nicht erkennbares, Tier vor. Ihr folgt ein Gott, neben dem dieselbe Hieroglyphe steht wie neben dem, welcher den König in seinem Arm hält, also Tešub. Das wird dadurch bestätigt, daß er hier außer dem Schwert an der Hüfte in der Linken die Doppelaxt trägt, das ständige Abzeichen des Tešub (§ 481)[1]. Auch er steht auf dem Rücken eines Panthers, der wieder über Berge schreitet; ein weiteres Tierattribut hat er nicht. Dann folgen zwei Göttinnen auf dem doppelköpfigen Adler, also die speziellen Schutzgöttinnen des Reichs oder seiner Hauptstadt, und dann noch zwei oder drei weitere Gottheiten, von denen die erste mit derselben Hieroglyphe (einem Tierkopf) bezeichnet ist, die den Anfang des Namens des Tarqu-dimme (§ 476 A.) bildet, also wahrscheinlich der Gott Tarku oder Tarchu; seine Gestalt ist leider ganz zerstört. Dann folgt eine lange Prozession chetitischer Frauen, der Dienerinnen der Göttin; den Abschluß bildet das schon erwähnte Bild des Königs, der, auf Berggipfeln stehend, dem Feste zuschaut.

480. Es ist klar, daß es sich in dieser Darstellung nur um die Vermählung einer großen Göttin mit einem Gott handeln kann. Die Göttin ist keine andere als die Götter-

---

[1]) Auch in dem von links kommenden Zuge trägt ein Gott (zu Anfang der Wand B) die Doppelaxt.

mutter (Mâ, Ammas) der griechischen Berichte, die in den Bergen haust, auf Löwen und anderem Getier des Waldes thront, und die Mauerkrone trägt. In ihrem Gefolge ziehen die Gottheiten einher, die im irdischen Leben wirksam sind und von denen Macht und Gedeihen des Staats abhängt, allen voran der eigentliche Nationalgott der Chetiter und Mitani Tešub, der sich unter Blitz und Donner im Gewitter offenbart. Ihr dienen, als ihr Brautgefolge, die Frauen des Volks — falls man nicht hier in Kleinasien an Männer in Frauengewandung denken muß. Der Gott, dem sie entgegenzieht, kann, so viel sich auch im einzelnen in der Ausgestaltung des Mythus verschoben haben mag, doch im Grunde kein anderer sein als ihr Geliebter in den griechischen Sagen, Attis (Papas), der zugleich der Himmelsgott (Zeus) ist, der sich im Frühjahr ihr vermählt. Als Himmelsgott führt er das Scepter (wie viele Götter seines Gefolges) und schreitet hinweg über die Köpfe der Menschen[1]). Ihm folgen zwei mächtige Berggötter, und weiter, neben vielen anderen, die Gottheiten der großen Lichtgestirne; nur hier erscheinen geflügelte Wesen, auch ist die Zahl der Götter, die ihm dienen, viel größer als die des anderen Zuges. So vieles im einzelnen noch dunkel bleibt, so kann doch kein Zweifel sein, daß hier die Mächte des Himmels und die der Erde sich gegenüberstehen und einen Bund miteinander eingehen. Dieser Bund ist aber kein dauernder, sondern erneut sich in jedem Jahre mit dem Erwachen des Frühlings und der Vegetation, um dann alsbald wieder jäh zerrissen zu werden. Das ist die Grundanschauung, die in allen Gestaltungen der kleinasiatischen Religion wiederkehrt.

Plut. de Is. 69 Φρύγες τὸν θεὸν οἰόμενοι χειμῶνος καθεύδειν, θέρους δ' ἐγρηγορέναι, τοτὲ μὲν κατευνασμοὺς, τοτὲ δ' ἀναγέρσεις βακχεύοντες αὐτῷ

---

[1]) Man könnte in diesen auch Luftgötter sehen, die ähnlich wie Šow in Aegypten den Himmelsgott tragen. Die Hieroglyphe des letzteren scheint der Dreizack zu sein.

τελοῦσι· Παφλαγόνες δὲ καταδεῖσθαι καὶ καθείργνυσθαι χειμῶνος, ἦρος δὲ κινεῖσθαι καὶ ἀναλύεσθαι φάσκουσι. Damit ist der Charakter der kleinasiatischen Religion ganz richtig bezeichnet.

Die einzelnen Götter und Kulte

481. Die Urkunde des Vertrags zwischen Chattušil und Ramses II. gibt ein Verzeichnis der chetitischen Götter. Zu Anfang steht „der Sonnengott, Herr des Himmels" und „der Sonnengott der Stadt Arinna" — in Wirklichkeit eine Göttin —; dann folgt „Sutech, der Herr des Himmels" und „Sutech von Chatti" (dem Lande oder der Hauptstadt der Chetiter), und darauf eine lange Liste von Sutechs einzelner Städte, also der lokalen Gestalten des Gewittergottes Tešub. Dann kommt „die Göttin (von den Aegyptern Astarte genannt) von Cheta", und weiter zahlreiche männliche und weibliche Lokalgötter ohne Eigennamen, sodann „die Himmelskönigin", „die Schwurgötter", „die Herrin des Erdbodens die Schwurgöttin Išchara" (vgl. § 400 A.) und die „Herrin der Berge und Flüsse des Chetiterlandes", sowie die Götter des von den Chetitern abhängigen Landes Kiṣuwadna. Die wichtigsten dieser Götter, etwa dreißig, sind in den Skulpturen von Jazyly kaja dargestellt; aber wir sehen, daß das Land voll ist von lokalen Mächten — auf 1000 schätzt sie die Urkunde, ebenso wie die Götter Aegyptens —, die meist wesensgleich, aber durch ihren Sonderkult von einander geschieden sind, wie die Els und Baʿals der Semiten. Unter ihnen ragt als der eigentliche Nationalgott bei den Chetitern wie in Mitani der Gott Tešub hervor; zahlreiche Eigennamen sind von ihm abgeleitet. Er offenbart sich im Gewitter und schwingt den Blitz; so ist er dem Wesen nach identisch mit dem Gott Hadad der Amoriter und Assyrer, und wird daher in den einheimischen Keilschrifttexten oft mit demselben Ideogramm (IM) geschrieben wie dieser. Wir sahen schon, daß er in Jazyly kaja auf einem Panther (oder Löwen?) steht und die Doppelaxt (bipennis) trägt, ein Beil mit

zwei Schneiden. Auf späteren chetitischen Denkmälern aus Nordsyrien ist an deren Stelle das einfache Beil getreten; außerdem schwingt er dort in der Linken einen dreizackigen Blitz; da hat die gleichartige assyrische Darstellung des Hadad eingewirkt, von dem er auch den Bart und das lange Haar übernommen hat. Dagegen hat er sich in dem Ort Doliche in der chetitischen Landschaft Kommagene (Kummuch) in Nordsyrien in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten: hier trägt er Doppelaxt und Blitz und steht auf dem Rücken eines Stiers. Bekanntlich hat dieser Gott, als Zeus (Juppiter) von Doliche, in der Kaiserzeit weite Verbreitung gefunden. — Die Doppelaxt ist über ganz Kleinasien verbreitet. Sie ist das Attribut eines Hauptgottes der Karer, den die Griechen Ζεὺς Στράτιος (den kriegerischen Himmelsgott) nennen. Er hat ein großes Heiligtum zu Labraynda bei Mylasa, nach dem er gewöhnlich genannt wird; der Name dieser Kultstätte wird von einem lydischen Wort λάβρυς abgeleitet, welches die Doppelaxt der Amazonen bezeichnen soll. Dieselbe Doppelaxt findet sich als eins der gewöhnlichsten religiösen Symbole auf den altkretischen Denkmälern. Durch sie wird der Gott zugleich als der nationale Kriegsgott charakterisiert, der mit der mächtigen Waffe im Gewitterkampf seine Feinde zerschmettert. Dem Wesen nach mit ihm identisch ist weiter der namentlich im nordwestlichen Phrygien eifrig verehrte Gewittergott Ζεὺς βροντῶν, in einer lydischen Inschrift einmal als „der blitzende und donnernde Gott", in anderen als Κεραύνιος angerufen.

Eine der Urkunde des Vertrags mit Aegypten gleichartige Götterliste steht nach Winckler in einer noch nicht publizierten Vertragsurkunde zwischen dem Chetiterkönig und dem König des benachbarten Landes Kiṣuwadna; auch die „1000 Götter" kommen hier vor. — Tešub ist in den Amarnabriefen der Hauptgott von Mitani, und erscheint hier wie bei den Chetitern und ihren Verwandten in zahlreichen Eigennamen (von den Aegyptern korrekt tsb geschrieben); vgl. Jensen, Hittiter und Armenier S. 203. Mit Recht hat man ihn in dem Blitzgott der chetitischen Stele aus Babylon (Koldewey, Die hettit. Inschrift, Veröffentl. der D. Orientges. I 1900) und am äußeren Burgtor von Sendjirli

(v. Luschan, Ausgrabungen in Sendjirli III S. 218, Taf. 41; Messerschmidt, CIHett. [§ 474 A.] Taf. 1. 2) wieder erkannt. — Denkmäler des Juppiter Dolichenus: Seidl, Dolichenuskult, Ber. Wien. Ak. 1854 (ferner Humann und Puchstein, Reisen S. 399; Hettner, De Jove Dolich. 1877. Kan, De Jovis Dol. cultu, Utrecht 1901). Auch der Juppiter Heliopolitanus wird ähnlich gebildet, vgl. Studniczka, Archaeol. epigr. Mitt. VIII 59 ff. über eine Statue aus Carnuntum. — Ζεὺς Στράτιος von Labraynda (in den Inschriften Λαβραιυνδος, Λαβραυνδος u. ä., s. Kretschmer, Einleitung 303): Herodot V 119. Strabo XIV 2, 23. Plut. qu. gr. 45. Abgebildet auf den Münzen der karischen Satrapen, mit Doppelaxt und Scepter; die Axt auch auf Münzen von Mylasa (neben dem Dreizack des Osogo), ferner z. B. auf der Inschrift bei Gertz, Forhandl. Danske Vidensk. Selskab 1906, 321. Die sehr populär gewordene Hypothese, das Wort labrys liege dem griechischen Namen der Palastruinen von Knossos λαβύρινθος zu Grunde und dies bedeute „Palast der Doppelaxt“, ist nicht erweisbar und sehr problematisch; sie sollte jedenfalls nicht zu weitgehenden Folgerungen benutzt werden, wie das gegenwärtig sehr oft geschieht. — Ζεὺς βροντῶν: Ramsay, J. Hell. Stud. III 123 f. V 255 ff. u. a. A. Körte, MAI. 25, 409 f. Altar aus Maeonia Θε]ω στραπτοντι και βρο[ντ]ωντι: Buresch, Aus Lydien 76.

482. Wie in der chetitischen Urkunde, so treten uns in den Inschriften und den Nachrichten der griechischen Schriftsteller unzählige Gottheiten entgegen, die meist als Zeus bezeichnet werden, wie dort als Sutech. Manche sind Gewalten von ganz beschränktem Wirkungskreis, die aber ihren Verehrern zugleich als Himmels- und Blitzgötter gelten mochten, wie der Gott von Doliche. In der Regel haben sie einen Beinamen nach ihrer Kultstätte; daneben findet sich überall die Bezeichnung Ζεὺς ὕψιστος, τύραννος, βασιλεύς (so in Gordion), durch die das lokale Numen mit universellen Ansprüchen ausgestattet wird. Vielfach sitzen sie auf Bergen und spenden Regen und Fruchtbarkeit, so der Zeus des Ida; in dem wilden Gebirge Paphlagoniens, dem Olgassys, liegen überall Heiligtümer des Berggottes. Manche dieser Götter haben es zu großem Wohlstand gebracht, mit ausgedehntem Tempelgut und zahlreichen Leibeigenen, die von einem mächtigen Priesterfürsten regiert werden; so im Westen des späteren Kappadokiens, in der Landschaft Morimene, der Zeus von Venasa,

in der ursprünglich wahrscheinlich kilikischen Stadt Tyana der Schwurgott Zeus Asbamaios, dessen heiliger Quell aufsprudelt, wenn an ihm ein Meineid geleistet wird. Auch in den Bergen des rauhen Kilikiens, in Olbe, liegt ein Priesterfürstentum des Zeus. Ob sich unter diesen Namen zum Teil der Gott Tarchu oder Tarku verbirgt, den wir bei den Kilikern und ihren Verwandten (§ 476) und auch in Boghazkiöi (§ 479) angetroffen haben, läßt sich nicht erkennen. Manche dieser Götter haben einen spezifischer ausgeprägten Charakter, der in ihren Attributen zu Tage tritt: so in Mylasa in Karien ein Zeus Osogô, inschriftlich Zenoposeidon genannt, also ursprünglich wohl ein Gott des Himmelsozeans, der darum auch das Meer beherrscht; daher erscheint eine Welle des Meeres in seinem Tempel. Als Attribut trägt er den Dreizack, vielleicht erst unter griechischem Einfluß — oder ist etwa der Dreizack des Poseidon als sein Attribut nur aus dem Blitz umgedeutet? Neben ihm steht ein Nationalgott, der karische Zeus (Ζεὺς Κάριος), an dessen Kult auch die Lyder und Myser teil haben. Verwandt ist der Zeus „Goldschwert“ (Χρυσάωρ, Χρυσαορεύς), der Schutzgott eines großen karischen Gauverbandes, in dessen Mittelpunkt später Stratonikea gegründet wurde, inschriftlich als Ζεὺς Πανάμερος (Πανημέριος) der Gott der Tageshelle bezeichnet.

Das Hauptmaterial bietet außer Strabo die freilich kaum mehr zu übersehende Fülle der kleinasiatischen Inschriften, für die neben dem CIG. der treffliche Kommentar Waddingtons in Lebas, Voyage archéol., expl. des inscr. III in erster Linie zu nennen ist; ferner die Arbeiten von Ramsay, Sterrett u. a. — Paphlagonien: Strabo XII 2, 40. Auf Berggipfeln in Paphlagonien, Phrygien, Armenien finden sich mehrfach treppenartig bearbeitete Terrassen und tief in den Felsen hineingearbeitete Höhlen und Gänge mit riesigen Stufen, die blind enden (z. B. Leonhard, Paphl. Denkm., Jahresbericht der schles. Ges. 1902, 37. Brandenburg im Memnon I S. 25 f. 31); vielleicht trifft die Vermutung Leonhards (Sitzungsber. der Archäol. Ges. Januar 1905, vgl. Lehmann ib. April) das richtige, daß diese mit dem Bergkult zusammenhängen und vielleicht den Göttern das Hervortreten aus dem Innern ermöglichen sollten. — Ein christianisierter Bergkult am Latmos bei Milet, wo man in der Dürre in Prozession zu einem heiligen Stein zieht, um Regen zu erflehen:

Usener, Rh. Mus. 50, 147 f. — Venasa: Strabo XII 2, 6. Zeus Asbamaios (bei Strabo XII 2, 5 verschrieben Διὸς Δακιηρου): [Arist.] mirab. ausc. 152. Philostr. vit. Apoll. I 6. Ammian 23, 6, 19. Olbe: Strabo XIV 5, 10. — Die karischen Götter: Strabo XIV 2, 23. 25, sowie die Inschriften, für Osogô auch Pausan. VIII 10, 4. — Ich bemerke noch, daß, wenn Hesych. als Namen des phrygischen Zeus Βαγαῖος und Μαζεύς anführt, es sich um Entlehnungen aus dem Persischen (baga und Mazda) handelt, die, falls die Glossen überhaupt Wert haben, lediglich das Eindringen der persischen Religion unter den Achaemeniden bezeugen. [Μάσδης als Variante des phrygischen Königsnamens Μάνις, Μάνης bei Plut. de Is. 24 ist Schreibfehler für Μάσνης, s. Wilamowitz, Hermes 34, 222, der nachweist, daß die Form Masnes auch bei Xanthos und Dion. Hal. I 27 überliefert ist.]

483. Einen Kult der Sonnengöttin haben wir bei den Chetitern kennen gelernt. Sonst findet sich Sonnenkult in Kleinasien kaum; nur den Helios von Rhodos darf man vielleicht hierher stellen. Um so bedeutender tritt dagegen der Mondgott hervor, wie bei den Chetitern (§ 478), so in zahlreichen lokalen Formen (Μὴν Τύραννος, Μὴν Τιάμου, Μὴν Κάρου, Μὴν Ἀζιοττηνός, Ἀσκαηνός u. a.) überall in Lydien, Karien, Phrygien, aber auch in Kabira in Pontos (Μὴν Φαρνάκου), mehrfach mit einem lokalen Zeus verbunden, oder auch mit dem Geliebten der Göttermutter verschmelzend. — An der West- und Südküste Kleinasiens ist überall ein Gott heimisch, der durch Orakel die Zukunft enthüllt. Die Griechen nennen ihn Apollo und haben in Didyma, Klaros, Gryneion u. a. seinen Kult übernommen; vielerorts verkündet er hier seine Sprüche durch den Mund inspirierter Jungfrauen, die seinem Dienst sich widmen, der Sibyllen. Auch der Apollo von Delos mag ursprünglich kleinasiatisch sein. Voll von Apolloorakeln sind die angrenzenden, erst spät oder gar nicht von Griechen besetzten Küsten, im Norden Troas, im Süden Lykien, wo Telmessos an der karischen Grenze durch seine Seher besonders hoch in Ansehen stand, sodann Pamphylien, Pisidien, Kilikien, wo die Orakel von den Griechen auf Propheten ihrer Sage wie Amphilochos und Mopsos zurückgeführt werden, die hierher gewandert seien; auch den kataonischen Apoll,

der weithin durch ganz Kappadokien verehrt wurde, aber dem Beinamen nach der älteren Bevölkerung angehörte, werden wir wohl hierher rechnen dürfen. Ebenso erteilt der Gott von Bambyke Orakel. Wie der einheimische Name des Gottes lautete, wissen wir nicht; vielleicht sind sehr verschiedenartige lokale Gottheiten von den Griechen mit demselben Namen bezeichnet worden. Ganz besonders setzen sie den Apollo durch Sage und Beiworte mit Lykien in Verbindung; aber in den einheimischen Denkmälern ist sein Name hier nicht nachweisbar, und seinem Ursprung nach muß er, wenn das auch neuerdings bezweifelt worden ist, ein griechischer Gott sein, da er allen griechischen Stämmen gemeinsam ist. Aber den Griechen war er ein Gott der Herden und Triften, in dessen Mythen sich das Leben der Hirten widerspiegelt. Zum Orakelgott dagegen ist er ihnen erst später geworden, eben infolge der Identifikation mit dem kleinasiatischen Gott und der Übernahme der Orakelstätten; und damit mögen auch sonst fremde Mythen (speziell der Geburtsmythus) und Anschauungen in seinen Kult gedrungen sein.

Über die Mondgötter s. Strabo XII 2, 31. 8, 14. 20. Waddington zu Lebas III 668. — Wilamowitz (Hermes 38; Greek historical writing and Apollo, Oxford 1908) hat Kult und Namen des Apollo für kleinasiatisch (lykisch) erklärt. Viele seiner Bemerkungen sind durchaus treffend, so daß Apollo bei Homer durchweg ein den Griechen feindlicher Gott ist, so eifrig sie ihn verehren; auch daß der Name seiner Mutter Lato mit lykisch ladi „Frau" zusammenhängt, mag zutreffen; aber daß der Name Apollon fremden Ursprungs sei, kann ich nicht für richtig halten. Er ist überall ein Hauptgott der Griechen, auch in den Kultformeln bei Homer; gerade bei den Doriern, bei denen wir am wenigsten Kleinasiatisches erwarten dürfen, ist er geradezu der Stammgott; und ein großer Teil der apollinischen Kulte und Mythen hat mit dem Orakelgott gar nichts zu tun. Andrerseits ist der Name Apollon in Lykien nicht nur nicht nachweisbar — das würde wenig beweisen, da wir lykische Götternamen aus den Inschriften überhaupt nicht kennen —, sondern der Name Ἀπολλωνίδης wird lykisch durch pulenida wiedergegeben (CILyc. 6), ist also aus dem Griechischen entlehnt, was gewiß nicht der Fall sein würde, wenn Apollo ein altlykisches Äquivalent gehabt hätte. — Apollon Κατάων: Strabo XII 2, 5.

484. Gegenwärtig ist in Kleinasien wie in Syrien jeder größere Baum, namentlich wenn er isoliert auf einer Höhe steht, der Sitz einer göttlichen Macht (eines Heiligen), die vor allem Heilung von Krankheit gewährt; wer vorübergeht, hängt einen Zeugfetzen an seine Äste. Offenbar geht dieser Baumkultus auch hier auf alte Zeit zurück und hängt mit dem durch das ganze Land verbreiteten Kult der Vegetationsgötter zusammen. Einen solchen Gott lernen wir in Kilikien kennen. Am Nordabhang des kilikischen Tauros, bei Ivrîz in der Nähe des alten Kybistra (Eregli), auf altkilikischem Boden, befindet sich ein großes Felsrelief mit Beischriften in chetitischen Hieroglyphen. Vor einem Gott steht verehrend ein einheimischer König; beide sind in assyrischem Stil und assyrischer Tracht gebildet, und das Monument wird daher der Zeit des kilikischen Reichs im 7. und 6. Jahrhundert angehören. In der Gesichtsbildung sind die gewaltige gekrümmte Nase und die aufgeworfenen Lippen charakteristisch, die den auch bei den Semiten Syriens und Assyriens eingedrungenen Typus der Kleinasiaten zeigen (§ 330). Der Gott, mit einer spitzen Mütze, die mit hornartigen Ansätzen geschmückt ist, trägt in der Linken ein Ährenbündel, in der Rechten eine Rebe mit üppigen Trauben; er ist also der Gott, der den Ertrag der Felder und Weinpflanzungen spendet. Äußerlich hellenisiert und wie Zeus gebildet, aber durch Ähre und Traube als derselbe Gott charakterisiert kehrt er auf den Münzen wieder, welche persische Satrapen und Heerführer in Tarsos geschlagen haben, und wird hier in der aramaeischen Beischrift als „Baʿal [d. i. Stadtgott] von Tarsos“ bezeichnet. Somit ist er wahrscheinlich der Gott Sandon, den die griechischen Berichte als den Hauptgott von Tarsos nennen, und der uns auch sonst in Kilikien in zahlreichen Eigennamen begegnet. Die Griechen identifizieren ihn mit Herakles, weil sein Hauptfest die Errichtung und Entzündung eines gewaltigen Scheiterhaufens war. Auf den Münzen von Tarsos aus hellenistischer und römischer Zeit ist dieser Scheiterhaufen vielfach abgebildet: auf einem mit Girlanden

bekränzten Unterbau erhebt sich ein aus großen Balken aufgerichtetes Gestell in Pyramidenform, von einem Adler gekrönt; in demselben steht der Gott, getragen von einem Löwen, aus dessen Kopf zwei hörnerartige Ansätze herauswachsen, offenbar eine Umbildung der chetitischen Mütze. Auch der Gott selbst trägt eine hohe Mütze; bewaffnet ist er mit Schwert, Bogen und Köcher, in der Hand trägt er die Doppelaxt und außerdem meist einen Kranz oder eine Blume, die ihn als Vegetationsgott bezeichnet; zwei Dämonen (oder auch zwei Altäre) stehen ihm zur Seite. Auch allein, ohne den Scheiterhaufen, ist er auf den Münzen vielfach abgebildet. — Das Fest des „Scheiterhaufens“ kehrt als Fest des Frühlingsanfangs in Bambyke (Hierapolis) in dem chetitischen Nordsyrien wieder. Zu demselben werden große umgehauene Bäume in dem heiligen Bezirk aufgerichtet und mit lebenden Opfertieren (Ziegen, Schafen, Vögeln), sowie mit Gewändern und Weihgeschenken behängt. Dann werden sie in Brand gesteckt, während eine Prozession mit allen Heiligtümern von Bambyke und den Nachbarstädten sie umzieht. Dies große Opferfest ist ein Gegenstück zu dem deutschen Frühlingsfest des Maibaums und des Johannisfeuers, das den Feldern den Segen des wiedererscheinenden Gottes der Vegetation und Fruchtbarkeit sichert. Auch dem großen Osirisfest von Busiris, bei dem der mastartige Baumstamm aufgerichtet wird, der sein Rückgrat darstellt (§ 178), unserem Weihnachtsbaum und vielen ähnlichen Kulten anderer Völker liegen gleichartige Anschauungen zu Grunde. Der Gott selbst sitzt in den Bäumen oder dem Scheiterhaufen, in dessen Innerm ihn die tarsischen Münzen zeigen: er hält bei dem Fest seinen Einzug in die Stadt. Die Sage läßt ihn daher in der Urzeit von Osten kommen und bezeichnet ihn als den Gründer von Tarsos und anderen kilikischen Städten. Nachdem er dann aus dem Kultobjekt heraus den Feldern und Wäldern seinen Segen gespendet hat, wird, wie so oft im Kultus, dies Symbol, in dem er den Menschen erschienen ist, dem im Himmel weilenden Gottesgeiste mit allen zugehörigen Weihgaben als Opfer

dargebracht. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Gott von Tarsos und Hierapolis mit dem Erntegott von Ivrîz identisch ist, und daher auch diesem den Namen Sandon geben. Ob dieser Name in Kleinasien noch weiter verbreitet war, wissen wir nicht; denn die Angabe, daß er auch in Lydien verehrt worden sei, ist sehr unzuverlässig. Mit dem Kultbrauch von Bambyke, der Aufhängung der lebenden Opfertiere an Bäumen, werden wir aber einen Opferritus in Verbindung setzen dürfen, der im Bereich der chetitisch-mykenischen Kultur nachweisbar ist und sich in Troja im Kult der Stadtgöttin (Athena) bis in die späteste Zeit erhalten hat: das Opfertier, in Troja ein Rind, auf kretischen Siegeln oft auch ein Hirsch oder Steinbock, wird lebend an den Hörnern an einem Baum aufgehängt und ihm dann die Kehle zerschnitten. Auch hier ist die unmittelbare Verbindung des Opfers mit dem Baum, in dem die Gottheit sich verkörpert, erhalten, während die Verbrennung des Baums geschwunden ist; daher ist der Baum auf den kretischen und mykenischen Siegeln oft durch eine heilige Säule ersetzt, die hier überhaupt zu einem der verbreitetsten Kultobjekte geworden ist. Vielleicht haben sich aus diesem Ritus auch die zahlreichen kretischen und mykenischen Siegel entwickelt, auf denen Tiere symmetrisch zu beiden Seiten eines Baums oder einer Säule aufgerichtet und öfter an sie angebunden sind.

Relief von Ivrîz: Ramsay, Archaeol. Z. 1885 Taf. 13. Wright, Empire of the Hittites Taf. 14. Hogarth und Headlam, Rec. XIV. Messerschmidt, CIHett. Taf. 34 (S. 30 die weitere Literatur), ergänzt durch den zweiten Nachtrag (Mitt. Vorderas. Ges. 1906) S. 4 ff.; ein Duplikat in der Nähe S. 19 f. Die Gegend ist kilikisch und erst unter Archelaos zu Kappadokien gekommen: Strabo XII 1, 4. Die Satrapenmünzen von Tarsos z. B. bei Head, Hist. num. p. 614 ff. Hill, Greek coins of Lycaonia, Isauria and Cilicia (Brit. Mus. Catal.) p. 165 ff.; die Münzen mit Sandon und des πυρά ib. p. 178 ff. — Über Sandon s. m. Aufsatz ZDMG. 31, 736 ff., wo ich ihn als kilikischen Gott erwiesen habe, im Gegensatz zu den wirren Kombinationen der Älteren; aber mit Unrecht habe ich ihn und Herakles dort noch für einen Sonnengott gehalten: natürlich hängt das Erscheinen des Vegetationsgottes von der Sonnenbahn ab, aber die mechanische Kausalität der Natur ist eben nicht die des mythischen Denkens. Sandon oder Sandan (auch Σάνδης,

Σάνδοκος) kommt von Osten [aus Aegae, Phoenikien, Syrien] und gründet Tarsos: Ammian XIV 8, 3 oder Kelenderis: Apollodor III 14, 3, 1 [wo der Name seiner Gemahlin Θαινάκη nach Hesych. s. v. Κινύρας in Φαρνάκη geändert wird; er wird hier zum Vater des Kypriers Kinyras gemacht]. Euseb. a. Abr. 508 = Sync. p. 290, wonach Ἡρακλῆς Διϲανδάν in Phoenikien auftritt und von den Kappadokern und Iliern [entweder in Kiliker zu ändern, oder es ist der idaeische Daktyle Herakles gemeint] verehrt wird. Σάνδης Ἡρακλέης Gott der Kiliker: Nonnus Dionys. 34, 188. Herakles als ἀρχηγός von Tarsos und seine πυρά: Dio Chrys. 33 p. 408 M.; die tarsischen Münzen s. bei Hill l. c. [Sein Priester Athen. V 215 b. Eben um Herakles willen werden die Tarsier sich argivischen Ursprung beigelegt haben.] Sandes in einer Götterliste von Adana: Steph. Byz. s. v. Ἄδανα. Als Eigenname findet sich Sandon in Kilikien häufig. — Bei Agathias II 24 wird Sandes fälschlich für einen assyrischen Gott erklärt, nach Sueton und Apuleius bei Joh. Lydus de mag. III 64 soll der lydische Herakles nach dem durchsichtigen Sandyxgewande Sandon geheißen haben. Das ist ein wenig zuverlässiges Zeugnis, das nur dadurch einige Stütze erhält, daß bei Herod. I 71 ein Lyder Σάνδανις heißt [die weiteren modernen Kombinationen mit dem Namen Sardes u. ä. sind verfehlt]. — Den Gott von Ivrîz hat zuerst Sayce mit Sandon identifiziert und danach die neben ihm stehenden Hieroglyphen zu lesen versucht. Bedenken erregt freilich, daß hier das Tier fehlt, auf dem Sandon steht, und ebenso seine Waffen, und daß dem mit dem Gott von Ivrîz identischen Baʿal von Tarsos auf den späteren Münzen ein Zeus entspricht, dem freilich die charakteristischen Attribute, Ähre und Traube, fehlen. Andrerseits ist der Hauptgott von Jazyly kaja offenbar dem Sandon verwandt, ist aber durch andere Hieroglyphen bezeichnet als der Gott von Ivrîz. — Fest der πυρά oder λαμπάς in Hierapolis: Lucian, dea Syra 49, vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte II [2] 259 ff. — Opfer von Ilion: v. Fritze und Brückner in Dörpfeld, Troja und Ilion S. 514 ff. und 564 ff.; die kretischen und mykenischen Gemmen bei Evans, Myc. tree and pillar cult, J. Hell. Stud. 21, 154 ff., wo allerdings die Beziehung zu einem Opferritus keineswegs sicher ist.

485. Gleichartige Kulte und Feste treten uns überall im Bereich der kleinasiatischen Religion entgegen. Dem Attis, dem Geliebten der Göttermutter, wird bei Frühlingsanfang, am Aequinoktialtage, in feierlicher Prozession eine umgehauene Fichte errichtet, bekränzt mit Veilchen, behängt mit dem Bilde des Gottes und den Musikinstrumenten seines Kults, und umwickelt mit Binden wie eine Leiche; im nächsten Jahre wird der Baum verbrannt. Der Gott der erwachenden Natur

sitzt auch hier im Baum und ist vergänglich wie dieser. Nach dem Glauben Paphlagoniens und Phrygiens ist der Himmelsgott, der das Leben schafft, im Winter gefesselt oder in Schlaf versunken, im Frühjahr erwacht er oder entledigt sich seiner Bande (§ 480 A.). Den vollendetsten Ausdruck haben diese Anschauungen im Kultus und Mythus von Kreta gefunden, der dann in die griechische Religion als Mythus von der Geburt des Zeus übergegangen ist. Hier gebiert die große Erdgöttin (Rhea, die Göttermutter) im Gebirge, in der Höhle der Dikte (§ 513), einen Knaben, den Himmelsgott, den die Griechen Zeus nennen; die Bienen bringen ihm Honig, die Ziege Amalthea bietet ihm ihr Euter, die Nymphen des Gebirgs warten und pflegen ihn. Aber er ist noch klein und kraftlos und den Nachstellungen der feindlichen Mächte ausgesetzt: der eigene Vater (Kronos) droht ihn zu verschlingen. So sammelt sich zu seinem Schutz die waffenfähige Jugend, die Kureten, zu lärmendem Waffentanz, um durch das Getöse des Festes das Geschrei des Kindes zu übertönen, das ihn seinen Feinden verraten könnte. Das ist die mythische Motivierung des rauschenden Frühjahrsfestes, das alljährlich gefeiert wird; wenn sich dann, nach dem ständigen Prozeß der religiösen Entwicklung (§ 57), das Naturfest in eine Erinnerungsfeier an ein Ereignis der Urzeit und die alljährlich wiederkehrende Geburt des Gottes in einen einmaligen Akt umsetzt, treten im „heiligen Mythus“ dämonische Wesen, die Kureten der Urzeit, als Gefolge der Göttermutter an Stelle ihrer irdischen Diener. Herangewachsen gewinnt der Himmelsgott die Weltherrschaft, er stürzt und fesselt seinen Vater (Kronos). Aber von Dauer ist seine Herrschaft nicht, da er eben in jedem Frühjahr wieder neu geboren wird: die Ergänzung dieser Geburt bildet sein Tod, und auch von diesem hat man auf Kreta erzählt. Der griechische Zeusmythus hat freilich diesen Zug nicht übernommen, da eben der griechische, in die indogermanische Urzeit zurückreichende Himmelsgott seinem Wesen nach von dem mit ihm identifizierten Gotte durchaus verschieden war; aber die griechischen Altertumsforscher be-

richten, daß bei Knossos sein Grab gezeigt wurde: gewiß hat daran ursprünglich, wie bei Attis, Adonis u. s. w., ein Trauerfest angeknüpft, als Gegensatz zu dem orgiastischen Freudenfest der Geburt. — Daneben hat man offenbar auf Kreta auch einen heiligen Stein als den Sitz des Gottes betrachtet; daraus ist der Mythus entstanden, daß die Erdgöttin dem Kronos, als er seine Kinder verschlingen will, statt des Zeus einen Stein dargereicht habe, den er später wieder von sich gab; die Griechen haben denselben nach Delphi versetzt, wo er schon zu Hesiods Zeit gezeigt wurde.

Über die Fichte des Attis [getragen von den Dendrophoren, im römischen Kult des Attis Prozession am 22. März; vorhergeht am ersten Tage des Festes der Göttermutter, dem 15. März, die Schilfrohrprozession der Cannephoren] und den Attiskult überhaupt s. H. Hepding, Attis, s. Mythen und s. Kult (Religionsgesch. Versuche, herausg. von Dieterich und Wünsch I 1903). — Die ursprüngliche Gestalt des kretischen Zeusmythus läßt sich aus den griechischen Berichten von Hesiod ab mit ziemlicher Sicherheit rekonstruieren, wenn auch einzelnes immer fraglich bleiben wird. Grab des Zeus: Kallimachos hymn. 1, 8. Cic. nat. d. 3, 53. Diod. III 61, 2. VI 5, 3 und die Kirchenväter. Der Stein: Hesiod theog. 497 ff. Pausan. X 24, 6.

486. In der überlieferten Gestalt der kretischen Sage tritt die Erdgöttin, so vielfach sie uns sonst auch in den kretischen Kulten unter verschiedenen Namen begegnet, ganz gegen ihren Sohn zurück; in den gleichartigen Kulten Kleinasiens dagegen steht sie durchweg in erster Linie. Sie ist die große zeugende „Mutter“, als deren Namen Mâ und Ammas überliefert sind. Als Kultobjekt erscheint auch hier, z. B. in Pessinus, ein heiliger Stein, der vom Himmel gefallen sein soll (in Wirklichkeit ist es gewiß kein Meteor gewesen, sondern das ist lediglich Mythus); aber sie lebt in der Natur und haust daher vor allem im Gebirge, als die „Bergmutter“. Nach den einzelnen Gebirgen wird sie gewöhnlich benannt, als die Mutter vom Dindymos, Ida, Olymp, Sipylos; auch die Namen Kybele und Agdistis (in Pessinus, von einem Berge Agdos) werden von Bergen abgeleitet; doch bezeichnet Kybele sie vielleicht ganz allgemein als Göttin der

Berge und Höhlen. Sie ist die ernährende Gottheit der Vegetation und alles Naturlebens; mit zahlreichen Brüsten wird sie im Kult von Ephesos gebildet, wo die Griechen sie mit ihrer Artemis identifiziert haben; und hier wird ihr Geburtsfest ganz in der gleichen Weise von Kureten mit Waffentänzen gefeiert und derselbe Mythus von ihr erzählt, wie in Kreta von der Geburt des Zeus. Auch die Dämonen des Gebirges dienen ihr; gewaltige Riesen, als „Finger“ (Daktylen) bezeichnet, bearbeiten in ihrem Dienste im troischen Ida die Metalle der Berge. Im Frühling, wenn das Leben der Bäume und Pflanzen erwacht, regt sie sich mächtig, dann zieht sie durch die Wälder einher, getragen von Löwen oder Panthern, gefolgt von allen Tieren des Gebirgs. Da dürfen auch die Menschen nicht fehlen; in rauschendem Zuge, mit Cymbeln, Pauken und Flöten, scharen sich ihre Diener um sie, in Kleinasien meist als Korybanten bezeichnet, und feiern in wilden Orgien das Erscheinen der Göttin. Es ist zugleich ein Fest des Liebeslebens: die große Erdgöttin vermählt sich dem Himmelsgott, oder sie gibt sich in schwärmerischer Zuneigung einem schönen Jüngling hin, dem Attis — und auch dieser ist ein Himmelsgott, als solcher Papâs „der Vater“ und von den Griechen nicht selten auch Zeus genannt. In den Skulpturen von Jazyly kaja lernen wir die älteste Gestalt des Festes kennen; wir sehen wie die Erdgöttin dem Himmelsgott entgegenzieht, jeder geleitet von allen Gottheiten seines Machtbereichs, und den göttlichen Gewalten die irdischen Diener sich im Festzuge anschließen. Offenbar ist die bildgeschmückte Nische in den Felsen des Gebirges der Platz, wo das Götterfest gefeiert wurde. Wenn wir als Hauptgöttin der Chetiter die Išchara, „Herrin des Erdbodens“, kennen gelernt haben (§ 481), so mag das der Name gewesen sein, unter dem sie die große Erdmutter verehrt haben. In der Prozession der Schilfträger, in der Aufrichtung der Fichte des Attis, in dem verwandten Kult des Sandon u. ä. kommt der Himmelsgott auf die Erde herab und erscheint den Menschen in seiner Herrlichkeit. — Aber die Verbindung ist nicht von Dauer;

ein neidisches Geschick zerreißt sie, Attis erliegt den feindlichen Mächten, er wird von einem Eber auf der Jagd getötet, er entschwindet in den Flammen seines Baums zum Himmel, die Zeugungskraft der Natur hört auf. Auch hier sind die Menschen verpflichtet, an dem Schicksal der Götter Anteil zu nehmen: an das Freudenfest schließt sich das große Trauerfest, das mit nicht minder wilden Orgien gefeiert wird.

Das Material s. bei HEPDING und sonst, ferner FRAZER, The Golden Bough IV (Adonis, Attis, Osiris) 1907. — Geburt der Artemis von Ephesos und Kureten: Strabo XIV 1, 20; das Kollegium der Kureten auch DITTENBERGER, Sylloge 186. — Steph. Byz. Μάσταυρα, πόλις Λυδίας, ἀπὸ Μᾶς . . . ἐκαλεῖτο δὲ καὶ ἡ ῾Ρέα Μᾶ. Danach ist bei Strabo XII 2, 3 Μᾶ als Name der Göttin von Komana mit Wahrscheinlichkeit für Μάων oder Κόμανα der Handschriften eingesetzt. ᾿Αμμάς ist nach Hesychios ἡ τροφὸς ᾿Αρτέμιδος, καὶ ἡ μήτηρ, καὶ ἡ ῾Ρέα, καὶ ἡ Δημήτηρ. Inschriftlich findet sich der Name der Μα ἀνείκητος auf einem Altar in Pergamon MAI. 29, 169, ferner in Byzanz CIG. 2039 und in Edessa in Makedonien (PAPAGEORGIOS in der ᾿Αθηνᾶ 1900, 65 ff.). — Für Kybele gibt Hesych. Κύβελα· ὄρη Φρυγίας, καὶ ἄντρα καὶ θάλαμοι; das ist wohl richtiger als die sonst übliche Ableitung von einem unbekannten Berge [z. B. Steph. Byz. Κυβέλεια]. Κυβήβη scheint dialektische Variante von Κυβέλη zu sein. Der Name Berekynthia, den die Göttermutter oft erhält, wird von den Alten von einem Berg, einer Stadt, einem Volk der Berekynthen abgeleitet, die alle rein mythisch sind; wahrscheinlich ist Βερέκυντες nichts anderes als eine Variante von Φρύγες, mit Suffix -nt(nth); vgl. Hesych. Βρέκυν· τὸν Βρέκυντα, τὸν Φρύγα· Βρίγες γὰρ οἱ Φρύγες. Auch Βέβρυκες (§ 491 A.) wird nur eine am Hellespont und Bosporos gebräuchliche Variante des Phrygernamens sein, der auch in den thrakischen Brygern die Aspirata verloren hat. — Der alte kleinasiatische Kult hat eine starke phrygische Beimischung erhalten, vor allem durch das Eindringen des thrakisch-phrygischen Gottes Sabazios, der dann oft mit Attis gleichgesetzt wird, und zwar ein wesensverwandter, aber doch seinem Ursprung nach von ihm durchaus zu scheidender Gott ist. Später kommen dann noch die dionysischen Orgien und der allgemeine Synkretismos hinzu. Hier die Scheidung durchzuführen, soweit das überhaupt möglich ist, ist Aufgabe der weiteren Forschung. — Auch die später häufige Gleichsetzung des Attis mit dem Mondgott ist offenbar sekundär. — Der Hauptgott von Jazyly kaja ist gewiß nicht völlig mit Attis (Papâs) identisch, und sein Name mag anders gelautet haben; aber im letzten Grunde ist der altchetitische Kultus derselbe wie der spätere Attiskult, wenn auch dieser die uns bekannte Gestalt erst allmählich im Lauf einer tausendjährigen Entwicklung erhalten haben wird. — Neben

Išchara findet sich in Mitani und bei den Chetitern eine Göttin Chipa. — Die Tötung des Attis durch den Eber: Pausan. VII 17, 9. Darstellung des Mythus an den Skulpturen einer Felswand zu Ḥammâmly bei Maeonia, aus römischer Zeit: LEBAS, Itinéraire pl. 55 (inkorrekt HAMILTON, Travels II 140). In historischer Umbildung liegt der Mythus in der Sage von Adrastos und Atys dem Sohne des Kroesos bei Herod. I 34 vor.

487. Dieses Trauerfest ist für die kleinasiatische Religion besonders charakteristisch geworden; in ihm findet die unmittelbare religiöse Durchdringung der Menschen mit dem Leben der Natur und den in ihr waltenden göttlichen Mächten den drastischsten Ausdruck. Im späteren Kappadokien liegen zwei Heiligtümer der großen Naturgöttin, die hier wahrscheinlich unter dem Namen Mâ verehrt wurde (§ 486 A.), beide Komana genannt — darin hat sich wahrscheinlich der Name eines Volksstamms Qumanî erhalten, der nach assyrischen Nachrichten im zwölften Jahrhundert in diesen Gebieten saß —, das eine in dem tiefeingeschnittenen Tal des Saros in Kataonien, das andere am Iris. Die Göttin feiert jährlich zwei große „Auszüge“; daß sie mit der Göttermutter der westlichen Landschaften identisch ist, wird äußerlich auch dadurch erwiesen, daß ihren Dienern wie denen der Göttin von Pessinus der Genuß des Schweinefleisches untersagt ist — eben darum ist der Eber das Tier, das den Attis getötet hat. Im Kult der Göttin von Komana schlagen sich ihre Diener blutig mit Geißeln, ja sie zerfleischen die nackten Glieder selbst mit der Doppelaxt, die sie schwingen, und besprengen das Götterbild und den Altar mit ihrem Blut — eine Kultform, die weit im Orient verbreitet ist und sich bei den Persern, umgewandelt in eine Trauerfeier um Ḥasan und Ḥusein, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In den westlichen Landschaften Kleinasiens herrscht eine noch furchtbarere Art der Selbstverstümmelung, die Selbstentmannung, wie sie im Mythus, der eben aus diesem Kultbrauch erwachsen ist und seine Ätiologie geben will, Attis selbst in wilder Raserei im Dienst der großen Mutter geübt hat. Die Kastration ist das große Opfer, durch das die Verbindung mit der Gottheit vollzogen

wird; durch sie gleicht der Mann sich dem Wesen der Göttin an, soweit es irgend möglich ist, er kleidet sich daher fortan in Weibertracht und gibt sich der Prostitution preis. Dafür erfaßt der Geist der Göttin den Verschnittenen in noch höherem Grade als den Korybanten beim Freudenfest; im wilden Taumel der Orgien durchzieht er, sich selbst zerfleischend, Berge und Wälder, Orakel verkündend und von den Gläubigen als geheiligter Gottesdiener, als „Bettler der Mutter“ (Metragyrtes) Almosen heischend. Wenn die lydische Sage von Herakles — wie die einheimische Gestalt hieß, die ihr zu Grunde liegt, wissen wir nicht — erzählt, der gewaltige Held sei im Dienst der Königin Omphale zum Weibe geworden, habe Frauentracht angenommen und Frauenarbeit verrichtet, so liegt dem offenbar der kleinasiatische Kultbrauch zu Grunde, dem auch der Heros zum Opfer gefallen ist. Derselbe Gottesdienst kehrt in Nordsyrien, auf echt chetitischem Boden, in Bambyke (Hierapolis) wieder, und hat sich von hier aus weiter in Syrien verbreitet. Die Göttin, die hier sitzt, nennen dann die später eingedrungenen Aramaeer „die ʿAttar — d. i. die ʿAthtar = Astarte — des ʿAte“ Atar-gatis (עתרעתא), d. h. sie benennen sie als die Göttin, die durch den Attisdienst charakterisiert ist. Dadurch wird zugleich bewiesen, daß Name und Kult des Attis schon bei den Chetitern vorhanden waren. — Die Kehrseite dieser Vernichtung des Geschlechtslebens bei den Männern ist die sakrale Prostitution der Frauen; und auch diese ist in ganz Kleinasien (und ebenso in Syrien) verbreitet, teils beschränkt auf Tempelsklavinnen (Hierodulen), so in Komana, teils als ein Opfer der Jungfrauenschaft, das von jedem Mädchen im Dienst der Gottheit verlangt wird, so in Armenien, in Lydien und auf Cypern.

Kult von Komana (um der blutigen Waffentänze willen nennen die Griechen die Göttin Enyo, die Römer Bellona): Strabo XII 2, 3. 3, 32. 36. Plut. Sulla 9. Tibull I 6, 45 ff. vita Commodi 9, 4. Tertullian apol. 9. de pallio 4. Lactant. instit. I 21, 16 u. a. Seit Sulla ist er in Rom eingedrungen. Verbot des Schweinefleisches in Komana: Strabo XII 8, 9; in Pessinus: Pausan. VII 17, 10. — Die Identität des Kults

von Bambyke mit dem kleinasiatischen und des syrischen Gottes ʿAte mit Attis ist mir auch früher nicht zweifelhaft gewesen; aber damals glaubte ich, zumal da man die Chetiter für syrische Semiten halten mußte, darin ein Eindringen semitischer Kulte nach Kleinasien zu erkennen, und das ist wohl auch jetzt noch die herrschende Ansicht. In Wirklichkeit liegt die Sache umgekehrt; die Kulte von Nordsyrien, speziell die von Bambyke (die Lucian in der geistvollen Schrift de dea Syra schildert) sind chetitisch-kleinasiatisch. Atargatis (vgl. ZDMG. 27, 732 f.) wird auf Münzen der Perserzeit, mit der Beischrift עתרעתי (in Palmyra עתרעתה), ganz als chetitische Göttin dargestellt, mit langen Zöpfen und hoher Haube (Mauerkrone) [vgl. Luc. dea Syra 31 f.; die Göttin, mit Mauerkrone, sitzt auf einem Löwen, neben ihr der Himmelsgott = Hadad auf einem Stier]. Der erste Bestandteil, ʿAtar = aram. ʿAttar = ursemitisch ʿAthtar wird von Xanthos bei Hesych. s. v. Ἀτταγάθη und Strabo XVI 4, 24 in der Transkription Ἀθάρα als Variante von Atargatis gegeben, und findet sich auf einer aramaeischen Gemme in dem Eigennamen ʿAtar-ʿazzu „ʿAtar ist mächtig“. Der Gottesname Attes ist in Syrien weit verbreitet, geschrieben עתא, עתה (griech. Ἀθη-), עתי und auch lediglich עת, s. die Belege bei Lidzbarski, Handbuch der nordsem. Epigraphik S. 347 f. Die Varianten der Schreibung bestätigen den fremden Ursprung. [Vielleicht gehört auch ἄθας = ὁ θεός, Philo bei Steph. Byz. Λαοδίκεια, hierher.] Melito bei Cureton, Spicil. syr. 44 hat aus ihm eine „Adiabenerin ʿAtê“ gemacht; die daneben erwähnte Simi Tochter des Hadad findet sich, wie Nöldeke, ZDMG. 42, 473 erkannt hat, bei Lucian 33 als Σημήϊον, bei Berytos als θεὰ Σιμα (Ephem. für semit. Epigr. II 325; in CIL. III 159, mit Nöldekes Bemerkung suppl. 6669, als Sim[e] neben Baʿal marqôd), in Nordsyrien als ein männlicher Gott Ephem. l. c. 323 Σειμίῳ καὶ Συμβετύλῳ καὶ Λέοντι θεοῖς πατρῴοις, also der Gott, sein weiblich gedachter Steinfetisch [Masseba] und ein Löwe. Die Göttin hat sich weit durch Syrien verbreitet, so nach Palmyra und vor allem nach Gaza, der großen Kaufmannstadt der Perserzeit (Bd. III 85), wo die Griechen sie Derketo nennen [das ist die auch bei den Syrern oft vorkommende verkürzte Form תרעתה]. Auf Delos wird sie in Inschriften der hellenistischen Zeit mit Hadad zusammen verehrt, der die Stelle des chetitischen Tešub oder Sandon vertritt und offenbar mit dem von Lucian Zeus genannten Gott identisch ist (Bull. corr. hell. VI 495 ff., zahlreiche Weihinschriften Ἀδάδωι [var. Αδατωι] καὶ Ἀταργάτει; andere Varianten des Namens ib. III 407); in die römische Welt ist sie als Dea Syra gekommen. In Ἀταρκνατε[ις entstellt erscheint sie in einer lydischen Inschrift: Buresch, Aus Lydien S. 118, wie in einer parallelen Grabinschrift die persische Ἀναεῖτις ἡ ἀπὸ τοῦ ἱεροῦ ὕδατος. — Eine auffallende Verbindung zwischen Atargatis und lydischen Sagen liegt in dem (von Mnaseas rationalistisch überarbeiteten) fr. 11 des Xanthos (Athen. VIII

346 d) vor; Atargatis wird hier von dem Lyder Mopsos gefangen und in Askalon mit ihrem Sohn Ichthys ertränkt und von den Fischen verzehrt. Das ist natürlich eine Deutung des Fischkults, der ja in Syrien überall mit der großen Göttin verbunden ist [auch in Hierapolis, Luc. 45, während sie selbst hier nicht, wohl aber Derketo in Askalon fischleibig ist: Diod. II 4. Luc. dea Syra 14. Plin. V 69 u. a.]. — Die Kastraten der Göttin von Hierapolis: Lucian 26 f. 50 f. (mit dem ἱερὸς λόγος von Kombabos, der — für solche Erzählungen charakteristisch — mit der Geschichte der Königin Stratonike, Gemahlin des Seleukos I. und Antiochos I., kombiniert wird); anschauliche Schilderung ihres Treibens bei Lucian, Λούκιος ἢ ὄνος 35 ff. = Apuleius met. VIII 24 ff. — Religiöse Prostitution wird in diesem Kult nicht erwähnt, dagegen bei den Lydern und auf Cypern (ebenso wie in Babylon) bei Herod. I 93. 199, in Armenien bei Strabo XI 14, 16; ebenso in Phoenikien und Palaestina (§ 345); Hierodulen von Komana: Strabo XII 3, 36. Vielleicht hängt diese sakrale Prostitution mit dem „Mutterrecht" zusammen, das sich in Lykien nach Herodot I 173 erhalten hat [eine Andeutung desselben glaubt H. Thiersch, Arch. Jahrb. XXII 1907, 235 ff. im Heroon von Gjölbaschi zu erkennen] und von dem sich Rudimente auch in Karien und auf Kos finden, vgl. § 10 A.

488. Verwandte Feste, bei denen das Verschwinden eines blühenden Naturgottes im Sommer mit Trauerriten gefeiert wird, finden sich auch sonst in Kleinasien. Hierher gehört das Fest der Myser von Kios an der Propontis, bei dem der verschwundene Hylas gesucht wird, und das gleichartige Trauerfest der Mariandyner um Bôrmos. Auch die Linosklage in Phoenikien und Cypern hat denselben Inhalt, und die troische Sage vom Raub des schönen Ganymedes wird den gleichen Ursprung haben. Gerade auf diesem Gebiet erkennt man besonders deutlich, daß der Mythus, der den Brauch erklären soll, ganz sekundär und irrelevant ist; nur auf die aus dem Zusammenleben mit der Natur erwachsene Festsitte kommt es an, selbst die Gottheiten, denen das Fest gefeiert wird, haben sich erst in und aus den Festbräuchen entwickelt und sind daher auch in den Sagen von der Göttermutter mannigfach und schwankend genug. — Das Gegenstück zu der Entmannung der Männer, die dann Weibertracht annehmen, ist der Versuch, die Frauen in Männer zu wandeln; und auch dieser tritt uns in Kleinasien vielfach

entgegen. Überall sind hier die Amazonensagen heimisch, Erzählungen von kriegerischen Frauen, die dem Geschlechtsleben entsagen und, mit dem Doppelbeil des Gottes bewaffnet, das Land weithin durchziehen und die Männer bekämpfen (ἀντιάνειραι). An der Westküste gelten sie als Gründerinnen der Städte; die homerische Dichtung weiß, wie sie am Sangarios die Phryger bekriegten (Il. Γ 189), wie sie gegen die griechischen Heroen zogen und dem Achill erlagen, wie sie Bellerophon in Lykien erschlug (Z 190). Vor allem sind sie an der Küste des Schwarzen Meeres, am Fluß Thermodon im Lande Themiskyra, lokalisiert; hier haben Theseus und Herakles sie bekämpft, von hier aus sind sie in der Urzeit gegen Athen gezogen. Es ist möglich, daß bei den kleinasiatischen Stämmen die Bildung kriegerischer Frauentruppen vorgekommen ist, wie bei libyschen Stämmen, den Sauromaten u. a. (§ 20); aber die eigentliche Wurzel der Sage liegt offenbar im Kultus — daher sind die Amazonen mit der ephesischen Artemis, d. i. der Göttermutter, eng verknüpft — und muß in alter Zeit in der Weihung von Jungfrauen für den Waffendienst des Himmelsgottes Ausdruck gefunden haben. In geschichtlicher Zeit ist diese Sitte allerdings nirgends mehr nachweisbar; aber als die Griechen zuerst nach Kleinasien kamen, ist die Kunde davon zu ihnen gedrungen.

Hylas: Strabo XII 4, 3. Apoll. Rhod. I 1354 ff. Bôrmos (von Kallistratos bei schol. Aeschyl. Pers. 937 und bei Apoll. Rhod. II 780 ff. durch Priolas ersetzt): Nymphis v. Heraklea fr. 9 bei Athen. XIV 619 f. schol. Ap. Rhod. l. c., vgl. Aesch. Pers. 937. Linos: Herod. II 79 u. a. — Die Amazonen erscheinen bei den Griechen durchweg beritten (daher auch Namen wie Hippolyte u. ä.); das kann erst mit der Verbreitung des Pferdes, und zwar als Reittier, nicht mehr am Kriegswagen, aufgekommen sein, ist also relativ jung.

489. Von anderen kleinasiatischen Sagen verdient noch das mehrfache Vorkommen einer Flutsage Erwähnung. Lokalisiert finden wir sie vor allem am Nordabhang des Tauros in Ikonion, wo sie an einen Phrygerkönig Nannakos angeknüpft wird,

der sie voraussah und beweinte, und bei Kelaenae, wo die von Antiochos I. gegründete Stadt Apamea nach dem großen Kasten, in dem die Überlebenden sich retteten, den Beinamen Kibotos erhielt. In später Kaiserzeit wird daher die jüdische Flutsage mit dem Namen Noahs (Νωε steht auf den Münzen des dritten Jahrhunderts, auf denen der Kasten mit den geretteten Menschen abgebildet ist) hierher versetzt; aber die Lokalsage ist zweifellos viel älter. Ob sie babylonischen Ursprungs oder wirklich einheimisch ist, läßt sich nicht entscheiden; in letzterem Falle wird sie wohl an den Kult eines mit dem Meer in Verbindung stehenden Himmelsgottes nach Art des karischen Osogô (§ 482) angeknüpft sein. Im Tempel von Bambyke befindet sich eine Schlucht, welche das Wasser der Flut, von der auch hier erzählt wird, verschlungen haben soll; daher wird sie zweimal im Jahr mit Seewasser gefüllt, das die Verehrer aus Syrien und Arabien in Scharen herbeitragen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß bei den Kolchern die Beschneidung herrscht, die nach Herodot (II 104) „neuerdings nach ihrer eigenen Aussage die Syrer am Thermodon und Parthenios und die Makronen von ihnen übernommen haben“. Schwerlich haben wir es hier mit einer Sitte zu tun, die für das alte Kleinasien von Bedeutung ist.

Nannakos: Steph. Byz. Ἰκόνιον; daher das Sprichwort τὰ Νανvάκου κλάειν Herodas 3, 10. Zenob. VI 10. Bambyke: Lucian dea Syra 12 f. Vgl. Usener, Sintflutsagen S. 47 ff.

Beziehungen der Kleinasiaten zu Syrien und zu Sinear

490. Immer von neuem ist uns in der kleinasiatischen Religion die enge Berührung mit der semitischen Welt entgegengetreten. Zum Teil beruht dieselbe auf historisch bekannten Vorgängen. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts haben die Chetiter den Norden Syriens erobert und sich hier am Amanos und Euphrat dauernd behauptet, wenn sie sich auch allmählich aramaisiert haben; erst damals mögen die Kulte von Bambyke und Doliche entstanden sein, ebenso wie von

da an nachweislich chetitische Elemente in die Kulte und Götterbilder der Assyrer und Phoeniker dringen, so die Stellung der Götter auf dem Rücken von Tieren und Bergen, die in eine Mauerkrone sich umwandelnde Haube der Göttinnen u. ä. Vor den Chetitern ist das Mitanivolk in Syrien eingedrungen (§ 463). Zum Teil sind aber die Beziehungen viel älter, so vor allem die enge Verwandtschaft, ja Identität des Kults und der Sage des Adonis von Byblos mit dem Attiskult, die sakrale Prostitution, der später die Kastration folgt, überhaupt die ganze Ausgestaltung des Kults der großen Naturgöttin, welche den Namen der semitischen ʿAthtar-Astarte trägt, ferner auch das Verbot des Schweinefleisches. Ursemitisch sind diese Dinge nicht, und schon oben § 345 ist die Vermutung ausgesprochen, daß hier kleinasiatische Einflüsse vorliegen. Ebenso ist die Verwandtschaft, ja Identität des kleinasiatischen Gewittergottes (Tešub) mit dem Hadad der Amoriter und Assyrer so auffallend, daß man auch da einen ursprünglichen Zusammenhang anzunehmen geneigt sein wird; und auch auf die Verbreitung des Mondgottes in Syrien (ebenso in Charrân) wird man hinweisen dürfen. Aber die Berührungen reichen auch nach Sinear und zu den Sumerern (vgl. § 476 A.): der mit Attis und Adonis eng verwandte Tammûzkult, die religiöse Prostitution, die Flutsage sind beiden Gebieten gemeinsam. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß vielfach nur gleichartige Entwicklungen vorliegen, daß z. B. Tammûz ebenso selbständig neben Attis steht, wie in Aegypten Osiris, und daß dann in Byblos alle drei durch sekundäre historische Berührung im Adoniskult zu einer Einheit zusammengeflossen sind; und zweifellos hat auf das östliche Kleinasien im zweiten Jahrtausend schon ein bedeutender babylonischer Einfluß gewirkt, ebenso wie umgekehrt damals kleinasiatisch-chetitische Elemente nach Sinear gelangt sind. Aber die Beziehungen zwischen Syrien und Kleinasien sind doch so eng, daß die Annahme große Wahrscheinlichkeit gewinnt, Syrien, und auch das nördliche Mesopotamien, sei ursprünglich, lange vor dem Eindringen des

Mitanivolks und der Chetiter, von einer kleinasiatischen Bevölkerung bewohnt gewesen und die Semiten seien überall erst spätere Eindringlinge, zumal da sich in Nordsyrien und dem westlichen Mesopotamien eine altsemitische Bevölkerung nirgends nachweisen läßt. Dieses Ergebnis der religionsgeschichtlichen Betrachtung und die anthropologische Hypothese v. Luschans, daß der Typus der Bevölkerung Assyriens, Syriens und Palaestinas (einschließlich der Juden) auf eine Mischung einer hyperbrachykephalen kleinasiatischen Bevölkerung mit den echten Semiten der Wüste zurückgehe (§ 330), stützen sich gegenseitig. Ob wir noch weiter gehen können, ob wir trotz des von den Kleinasiaten (wie von den Semiten) ganz abweichenden Typus der Sumerer Gudeas auch zwischen Kleinasiaten und Sumerern doch noch einen ursprünglichen Zusammenhang annehmen müssen, wird erst die Zukunft lehren: es ist schon ein großer Fortschritt, den erst die letzten Jahre möglich gemacht haben, daß derartige Fragen überhaupt wissenschaftlich gestellt werden können.

Die älteste Kultur im westlichen Kleinasien. Troja

491. Im westlichen Kleinasien reichen die durch Ausgrabungen erschlossenen Überreste menschlicher Ansiedlungen und ihrer Kultur in hohe Zeiten hinauf. Die wichtigste Stätte sind die Ruinen von Troja. Im Nordwesten Kleinasiens schiebt sich gegen Europa eine Halbinsel vor, die von der gegenüberliegenden Landzunge der thrakischen Chersones nur durch den schmalen Sund des Hellesponts getrennt ist. Diese Landschaft, beherrscht von dem hochaufragenden Idagebirge, das im Süden steil zum Meer abfällt, nach Norden dagegen zahlreiche Höhenzüge und Küstenflüsse entsendet, ist bewohnt von einer Völkerschaft, welche die Griechen in älterer Zeit Troer und Dardaner nennen; später kommt dafür der Name Teukrer auf, ob im Zusammenhang mit den Völkerverschiebungen seit dem Ende des zweiten Jahrtausends, läßt sich nicht erkennen. Die ursprüngliche Bevölkerung scheint jeden-

falls dem kleinasiatischen Stamm anzugehören; auch bei ihr findet sich der Kult der Göttermutter und des Himmelsgottes vom Ida (Zeus) sowie der Orakelgott (Apollo), der überall an der Küste seinen Sitz hat (§ 483); die Daktylen, die Riesen des Gebirgs, die das Eisen bereiten — in dieser Gestalt können sie erst spät, seit dem Anfang des ersten Jahrtausends, ausgebildet sein —, haben wir schon kennen gelernt (§ 486). Unter den Flüssen von Troas hat der Skamander die größte Bedeutung, da er unmittelbar am Eingang des Hellesponts mündet und in seinem Unterlauf eine breite und fruchtbare Ebene durchfließt. Vom Meer im Westen ist diese Ebene durch einen Höhenzug getrennt, auf ihrer Ostseite erhebt sich ein niedriges Plateau, das im Norden durch die Ebene des Simoeis begrenzt ist, der nahe dem Skamander ins Meer fällt. Vom Hellespont ist auch das Simoeistal noch durch eine Hügelkette getrennt. Da wo die beiden Ebenen sich zu einem weiten Blachfeld vereinigen, liegt am Rande des Plateaus, das hier nur etwa 15 m über die Ebene aufragt, eine halbe Meile vom Meer entfernt ein mächtiger Schutthügel, von den Türken Asarlyk „Trümmerstätte", von den Europaeern entstellt Hissarlik genannt. Er bildete die Akropolis der hellenistisch-römischen Stadt Ilion (die neunte Schicht SCHLIEMANNS); unter dieser liegen eine über der anderen die Trümmer der ältesten Ansiedlungen an dieser Stätte, die immer den natürlichen Mittelpunkt der Landschaft gebildet hat. Wiederholt ist der Hügel für neue, planmäßig angelegte Burgen neu applaniert worden. Oben, nur durch wenige dünne Schichten von der Griechenstadt getrennt, liegen die teilweise durch diese beseitigten Überreste der Pergamos von Troja, von der die homerischen Epen singen, am Rande umschlossen von gewaltigen Burgmauern im mykenischen Stil (sechste Schicht); etwa 5 m unter ihr die Trümmer einer weit älteren Burg (zweite Schicht, früher von SCHLIEMANN für die homerische Stadt gehalten), die mehrfach umgebaut ist und daher Jahrhunderte lang bestanden haben muß; und diese Burg liegt noch mehr als 5 m über den Resten der ältesten Ansiedlung

auf dem gewachsenen Boden. Diese Folge der Schichten gibt nicht nur eine relative Chronologie, sondern zugleich einen Anhalt zur Gewinnung absoluter Daten. Die homerische Pergamos kann nicht wohl später als rund 1500 v. Chr. gegründet und spätestens etwa um 1200 zerstört sein; somit müssen wir mit den Anfängen der „zweiten Stadt“ bis in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends hinaufgehen, und gelangen mit den ältesten Ansiedlungen jedenfalls beträchtlich ins vierte Jahrtausend hinein. Diese Ansätze werden bestätigt durch das, was sich über die parallele Entwicklung auf Kreta ermitteln läßt (§§ 508 ff.). So reichen die ältesten Fundobjekte von Troja nicht nur weit über die ältesten Reste der syrisch-palaestinensischen Ortschaften, sondern auch noch über die ältesten bis jetzt bekannten Ruinen von Sinear hinaus; sie ermöglichen uns, an dieser Stätte die fortschreitende Entwicklung der Kultur etwa von der Zeit ab zu verfolgen, als im Niltal das Reich der Thiniten entstand.

Die Troer werden von den Späteren vielfach mit Kreta in Verbindung gebracht, vor allem wohl wegen des beiden gemeinsamen Idagebirges; daher werden die Daktylen oft nach Kreta gesetzt (wo es kein Metall gibt) und umgekehrt die Kureten nach Troas, Dardanos soll aus Kreta eingewandert sein u. ä. Ebenso werfen die späteren Griechen, von den Tragikern an, Troer und Phryger durcheinander, während der homerische Aphroditehymnus v. 113 ausdrücklich hervorhebt, daß die Sprache beider verschieden ist. Später ist eben das phrygische Element hier vorherrschend geworden, namentlich am Hellespont, wo sich die Bebryken (vgl. § 486 A.) ansiedelten (diesen gehört der hier und in dem gleichfalls ursprünglich bebrykischen Bithynien heimische Kult des Priapos an [bei den Bithynern: Arrian fr. 32. Lucian de saltat. 21; daher der bithynische Monat Περιέπιος = Mai/Juni], eines Gottes der Fruchtbarkeit der Felder und Weinberge, der in Bithynien zugleich als Kriegsgott mit Waffentänzen verehrt wird, von Arrian als zeugender Sonnengott gedeutet). In der späteren Sage kommt das Eindringen der Phryger (Askanier) darin zum Ausdruck, daß Aeneas einen Sohn Askanios erhält (in der Ilias N 792 f. B 862 ist Askanios einer der Führer der Phryger aus Askanien). — Kleinasiatische Namen in Troas: Kretschmer, Einleitung 188; auch Pergamos (das bekanntlich in Teuthranien und im westlichen Kreta [§ 514 A.] wiederkehrt) ist vielleicht ein kleinasiatisches Appellativum „Burg“, mit dem durch die ganze Halbinsel verbreiteten Suffix -αμος

(G. MEYER, Karier, Beitr. z. Kunde der indog. Spr. X S. 182). — Die Teukrer kommen in der Literatur zuerst bei Kallinos vor (Strabo XIII 1, 48), als Einwanderer aus Kreta, die sich zuerst im Süden der Landschaft, bei Hamaxitos, angesiedelt haben sollen [andere leiten sie aus Attika ab]; ob dem eine geschichtliche Tatsache zu Grunde liegt oder ob es lediglich Kombination ist, läßt sich nicht entscheiden. Die Ilias kennt ihren Eponymos, den Schützen Teukros, als Bastardbruder des Aias; er steht auf seiten der Griechen, aber die spätere Sage [die Il. Θ 283 ff. schwerlich schon vorausgesetzt wird] macht ihn zum Sohn einer von Telamon erbeuteten Tochter des Troerkönigs Laomedon, Hesione [der „Asiatin"?, nach den Ἡσιονεῖς bei Sardes, Kallinos bei Strabo XIII 4, 8]; ist darin angedeutet, daß die Teukrer ein den Griechen verbündeter Stamm waren, der erobernd in Troas eingedrungen ist? Weiter ist Teukros der Gründer von Salamis auf Cypern. Nun wissen wir, daß die Teukrer sich in der Stadt Gergithes oder Gergis [jedenfalls in der Nähe von Troja gelegen, wahrscheinlich identisch mit den Ruinen auf dem Ballykdagh oberhalb Bunarbaschi, über dem Skamanderdurchbruch, die LECHEVALIER für Troja hielt] noch im 5. Jahrhundert erhalten hatten (Herod. V 122. VII 43; daher die zu Anfang des 2. Jahrhunderts von Hegesianax unter dem Namen eines uralten Gergithiers Kephalon verfaßte authentische Geschichte der Troer). Auch sonst kam der Name in dieser Gegend vor: Gergithion bei Lampsakos, Gergitha an den Kaikosquellen und bei Kyme (Strabo XIII 1, 19. 70; vgl. Klearch bei Athen. VI 256 c). In Salamis auf Cypern aber bezeichnete der Name Gerginer die Spione und Schmeichler der Tyrannen: Klearch v. Soli bei Athen. VI 255 f., der sie mit den troischen Gergithen in Verbindung bringt. Außerdem findet sich Γέργιθες als Name des Demos von Milet in der Sage bei Heraklides pont. Athen. XII 524 a. Hier liegen Zusammenhänge vor, die wir nicht aufklären können, die aber eine überseeische Einwanderung der Teukrer und eines teukrischen Stammes der Gergithen wahrscheinlich machen. [Anders KRETSCHMER, Einl. 190; darin, daß die Priester von Olbe in Kilikien (§ 482) sich abwechselnd Aias und Teukros nennen, sucht er jedenfalls mit Unrecht einen historisch-ethnographischen Zusammenhang; das ist nichts als eine der beliebten Kombinationen der hellenistischen Zeit.] — Über die wahrscheinlich gleichfalls zugewanderten Leleger im Süden von Troas s. § 506. — Lage von Troja: Im Altertum ist der Anspruch der griechischen Stadt Ilion, an der Stelle des alten Troja zu liegen, von Hestiaea von Alexandria Troas (Strabo XIII 1, 36) und vor allem von Demetrios von Skepsis (um 165 v. Chr.) bestritten worden, dem Strabo folgt; sie verlegen das homerische Troja weiter landeinwärts nach der Ἰλιέων κώμη. In neuerer Zeit hat, als die Landschaft erst in den ersten Umrissen wieder bekannt zu werden begann, LECHEVALIER (1787) geglaubt, das alte Troja auf dem Ballykdagh bei

Bunarbaschi, zwei Meilen vom Meer auf steiler Höhe, wiederzufinden; und selten hat wohl ein Einfall eines flüchtigen Reisenden so viel Erfolg gehabt wie diese Behauptung. Ihr zu Liebe ist in zahllosen Abhandlungen immer wieder der Versuch gemacht worden, die Topographie der Troas auf den Kopf zu stellen; selbst nachdem Schliemann die Überreste der älteren Ansiedlungen unter der Akropolis des späteren Ilion, dem Hügel Hisarlik (richtig Asarlik) aufgedeckt hatte, galt es doch wenigstens in Deutschland noch lange für „wissenschaftlich", die Frage als eine offene zu betrachten und den Namen Troja zu vermeiden. Die „kritische" Anschauung lief dann in reine Skepsis aus: Hercher hat in seinen vielgepriesenen „homerischen Aufsätzen" (neue Ausgabe 1881) behauptet, daß den Dichtern der Ilias alle wirkliche Anschauung der Troas abgehe. Er hat auch den Simoeis für eine Erfindung erklärt; damit beweist er und wer ihm nachspricht nur den Doktrinarismus, der es für überflüssig hält, die Tatsachen kennen zu lernen. Denn die Simoeisebene existiert ebensogut wie die Skamanderebene; gerade wenn der Simoeis nicht in der Ilias vorkäme, müßte man eine mangelhafte Lokalkenntnis der Dichter folgern. — In Wirklichkeit zeigt die Ilias durchweg eine überraschende topographische Kenntnis wie von der ganzen griechischen Welt, so auch von der Troas, und speziell der Dichter der Bücher ΥΦΧ hat ein so lebendiges und detailliertes Bild der Landschaft vor Augen, daß er notwendig da gewesen sein muß (daher auch der Stammbaum der Troer Υ 215 ff. und das lebhafte Interesse für Aeneas und seine Nachkommen Υ 298 ff.) — was ja bei einem fahrenden Sänger nichts Wunderbares ist. Die Angaben der Ilias wie die Beschreibungen bei Strabo und Plinius setzen durchweg die gegenwärtige Konfiguration der Troas voraus (auch in Bezug auf den Lauf des Skamander am Westrande der Ebene [die entgegengesetzte Annahme Dörpfelds, Troja und Ilion S. 612 ff. wird von Robert, Hermes 42, 95 ff. mit Recht bekämpft]); die im Altertum (Herodot II 10. Strabo XIII 1, 36) wie in der Neuzeit häufig ausgesprochene Behauptung, es hätten, namentlich durch Anschwemmungen, Veränderungen stattgefunden, ist unbegründet. Bekanntlich hat Schliemann das Troja Homers bei all seinen Grabungen nie gefunden, da er es in weit tieferen Schichten (in der „zweiten Stadt") suchte und daher bei seinen Grabungen die Überreste der höheren Schichten zerstörte. Überdies lag der Hauptteil der Ruinen der homerischen Stadt beträchtlich weiter am Rande des Schutthügels, als Schliemann sie gesucht hatte; denn an der Nordseite war die Burgmauer derselben schon im Altertum abgetragen (die Steine waren von Archaeanax von Mitylene zum Bau der Mauer von Sigeon verwendet worden, Strabo XIII 1, 38). Erst nach Schliemanns Tode hat Dörpfeld 1893 im Süden und Osten die großen Mauern und Bauten der mykenischen Epoche gefunden. Dadurch hat sich die Auffassung und Chronologie der Ruinen

ganz wesentlich verschoben. Für die Wissenschaft hat sich das unmethodische Vorgehen SCHLIEMANNS, direkt bis auf den Urboden zu gehen, als höchst segensreich erwiesen; bei einer systematischen Ausgrabung wären die älteren Schichten, welche der Hügel birgt, und damit diejenige Kultur, welche wir als die eigentlich „trojanische“ bezeichnen, schwerlich jemals aufgedeckt worden. — Die Ergebnisse der 24jährigen Ausgrabungen sind von DÖRPFELD, Troja und Ilion 1902 [unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter; die Geschichte ist von BRÜCKNER, die Keramik von HUBERT SCHMIDT, die übrigen Funde von A. GÖTZE bearbeitet] zusammenfassend behandelt; dazu HUB. SCHMIDT, H. Schliemanns Sammlung troj. Altert. 1902 (Katalog der Sammlung des Berliner Mus.). Von den älteren Publikationen haben vor allem SCHLIEMANN, Ilios 1881 und Troja 1884 noch immer Bedeutung.

492. Von der ältesten Ansiedlung ist nur ein kleines Stück aufgedeckt, Trümmer von Befestigungen und Hausmauern aus kleinen durch Erdmörtel verbundenen Feldsteinen; die dünnen Hausmauern waren auf der Innenseite mit einem Tonbewurf verputzt. Von dem Hausrat sind vor allem zahlreiche Scherben von Tongefäßen erhalten, Schalen, zum Teil mit senkrecht durchbohrten Ansätzen, an denen sie aufgehängt wurden, Krüge, Näpfe, Becher u. a., auch aufgestülpte Deckel. Sie sind alle mit der Hand gearbeitet, mit einer fein geschlämmten Tonschicht überzogen und geglättet, und dann heller oder dunkler gebrannt; neben dem vorherrschenden schmutzigen Grau wird gelegentlich auch ein glänzendes Rot erreicht. Als Ornamente finden sich eingeritzte lineare Verzierungen in mannigfachen Variationen; gelegentlich sind parallele Zickzacklinien auch mit einem weißen Farbstoff aufgemalt. Dazu kommen dann Hämmer und Keulenknöpfe aus Stein, Nadeln aus Knochen u. ä.; ob auch einige dünne Messerklingen aus Kupfer dieser Ansiedlung angehören, ist dagegen sehr unsicher. Ihrem Charakter nach gehört sie jedenfalls durchaus der Steinzeit an, und ihre Kultur ist der vieler anderer neolithischer Fundstätten gleichartig; im allgemeinen erscheint sie bereits etwas weiter fortgeschritten, als die der ältesten bekannten Schichten der palaestinensischen Ortschaften (§ 356).

Die der „ersten Stadt“ angehörigen Fundobjekte sind erst von Hubert Schmidt, Götze und ihren Mitarbeitern sicher ausgesondert und charakterisiert worden; in Schliemanns Werken sind sie mit Gegenständen untermischt, die erst den folgenden Schichten, bis zur sechsten, angehören. Über Parallelen mit anderen neolithischen Funden, namentlich aus Makedonien, den Donauländern, dem Aegaeischen Meer s. Hub. Schmidt, Troja, Mykene, Ungarn, Z. f. Ethnol. 1904, speziell S. 646 ff.; Keramik der maked. Tumuli ib. 1905, 91 ff.

493. Ein wesentlich anderes Bild zeigt die Ansiedlung, welche, durch eine Schicht von Schutt und Erde von der ersten getrennt, gegen die Mitte des dritten Jahrtausends über ihr angelegt wurde. Ähnlich wie z. B. bei den Tempelbauten in Sinear wurde der Boden künstlich erhöht und geebnet, und auf demselben eine kleine Burg erbaut. Ihre Mauern ruhen auf einem stark geböschten Fundament von kleinen Feldsteinen, das den ganzen Hügel umzieht. Darauf erhob sich die eigentliche Mauer aus großen rechteckigen Luftziegeln, zwischen denen Holzbalken eingelegt waren. Große, von langen Mauern eingeschlossene Torwege führen in das Innere der Burg; mehrfach ist die Mauer durch turmartige Vorsprünge verstärkt. Diese Festung ist zweimal umgebaut und nach Süden zu etwas erweitert worden; dabei hat man auch die Tore verlegt. Zu dem einen Tor der dritten Anlage führt ein mit großen Steinplatten gepflasterter Rampenweg hinauf. Auch sonst sind hier technische Fortschritte erkennbar: die Böschung des Steinfundaments wird geringer, die langen Torwege werden durch einen breiten Torbau mit doppeltem Verschluß ersetzt. Die Burg dieser zweiten Schicht hat also, unter wechselnden Schicksalen, Jahrhunderte lang bestanden, bis sie durch eine große Katastrophe im Feuer zu Grunde ging, vermutlich also eindringenden Feinden erlag. Ihre Dimensionen sind freilich außerordentlich klein; der Umfang des Mauerrings beträgt kaum 400 m. Sie kann also immer nur eine Zufluchtstätte im Kriege und der Sitz des Herrschers und seines Hofs gewesen sein, während die Bevölkerung auf dem Lande in offenen Ortschaften gewohnt haben wird. Von den Innenbauten

sind nur die des letzten Umbaus genauer erkennbar. Im Zentrum liegt in einem großen Hof, zu dem ein Torweg Eintritt gewährt, das Herrenhaus, bestehend aus einem großen Saal mit dem Herd in der Mitte, und einer Vorhalle. Mehrere kleinere Gebäude gleicher Art lagen daneben; von andern sind nur einige kleine, durchweg rechteckige Zimmer erhalten. Alle diese Bauten sind von großen, sorgfältig geschnittenen Luftziegeln aufgeführt, mit Steinfundamenten und steinernen Türschwellen; in die Wände sind schichtweise Längsbalken eingelassen, die Türpfosten und die freistehenden Ecken der Wände (die Anten) mit Holzbalken verkleidet, die auf Steinsockeln ruhen. Säulen finden sich nicht, vielmehr ruhten die Dachbalken auf den Wänden; den Fußboden bildete ein Lehmestrich.

494. In den Jahrhunderten, in denen diese Burg besiedelt war, hat sich die trojanische Kultur wie in den Bauten so auch im Hausrat wesentlich reicher gestaltet. Zu Anfang finden sich noch dieselben primitiven Tonscherben, wie in der ältesten Ansiedlung; dann aber kommt die Töpferscheibe und der Brennofen auf, und mit ihnen zugleich eine sorgfältigere Technik, eine gleichmäßige Färbung und ein weit größerer Reichtum der Gefäßformen. Die verschiedenartigsten Gestaltungen kommen vor, wie sie neben dem praktischen Bedürfnis die primitive Phantasie (§ 96) erzeugt: Kannen mit schnabelförmigem Ausguß, dreifüßige Kochtöpfe, Krüge mit unförmigem Bauch und langem Hals, verkoppelte Gefäße, Trinkbecher mit zwei gewaltigen Henkeln, ferner seltsam gestaltete Deckel u. ä. Besonders beliebt ist es, dem Gefäß menschliche Gestalt zu geben, mit Nase und Augen, gelegentlich auch mit Ohren, Brustwarzen, Nabel, mit zwei Armansätzen und einem Schopf auf dem Deckel. Solche Gesichtsurnen hat die primitive Industrie auch sonst bei den verschiedenartigsten Völkern erzeugt, bei Negerstämmen und in Mexiko und Peru so gut wie in Deutschland und Italien; für die trojanische Kultur sind sie besonders charakteristisch. Daneben stehen, wenngleich viel seltener, Gefäße in Tier-

gestalt. Sehr oft fehlt jede weitere Ornamentik; sonst hat sich die eingeritzte lineare Dekoration der ältesten Zeit vielfach in eine rohe Nachbildung von Bändern und Gehängen umgewandelt, wie sie sich bei prähistorischen Gefäßen in vielen Gebieten findet. Vereinzelt kommen auch Nachbildungen von Bäumen und Zweigen vor. Am reichsten tritt uns die Dekoration auf den unzähligen durchbohrten Tonkugeln entgegen, die als Spinnwirtel dienten; hier finden sich neben den linearen Verzierungen (darunter oft Hakenkreuzen) auch Sonnen, Bäume, Hirsche, Hunde, Menschen, aber immer dem linearen Dekorationsprinzip untergeordnet, so daß der Leib nur durch einen Strich angedeutet wird, ohne jede Breitenausdehnung. Die eingeritzten Linien sind, wie bei der gleichartigen und gleichzeitigen Dekoration neolithischer Gefäße in Europa (§ 533), meist mit weißer Masse ausgefüllt; Malerei kommt nur ganz vereinzelt vor. — Nicht minder hat sich die Steintechnik entwickelt. In großer Zahl haben sich trefflich polierte Äxte und Hämmer aus hartem Stein gefunden; und vier große, in der Mitte, wo das Schaftloch sitzt, reich mit Buckeln und linearen Ornamenten verzierte Axthämmer aus dunkelgrünem Stein oder aus Blaustein zeigen, wie weit die Kunstfertigkeit und das Stilgefühl vorgeschritten war. Die Ornamentik steht hier offenbar schon unter dem Einfluß des Metallstils. Diese Äxte sind, zusammen mit Kristalllinsen, Nägeln und Perlen von Gold und Silber, Fayenceperlen u. a. in einem Gebäude an der Stadtmauer gefunden worden, und waren wohl sicher die zum Abzeichen seiner Würde gewordene Waffe des Herrschers; an das Beil des kleinasiatischen Donnergottes dagegen wird man nicht denken dürfen, da dies ganz andere Formen zeigt. Mit dem Kunstgefühl, das sich hier wie in den goldenen Schmucksachen (§ 495) kundgibt, steht nicht in Widerspruch, daß die zahlreichen brettförmigen Steinfiguren (Idole), die wohl sicher Fetische oder Amulette darstellen, einen ganz rohen Eindruck machen: nur ganz notdürftig sind ihre äußeren Umrisse der menschlichen Gestalt angeähnelt, außerdem nicht selten Augen, Nase und Halskette linear eingeritzt. Das ist nicht Unvermögen,

sondern Absicht: der Gedanke, wirklich die menschliche Gestalt nachzuahmen, liegt dieser Epoche und ihrer Kunstübung noch ganz fern; man will die Ähnlichkeit lediglich andeuten, wie bei den Gesichtsurnen und den Zeichnungen der Spinnwirtel, und so ordnet sich die Gestaltung durchaus dem die Kunst beherrschenden linearen Prinzip unter.

495. Inzwischen ist auch das Metall aufgekommen, Gold und Silber zum Schmuck, mit einer starken Beimischung von Zinn versetztes Kupfer (Bronze) für Waffen und Hausrat. Dolche, Lanzenspitzen, Messer — darunter zahlreiche Rasiermesser —, dünne schmale Axtklingen, Sägen, Meißel, Nägel aus Bronze haben sich in großer Zahl gefunden, ferner bronzene Kessel, Schalen u. ä. Vielfach haben sich auch Gußformen von Stein erhalten. Man erkennt, wie die alte Steinkultur allmählich durch die Bronzekultur zurückgedrängt wird: die trojanische Kultur der zweiten Stadt ist recht eigentlich eine Mischung aus beiden Elementen, ähnlich der aegyptischen der Thinitenzeit. Älter als das Aufkommen der Bronze ist vermutlich, wie in Aegypten und sonst, die Bearbeitung der Edelmetalle, zunächst zum Schmuck, dann auch für prächtige Waffen und Prunkgefäße; auch in Barrenform wurden sie bewahrt. Gold wurde in der Landschaft selbst in dem Bergwerk von Astyra bei Abydos gewonnen (Strabo XIII 1, 23. XIV 5, 28), mag aber auch durch den Handel z. B. aus Lydien bezogen sein; woher das stark vertretene Silber stammt — vielfach im Elektron mit Gold gemischt, wie auch sonst in Kleinasien —, ist hier wie überall ebenso unbekannt, wie die Heimat des in der Bronze dem Kupfer beigemischten Zinns. Daneben finden sich Stabknäufe aus Bergkristall, Perlen und Ketten aus Blaustein, Karneol, auch Fayence (§ 499). Auch die großen Axthämmer (§ 494) gehören hierher. Der Reichtum an Edelmetallen und anderen Kostbarkeiten tritt uns anschaulich in mehreren großen Schatzfunden entgegen; zum Teil waren sie in Tongefäße verpackt oder auch in den Häusern vermauert. Es sind die Schätze der Fürsten und ihrer Frauen, zugleich der sichtbare Ausdruck

ihrer Macht und ihres Glanzes und ein unentbehrliches Mittel, Anhänger zu werben und Dienste zu belohnen. Mehrfach finden sich Becher, Schalen, Krüge aus Silber, Elektron und Gold, durchweg in einfachen aber gefälligen Formen ohne weitere Verzierung; eine reiche Ornamentik zeigen dagegen die Diademe und Halsbänder, die Haarnadeln, die Ohrringe mit langen Gehängen aus Goldblech, die Armringe u. ä. Hier begegnet uns neben der Rosette die Spirale, die sich aus dem Ausziehen des Goldes in lange dünne Drähte, die aufgerollt werden, entwickelt hat (vgl. § 512 A.); aus solchen Drähten sind auch die zahlreichen Locken- und Ohrringe gearbeitet. Eine Eigentümlichkeit der troischen Ornamentik ist, damit kleine Nachbildungen von Vasen zu verbinden; sie finden sich als Knöpfe von Nadeln teils allein, teils zwischen Spiralen; einmal steht auch eine ganze Reihe auf dem mit Spiralen verzierten Griff einer großen Haarnadel. Auch ein stilisierter goldener Adler hat sich gefunden.

Die Behauptung SCHLIEMANNS, daß die Funde der „zweiten Stadt" aus reinem Kupfer, höchstens mit sehr geringem Zinngehalt, beständen, ist nach GÖTZE (Troja und Ilion 366 f.) irrtümlich; sie bestehen aus echter Bronze mit 8—11 % Zinnbeimischung.

496. Auf einigen Spinnwirteln finden sich Reihen von Zeichen, die aus willkürlichen Kombinationen von Strichen bestehen und den Eindruck von Schrift machen. Es ist indessen sehr fraglich, ob den Trojanern der zweiten Stadt wirklich Kenntnis und Übung der Schrift zuzuschreiben ist, und ob es sich hier nicht doch nur um Launen phantastischer Dekoration handelt, angeregt vielleicht dadurch, daß man gelegentlich Schriftzeichen der Kulturländer gesehen hatte; denn ähnliche Zeichen, die sich auf dem Hals von Krügen finden, sind offenbar keine Schrift, sondern nur eingeritzte rohe Ornamente. Noch wesentlicher scheint, daß zwei Cylinder aus Feldspat und einer aus Ton keine Schrift zeigen, sondern nur Rosetten und baumartige Strichmuster, und daß die gelegentlich vorkommenden Tonkegel, die gleichfalls als Siegel dienten, lediglich mit willkürlich zusammengestellten Strichen

bedeckt sind, die sehr wohl als Eigentumsmarke verwendbar waren, aber sicher nicht Schriftzeichen sind. — Gänzlich unmöglich ist es indessen doch nicht, daß auf einigen der Spinnwirtel wirkliche Schrift vorliegt; ob diese alsdann mit der kretischen Schrift oder mit der chetitischen Kursive und weiter mit der cyprischen Schrift irgendwie zusammenhängt, ist gegenwärtig vollends noch nicht zu entscheiden.

Über die Schriftzeichen s. SAYCE bei SCHLIEMANN, Ilios S. 766 ff. [die Abbildungen sind nicht immer genau]. Die Spinnwirtel: HUBERT SCHMIDT, Schliemanns Sammlung troj. Alt. S. 218 und Taf. VI. Gefäßschalen ib. S. 121. Cylinder ib. S. 303 no. 8868. 8869; SCHLIEMANN, Ilios S. 463 f., ebenda die kegelförmigen Siegel [gleichartig vereinzelt auch in Ta'anak: SELLIN, Tell Ta'annek (§ 471 A.) S. 73 no. 98, neben den viel häufigeren Skarabäen]. — Nicht hierher gehören die an eine Senkrechte angesetzten parallelen Striche auf manchen Vasen (Katalog S. 90 no. 2027 ff.), die vielleicht Maßangaben sind.

497. Als charakteristische Eigenart der troischen Landschaft erscheinen im griechischen Epos wie gegenwärtig die hochaufgeschütteten Grabhügel, teils am Rande des Meeres, teils auf den Höhen, welche die Ebene rings umschließen. Von der Sage werden sie zum Teil als Gräber alter Heroen (Ilos, Äisyetes, Myrine), andere als Gräber im Kampfe gefallener griechischer Helden (Achilleus, Patroklos, Antilochos, Aias, ebenso auf der thrakischen Chersones Protesilaos und Hekabe) bezeichnet; sie ragen also jedenfalls in sehr alte Zeit hinauf, wenn auch die Sitte sich später immer noch erhalten hat. Sie sind durchweg nur sehr ungenügend untersucht; aber wenn die in mehreren von ihnen gefundenen Scherben und Mauerreste zeigen, daß sie der mykenischen oder auch erst der griechischen Zeit angehören, so stammen andere nach Ausweis der Scherben (wenn auch seltsame lokale Variationen vorkommen) aus der Zeit der ersten und zweiten Stadt; einer dieser Hügel, Chanaitepe bei Thymbra, ist Jahrtausende lang von der ältesten bis in die griechische und römische Zeit hinein als Grabstätte benutzt worden. — Gleichartige Grabhügel finden sich, wie überall auf Erden, so auch in Makedonien und

Thrakien und besonders zahlreich an der Westküste Kleinasiens im Kaikos- und Hermostal, wo sie in den großen Grabhügeln der lydischen Könige ihre Fortsetzung finden, ferner in den Ebenen Phrygiens. Dem gegenüber ist im Norden Kleinasiens, vor allem in Paphlagonien und Kappadokien, dann auch in Phrygien, die in den Felsen gehauene Grabkammer herrschend geworden, die etwa seit dem Beginn des ersten Jahrtausends eine eigenartige architektonische und plastische Dekoration entwickelt hat. Daran schließt dann weiter das freistehende Felsengrab an, das seine höchste Ausbildung in Lykien erhalten hat.

Über die Grabhügel von Troas s. Schliemann, Ilios S. 721 ff. 782 ff. (Fr. Calvert, Über den Chanaitepe). Troja S. 271 ff. Winnefeld in Troja und Ilion S. 540 ff. Zahlreiche Tumuli in Phrygien: A. Körte, MAI. 24, 6 (gegen G. Hirschfeld, Paphlag. Felsengräber, Abh. Berl. Ak. 1885 S. 30).

Ausbreitung der trojanischen Kultur. Cypern. Beziehungen zum Orient und zu Europa

498. Die Kultur, deren Entwicklung uns in der zweiten Stadt von Troja lebendig entgegentritt, ist über ein weites Gebiet verbreitet. Gleichartige Gefäßscherben finden sich überall in den ältesten Ansiedlungen im Bereich des Aegaeischen Meers, ja sie reichen nach Italien hinüber (§ 511). Im inneren Kleinasien liegt westlich vom mittleren Sangarios, im späteren Phrygien, ein Grabhügel Bos-üjük, der zahlreiche Gefäßscherben, Kochtöpfe mit Dreifuß, Schnabelkannen, Schalen, zweihenklige Becher, Spinnwirtel ganz desselben Stils enthält wie die jüngeren Schichten der zweiten Stadt von Troja, dazu Keulenköpfe aus hartem Stein, Steinmeißel u. ä., sowie kupferne Messer und Nadeln und eine Gußform für einen Dolch. Wir werden dies Grab wohl in den Anfang des zweiten Jahrtausends setzen und zugleich annehmen dürfen, daß damals die trojanische Kultur wenigstens im nordwestlichen Kleinasien allgemein verbreitet gewesen ist. Noch weit

reicher tritt uns die trojanische Kultur auf Cypern entgegen. Die ältesten Grabfunde entsprechen denen der ältesten Ansiedlung in Troja. Bei den Gefäßen ist hier die Ausfüllung der eingeritzten Linearornamentik durch weiße Farbe, die dort nur vereinzelt vorkommt, ganz gewöhnlich; in der Folgezeit wird sie oft durch reliefartig aufgesetzte Linien, Gehänge, Tiere ersetzt. In reichster Fülle sind dann die Formen der zweiten trojanischen Stadt vertreten, Gefäße in Tiergestalt, Schnabelkannen, weiter verkoppelte Gefäße u. a.; auch Spinnwirtel derselben Art wie in Troja sind hier wie in Phrygien ganz gewöhnlich. Gesichtsurnen sind in älterer Zeit auf Cypern so wenig nachgewiesen wie in Phrygien, können aber doch der Insel kaum fremd gewesen sein, da sie hier später stark entwickelt sind und sich bis in späte Zeit erhalten haben. Charakteristisch für Cypern sind runde Gestelle, Schalen und Becher mit aufgesetzten kleinen Vasen, aber auch Vögeln u. ä. In späterer Zeit dienten solche Gefäße (κέρνοι) als Opferschüsseln der Mysterienkulte; die Anteile an der Feldfrucht, von denen der Verehrer bei der Opferkommunion kostete, wurden gesondert in jeden Napf gelegt. So mögen sie auch in alter Zeit schon kultischen Zwecken oder in den Gräbern zum Mahl für den Toten gedient haben. Gleichartige Gefäße finden sich auf den griechischen Inseln und in Etrurien. Zum Teil mögen sie auch als Blumenvasen gedient haben; die reich mit Aufsätzen von Blumen und Tieren geschmückten Prunkgefäße, die wir später im fünfzehnten Jahrhundert vor allem durch aegyptische Darstellungen kennen lernen, werden sich aus diesen Ansätzen entwickelt haben. — Der Stein tritt auf Cypern früh gänzlich hinter dem Kupfer zurück, das auf der Insel in reicher Fülle gewonnen wurde; später erhielt dies auch hier einen starken Zusatz von Zinn. Nur Stabknäufe aus hartem Stein haben sich auch hier noch lange erhalten. Von Waffen finden sich Dolche und Lanzenspitzen, ferner Äxte, Nadeln, Nägel aus Kupfer, derselben Form wie in Troja. Die ältesten dieser cyprischen Nekropolen werden bis gegen den Beginn des dritten Jahrtausends hinaufragen;

denn innerhalb dieser Kultur beginnt um 2500 v. Chr. der Einfluß von Sinear, der auf die Eroberung Sargons und Naramsins zurückgeht (§ 400). Cylinder von Beamten dieser Könige haben sich vereinzelt, rohe Nachahmungen derselben vielfach gefunden und dauernd auf der Insel erhalten. Ebenso wird aus Sinear die nackte Göttin des Geschlechtslebens (§ 373) übernommen, mit mächtigen Ohrringen und Halsschmuck, stark entwickelten Geschlechtsteilen und an die strotzenden Brüste gepreßten Händen; sie gilt hier als das Bild der großen Göttin der Insel, welche die Griechen Aphrodite nennen. Ein Exemplar dieser Göttin aus Blei hat sich in den Ruinen der zweiten Stadt von Troja gefunden; auch eine ganz rohe Bronzefigur aus einem Schatzfund von Troja scheint sie darzustellen.

Tumulus von Bos-üjük: A. Körte, MAI. 24, 1 ff. (vgl. die Vase aus Gordion MAI. 22, 24; andere gleichartige Funde aus Phrygien MAI. 24, 39). Körte nimmt hier und ebenso in seinem Werke Gordion (Jahrb. des archäol. Inst., 5. Ergänzungsheft 1900) S. 6 ff. an, daß diese Denkmäler den Phrygern angehörten und daher auch die Troer der „zweiten Stadt" Indogermanen seien [ebenso für Cypern Lichtenberg, Beitr. zur ältesten Gesch. von Kypros, Mitt. Vorderas. Ges. 1906], was mir chronologisch gänzlich unmöglich erscheint, s. § 473 A. Die Übereinstimmung mit den Funden der thrakischen Tumuli bei Salonik (§ 512 A.) kann meines Erachtens nicht zu der Annahme berechtigen, daß die Bevölkerung, welche diese anlegte, mit der von Troja, Phrygien, Cypern verwandt gewesen sein muß, und noch weniger zu der, daß sie mit der späteren Bevölkerung dieser Gebiete identisch gewesen ist; vielmehr liegt die große Völkerbewegung des 13./12. Jahrhunderts dazwischen. Phrygisch sind erst die von Körte publizierten Tumuli und sonstigen Funde von Gordion aus dem ersten Jahrtausend. — Cypern: Über die von L. P. Di Cesnola ausgeführten Ausgrabungen hat dieser nur sehr unzulänglich berichtet, mit argen Flüchtigkeiten und Entstellungen und völliger Durcheinanderwerfung der Zeiten (Cesnola, Cypern, deutsch von Stern 1879; Doell, Die Sammlung Cesnola, mém. de l'ac. de St.-Pétersbourg 1873); Ordnung hat zuerst M. Ohnefalsch-Richter in zahlreichen Ausgrabungen und lokalen Untersuchungen geschaffen [publiziert ist davon einiges in s. Zeitschrift The Owl, Nicosia 1889, ferner Z. Assyr. III 62 ff. und sonst]. Darauf fußt die klare Beschreibung der ältesten Nekropolen durch F. Dümmler, MAI. XI 210 ff. [mit unhaltbaren ethnographischen und historischen Folgerungen, speziell ib. XIII 280 ff.]. Ohnefalsch-Richters großes Werk Kypros, die Bibel und Homer 1893 dagegen

enthält zwar viel wertvolles Material, ist aber in Anlage und Ausführung gänzlich verfehlt; eine wertvolle Übersicht der Funde gibt er Z. f. Ethnol. 1899, Verhandlungen S. 29 ff. und 298 ff., ferner MYRES und OHNEFALSCH-RICHTER, Catalogue of the Cyprus Musum 1899. Einzelnes Wertvolle auch bei LICHTENBERG l. c. — Daß die Phoeniker erst später, nach den Griechen der mykenischen Zeit, nach Cypern gekommen sind, ist jetzt wohl allgemein anerkannt. — Auf die Gefäße mit aufgesetzten Vasen aus Phylakopi auf Melos [ebenso aus Kreta XANTHUDIDES, Annual XII 9 ff.] hat BOSANQUET, Annual of the British School at Athens III 57 ff. mit Recht den Terminus κέρνος (urspr. κέρχνος) angewendet (Athen. XI 476 f. 478 c, vgl. Athen. XIV 629 d. Pollux IV 103. Nicander alexiph. 217 mit den Scholien. Clem. Alex. protr. 2, 15 u. a.), der ebensowohl dem Kult der Kybele wie dem von Eleusis angehört, s. RUBENSOHN, Kerchnos MAI. 23, 271 ff., wo die erhaltenen Gefäße aus Eleusis besprochen sind. Die späteren kultischen κέρχνοι sind eine Weiterbildung der alten Gefäße von Melos und Kreta, und diese sind eine Variation der Gefäße von Cypern und Etrurien, in denen zu den aufgesetzten Vasen noch Vögel u. ä. hinzukommen. Von Etrurien aus sind sie weiter über die Alpen gedrungen (HOERNES, Urgeschichte der bildenden Kunst Taf. 16, 3 und 23, 1 aus Oedenburg in Ungarn, Hallstadtzeit). [Über die Prunkgefäße bei den Aegyptern s. H. SCHÄFER, in SETHES Unters. zur Gesch. Aeg. IV.] — Cylinder eines Beamten Naramsins: CESNOLA STERN Taf. 75, 1; andere jüngere Cylinder ebenda; auch der Cylinder eines Schreibers bei OHNEFALSCH-RICHTER, Kypros S. 87 Fig. 111 mag noch der Zeit des Reichs von Akkad angehören. — Über die nackte cyprische Göttin vgl. v. FRITZE, Archäol. Jahrbuch XII 199 ff. Das troische Bleiidol: Troja und Ilion S. 363 f. Katalog S. 255 no. 6446, wodurch die älteren Angaben und Abbildungen antiquiert sind; die Bronzefigur Troja und Ilion S. 338. Katalog S. 242 no. 6054. Mit Recht hat HEUZEY hervorgehoben, daß in der mediceischen Venus die letzte Umbildung dieses uralten Typus vorliegt.

499. Die völlige, kaum durch lokale Variationen etwas modifizierte Übereinstimmung der Funde von Troja, Phrygien und Cypern legt die Vermutung nahe, daß wir es hier mit Erzeugnissen einer einheitlichen Bevölkerung zu tun haben, die dann mit der ursprünglichen kleinasiatischen Rasse identisch sein würde, die wir kennen gelernt haben. In der Tat ist es nicht nur wahrscheinlich, daß die Urbevölkerung von Cypern diesem Stamm angehört, sondern es finden sich auch Spuren spezieller Beziehungen zwischen Cypern und Troja (§ 491 A.).

Freilich können diese auch auf dem Seewege, durch Wanderungen, vermittelt sein. Denn ohne Zweifel hat ein reger Seeverkehr alle Küsten Kleinasiens umfaßt. Die Blüte und der Reichtum Trojas beruht offenbar schon in dieser ältesten Zeit ganz wesentlich auf seiner Lage in der Nähe der großen Meerstraße des Hellesponts; und die Figur der Göttin (§ 498) beweist einen bis nach Cypern reichenden Verkehr, der dann wieder von dieser Insel aus nach Sinear hinüberreicht. Auch mit dem Niltal hat Cypern gewiß seit alters in Verbindung gestanden; Scherben aus der zwölften Dynastie stammen von cyprischen Gefäßen (§ 291). Reger ist freilich der Handel Cyperns mit Aegypten und ebenso der Import cyprischer Waren in Palaestina erst in den folgenden Jahrhunderten geworden. Damals bildete die Insel, wie die aegyptischen Angaben lehren, einen einzigen Staat, der den Namen Alašia trägt. In Troja stammen die Fayenceperlen, die sich in zwei Schätzen gefunden haben (§ 495), in dem einen außerdem ein blaues Fayencestück, das vielleicht die Verkleidung eines Kastens bildete, wohl aus Aegypten. Elfenbein dagegen scheint in den älteren Ansiedlungen noch nicht vorzukommen. — Auf Einflüsse von Sinear aus, die wohl auf dem Landwege nach Troja gelangt sind, dürfte wohl die gelegentliche Verwertung von Siegelcylindern und konischen Siegeln hinweisen; die Darstellungen auf denselben sind jedoch nicht Kopien babylonischer Muster wie auf Cypern, sondern stammen aus der einheimischen Formensprache. Nicht ausgeschlossen ist auch, daß der hochentwickelte Ziegelbau, der die zweite Stadt von Troja charakterisiert, in aus Sinear gekommenen Anregungen wurzelt, wenngleich die Ziegel ungebrannt bleiben; Lehmziegel mit Holzfachwerk finden sich auch in den chetitischen Bauten (§ 501).

Daß das in den Amarnatafeln oft vorkommende Alašia Cypern ist, hat W. M. Müller, Z. Ass. X 257 zuerst erkannt; der Name hat sich in dem des Apollon Αλασιωτας in Tamassos (phoenikisch durch אלהיתס transkribiert, als Beiname des Ršp = Apollon) erhalten: Jensen, Z. Ass. X 380. Die Aegypter geben Alašia durch ’rs wieder; daneben bezeichnen

sie die Insel gewöhnlich durch Asi (Lesung unsicher; Hauptprodukt Kupfer). Das Eliša des A. T. hat mit Alašia nichts zu tun, sondern kann nur Karthago sein. — Fayence: Götze in Troja und Ilion S. 339 f. 385. 391.

500. Daneben stehen Verbindungen nach Norden. Ein direktes Zeugnis dafür würden zwei Bernsteinperlen bieten, wenn es sicher wäre, daß sie dem einen der eben erwähnten Schätze oder überhaupt den Ruinen von Troja angehören. Um so zahlreicher sind die Berührungen der trojanischen Kultur in Technik, Gefäßformen, Dekorationsweise, Geräten und Waffen nicht nur mit den Funden aus thrakischen Grabhügeln (bei Salonik), sondern auch mit den Funden der jüngeren neolithischen Zeit aus dem mittleren und östlichen Europa, vor allem aus dem Donaugebiet (vgl. § 533). In vielen Fällen liegt hier gewiß nur analoge Entwicklung vor — gleichartige Produkte finden sich nicht nur in Etrurien, sondern ebenso vielfach in allen Erdteilen —, während in anderen ein historischer Zusammenhang unverkennbar scheint. Die Frage, ob dabei der entscheidende Einfluß von Süden nach Norden gegangen ist oder umgekehrt, wird zur Zeit eifrig diskutiert, ist aber noch nicht spruchreif: vermutlich werden beide Richtungen des Austausches sich fortwährend gekreuzt haben. Vollends ganz unmöglich ist es, zu entscheiden, ob neben diesem kulturellen Austausch auch ethnographische Verwandtschaft anzunehmen ist, ob etwa bestimmte Völker als Träger bestimmter kultureller Errungenschaften, technischer und künstlerischer Ideen zu betrachten sind und diese innerhalb eines von ihnen okkupierten Gebiets zur Herrschaft gebracht haben. Im allgemeinen kann man mit derartigen Hypothesen nicht vorsichtig genug sein. Alle Geschichte lehrt, daß jede Kultur, vor allem aber jede technische Errungenschaft, und ebenso die Moden des Stils, weit über die Grenzen von Staat und Volkstum hinausgreift — es sei hier nur einerseits an die Verbreitung des romanischen und des gothischen Stils, andrerseits an die Verbreitung des von Amerika gekommenen Tabaks, des aus Arabien stammenden Kaffees und des chinesi-

schen Tees über alle Gegensätze nicht nur der Rassen, sondern auch der Religionen hinweg erinnert. Verbindung eines bestimmten Stils mit einem bestimmten Volkstum ist nur da möglich, wo er aus einer bereits zu höheren Stufen gelangten Kultur erwächst und zum charakteristischen Ausdruck des sie tragenden Volkstums und seiner Anschauungen wird, wie in Aegypten oder Sinear oder in der entwickelten griechischen Kultur; auch da sucht er dann weit über dies Volk und seinen Staat hinauszugreifen, verrät aber bei Fremden in der Regel die Entlehnung durch Mißverständnisse und Umbildungen. Diese Vorbedingungen aber fehlen auf den Gebieten, mit denen wir es hier zu tun haben; das Sonderleben und die individuellen Anschauungen der einzelnen Völker sind in „prähistorischer“ Zeit noch wenig entwickelt, und soweit sie bereits in Keimen vorhanden sind, für uns aus dem erhaltenen Material nicht erkennbar. Die primitive Kunstübung dieser Zeit, und ebenso z. B. später die des geometrischen Stils, entbehrt noch der individuellen Eigenart, die erst der ausgebildete kretische und der mykenische Stil erreicht, und kann sich daher unterschiedslos über weite Gebiete und ethnographisch ganz verschiedene Völker ausbreiten. Andrerseits können die lokalen Variationen, die wir überall finden, sehr wohl innerhalb desselben Volkstums, ja desselben Stammes und Staats von Ort zu Ort auftreten; und ein Stilwechsel setzt überhaupt niemals notwendig das Auftreten eines neuen Volkselements voraus, sondern vollzieht sich sehr häufig (wie eben die schon erwähnten fundamentalen Stilwechsel im Mittelalter) inmitten einer durchaus stabilen Bevölkerung. Gewiß wird die rüstig vorschreitende „prähistorische“ Forschung noch manche geschichtliche und ethnographische Aufklärung bringen; aber schwerlich wird die These sich bewahrheiten, von der viele Forscher ausgehen, daß sich die verschiedenen Völker der Urzeit nach den Stilen und Stilvariationen der Funde scheiden lassen und daß diese Stile überhaupt mit einem bestimmten Volkstum verbunden und von ihm geschaffen seien (vgl. § 534).

Ob die beiden Bernsteinperlen der SCHLIEMANNschen Sammlung dem Funde L und überhaupt Troja angehören, ist nach GÖTZE in Troja und Ilion S. 340 zweifelhaft. — Beziehungen der trojanischen zu den europäischen Kulturen: GÖTZE ib. S. 373. 393. HUBERT SCHMIDT, Troja-Mykene-Ungarn, Z. f. Ethnologie 1904. Über die Funde der Tumuli von Salonik: P. TRAEGER, Z. f. Ethnol. 1901. 1902. H. SCHMIDT, Die Keramik der maked. Tumuli ib. 1905.

Anfänge der chetitischen Kultur

501. Später als im Westen treten uns im östlichen Kleinasien Denkmäler entgegen. Von den Monumenten, welche die Chetiter hinterlassen haben, ist schon die Rede gewesen. Die Kultur, von der sie Zeugnis geben, gehört erst der folgenden Epoche an; nur die Wurzeln, aus denen sie erwachsen ist, müssen hier bereits kurz besprochen werden. In der Technik der Gebäude von Boghazkiöi ist die Berührung mit Troja unverkennbar; sie sind von ungebrannten Lehmziegeln und Holzfachwerk auf Fundamenten von Bruchsteinen errichtet. Auch die Stadtmauern sind aus den gleichen Anfängen entwickelt; aber die Böschungsmauer aus kleinen Feldsteinen, welche in Troja den Erdwall des Fundaments schützte, hat sich hier zu einem gewaltigen Unterbau von mächtigen Felsblöcken entwickelt, mit inneren Gängen und zahlreichen Türmen; auf demselben erhob sich auch hier die obere Mauer aus Lehmziegeln und Holz. Ebenso ist die Anlage der Gebäude eine andere geworden; zu dem Palast tritt der Tempel hinzu mit großen Höfen und Pfeilerhallen. Wir haben es hier eben schon mit einer beträchtlich weiter fortgeschrittenen Kultur zu tun, die zwar fremde Anregungen aufgenommen hat, aber sich eigenartig, wenn auch innerlich lange nicht so durchgebildet, neben die älteren Kulturen des Orients stellt.

Über die Bauwerke von Boghazkiöi s. PUCHSTEINS Vorläufigen Bericht in Mitt. D. Orientges. 35, 59 ff. (weitere Literatur § 474 A.).

502. Daß in der bildenden Kunst der Chetiter, namentlich in der Gestaltung der Götterbilder, einheimische Anschauungen zum Ausdruck gelangen, haben wir früher schon gesehen. Daneben

aber treten die Einflüsse dieser älteren Kulturen sehr stark hervor, sowohl die der aegyptischen wie die Sinears. Die Jahrhunderte langen Wechselbeziehungen, in denen die Völker des östlichen Kleinasiens, die Mitani und Chetiter, mit den Ländern am Euphrat und Tigris gestanden haben, sind schon besprochen, ebenso das Eindringen der Assyrer ins östliche Kleinasien (§ 465). Durch sie ist offenbar die Keilschrift hierher gekommen, die dann von dem chetitischen Reich vorwiegend verwendet wird. Ebenso gehen die phantastischen Dämonen und Mischwesen, die wappenartige Anordnung der Figuren, das Reichswappen des doppelköpfigen Adlers (§ 479) auf babylonische Einflüsse zurück, wenn sie auch von der einheimischen Kunst eigenartig weitergebildet sind. Aus Aegypten stammt vor allem das Symbol der geflügelten Sonnenscheibe (§ 479) und die in ein weibliches Wesen umgewandelte Sphinx. — Neben der Keilschrift verwenden die Chetiter eine einheimische Hieroglyphenschrift (die sich gleichzeitig auch zu einer Kursive entwickelt hat, ähnlich dem Hieratischen der Aegypter; vgl. § 474). Es ist evident, daß diese Schrift älter sein muß als das Eindringen der Keilschrift; wenn die Chetiter diese schon angenommen und auf ihre Sprache übertragen hatten, würden sie gewiß nicht nachträglich noch eine neue Bilderschrift erfunden haben. Aber schwerlich ist diese Schrift eine originale Errungenschaft ihrer Kultur; sondern sie haben bei den Kulturvölkern den Gebrauch der Schrift gesehen und sich nach deren Muster eine eigene Schrift erfunden, wie das bei Barbaren bis auf die Gegenwart hinab nicht selten vorkommt. Weiteres wird sich erst sagen lassen, wenn die Entzifferung der Schrift gelungen ist; soweit sich bis jetzt urteilen läßt, scheint eine Einwirkung der aegyptischen Hieroglyphen auf das Prinzip der Schrift und vielleicht auch auf einzelne Zeichen kaum verkennbar.

II. Die Welt des Aegaeischen Meers

Die Denkmäler

503. Das Aegaeische Meer ist keine Völkerscheide. Das westliche Kleinasien streckt seine Halbinseln den Landzungen Griechenlands entgegen, die Inseln bilden die Brücke; nirgends gibt es eine Stelle im Meer, wo der Schiffer nicht ringsum aufragende Berggipfel erblickt. So fluten die Volksstämme hinüber und herüber, und wenn die Politik zeitweilig, wie in der Gegenwart, eine Grenzlinie hindurchgezogen hat, so bleibt dieselbe immer künstlich und ephemer und vermag weder dem Verkehr und dem Austausch der Kultur noch den Expansionsbestrebungen der Völker und Staaten Schranken zu setzen. Gerade in den ältesten geschichtlicher Forschung erkennbaren Epochen tritt diese Einheit der Inseln und Küsten des Aegaeischen Meers besonders anschaulich hervor. In einer Zeit, wo die Elemente der Kultur sich erst ausbilden, hat das Meer hier dieselbe Bedeutung besessen wie am Nil und Euphrat das fruchtbare Ackerland des Überschwemmungsgebiets: es lockt zur Seefahrt, zum Vordringen nach unbekannten Küsten, es schafft einen regen Verkehr und in demselben eine ständige Weiterentwicklung der materiellen und der geistigen Errungenschaften. Dadurch gewinnen die Inseln eine zentrale Stellung; auf ihnen schreitet die Kultur ständig weiter fort, von hier aus dringt sie nach den Küsten der Festländer. Erst als diese einen Höhepunkt erreicht hat, gelangen die Festlandsstämme, ausgerüstet mit den Kulturerrungenschaften, die

sie von den Inseln übernommen haben, dank ihrem ausgedehnten Hinterland und der weit größeren Volkszahl zu gesteigerter Bedeutung und können die Inselwelt niederwerfen, sei es, daß sie deren ältere Kultur zerstören, sei es, daß sie an sie anknüpfen und sie weiterbilden.

504. Diese Entwicklung, welche im dritten Jahrtausend v. Chr. beginnt und sich bis gegen das Ende des zweiten Jahrtausends fortsetzt, ist in der Überlieferung der späteren Zeit so gut wie verschollen. Nur eine dunkle Kunde von alten Völkerbewegungen, von der ehemaligen Seemacht der Könige von Kreta, von dem Glanz von Mykene und dem Krieg gegen Ilion hat die griechische Sage bewahrt und im Epos gestaltet, und vereinzelte Trümmer mächtiger Bauten, die offen zu Tage lagen, legten Zeugnis ab von der Macht und dem reichen Leben einer fernen Vorzeit, doch ohne daß eine geschichtliche Deutung und eine Verknüpfung mit der späteren Kultur möglich gewesen wäre. Auch hier haben erst die Ausgrabungen Aufklärung geschaffen; sie haben das der geschichtlichen Erkenntnis zugängliche Gebiet um mehr als ein Jahrtausend erweitert. Der Bahnbrecher ist auch hier H. Schliemann gewesen. Nachdem er die älteste trojanische Kultur entdeckt hatte, hat er 1876 Mykene, 1884 Tiryns und damit die reiche Kultur des zweiten Jahrtausends erschlossen, die wir nach der Stätte, wo sie uns zuerst entgegengetreten ist, die mykenische nennen. Seitdem hat sich unsere Kenntnis durch ununterbrochene weitere Ausgrabungen und durch die wissenschaftliche Verarbeitung der Ergebnisse stetig vermehrt. Eine neue gewaltige Erweiterung unserer Kenntnisse haben seit einem Jahrzehnt die Ausgrabungen auf Kreta gebracht, welche nicht nur die Vorstufen der mykenischen Kultur in weit reicherer Fülle als bisher erkennen ließen, sondern zugleich lehrten, daß diese selbst nur der Ausläufer einer älteren, weit lebensvolleren Kultur gewesen ist, deren Mittelpunkt die Insel Kreta gebildet hat. Die Möglichkeit, die einzelnen Perioden dieser langen Entwicklung nicht nur nach der Folge der Fundschichten abzuschätzen, sondern chronologisch mit ausreichender Genauig-

keit zu bestimmen, hat Aegypten gewährt, wo datierte Funde aus allen Hauptepochen derselben erhalten sind. Im übrigen ist die Forschung auf diesem Gebiet noch in ständigem Fluß; nur die ersten Umrisse der Entwicklung sind erkannt und einigermaßen sicher gedeutet. Dagegen bieten vor allem die ethnographischen Fragen noch die schwierigsten Probleme; hier gehen die Meinungen weit auseinander und eine definitive Lösung wird erst die Zukunft bringen.

H. Schliemann, Mykenae 1878. Orchomenos 1881. Tiryns 1886. Für das Verständnis der Kultur sind grundlegend Furtwängler und Löschcke, Myken. Tongefäße 1879, und vor allem Myken. Vasen 1886. Weitere Förderung haben vor allem die sorgfältigen Arbeiten von Tzuntas gebracht (meist in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική publiziert). Zusammenfassung der Ergebnisse: Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der heut. Wissenschaft 1890. Tsountas and Manatt, The Mycenaean age 1896. Hall, The Oldest Civilization of Greece 1901. — Dann folgten seit 1899 die Ausgrabungen auf Kreta, die italienischen in Phaestos (vorläufige Publikationen meist in den Monumenti antichi dei Lincei), und vor allem die von Arthur Evans in Knossos, an die sich die Erforschung zahlreicher anderer Stätten der Insel angeschlossen hat; über die amerikanischen Ausgrabungen in Gurnia (an der Bucht von Mirabello) H. Boyd in Transact. of the department of Archeology, Univ. of Pennsylvania I, 1904. Diese Ausgrabungen sind noch nicht abgeschlossen; eingehende vorläufige Berichte und Untersuchungen meist im Annual of the British School at Athens seit vol. VI 1899 und im Journal of Hellenic Studies. Von einer zusammenfassenden Publikation der wichtigsten Denkmäler: Antiquités Crétoises, von G. Maraghiannis, mit Text von Pernier und Karo, ist 1907 die erste Serie (50 Tafeln) erschienen. Aber vieles ist noch unpubliziert, und ein einigermaßen sicheres Urteil läßt sich ohne Autopsie nicht gewinnen. Umsomehr muß ich mich auf ein kurzes Referat beschränken; nur die chronologischen Fragen glaube ich selbständig beurteilen zu können. Evans hat auf Kreta die Schichten nach der neolithischen Zeit in drei Epochen geteilt, die er als Early Minoan, Middle Minoan (Kamaresstil) und Late Minoan (Palaststil, frühmykenischer Stil) bezeichnet, und deren jede er wieder in drei Unterabteilungen zerlegt; vgl. Evans, Essai de classification des époques de la civilisation minoenne 1906. Eine gute und sehr konzise Übersicht der wichtigsten Ergebnisse gibt Burrows, The discoveries in Crete, 2 ed. 1907 [vorher: S. Reinach, La Crète avant l'histoire, in L'Anthropologie 1902. Karo im Archiv für Religionswissenschaft VII. VIII 1904. 1905]; ferner Lagrange, La

Crète ancienne, 1908, und die populäre Schrift von A. Mosso, Escursione nel Mediterraneo e gli scavi di Creta, 1907. — Zu den Ausgrabungen auf Kreta bilden die auf den Kykladen (§ 510 ff.) die Ergänzung.

Älteste Bevölkerung der Inseln und Griechenlands. Ausbreitung der Kleinasiaten. Die Pelasger

505. Wir haben schon gesehen, daß die kleinasiatische Bevölkerung sich in alter Zeit weit auf die Inseln hinaus erstreckt hat. Namentlich auf Kreta liegt die enge Berührung mit Kleinasien, vor allem auf religiösem Gebiet, offenkundig zu Tage und ist nie verkannt worden: der kretische Zeus entspricht dem Himmelsgott Kleinasiens, seine Mutter der großen Naturgöttin, sein Geburtsfest und sein Tod den dortigen Kulten und Sagen. In den Denkmälern der Blütezeit Altkretas tritt uns das Symbol der Doppelaxt (§ 481) überall entgegen und wird kultisch verehrt; unter den Gottheiten tritt eine Göttin besonders hervor, die zwischen zwei Löwen thront oder auch auf einem Berge steht, an dem zwei Löwen sich aufrichten, also das Gegenbild der Göttermutter Kleinasiens. Ferner findet sich eine Schlangengöttin, eine Göttin des Liebeslebens, eine Göttin der Vegetation u. a.; der Kult heiliger Bäume ist weit verbreitet, ebenso der heiliger Steine, Pfeiler und Säulen. In späterer Zeit bestand die Bevölkerung der Insel aus sehr verschiedenartigen Elementen; nach einer alten Stelle der Odyssee (τ 175) saßen hier fünf verschiedensprachige Völker: Achaeer, Eteokreter, Kydonen, Dorier und Pelasger. In den Kydonen, deren Name sich in dem der Stadt Kydonia (j. Chania) im westlichsten Teil der Nordküste erhalten hat, und in den Eteokretern werden wir die älteste Bevölkerung suchen (vgl. § 514). Nach späteren Angaben haben sich diese „echten Kreter" im Osten der Insel, in der Stadt Praisos, erhalten; und hier sind mehrere Inschriften in griechischem Alphabet gefunden worden, welche in ihrer uns noch gänzlich unverständlichen Sprache abgefaßt sind. Herodot sagt, daß die ganze Insel ursprünglich, zur Zeit des Minos (der für ihn kein

Grieche ist), von Nichtgriechen bewohnt gewesen sei, und bewahrt eine Tradition der Praisier, daß die Griechen erst nach Minos' Tod auf Sicilien, als die alte Bevölkerung nach Iapygien in Italien ausgewandert war, auf die Insel gekommen seien; auf diese älteren Griechen, die am troischen Kriege teilnahmen, seien dann noch später als dritte Bevölkerungsschicht die gegenwärtigen (dorischen) Bewohner gefolgt. Von der Urbevölkerung leitet Herodot auch die Lykier (Tramilen) ab; ebenso behaupten die Bewohner von Kaunos in Karien, aus Kreta eingewandert zu sein. Den Eteokretern entsprechen auf der weiter östlich gelegenen kleinen Insel Karpathos die in den attischen Tributlisten des fünften Jahrhunderts erwähnten Eteokarpathier. Freilich läßt sich durchaus nicht erweisen, daß diese Stämme schon zu der Zeit, der die ältesten Fundschichten angehören, auf der Insel gesessen haben; dagegen ist sicher, daß die Träger der entwickelten kretischen Kultur, sowohl der Kamareszeit wie der altmykenischen Epoche, nicht zu der hyperbrachykephalen Rasse Kleinasiens gehört haben: die einheimischen wie die aegyptischen Abbildungen zeigen einen total anderen Typus als z. B. die Chetiter, und unter ihren Skeletten überwiegen die Langschädel sehr stark (während die jetzige Bevölkerung Kretas meist brachykephal ist). Damit ist natürlich noch nicht ausgeschlossen, daß sie, sei es anthropologisch, sei es auch nur sprachlich, mit anderen Stämmen Kleinasiens verwandt waren; aber das wahrscheinlichste ist vielleicht, daß sie gegen Ende des dritten Jahrtausends auf Kreta eingewandert sind und die den Kleinasiaten verwandte älteste Bevölkerung der Insel verdrängt oder unterjocht, dabei aber ihre Kulte und ihre Zivilisation übernommen und weitergebildet haben (vgl. § 514).

Eingehender kann, was sich über die altkretische Religion erkennen läßt, erst im nächsten Bande besprochen werden; hier mußte ein kurzer Hinweis genügen. — Eteokreter: Staphylos bei Strabo X 4, 6. 12 (über den Namen Πραῖσος s. Wilamowitz, Hermes 40, 151 f.). Inschriften: Conway, Annual of the British School at Athens VIII 125 ff. X 115 ff., dessen Versuch, die Sprache als indogermanisch zu erweisen, mir wenig

überzeugend ist. — Autochthonen auf Kreta auch Skylax 47. — Herod. I 173 (Ableitung der Lykier des Sarpedon aus Kreta, ebenso VII 92): τὴν γὰρ Κρήτην εἶχον τὸ παλαιὸν πᾶσαν βάρβαροι; ebenso in der Erzählung über Minos und die späteren Schicksale der Insel VII 170 f. Die Bewohner von Praisos und Polichne nehmen allein an der Auswanderung nach Westen nicht teil; mit anderen Worten, sie sind die einzigen Reste der vorhellenischen Bevölkerung, die sich später noch erhalten hatten. [Über die Minossagen und die Frage, welcher Bevölkerungsschicht er ursprünglich angehörte, s. den nächsten Band; an dieser Stelle kommt nur Herodots Auffassung in Betracht.] — Angabe der Kaunier (die Herodot von den Karern scheidet, obwohl sie nach ihm dieselbe Sprache sprechen): I 172. — Über die Schädel von Zakro Dawkins, Annual VII 150 ff.; von Palaeokastro: Duckworth, Annual IX 344 ff. [vgl. Hawes ib. XI 296 f.]; die Langschädel überwiegen gerade hier, in sicher eteokretischem Gebiet, durchaus, wenngleich auch Breitschädel nicht selten vorkommen; gegenwärtig herrschen auf Kreta die letzteren. — Die Ansicht von Evans [J. Hell. Stud. XVII 362 ff., wo er noch ganz unter dem Einfluß der älteren Ansichten Petries über die ältesten aegyptischen Denkmäler (§ 169 A.) steht], die namentlich Mackenzie, Cretan Palaces and the Aegaean Civilization, im Annual XII 216 ff., weiter ausgeführt hat, die Bevölkerung Kretas und der Kykladen und ihre Kultur sei afrikanischen (libyschen) Ursprungs, halte ich für einen Mißgriff; die Übereinstimmungen mit der ältesten Zivilisation Aegyptens beruhen, soweit sie vorhanden sind, auf paralleler Entwicklung und beweisen gar nichts (z. B. die Bekleidung mit einem Lendenschurz), und die Ableitung des kretischen Haustypus aus Afrika ist sicher ganz verfehlt, s. dagegen jetzt F. Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, 1908, S. 38 ff. Libyen ist gewiß nicht die Heimat einer höheren Kultur. Richtig ist nur die Ablehnung der Hypothese, daß die kretische Kultur aus Karien stamme, wohin vielmehr eine höhere Zivilisation erst am Ende der mykenischen Epoche eindringt. Vielmehr hat sich die kretische Kultur aus den der ganzen Welt des Aegaeischen Meeres gemeinsamen Grundlagen auf der Insel sebst zu immer höherer Gestaltung entwickelt. Ethnographische Schlüsse lassen sich aber aus dieser Tatsache überhaupt nicht ziehen. Vgl. auch §§ 512 A. und 514 A.

506. Die Bevölkerung der übrigen Inseln des Aegaeischen Meeres bestand nach Herodot zu Minos' Zeit aus Karern, die später vor den eindringenden Griechen auf das asiatische Festland wichen; nach Thukydides hätte sie dagegen schon Minos vertrieben, da er diesen im Gegensatz zu Herodot für einen Griechen hält. Daß Delos ehemals von Karen besiedelt war,

folgert Thukydides aus den nach karischer Weise bestatteten Leichen, welche die Athener hier im Jahre 426 aushoben. Diese Karer, sagt Herodot, hießen ehemals Leleger; und dieser halbverschollene Volksname begegnet uns mehrfach in griechischen Traditionen an der später von den Ioniern besiedelten karischen Küste sowie im Süden von Troas, in jüngeren Abschnitten der Ilias in Pedasos am Satnioeis, in anderen Überlieferungen in Antandros und Gargara am Südabhang des Ida; hier werden sie von der See her zugewandert sein. — Aber auch auf dem griechischen Festlande werden Karer und Leleger als älteste Bewohner genannt, Karer in Hermione und Epidauros — auch der Name Karia, den die eine der beiden Burgen von Megara trägt, bewahrt ihren Namen —, Leleger in der genealogischen Dichtung als Urbevölkerung von Mittelgriechenland, speziell von Lokris und Akarnanien, ferner von Megaris, Lakonien und Messenien. In diesen Angaben hat sich noch eine Kunde von den geschichtlichen Vorgängen der ältesten Zeit erhalten. Denn es ist nicht zweifelhaft, daß die Griechen nicht die Urbevölkerung ihrer späteren Wohnsitze gebildet haben können, sondern aus der ursprünglichen Heimat der Indogermanen in die Balkanhalbinsel eingerückt sind — von der Zeit, in die diese Einwanderung zu setzen ist, wird später die Rede sein — und dann immer weiter nach Süden und schließlich auf die Inseln vorgedrungen sind, vermutlich gedrängt von anderen nachrückenden indogermanischen Stämmen, den Thrakern und Illyriern. Eine erste Welle dieser griechischen Bevölkerung bilden die Stämme, welche die mykenische Kultur angenommen haben und von denen das Epos erzählt (die Achaeer), eine zweite die Dorier und die ihnen verwandten Stämme des Nordwestens. Daß das Land nicht unbewohnt war, als die Griechen kamen, ist ohnehin klar und wird dadurch bestätigt, daß Griechenland voll ist von Namen von Ortschaften, Bergen und Flüssen, welche jeder griechischen Etymologie spotten. Unter diesen Namen finden sich vor allem Bildungen auf -assos und -essos (-ettos), speziell in Attika und Boeotien, so Sphettos, Gargettos, Sypalettos,

Hymettos, Lykabettos, Brilessos, Mykalessos, Teumessos, Keressos, Hyettos, Koressos auf Keos, der Berg Parnassos — vielleicht gehören auch Namen wie Larisa (in Thessalien und Argolis und an der ganzen Westküste Kleinasiens), Amphissa, Argissa, die Flußnamen Kephissos, Ilissos u. a. hierher —, ferner solche auf -nth, -nthos, wie Korinthos, Tiryns, Saminthos, Probalinthos, Trikorynthos, Kerinthos und Amarynthos auf Euboea, Zakynthos, Bergnamen wie Erymanthos, Arakynthos, Bildungen, die ebenso auf Kreta und den anderen Inseln vorkommen und die wir als charakteristisch für die kleinasiatische Bevölkerung kennen gelernt haben (§ 476). Sie bestätigen, daß in Griechenland ursprünglich kleinasiatische Stämme gesessen haben. Ob es freilich nicht daneben andere Stämme ganz anderer Herkunft gegeben hat, läßt sich nicht entscheiden; die homogene Kultur, welche wir in diesem ganzen Gebiet in der ältesten Zeit antreffen (§ 510), beweist durchaus noch nicht, daß die Bevölkerung einheitlich gewesen sein muß.

Urbevölkerung der Inseln: Herod. I 171. Thuk. I 4. 8. Leleger ist nach Herodot I 171 ein alter Name der Karer; nach Pherekydes bei Strabo XIV 1, 3 wohnten die Karer südlich, die Leleger nördlich von Ephesos (vgl. XIV 1, 21), Kallisthenes bei Strabo XIII 1, 59 dagegen setzt die Leleger ins Gebiet von Halikarnass; alte Gräber und Mauern bei Milet und sonst in Karien hießen lelegisch: Strabo VII 7, 2. Der karische Historiker Philippos von Suangela bei Athen. VI 271 b dagegen Κᾶράς φησι τοῖς Λέλεξιν ὡς οἰκέταις χρήσασθαι πάλαι τε καὶ νῦν; nach Plut. qu. gr. 46 wären sie nach Tralles als Eindringlinge gekommen (mit den Minyern), dann aber zu Sklaven gemacht worden. So sind die Leleger wohl ein den Karern nahe verwandter Stamm, der auf den Inseln und an der Küste saß, und dann von den Bewohnern des Binnenlandes (und den Griechen) geknechtet wurde. — Leleger in Pedasos am Satnioeis: Il. Υ 96. Φ 86. Κ 429; in Antandros: Alkaeos bei Strabo XIII 1, 51 [Herodot VII 42 nennt Antandros Πελασγίς, wohl weil er in historischer Zeit keine Leleger anerkennt]; in Gargara: Epaphroditos bei Steph. Byz. und Etym. magn. — Karer in Epidauros und Hermione: Aristot. bei Strabo VIII 6, 15. Leleger in Europa bei Hesiod fr. 115 Rzach ed. mai. bei Strabo VII 7, 2, wonach sie Zeus λεκτοὺς ἐκ γαίης ἀλέας πόρε Δευκαλίωνι [s. Reitzenstein, Philol. 55, 194, und gegen dessen Lesung Λευκαρίωνι Usener, Rh. Mus. 56, 482]; nach ihrem Führer Lokros erhalten sie dann den Namen Lokrer. Darauf gehen alle weiteren Kom-

binationen über Leleger in Mittelgriechenland zurück, namentlich Aristoteles bei Strabo VII 7, 2 (in Akarnanien, Boeotien, Leukas u. a.; in Euboea Symn. 571). Ein Urkönig Lelex αὐτόχθων in Lakonien und Messenien: Pausan. III 1. IV 1. Apollod. III 10, 3; in Megara (er kommt zwölf Generationen nach Kar S. d. Phoroneus, dem Eponymus der Karia, aus Aegypten): Pausan. I 39, 6. IV 36, 1. — Homer kennt Leleger nur in Kleinasien; Thukydides vermeidet, wie Herodot, den Namen offenbar mit Absicht. — Zu den Namen auf -ssos und -nthos vgl. Kretschmer, Einleitung 302 ff. 402 f. 405. Ganz mißglückt ist der Versuch Ficks, Vorgriechische Ortsnamen 1905, die nichtgriechischen Namen des Mutterlandes, Kretas und der Inseln nach Volksstämmen zu scheiden und zu deuten (vgl. §§ 473 A. 507 A.).

507. Noch ein Name muß hier besprochen werden, der in den gelehrten Untersuchungen des Altertums und der Neuzeit über die Urbevölkerung der griechischen Welt eine große Rolle spielt, der der Pelasger. Seit den Versuchen der ältesten griechischen Geschichtschreiber, der sogenannten Logographen, ein geschichtliches Bild von den Anfängen Griechenlands zu gewinnen, treten sie uns überall als ein großes Urvolk entgegen, das im Peloponnes, in Thessalien und Epirus und anderen Landschaften gewohnt, auch nach der Westküste Kleinasiens hinübergedrängt und nach einigen schließlich nach Italien ausgewandert sein soll, wo Pherekydes die Oenotrer und Peuketier, Herodot die Etrusker (Tyrsener) von Cortona, Hellanikos die Etrusker insgesamt für Pelasger erklärt. In Wirklichkeit hat es Pelasger nur in Thessalien gegeben, in der fruchtbaren Peneiosebene, die danach „das pelasgische Argos“ und später Pelasgiotis heißt. Von hier, „fern vom großscholligen Larisa her“, läßt die Patroklie die Pelasger dem Priamos zu Hilfe ziehen; außerdem verbindet sie ihren Namen mit dem Zeus von Dodona. Die Odyssee nennt außerdem Pelasger unter den Völkern auf Kreta (§ 505); dorthin werden sie ebensogut wie die Dorier von Thessalien aus gekommen sein. Hier standen sie im Gegensatz zu ihren südlichen Nachbarn, den Hellenen von Phthia, denen gegenüber sie als die Urmenschen erscheinen. Sie sind dann spätestens zu Anfang des ersten Jahrtausends den von Westen her ein-

dringenden Thessalern erlegen und von ihnen zu Leibeigenen (Penesten) gemacht worden. Ein anderes reales Volk, das den Namen Pelasger führte, gibt es aber überhaupt nicht; überall sonst ist nicht von einem Pelasgervolk, sondern nur von ihrem der ältesten Urzeit angehörigen Eponymos Pelasgos die Rede. Dem älteren (homerischen) Epos ist diese Gestalt noch völlig fremd; dagegen hat die genealogische Poesie sie aufgegriffen und den „erdgeborenen Pelasgos“ zum Stammvater der Menschen gemacht. Da die Arkader für die ältesten, niemals gewanderten Menschen galten, mußte Pelasgos ihr Ahnherr sein und wurde dem arkadischen Stammbaum vorgeschoben, mit dem er der Sache nach nicht das mindeste zu tun hat. Dadurch, daß der Name „das pelasgische Argos“ von der thessalischen Ebene auf die peloponnesische Stadt übertragen und auch hier vom Verfasser des Danaidenepos ein Urkönig Pelasgos geschaffen wurde, daß dann Hekataeos den Namen der Burgmauer Athens, Pelargikon, in Pelasgikon umwandelte und diese Mauer für einen Pelasgerbau erklärte, daß er weiter die so gewonnenen attischen Pelasger mit den Tyrsenern (Etruskern) von Lemnos zusammenwarf, ist der Glaube entstanden, in vorgriechischer Zeit seien die Pelasger ein weithin verbreitetes Volk gewesen. Hellen, der Sohn des Deukalion, durch den erst ein hellenisches Volk in die Welt gekommen war, hatte nach Ausweis der Stammbäume keineswegs in sehr alter Zeit gelebt; viele der berühmtesten Stammbäume, z. B. die von Argos und Athen, gingen nicht auf ihn, sondern auf weit ältere Ahnen zurück. Daraus schloß man, daß diese Herrschergeschlechter und auch ihre Untertanen keine Hellenen gewesen seien. Hier bot sich der Pelasgername von selbst, und ganz konsequent folgerten Hekataeos, Herodot, Hellanikos, dieselben müßten Barbaren gewesen sein. Herodot sucht das weiter dadurch zu stützen, daß die Etrusker von Cortona und die Etrusker (Tyrsener) von Lemnos, die zu seiner Zeit, von den Athenern vertrieben, in Plakia und Skylake an der Propontis wohnten, und die er, dem Hekataeos folgend, für Pelasger hielt, natürlich eine nichtgriechische

Sprache sprachen. Seine Darlegung zeigt zugleich, daß seine Hypothese der gewöhnlichen Auffassung durchaus widersprach; besonnener hielten daher Aeschylos und Thukydides den Namen Pelasger lediglich für eine ältere, später durch Danaos und durch Hellen und seine Söhne verdrängte Bezeichnung der Griechen. Zwischen diesen beiden Auffassungen haben seitdem die antiken wie die modernen Forscher hin und her geschwankt. Sie haben das von ihren Vorgängern gesammelte Material durch neue Kombinationen mannigfach zu erweitern gesucht; aber sie alle waren gleichmäßig von dem Glauben beherrscht, das, was uns Aeschylos und die Logographen erzählen, was für Herodot bereits ein Problem war, das er nicht durch Berufung auf Überlieferungen, sondern durch eingehende Diskussion und kühne Hypothesen zu lösen sucht, seien wirkliche Traditionen über die urälteste Zeit Griechenlands; sie alle haben unterlassen, diese auf ihren Ursprung hin zu prüfen und die Frage aufzuwerfen, ob ihnen wirklich geschichtlicher Wert zukomme. Diese Frage kann bestimmt verneint werden; und damit verliert das Pelasgerproblem für die Geschichte und Ethnographie des Altertums alle Bedeutung und schrumpft auf die unwesentliche Frage zusammen, ob die Pelasger Thessaliens ein griechischer Stamm waren oder der vorgriechischen Bevölkerung angehörten. Wenn ich früher geneigt war, mich für die erstere Alternative zu entscheiden, so möchte ich jetzt die zweite für wahrscheinlicher halten; ihr Autochthonentum und der Gegensatz gegen die Hellenen, der in den Angaben über die Pelasger überall hervortritt und Anlaß gegeben hat, daß die Ilias sie auf die Seite der Trojaner stellt, scheint darauf hinzuweisen. Einen sicheren Anhalt zur Ermittlung ihrer Nationalität besitzen wir indessen nicht.

Entstehung, Geschichte und Wert der Überlieferung über die Pelasger habe ich 1892 im ersten Bande meiner Forschungen zur Alten Geschichte dargelegt. Ich wüßte an den Ergebnissen nichts zu ändern noch hinzuzufügen, außer daß ich es jetzt für wahrscheinlicher halte, daß die Pelasger des thessalischen Argos (und von Kreta) nicht ein

griechischer, sondern ein vorgriechischer Stamm gewesen sind. — Die Pelasger der Patroklie Il. P 288 ff. [daraus B 840. K 429] kommen τῆλ' ἀπὸ Λαρίσης ἐριβώλακος; das kann nur Larisa in Thessalien sein. Die Späteren, so vielleicht schon der Schiffskatalog, haben sie dann nach Kleinasien versetzt, aber trotz alles Suchens hier nirgends Pelasger nachzuweisen vermocht (s. Strabo XIII 3, 2 f., sowie Steph. Byz. Λάρισα und die Homerscholien; um der Iliasstelle willen machte Menekrates von Elea bei Strabo l. c. die Urbevölkerung Ioniens zu Pelasgern anstatt Lelegern, vgl. Steph. Byz. Νινόη, während andere die Pelasger nach Lesbos oder Chios brachten); s. Forsch. I 34 ff. Ζεῦ ἄνα Δωδωναῖε Πελασγικέ Il. Π 233. Pelasger auf Kreta: Od. τ 177. — Herodot über die Pelasger I 56 f. [wo mit Dion. Hal. I 29 Κροτῶνα und Κροτωνιῆται zu lesen ist, nicht Κρηστῶνα und Κρηστωνιῆται, wie die in den Handschriften vorliegende Überlieferung korrigiert hat; es gibt weder eine Stadt Kreston noch ein Volk Krestoniaten]; Hekataeos über die Pelasger auf Lemnos Her. VI 137 ff. Aeschylos' Auffassung liegt in den Hiketiden vor, die des Thukydides I 3. — Es ist sehr wohl möglich, daß der Pelasgername mit dem der Pelagonen im inneren Makedonien zusammenhängt, also aus Πελαγ-σκός entstanden ist [auch Πέλ-οψ kann man heranziehen]; ebenso mag Gortyn auf Kreta dem Gyrton in Pelasgiotis sowie Gortynia am Axios u. ä. entsprechen [so z. B. Fick, Vorgriech. Ortsnamen 19 ff., der im übrigen völlig kritiklos alle Angaben der Alten mit naiver Gläubigkeit aufgreift und für die Rekonstruktion der Urzeit verwendet]; aber hier verliert sich alles ins Ungewisse, und einigermaßen zuverlässige historische Ergebnisse lassen sich zur Zeit wenigstens noch nicht gewinnen.

Die ältesten Kulturschichten im Gebiet des Aegaeischen Meers. Kreta und die Kykladen

508. An keiner Stätte der Welt des Aegaeischen Meers reichen die bis jetzt entdeckten Überreste menschlicher Ansiedlungen in so frühe Zeit hinauf, wie in dem Hügel bei Knossos auf Kreta, auf dem im zweiten Jahrtausend der große Palast stand, dessen Ruinen die Griechen als das Labyrinth bezeichnen. Der Fußboden des Westhofs dieses Palastes liegt etwa 2½ Meter unter der jetzigen Oberfläche des Hügels; darunter liegen schichtenweise die Überreste älterer Bauten, die den Perioden angehören, die Evans (§ 504 A.) als Middle und Early Minoan bezeichnet. Die mittelminoische Schicht ist charakterisiert durch die Tongefäße, die den Namen Kamares-

vasen erhalten haben (§ 518); diese Schicht ist durch Funde solcher Gefäße in Aegypten (§ 291), die sich ständig mehren, als gleichzeitig mit der zwölften Dynastie erwiesen worden; die Blüte der mittelminoischen oder Kamareskultur beginnt also um 2000 v. Chr., die älteren Schichten (Early Minoan) führen uns mithin ein paar Jahrhunderte weiter hinauf. Zusammen haben diese Schichten (Early und Middle Minoan) eine Höhe von 3 Metern. Unter dem ältesten ihnen angehörenden Fußboden liegt bis zum gewachsenen Boden eine Schuttschicht von nahezu 6½ Metern, die einer rein steinzeitlichen (neolithischen) Kultur angehört, welche das Metall noch nicht kennt. Reste von Gebäuden sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden; wohl aber zeigen die zahllosen Gefäßschalen, welche die ganze Schicht anfüllen, daß die Stätte ständig bewohnt gewesen ist; sie lassen zugleich einen allmählichen Fortschritt der Technik und die Anfänge einer Dekoration erkennen. Eine einigermaßen zuverlässige Abschätzung des Zeitraums, den diese Entwicklung umfaßt hat, ist völlig unmöglich; nur so viel ist klar, daß diese Schicht, die nicht unwesentlich mächtiger ist als die, welche die zweite Stadt in Troja von der ältesten Ansiedlung (§ 491) oder den ältesten Tempel in Nippur (§ 366 A.) von dem Urboden trennt, uns in ihren Anfängen jedenfalls weit ins vierte, wenn nicht ins fünfte Jahrtausend hineinführt, die älteste Besiedlung der Stätte mithin zeitlich den ältesten Funden in Aegypten (§ 169 f.) nahe kommt, wenn sie auch schwerlich ganz so weit hinaufreicht wie diese.

Querschnitt der Fundschichten in Knossos: Evans im Annual of the British School at Athens X p. 19. — Die neolithischen Funde: Evans l. c. und VI p. 6. Die Tonscherben: Mackenzie, J. Hell. Stud. XXIII 158 ff. und Taf. IV. Auch in Phaestos hat sich unter dem Palast eine neolithische Schicht gefunden: Mon. dei Lincei XII 22. Rendiconti dei Lincei XVI 1907, 267 ff. So wenig eine absolute Chronologie für die Anfänge der neolithischen Schicht möglich ist, so ist doch Evans' Ansatz auf 10—12000 v. Chr., den er selbst als ein moderate estimate bezeichnet, ohne Zweifel maßlos übertrieben, ganz abgesehen davon, daß er das Alte und Mittlere Reich in Aegypten beträchtlich zu hoch setzt.

509. In den tieferen Lagen dieser ältesten Schichten scheint kaum irgendwelche Entwicklung erkennbar zu sein. Neben steinernen Beilen und Keulenköpfen, Knochengeräten, Spinnwirteln von Ton, aus Melos importierten Obsidianmessern (§ 511) finden sich hier zahlreiche Scherben aus sehr unreinem grauen Ton, der äußerlich mit der Hand geglättet ist und kaum je irgendwelche Verzierungen zeigt. Reste von Wohnungen haben sich noch nicht gefunden; es werden runde Hütten gewesen sein, ursprünglich von Schilf, dann umgesetzt in Lehm, wie sie sich aus einer vielleicht etwas späteren Zeit, bereits mit einem Fundament von Bruchsteinen, in einer uralten Ansiedlung in Orchomenos in Boeotien gefunden haben; als älteste Gestalt des Hauses leben sie in späterer Zeit noch in den Graburnen in Hausform weiter, die sich wie in Italien und sonst so auch auf den Kykladen (vgl. § 512) und in Kreta vielfach erhalten haben. Über dieser ältesten Ansiedlung liegt in Orchomenos eine zweite, in der die Rundhäuser zu länglichen Ovalbauten geworden sind, mit einer Aschengrube (oder Brunnen?) im Innern. — Im Hausrat beginnt gegen Ende der neolithischen Epoche ein langsames Fortschreiten: die Gefäße werden mit einem Instrument von Knochen oder Stein geglättet und erhalten dadurch eine wellenförmig geriefelte Oberfläche; der Ton wird besser gereinigt und im Ofen schwarz gebrannt. Zunächst sehr vereinzelt tritt eine lineare Ornamentik auf, bei der die eingeritzten Striche mit weißer Farbe ausgefüllt sind, wie gelegentlich im ältesten Troja und häufig auf Cypern (§§ 492. 498). Dann füllt man wohl auch den Zwischenraum zwischen zwei parallelen Linien durch weiße Punkte und schafft so einen bandartigen Streifen, der sich in scharfen Ecken (Kurven und Spiralen fehlen noch gänzlich) um das Gefäß zieht. Dieselbe Dekoration findet sich auch auf Cypern und gelegentlich auf Schalen der älteren „vorgeschichtlichen" Zeit Aegyptens (§ 172) und scheint daher einen uralten Verkehr zwischen Kreta und dem Niltal zu bezeugen. Andrerseits ist sie auch in Südeuropa (vor allem Thrakien und Bosnien) weit verbreitet; die richtige Deutung der Kultur-

zusammenhänge ältester Zeit, die in diesen Funden erkennbar sind, werden wir von dem weiteren Fortschritt der Forschung erhoffen dürfen (vgl. § 533).

Für eine genauere Erkenntnis der in diesem und den folgenden Paragraphen kurz skizzierten Entwicklung reichen die Berichte noch nicht aus; namentlich scheint Evans' Early Minoan und seine Abgrenzung sowohl nach oben, gegen die neolithische Zeit, wie nach unten gegen die Anfänge des Middle Minoan oder der Kamareszeit noch recht schwankend zu sein. Für die älteste Keramik Evans, Annual IX 94 ff. Hogarth und Welsh, J. Hell. Stud. 21, 96 f., und vor allem Mackenzie, J. Hell. Stud. 23 und 26. Zur Verbreitung der weiß inkrustierten geometrischen Dekoration vgl. § 500. Auf Cypern haben sich die schwarzen Gefäße mit weißpunktierten Linien lange erhalten; von hier stammen wahrscheinlich derartige Schalen aus der 12. Dyn. § 291. — Die beiden ältesten Ansiedlungen von Orchomenos in Boeotien sind aufgedeckt von Furtwängler und von Bulle, Orchomenos I, Abh. bayr. Akad. 1907, vortrefflich publiziert und durch Heranziehung zahlreicher ethnographischer Parallelen erläutert. Seiner Ansicht jedoch, daß die Aschengruben sakrale Bedeutung hätten, vermag ich nicht zuzustimmen [sind es nicht doch ausgefüllte Zisternen?], und seine Annahme eines wiederholten Bevölkerungswechsels bleibt ganz problematisch. Möglich ist hier alles, aber erweisbar gar nichts. — Über den Ovalbauten liegt dann eine Ansiedlung mit rechteckigen Häusern und frühmykenischen Scherben. — Ein Überrest eines alten Ovalhauses in Olympia scheint in dem „Haus des Oinomaos“ (Pausan. V 20, 6) erhalten zu sein: E. Pfuhl, Archäol. Jahrb. XXI 147 ff.

510. Es folgt, etwa zu Ende des vierten Jahrtausends, die Zeit, in der die Verwendung des Kupfers einzudringen beginnt. Aus ihr haben sich in Knossos die ersten Überreste von Gebäuden sowie geebnete Fußböden von gestampftem Lehm erhalten. In Sitia, im Osten der Insel, sind aus etwas späterer Zeit die Reste eines Hauses aus Feldsteinen und Lehm erhalten, mit ovalem Grundriß und einer Aschengrube (Brunnen?) wie in Orchomenos, aber mit zahlreichen, durch gerade verlaufende Wände von einander getrennten Kammern; man sieht, die Lebenshaltung ist reicher, die Ansprüche sind größer geworden. Daneben kommt auch für die Hausanlage selbst der den Anforderungen des Baumaterials entsprechende rechteckige Grundriß auf, der dem Bau zu-

gleich eine viel größere Haltbarkeit gewährt; in Palaeokastro, an der Ostküste Kretas, sind die aus Feldsteinen bestehenden Fundamente eines einkammerigen Hauses mit geraden Wänden aufgedeckt, das noch der neolithischen Zeit angehört. Auch Gräber, die dem Ausgang dieser Epoche angehören, sind auf Kreta wie auf den Kykladen erhalten. Die ärmere Bevölkerung wird in Massengräbern beigesetzt, die manchmal durch lange Mauern von Feldsteinen abgeteilt sind; oder man legt eine rohe viereckige Grube an, deren Wände mit Steinen oder Lehm geschützt werden (sogenannte Kistengräber), und setzt in ihr die Leiche (oder auch mehrere) in der Lage der Schlafenden, in zusammengezogener „Hocker“stellung, bei, eine Bestattungsform, die überall auf Erden die gewöhnlichste ist (so auch im ältesten Aegypten). Wohlhabendere Tote dagegen erhalten als Ruhestätte eine Nachbildung des alten Wohnhauses, einen unterirdischen Rundbau von Stein, der oben durch Überkragung gedeckt wird, den Vorläufer des späteren Kuppelgrabes oder Tholos. Je größer seine Dimensionen werden, desto länger ist der Gang (Dromos), der zu seinem Eingang hinabführt und gleichfalls durch Steinwände geschützt wird. Hier finden sich dann auch reichere Beigaben, während die gewöhnlichen Gräber nur ein paar Gefäße des ärmlichen Hausrats als Mitgift für den Toten enthalten. — Diesen Gräbern sind die gleichzeitig in allen Küstenländern Europas aufkommenden megalithischen Grabbauten (§ 535 f.) nahe verwandt. Zugleich machen die Technik und die Ausgestaltung des Lebens weitere Fortschritte. Für die Gefäße wird der Ton sorgfältig geschlämmt und entweder tiefschwarz (Bucchero) oder dunkelrot gebrannt; die inkrustierende Ornamentik wird durch Malerei ersetzt, indem man entweder auf den schwarzen Grund weiße Linien und Punkte aufträgt, oder umgekehrt helle Gefäße mit schwarzen Linien bemalt. Auch versteht man der Farbe durch einen Zusatz Glanz zu verleihen, der sich in dem „Urfirnis“ der älteren Schichten von Orchomenos in eigenartiger Weise entwickelt hat. Die Form der Gefäße (so vor allem Schnurösengefäße und die überall verbreitete Schnabelkanne, ferner

verkoppelte Gefäße und Gefäße in Tiergestalt) und der Stil der Ornamentik, ein entwickeltes geometrisches Dekorationssystem, entspricht im allgemeinen dem der zweiten Stadt von Troja und der cyprischen Ware; nur Gesichtsurnen fehlen gänzlich. Auch rohe Figuren (Idole) von Stein und Ton kommen auf, und neben die steinernen Geräte und Waffen treten die kupfernen und bronzenen. Diese Entwicklung, welche die von Evans als Early Minoan bezeichnete Epoche umfaßt, führt uns tief ins dritte Jahrtausend hinein. Neben der Verbindung der kretisch-aegaeischen Welt mit Kleinasien (Troja) und Cypern sind die Beziehungen zu Aegypten immer erkennbar. So haben sich in diesen Schichten vortreffliche Gefäße aus Syenit und anderem harten Stein gefunden, die zweifellos zur Zeit der Thiniten aus Aegypten geholt sind; umgekehrt finden sich in den Gräbern der ersten Dynastie in Aegypten fremdartige Tonkannen mit hellem Grund und aufgemalter linearer Dekoration in roter oder schwarzer Farbe, die dem aegaeischen Kulturkreise entstammen, wenn sich auch genau entsprechende Stücke auf Kreta noch nicht gefunden haben (§ 228). Der Gebrauch des Siegels aus Stein, Ton, Elfenbein, mit eingravierten Abzeichen, der auf Kreta früh aufkommt, in der Form von Cylindern und Prismen, stammt aus Aegypten; denn babylonische Elemente finden sich hier gar nicht. — In den jüngsten Schichten des Early Minoan finden sich dann zahlreiche durchbohrte Siegel in Knopfform, die an einer Schnur getragen wurden, wie sie in Aegypten seit der sechsten Dynastie aufkommen, mit gleichartigen Eigentumsmarken (§ 291); in einer alten Nekropole am Abhang des Hügels Hagia Triada bei Phaestos haben die Toten diese Siegel mit ins Grab genommen und tragen sie um den Hals. Auch das Elfenbein, das auf Kreta für Idole und Siegel vielfach verwendet wird, wird aus Aegypten importiert sein, ebenso wie sich aegyptische Fayence findet. Die Ḥanebu, welche die Aegypter seit uralter Zeit als ein Volk des großen Meeres im Norden kennen (§ 228), sind offenbar die Bewohner Kretas und der Nachbarinseln gewesen.

Im allgemeinen vgl. § 509 A. — Ovales Haus in Sitia: Xanthudides, Εφ. αρχ. 1906, 117 ff. Neolithisches Haus von Palaeokastro: Dawkins, Annual XI 263 [s. jetzt die eingehende Untersuchung von F. Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, 1908]. — Älteste Gräber der Kykladen: Tzuntas, Εφ. αρχ. 1898. 1899, vgl. Edgar über die Nekropole von Pelos auf Melos Annual III 35 ff.; in Palaeokastro auf Kreta: Bosanquet, Annual VIII 290 ff. Tod, ib. IX 336 ff. Dawkins, ib. XI 268 f. Die Nekropole von Hagia Triada mit Kuppelgrab: Halbherr, Mon. dell' Ist. Lombardo XXI, 1905, 248 ff., vgl. Karo im Archiv für Religionswissenschaft VIII 519 ff. Ähnliche Gräber liegen auch sonst bei Phaestos (Hagios Onuphrios, Evans, J. Hell. Stud. XIV 325) und, von Xanthudides ausgegraben, bei Kumasa südlich von Gortyn (Jahrb. d. archäol. Instituts 23, 1908, Anzeiger S. 122). „Early Minoan vases" in Palaeokastro: Annual X 196 ff. — Über die aegyptischen Steingefäße (Evans, Annual VIII 121 ff. IX 98) und die Unsicherheit über die Schicht, der sie angehören, s. Burrows, Disc. in Crete p. 44. — Über die kretischen Siegel vor allem Evans, Primitive pictographs and a prephoenician script, J. Hell. Stud. XIV 1894, speziell p. 324 ff., und weiter ib. XVII 319 ff.

511. Überreste dieser Kultur, welche der trojanischen der zweiten Stadt und der gleichartigen cyprischen entspricht, sind auch sonst überall auf den Inseln des Aegaeischen Meeres und dem griechischen Festland zu Tage gekommen, wo Ausgrabungen bis in die ältesten Schichten vorgedrungen sind. Sie beweisen, daß in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends eine homogene Kultur — wir können sie die „trojanische" nennen — das ganze Gebiet von Cypern und dem inneren Kleinasien an bis zum Adriatischen Meer hin beherrscht hat, wenn auch mit mannigfachen lokalen Variationen. Sie steht in Verbindung und Wechselwirkung mit der Zivilisation der Bevölkerung der nördlichen Gebiete bis weit über die Donau hinaus (§§ 500. 533 ff.), und greift ebenso nach Italien hinüber, wo vielfach, namentlich in Etrurien, in den ältesten Gräbern ganz gleichartige Objekte sich finden. Eine ethnographische Verwandtschaft oder gar Identität der Bevölkerung folgt daraus natürlich nicht, wohl aber ein reger, vor allem durch die See vermittelter Austausch, neben dem es an Kriegen und Umwälzungen nicht gefehlt haben wird. Die See schafft zugleich eine Verbin-

dung mit Aegypten, dessen Einfluß wir mehrfach erkannt haben und die Zukunft voraussichtlich noch in weit größerem Umfang nachweisen wird. Daneben gelangen Elemente, die der Kultur Sinears entstammen, auf dem Landweg nach Kleinasien und ebenso nach Cypern, greifen aber von hier aus in älterer Zeit höchstens vereinzelt (§ 499) in die aegaeische Welt hinüber. — Während Troja und Cypern im wesentlichen auf derselben Stufe stehen bleiben, schreitet die Entwicklung auf den Inseln weiter vor; und zwar scheinen hier zunächst die Kykladen die Führung gehabt zu haben. Besonders bedeutsam tritt uns die Insel Melos entgegen. Hier befindet sich ein großes Lager von Obsidian, einem harten vulkanischen Gestein, das leicht in dünne Späne mit scharfer Kante splittert, und daher als Material für Messer, namentlich auch Rasiermesser, Pfeilspitzen u. ä. sehr begehrt war; es spielt in der Welt des Aegaeischen Meeres dieselbe Rolle, wie anderswo, namentlich in Nordeuropa, der Feuerstein, dem es an Brauchbarkeit noch überlegen ist. So hat sich auf Melos ein lebhafter Exporthandel von Obsidian entwickelt, teils in kleinen Blöcken, teils in verarbeiteter Gestalt; die Obsidianmesser, die sich in dieser Zeit überall in Griechenland und auf Kreta, sowie (neben Feuerstein) in Troja finden und auch nach Aegypten gelangt sind, stammen sämtlich aus den Brüchen von Melos. Von der Stadt, die hier, in der Nordostecke der Insel (j. Phylakopi), in ältester Zeit gelegen hat, sind manche Überreste erhalten, die eine planmäßige Anlage, durchweg mit rechteckigen Häusern, erkennen lassen; in der Folgezeit ist sie zweimal durch eine neue Stadt mit regelmäßigen engen Gassen und starken Befestigungen ersetzt worden, von denen die zweite der Kamareszeit, die dritte der mykenischen Epoche angehört.

Überreste der reinen Steinzeit sind in Griechenland selten und unansehnlich: Zusammenfassende Bearbeitung (namentlich auch der Funde von Tzuntas auf den Inseln Ἐφ. ἀρχ. 1898. 1899 und im Peloponnes ib. 1901, ferner in der Sammlung der Ny Carlsberg Glyptothek; gleichartige Obsidianstücke und Messer im Berliner prähistorischen Museum) durch

Blinkenberg, Archäol. Studien (1904) 1 ff. Ganz gleichartig sind die neolithischen Geräte von Palaeokastro (Magasa) auf Kreta: Dawkins, Annual XI 261 ff. und Taf. 8. — Trojanische Kultur in Tiryns: Schliemann, Tiryns 62 ff. 285 ff. [über die Ergebnisse einer neuen Grabung Dörpfelds s. Noack, Ovalhaus und Palast S. 34 f. Karo im Jahrb. des archäol. Inst. XXIII 126 f.: ebenda über eine alte Ansiedlung in Olympia]. Mykene: Furtwängler und Löschcke, Myk. Vasen 53 u. a. Für die Inseln: Dümmler, MAI XI 15 ff. Tzuntas (Tsountas) and Manatt, Mycen. age p. 256 ff. Tzuntas, Eφ. αρχ. 1898. 1899, und vor allem die reichen Ergebnisse der englischen Ausgrabungen auf Melos, veröffentlicht zuerst im Annual, dann: Excavations at Phylakopi in Melos 1904 (Soc. for the promotion of Hellenic Studies, suppl. paper no. 4).

512. In der ältesten Ansiedlung von Phylakopi und in den derselben Epoche angehörigen Grabfunden von anderen Inseln tritt uns die Kultur, wie sie sich seit der Mitte des dritten Jahrtausends gestaltet haben mochte, in reicheren Formen entgegen als auf Kreta. Das gilt schon von der eingeritzten Ornamentik, die auf Melos meist recht sorgfältig ausgeführt ist und neben Bändern, Rhomben und eckigen Streifen auch Kreise, Zweige u. ä. und einmal einen Fisch und ein langes schmales Boot mit großem Steuerruder, ganz ähnlich den auf den alten aegyptischen Gefäßen gemalten (§ 172), aufweist. Dann wird das Gefäß, um es dichter zu machen, mit Farbe überzogen und bemalt, meist in glänzendem Schwarz auf hellem Grunde, doch oft auch weiß auf schwarzem oder rotem Überzug. Hier gelangt die geometrische Ornamentik, welche die natürliche Gliederung des Gefäßes scharf hervorhebt, zu voller Entwicklung; und zu den geradlinigen und eckigen Mustern kommen kleine Wellenlinien und weiter konzentrische Kreise, die durch Tangenten verbunden sind, die Vorläufer der Spirale. In die leer bleibenden Räume werden dann Zweige, Fische, Wasservögel, laufende Vierfüßler gesetzt, und mehrfach auch Menschen. Diese Zeichnungen sind unbeholfen genug und ordnen sich noch ganz dem geometrischen Stil unter, Arme und Hals sind nur durch Linien dargestellt; aber im Gegensatz zu den trojanischen Zeichnungen (§ 494) besetzen sie den runden Kopf mit Haaren und versuchen

den Rumpf als Körper zu bilden, indem sie zwei Dreiecke auf einander setzen; die zusammenstoßenden Spitzen bezeichnen die eng eingeschnürte Mitte. Ebenso werden die Vierfüßler als schmale Streifen, die Fische als Rhomben gezeichnet, mit dreieckigen Flossen. Dem entsprechen zahlreiche Idole aus Marmor: nackte Figuren von Frauen mit kräftig ausgeführten Geschlechtsteilen und oft riesigem Gesäß, unendlich langem Hals (in charakteristischem Gegensatz zu der altsumerischen Kunst), flachem Kopf mit riesigen Nasen, eckig auf der Brust zusammengelegten Armen; die Beine sind oft nur durch einen Schlitz angedeutet, doch nicht selten auch schon von einander getrennt. Es werden wohl Bilder einer Göttin des Geschlechtslebens sein, deren Gegenstück die gleichfalls häufig vorkommenden Phalli von Marmor bilden. Auf den Inseln haben sich diese Figuren lange erhalten; so roh sie sind, so bezeichnen doch auch sie bereits einen Fortschritt über die Idole von Troja (§ 494) hinaus. Ähnliche Idole sind in derselben Zeit im Donaugebiet weit verbreitet (§ 533). — Schmucksachen von Gold und Silber sind wenig gefunden; den reichen Goldschätzen von Troja haben die Inseln bis jetzt nichts an die Seite zu stellen. Steinerne Gefäße sind noch sehr gewöhnlich; für Messer und Pfeilspitzen verwendet man Obsidian. Dagegen die wichtigsten Waffen, Lanzenspitzen und die auf den Inseln weit verbreiteten Dolche werden aus Bronze gegossen — auch Gußformen von Stein und Ton haben sich gefunden —, ebenso kleine Meißel u. ä.; dazu kommen Nadeln und Pfriemen. Die Einwirkung der Metallkultur tritt besonders anschaulich in zahlreichen tönernen Tiegeln auf Syros hervor, deren Form deutlich die Nachbildung metallener Vorlagen erkennen läßt. Auf der Außenfläche tragen sie mehrfach die rohe Zeichnung eines Schiffs — eine hübsche Illustration der regen Seefahrt dieser Epoche —, außerdem aber durchweg ein verschlungenes Spiralmuster, das aus aufgerollten Streifen besteht, die durch Tangenten mit einander verbunden sind. Hier ist das metallische Vorbild gezogener und aufgerollter Drähte unverkennbar. Dasselbe Ornament

kehrt nicht nur in der Gefäßmalerei von Melos gelegentlich wieder, sondern auch auf einer Marmorbüchse von Amorgos und einer anderen von Melos. Letztere ist die Nachbildung von sieben Rundbauten, die sich um einen Hof gruppieren, zu dem ein großes Tor mit Giebeldach hineinführt: hier tritt uns der Versuch, durch Zusammenfügung runder Hütten (§ 509) zu einem größeren Wohnhaus zu gelangen, sehr anschaulich entgegen.

Literatur s. § 511 A. Eingeritztes Boot: Εφ. αρχ. 1899, 86 ff. Phylakopi pl. V 8 a. c; gemalt pl. XII 23; Menschen pl. XIII 14—18. — Ruinen und Gefäße von Thera und Therasia (vgl. § 518 A.): Fouqué, Santorin et ses éruptions, 1879. Dumont et Chaplain, Céramiques de la Grèce propre I 19 ff. Furtwängler und Löschcke, Myk. Vasen 188. Zahn bei Hiller v. Gärtringen, Thera III 41 ff. — Sogenannte geometrische Idole von den Inseln: Thiersch, Abh. Münch. Ak. 1835. Ross, Archäol. Aufs. I 53 ff. II 423. Köhler, MAI IX 156 ff. [die beiden Figuren, ein Flötenbläser und ein Leierspieler, der auf einem den kretischen ähnlichen Stuhl sitzt, gehören trotz aller Roheit wohl erst einer jüngeren Zeit an]. Wolters, MAI XVI 46 ff. (ebenda S. 52 gleiche Figuren aus Sparta). Tzuntas, Εφ. αρχ. 1898. Eine gleichartige Figur von parischem Marmor aus Delphi: MAI VI 361. — Die Tiegel von Syra: Tzuntas, Εφ. αρχ. 1899, 86 ff. (einer vorher bei Pollak, MAI XXI 189 und Taf. V, 14). Gleichartige Tiegel sind jetzt in alten Gräbern bei Chalkis auf Euboea gefunden, neben marmornen Inselidolen: Jahrb. d. archäol. Inst. XXIII, Anzeiger S. 133. — Steinbüchse von Amorgos (in Berlin): Dümmler, MAI XI Beil. 1. Tzuntas and Manatt, Mycen. Age p. 260; von Melos (in München) ib. p. 259. Bulle, Orchomenos S. 45. — Die Ansicht von Evans u. a., die Spirale stamme aus Aegypten, kann unmöglich richtig sein; sie findet sich hier nur auf den Skarabäen seit der 12. Dynastie (§ 291), wo sie einen durchaus fremdartigen Eindruck macht und viel eher aus Kreta entlehnt ist als umgekehrt. Dagegen erwächst sie in der aegaeisch-kretischen Kultur zu einem charakteristischen Grundelement des Dekorationstils. Hier kommt sie, ebenso wie in Troja (§ 495), mit der Entwicklung der Metalltechnik auf und ist offenbar unter deren Einfluß entwickelt [womit nicht behauptet werden soll, daß sie überall, wo sie vorkommt, aus dieser abgeleitet sein müsse]. Wir können ihr schrittweises Entstehen aus Wellenlinien und verbundenen konzentrischen Kreisen hier klar verfolgen, und haben daher keinen Anlaß, sie aus der Fremde abzuleiten. Weiter nördlich, in den Tumuli von Salonik, in Butmir in Bosnien, in Südrußland (§ 533), in Siebenbürgen findet sie sich in Gräbern rein neolithischer Zeit in der Gefäßornamentik in zum

Teil völlig identischen Formen; deshalb hat Hubert Schmidt (Tordos, Z. Ethnol. 1903; Troja, Mykene, Ungarn ib. 1904; Keramik der maked. Tumuli ib. 1905) und ähnlich E. v. Stern (§ 537 A.) die aegaeisch-kretische Spirale aus nördlichen Einflüssen ableiten wollen. Ich halte das für unmöglich, weil mir ihre Autochthonie im aegaeischen Kulturkreise evident scheint; sondern entweder ist sie von hier aus, wie andere Forscher annehmen, nach Norden zu der noch in steinzeitlicher Kultur verharrenden Bevölkerung vorgedrungen, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, sie ist auch dort autochthon, aber aus anderen Motiven erwachsen: vgl. § 533.

Fortentwicklung Kretas. Die ethnographischen Fragen. Eteokreter und Kafti

513. Gegen das Ende des dritten Jahrtausends beginnt auf Kreta ein mächtiger Aufschwung, durch den die Insel alsbald ihre nördlichen Nachbarn weit überflügelt hat und auf lange Zeit die Führung in der aegaeischen Welt gewinnt. Die Stätten, an denen uns diese Entwicklung in zum Teil sehr bedeutsamen Überresten entgegentritt, liegen durchweg teils auf dem zerklüfteten östlichen Ausläufer der Insel (bei den heutigen Orten Zakro und Palaeokastro an der östlichen, Sitia und Muliana an der nördlichen Küste), teils in der östlichen Hälfte des Zentrums, wo in der nördlichen Küstenebene Knossos, im Süden auf den Höhen über der fruchtbaren Ebene des Lethaios die Stadt Phaestos dominierend hervortritt, beide zwar etwa eine Stunde von der See entfernt, aber den Zugang zu dieser beherrschend. Die westliche Hälfte der Insel hat dagegen bisher Funde aus älterer Zeit, auch noch aus dem ganzen zweiten Jahrtausend, kaum irgendwo gebracht. Das ist schwerlich lediglich Wirkung eines über der Erhaltung und Aufdeckung der Fundstätten waltenden Zufalls. Denn auch den sakralen Mittelpunkt der Insel bildet in der ganzen älteren Zeit, bis weit ins erste Jahrtausend hinein, nicht das zentrale, fast 2500 Meter aufragende Idagebirge, sondern das Hauptgebirge der Osthälfte, die nur etwa 2000 Meter hohe Dikte. Hier liegt die heilige Höhle, in der der Himmelsgott (Zeus) von der großen Berggöttin zur Welt gebracht und vor

seinem Vater geborgen wurde (§ 485); und in dieser haben sich außer einem aufgemauerten Altar und den Resten der Opfer zahlreiche Weihgaben — darunter mehrere Opfertische, von denen einer eine Inschrift in kretischen Hieroglyphen trägt — und Scherben gefunden, von denen die älteren, in der tiefsten Schicht, dem Kamaresstil, die jüngeren dem mykenischen (spätminoischen) angehören und bis an den Beginn des geometrischen Stils hinabreichen. Somit ist diese Stätte das ganze zweite Jahrtausend hindurch eifrig verehrt worden; erst etwa vom zehnten Jahrhundert an wird sie vernachlässigt und durch eine Höhle am Ida ersetzt, die reiche Weihgaben der folgenden Epoche erhalten hat.

Funde der diktaeischen Höhle: Hogarth, Annual VI 94 ff. Der Opfertisch mit Inschrift: Evans, J. Hell. Stud. 17, 355 [dazu Demargne, BCH 26, 581]. Bekanntlich ist die diktaeische Höhle (Berg Aigaion bei Lyktos) bei Hesiod und sonst in aller guten Überlieferung die Geburtstätte des Zeus, während die Späteren sie durch die idaeische zu ersetzen suchen.

514. Dieser Zweiteilung der Insel entspricht es, daß unter den fünf Völkern, welche die Odyssee auf Kreta kennt (§ 505), zwei sind, die wir als alteinheimisch betrachten müssen: im Osten die Eteokreter (§ 505), im Westen die Kydonen, deren Name sich hier in der Stadt Kydonia (j. Chania) im westlichen Teil der Nordküste erhalten hat. Es liegt sehr nahe, diese beiden Völker mit der archäologischen Zweiteilung der Insel in Zusammenhang zu bringen. Von den Kydonen wissen wir weiter gar nichts, außer daß Beziehungen zum Westen des Peloponnes (Elis) vorhanden zu sein scheinen. Die Träger der Kulturentwicklung des zweiten Jahrtausends sind wahrscheinlich die Eteokreter gewesen. Die Kultur, welche sie geschaffen haben, trägt bereits ein durchaus eigenartiges, individuelles Gepräge, und gerade ihre ältere, durch den Stil der Kamaresvasen charakterisierte Gestaltung (Middle Minoan II) ist auf die Insel beschränkt und nur durch Export gelegentlich nach den Kykladen und nach Aegypten gekommen, ebenso wie die Schrift ihnen eigentümlich ist. Nun läßt sich

freilich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß nicht mit dem Aufkommen des folgenden, altmykenischen Stils (Late Minoan I) wieder ein neues Volk nach der Insel gekommen ist, das die älteste Kultur umgebildet und die Städte mit ihren Palästen umgebaut hat; doch scheint die Kontinuität der Schrift dagegen zu sprechen [1]). So wird man vielleicht vermuten dürfen, daß in den letzten Jahrhunderten des dritten Jahrtausends ein fremdes Volk, eben das, welches die Griechen Eteokreter nennen, nach der Insel gekommen ist und die ältere Bevölkerung aus der Osthälfte verdrängt oder unterworfen, dabei aber ihre Kulte übernommen und weiter gebildet hat. Diese ältere, den Kleinasiaten verwandte Bevölkerung könnte sich dann in der Westhälfte der Insel in den Kydonen erhalten haben. Freilich wird sich eine sichere Entscheidung über diese Fragen aus dem bisher vorliegenden Material kaum je gewinnen lassen; nur wenn es gelingen sollte, die kretische Schrift zu entziffern, dürfen wir vielleicht hoffen, eine feste Grundlage zu gewinnen.

Die Kydonen erscheinen außer Od. τ 176 auch Od. γ 292, wo sie in der Westhälfte der Insel Ἰαρδάνου ἀμφὶ ῥέεθρα sitzen; zur Erläuterung bieten die Späteren gar nichts. Der Flußname Iardanos (§ 476 A.) kehrt Il. H 135 in Elis wieder (vgl. Strabo VIII 3, 12. 20. 21, mit dem τάφος Ἰαρδάνου), und bei Phrixa in der Pisatis liegt ein Tempel der Athena Kydonia (Pausan. VI 21, 6); das ist schwerlich Zufall. — Daß der Westen Kretas in allem weniger entwickelt war als der Osten, spricht sich auch darin aus, daß dort echt griechische Ortsnamen viel häufiger sind als im Osten. Den Kydonen würde unter anderem der Ortsname Pergamos bei Kydonia (vgl. § 491 A.) und wohl auch der des Ida angehören, was auf Zusammenhänge mit Kleinasien und speziell Troas weist. — Daß sowohl die Kamareskultur als auch die altmykenische Kultur der kretischen Paläste nicht einer griechischen, sondern einer vorgriechischen Bevölkerung angehört, ist jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt. Entscheidend ist der Gebrauch der Schrift, der den Griechen (Achaeern) immer fremd

[1]) Sicher ist das freilich auch nicht; wenn wir die Keilschrift nicht lesen könnten, würden wir die Bevölkerung Sinears und seiner Nachbargebiete für homogen halten und niemals ahnen können, wie viele total verschiedene Sprachen mit ganz denselben Schriftzeichen geschrieben werden.

geblieben ist; dazu kommen die charakteristischen Unterschiede der mykenischen Kultur auf Kreta und auf dem Festlande, und im übrigen kann schon aus allgemeinen Erwägungen eine griechische Bevölkerung auf Kreta um 2000 v. Chr. unmöglich angenommen werden. — Gegen die Identität der Eteokreter mit den Kafti (§ 515) und den Erbauern der großen (frühmykenischen) Paläste von Knossos und Phaistos könnte vielleicht sprechen, daß diese durchweg langes Haupthaar tragen, während dies bei den Votivfiguren von Petsofa im Osten Kretas (§ 516) fehlt. Aber es fehlt auch bei Kriegern u. ä. aus Knossos nicht selten, namentlich auf Siegeln, so daß ein ethnographischer Schluß daraus sehr problematisch ist. Andernfalls würde man annehmen müssen, daß die Kafti, die Erbauer der großen Paläste, noch ein drittes Volk wären, das von den Eteokretern im Osten zu scheiden wäre. — Daß der Osten Kretas aus der Kamareszeit wenig Überreste aufweist und z. B. Zakro erst spät angelegt ist (Hogarth, Annual VII 145 ff.; dagegen aber Bosanquet IX 281; auch Palaeokastro hat Überreste aus der Kamareszeit Ann. X 195. 209 ff.), beweist kaum etwas. Denn der Schwerpunkt der Entwicklung lag natürlich im Zentrum der Insel, und die Eteokreter sind jedenfalls erst von den eindringenden Griechen auf den äußersten Osten beschränkt worden.

515. Eteokreter ist kein Volksname, sondern eine Bezeichnung, welche die Griechen, als sie nach der Insel kamen, dem von ihnen zurückgedrängten Volk gegeben haben, das vor ihnen Kreta beherrschte. Wenn unsere Erwägungen richtig sind, so müssen sie identisch sein mit den Kafti, welche die Aegypter im sechzehnten und fünfzehnten Jahrhundert als ein mächtiges Seevolk und als Träger einer eigenartigen, hochentwickelten Kultur kennen, die mit der altmykenischen Kretas identisch ist; in den Abbildungen der aegyptischen Denkmäler sehen diese Kafti genau so aus, wie die Kreter in den einheimischen Skulpturen und Malereien. Der Name Kaft ist wahrscheinlich identisch einerseits mit Kaptôr, dem bei den Israeliten erhaltenen Namen der Insel Kreta, andrerseits mit dem verschollenen Volksnamen Japet, von dem die hebraeische Sage als von einem weitausgebreiteten Volk, das auch nach Palaestina gekommen ist, eine dunkle Kunde bewahrt hat. Bei den Griechen hat sich lediglich der Name Iapetos erhalten, als der eines uralten Dämons (Titanen) und Gegners des Zeus, von dem man weiter

keinerlei Kunde mehr besaß. — Wes Stammes die Kafti oder Eteokreter waren, und wo ihre eigentliche Urheimat zu suchen ist, darüber wissen wir gar nichts; daß ihre Sprache und ihr Volkstypus schwerlich kleinasiatisch ist, ist schon bemerkt (§ 505). Nur daß sie ein mächtiges Seevolk gewesen sind, ist sicher. Als solches stehen sie in naher Beziehung zu zwei anderen, ebenso rätselhaften Seevölkern, die uns in der Folgezeit in der Welt des Aegaeischen Meeres begegnen. Das eine sind die Lykier, die in den Amarnatafeln unter dem Namen Lukki (aeg. geschrieben Ruka) als Piraten erscheinen und sich später am Rande des südlichsten Vorsprungs Kleinasiens, Kreta gegenüber, festgesetzt haben; wir haben gesehen, daß sie zwar sprachlich den Kleinasiaten zuzurechnen sind (§ 476), daß sie aber nach der zuverlässigen griechischen Überlieferung den Eteokretern verwandt und in ihre späteren Wohnsitze aus Kreta eingewandert sind (§ 505), offenbar im Zusammenhang mit dem Vordringen der Griechen und den dadurch herbeigeführten Umwälzungen. Es wäre nicht unmöglich, daß sie erst in diesen neuen Wohnsitzen ihre spätere, aus den Inschriften bekannte Sprache angenommen haben, die der der übrigen Kleinasiaten verwandt scheint (§ 476). Neben ihnen und anderen Stämmen (darunter die Danaer und Achaeer) erscheint in den aegyptischen Nachrichten des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts ein weiteres Seevolk, die Turša. Dieselben sind ohne Zweifel identisch sowohl mit den späteren Tyrsenern von Lemnos wie mit den Tyrsenern (Etruskern) Italiens; aber woher sie stammen und mit welchen anderen Völkern sie ethnographisch in Zusammenhang stehen mögen, ist auch jetzt noch völlig dunkel. Dazu kommen dann zahlreiche andere „Seevölker“, von denen wir noch weniger sagen können. So unzusammenhängend und lückenhaft unsere Überlieferung ist, so wertvoll ist es doch, daß wir durch diese Notizen wenigstens eine Ahnung erhalten von dem Geschiebe und der Kreuzung der Völker in den älteren Epochen der Geschichte des Aegaeischen Meers, Vorgängen, die die historische Betrachtung ohnehin postulieren muß, die aber die archäo-

logische Forschung in der Regel ignoriert und zu eliminieren sucht, weil sie sich durch die Homogenität und die scheinbar kontinuierliche Entwicklung der Fundschichten irreführen läßt, in denen diese Bewegungen und Gegensätze ihrer Natur nach nicht zum Ausdruck gelangen können.

Im Dekret von Kanopos wird Kaft durch Φοινίκη übersetzt, und das hat uns früher irre geführt. Daß die Kafti mit den Phoenikern nichts zu tun haben, hat W. M. Müller, Asien und Europa nach aegyptischen Denkmälern 1893 erwiesen, der das aegyptische Material über sie zusammenstellt. Er setzte sie nach Kilikien; jetzt ist allgemein anerkannt, daß sie mit den Kretern identisch sind, s. z. B. Hall, Keftiu and the peoples of the sea, Annual of the Br. School VIII 157 ff. und dazu X 154. Das hebräische Kaphtor findet sich als Kptar in einer späten Inschrift des Tempels von Ombos, natürlich einer verschollenen alten Völkerliste entnommen, s. W. M. Müller, Studien zur Vorderas. Gesch. II S. 5 (Mitt. Vorderas. Ges. 1900). Über die Japhetsage Gen. 9, 27 s. m. Israeliten und ihre Nachbarstämme 219 ff. Von Japhet kann der ganz isolierte Name des Titanen Ἰάπετος nicht getrennt werden; er begegnet auch in einer kilikischen Götterliste bei Steph. Byz. Ἄδανα. — Über die Lykier s. § 505. Von den Turša, Tyrsenern, Etruskern wird im nächsten Bande weiter zu reden sein.

Die altkretische Kultur. Der Kamaresstil und seine Umbildung

516. Am Westhof des Palastes von Phaestos liegen außer zahlreichen anderen Gelassen die Überreste einer rechteckigen Kammer, mit niedrigen Steinbänken an den Wänden; in der Mitte ist in den Boden eine Opfertafel von grobem dunklem Ton eingelassen, deren Rand mit Reihen von S-förmigen Spiralen und kleinen Rindern geziert ist, die mit einem Stempel eingedrückt sind. Auf den Bänken stehen Schalen, Tassen, Krüge von Stein und Ton; auch ein Siegel und ein Siegelabdruck in Kreide haben sich hier gefunden. Hier hat sich also ein altes Heiligtum erhalten, wie es scheint eine kleine Kapelle ohne Kultbild; die Gefäße und die Dekoration der Opfertafel zeigen, daß sie zu einer Zeit angelegt ist, als die älteren Formen sich reicher auszugestalten und die Kunstfertigkeit fortzuschreiten begann

(Anfang von Middle Minoan). Von dieser Übergangszeit haben sich auch sonst mancherlei Überreste gefunden, so in Knossos und in Gräbern und Häusern in Palaeokastro; auch ein heiliger Bezirk auf dem Berge Petsofa bei Palaeokastro scheint ihr anzugehören, der angefüllt ist mit kleinen tönernen Votivfiguren von Menschen, Tieren und einzelnen Gliedmaßen. Die Männer sind nur mit einem schmalen weißen Lendenschurz bekleidet, an dessen Gürtel ein kurzer Dolch steckt; außerdem tragen sie hohe, strumpfartige Schuhe. Die Frauen tragen eine hohe Zipfelmütze und einen langen buntgemusterten Rock, der vorn geschlitzt und durch einen Gürtel zusammengehalten ist; der Halskragen steht hoch und steif, so daß die Brüste sichtbar werden. Sehr auffallend ist, daß beide Geschlechter das Haar kurz geschoren haben.

Die Kammern von Phaestos: PERNIER, Mon. ant. dei Lincei XIV 405 ff. 477 ff. Taf. 34—36. Rendiconti dei Lincei XIV, 1907, 285 ff. Die Opfertafel auch Antiq. crétoises (§ 504 A.) pl. 9. — Palaeokastro: Annual IX 302 f. — Petsofa: MYRES, Annual IX 356 ff.; Antiq. crét. pl. 33. Ähnliche Figuren aus Sitia Eφ. αρχ. 1906.

517. Aus diesen Vorstufen ist alsbald eine weit höher entwickelte Kultur erwachsen, deren Mittelpunkt die älteren Paläste von Knossos und Phaestos bilden. Wie diese beiden Herrschersitze mit ihren Städten sich zu einander verhalten haben, ob im Zentrum der Insel zwei durch das Gebirge getrennte Reiche bestanden, von denen das eine den Norden, das andere den Süden beherrschte, oder ob der König zwei Residenzen besaß, wissen wir nicht. Sehr auffallend ist, und scheint auf gesicherte und friedliche Verhältnisse hinzuweisen, daß beide Städte und überhaupt alle Ansiedlungen auf Kreta sowohl in dieser wie in der folgenden (mykenischen) Epoche völlig unbefestigt waren, während doch z. B. die gleichzeitige zweite Stadt von Phylakopi auf Melos (§ 511) sich mit einer Mauer umgeben hat, ebenso wie die weit ältere Burg der zweiten Stadt von Troja und die Burgen des griechischen Festlands. — Im übrigen sind die Königssitze von Knossos und Phaestos nach demselben Schema angelegt. Die Paläste bestehen aus

zahlreichen Zimmern, mit Korridoren, Magazinen und Kellern, die sich um riesige rechteckige Höfe gruppieren. Die Wände von Luftziegeln ruhen auf einer über den Erdboden aufragenden Unterlage von regelmäßig geschichteten Bruchsteinen; steinerne Pfeiler stützen die Decken, und nicht selten auch runde Holzstämme, mit kreisrunder Basis von Stein und einem rechteckigen Tragstein, auf dem die Deckbalken ruhen. Der Fußboden besteht aus einem Lehmestrich, die Wände sind mit Gips beworfen und bemalt. Im einzelnen scheint sich der Grundriß dieser Bauten noch kaum herstellen zu lassen, da sie nicht nur in der folgenden Periode durch große Neubauten ersetzt sind, sondern auch schon vorher eingreifende Umbauten stattgefunden haben. Ob diese in Knossos durch eine große Katastrophe veranlaßt sind, wie Evans annimmt, oder ob nicht vielmehr der rasche Verfall der Lehmziegelbauten sowie der Wandel des Geschmacks und die Steigerung der Bedürfnisse der Herrscher den Anlaß gegeben haben, kann fraglich erscheinen. Klar ist nur, daß die Herrscher, die sie errichtet haben, bedeutende Macht besessen und über reiche Mittel verfügt haben müssen. Der Herrscher von Phaestos hat später sogar noch einen zweiten Palast auf dem Hügel von Hagia Triada näher dem Meere angelegt, der dann auch noch wieder durch einen Neubau ersetzt ist.

Daß Evans die Ergebnisse der Ausgrabungen in Knossos alljährlich sofort im Annual veröffentlicht hat, verdient die höchste Anerkennung; aber dadurch wurden Widersprüche und Wechsel der Auffassung unvermeidlich (vgl. auch die Angaben Mackenzies in dem Aufsatz über The Middle Minoan pottery of Knossos J. Hell. Stud. XXVI und die kurze Zusammenfassung von Burrows § 504 A.), die durch Dörpfelds sehr einschneidende und fördernde Untersuchungen MAI XXX. XXXII und Mackenzies Entgegnung Annual XI noch vermehrt sind. Für den Laien ist es gegenwärtig noch nicht möglich, über die zahlreichen Einzelfragen auch nur einigermaßen ein Urteil zu gewinnen; ich habe mich daher mit wenigen allgemeinen Angaben begnügen müssen. [S. jetzt Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, 1908, wodurch seine frühere Arbeit Homerische Paläste, 1903, ergänzt und berichtigt wird. Noack sucht hier zu zeigen, wie sich die Anlage der Paläste organisch aus dem alten Ovalbau, der in dem Haus von Sitia (§ 510) erhalten ist, entwickelt hat.] — Über

Phaestos und Hagia Triada s. §§ 504 A. 520 A. — Die Säulen dieser Epoche zeigt die Nachbildung in Ton aus dem archaischen Sanktuar von Knossos Annual VIII 29; auf den runden Deckbalken, die sie tragen, sitzen Tauben (§ 520). — Ich bemerke gleich hier, daß ich das große Kuppelgrab von Isopata bei Knossos (Evans, The prehistoric tombs of Knossos 1906, auch in Archaeologia vol. 59), welches Evans in die mittelminoische Zeit setzt, für wesentlich später halte; die in ihm gefundenen Vasen sind, wie Evans selbst angibt, Late Minoan II, die zahlreichen aegyptischen Alabastergefäße weisen auf die 18. Dynastie (wenn einige Formen natürlich auch schon früher vorkommen); und dazu stimmt auch der ganze Baustil der Anlage.

518. In den verschütteten Trümmern und den oft noch zum Teil erhaltenen Kammern dieser Paläste tritt uns eine Kultur entgegen, die nicht nur über die älteste kretische, sondern auch über die der Kykladen (§ 512) weit hinaus geschritten ist. Am schärfsten charakterisiert wird sie durch die Tongefäße. Aus der Bemalung mit geometrischen Ornamenten, zu denen Spiralen und gelegentlich Pflanzen und Tiere hinzugekommen sind, ist jetzt ein eigenartiger Stil erwachsen, dessen Hauptabsicht ist, durch die Pracht bunter glänzender Farben zu wirken. Neben dem tiefen Schwarz (oder Dunkelbraun) und dem hellen Gelb, die bei den alten Gefäßen den Grundton angaben, verwendet man Weiß und Rot; das ganze Gefäß wird von der buntgemusterten Zeichnung umschlossen und belebt. Lineare Ornamente, Kreise und Rosetten wechseln mit Spiralen und stilisierten Wasserpflanzen, Blättern und Blüten. Eine realistische Nachbildung der Natur und gar eine Darstellung lebender Wesen wird im Gegensatz zu dem älteren Stil, der sich auf den Kykladen erhält und später zum mykenischen Stil geführt hat (§ 524), durchaus vermieden; das ganze Gefäß soll als eine bunt belebte Einheit wirken. Dem entspricht die gefällige Form, die dünnen Wände, die zierlich gerundeten Henkel der Tassen und Schalen, der Becher und Kannen, die oft einen ganz modernen Eindruck machen. Vielfach erkennt man die Nachbildung metallener Gefäße; diese tritt noch deutlicher darin hervor, daß man bei manchen Gattungen versuchte, den Farbeneffekt durch

plastische Ornamente, Knöpfe, Wellenlinien u. ä. zu erhöhen. Die Blütezeit dieses Stils, den wir nach der Ortschaft Kamares am Ida, wo zuerst Gefäße dieser Art gefunden wurden, Kamaresstil nennen, fällt um 1900 v. Chr., wie die sich ständig mehrenden Funde derartiger Gefäße in Aegypten aus der Mitte und zweiten Hälfte der zwölften Dynastie beweisen (§ 291); in diese Zeit werden wir auch die Erbauung der Paläste setzen dürfen. Später, etwa im achtzehnten Jahrhundert, tritt dann eine Änderung des Geschmacks ein (Middle Minoan III). Offenbar war man von der Buntheit des herrschenden Stils und der Inhaltlosigkeit seiner Linien übersättigt; an seine Stelle treten Gefäße mit dunklerem Grunde, von dem in glänzendem Weiß lang aufragende Lilien sich abheben, oder man malt auf hellem Grund das naturgetreue Bild eines Tintenfisches mit seinen zahlreichen, schlaff herabhängenden Fangarmen. Damit knüpft die kretische Vasenmalerei wieder an an die älteren Traditionen, wie sie auf den Kykladen sich erhalten und weitergebildet haben (§ 524); diese Motive gewinnen jetzt Einfluß, und aus ihnen ist in der Folgezeit der entwickelte altmykenische Stil hervorgegangen. — Daneben hat sich, wie in Aegypten, die Anfertigung kostbarer Steingefäße durch diese ganze Epoche erhalten.

Die ersten „Kamares“vasen sind in der Grotte bei Kamares am Ida gefunden worden: Mon. Ant. VI pl. 9 f. Seitdem sind sie in Knossos, Phaestos, Palaeokastro, der diktaeischen Grotte u. a. in großer Zahl gefunden worden. Sie sind identisch mit denjenigen Schalen des 4. und 5. Schachtgrabes von Mykene, die Furtwängler und Löschcke als ersten mykenischen Stil bezeichnet haben. Im allgemeinen s. Hogarth und Welsh, J. Hell. Stud. XXI. Mackenzie ib. XXIII und XXVI. Besonders wichtige Exemplare: Mon. Ant. XIV Taf. 42. 43. J. Hell. Stud. XXIII pl. 5. 6. Annual IX pl. 2; zahlreiche weitere in Antiq. crét. — Gefäße von Middle Minoan III: Annual VIII 91. X 7. 9. J. Hell. Stud. XXIII 189. XXVI pl. 11. Nahe verwandt sind mehrere der auf Therasia (§ 512 A.) gefundenen Gefäße.

519. Etwa in dieselbe Zeit, in der dieser Stilwandel eintritt (Middle Minoan III), fällt ein großer Umbau oder Neu-

bau des Palastes von Knossos (vgl. § 517). Von diesem sind uns wenigstens einige Überreste der Freskomalereien auf dem Stuck der Wände erhalten, darunter ein kleiner, hellblau gemalter Knabe, der auf einem Felde weiße Krokus pflückt und in einem großen Becher sammelt. Etwa gleichzeitig scheinen zahlreiche Überreste einer hochentwickelten Fayenceindustrie zu sein, welche sich, von den Späteren beiseite geschafft, in den tiefen Kellern des späteren Palastes gefunden haben. Die Technik des bunten glasierten Tons ist offenbar aus Aegypten übernommen; aber die Motive der Darstellung gehören bis auf einige, aus Aegypten entlehnte stilisierte Lotosknospen und -blüten, die als Gehänge, vielleicht an einem Halsschmuck, getragen wurden, durchaus der einheimischen Kunst an. Vielfach dienten die Fayencereliefs zur Inkrustation der Wände, in deren Stuck die ausgeschnittenen Figuren eingefügt wurden. Wie in den gleichzeitigen Vasen des jüngeren Stils herrscht in ihnen eine scharfe Beobachtung des Pflanzen- und Tierlebens und ein kräftiger Naturalismus, der zu der konventionellen Dekoration der Kamaresvasen in scharfem Gegensatz steht. Die Glanzstücke sind eine in der Gebirgslandschaft weidende Wildziege mit ihren Jungen, deren eines an ihrem Euter saugt, und ähnliche Figuren einer Kuh mit dem Kalb. Daneben stehen Seestücke, Wasserpflanzen und Muscheln mit dem Felsgrund des Meeres, und vor allem fliegende Fische. Ein gleichartiges Stuckgemälde, zweifellos von einem kretischen Künstler gemalt, fliegende Fische auf den Wellen des Meeres, mit den Felsen am Grunde, hat sich in einem Zimmer der zweiten Stadt von Phylakopi auf Melos gefunden, deren Zeit dadurch festgelegt ist, daß sich in ihr neben einheimischen „frühmykenischen“ Gefäßen auch zahlreiche aus Kreta importierte Kamaresvasen gefunden haben. Von den Fayencegefäßen aus dem Magazin von Knossos sind manche mit Muscheln, andere mit Spiralen geschmückt; auf einer Blumenvase wachsen von dem als Erdboden behandelten Fuß schlanke Sträucher empor, entsprechend den gleichzeitigen bemalten Gefäßen, auf

einer anderen schlingt sich in gefälliger Windung ein Zweig vom Griff auf den Rand des Gefäßes. Demselben Stil gehören die Fayencefiguren weiblicher Gestalten an, in denen sich die alte Frauentracht (§ 516) zu einem reichen und raffinierten Kostüm entwickelt hat. Aus dem einfachen Rock ist ein eng anliegendes Mieder mit Ärmeln geworden, das den Rumpf eng einschließt und die Brüste offen läßt, so daß sie stark und kokett hervortreten; vom Gürtel ab fällt ein langer Rock in regelrechten Horizontalfalten herab, auf demselben liegt vorn und hinten ein bunter Schurz. Auf dem Kopf tragen diese ganz modern aussehenden Damen eine hohe, aus der alten Zipfelmütze entwickelte Haube. In den Händen halten sie Schlangen, oder lange Schlangen winden sich an Arm und Hals bis zur Spitze der Haube hinauf; es sind also nicht Fürstinnen, sondern entweder Schlangenbeschwörerinnen oder Göttinnen. Daneben haben sich viele Nachbildungen von Frauenkleidern und Gürteln gefunden, wie Aushängeschilder eines Warenlagers. Vermutlich sind es Weihgeschenke, und so hat sich hier wohl das Inventar eines Heiligtums erhalten. Alle Kleidungsstücke sind reich mit bunten, eingewebten Mustern verziert; einige der Röcke zeigen auf der breiten unteren Fläche das Bild eines Erdhügels, aus dem stilisierte Lotosblüten aufwachsen, ein aus Aegypten entlehntes Motiv, das sich auch in der Einzelausführung genau an die fremden Vorbilder anschließt.

Wandgemälde des blauen Knaben: Annual VI 45. Die Fayencen und die Schlangenträgerinnen: Annual IX 62 ff. Das mit ihnen zusammen gefundene griechische Kreuz von Marmor (p. 91) ist gewiß kein Kultobjekt, sondern hat gleichfalls zur Inkrustation der Wände gedient. Ob übrigens manche dieser Objekte wirklich schon dieser Epoche angehören, ist mir zweifelhaft. Die abschließende Bearbeitung der Funde von Knossos wird gewiß im einzelnen noch manches modifizieren. — Seebild von Phylakopi: Excav. at Phylakopi pl. 3 und p. 70 f.

520. In weit ältere Zeit ragen ihrem Ursprung nach die rohen Terrakottaidole hinauf, die sich, nur in der äußeren Bemalung dem späteren Stil angepaßt, bis in die mykenische

Zeit erhalten haben. Es sind niedrige Toncylinder, aus denen der ganz roh gebildete Oberleib einer Frau aufragt, zum Teil mit ausgestreckten, seltsam entstellten Armen, zum Teil auch mit gegen die Brüste gepreßten Armen. Hier ist das Vorbild der babylonisch-cyprischen Göttin des Geschlechtslebens (§ 498) deutlich erkennbar; im übrigen sind diese Kultfiguren Weiterbildungen der alten Steinidole von Troja und den Inseln (§§ 494. 512). Nahe verwandt sind die Figuren zweier Göttinnen auf einer Gußform für metallene Schmuckplättchen aus Palaeokastro, die wohl der älteren Kamareszeit angehört. Der Oberkörper ist nackt, der lange Rock, der den Unterkörper bedeckt, ist eine Vorstufe des Rocks der Schlangengöttin; in jeder Hand trägt die eine ein Doppelbeil, die andere eine Blume; auch dem Diadem der letzteren entsprießt eine Blüte. Wir haben hier also Darstellungen einer Vegetationsgöttin, die auch in späteren Götterbildern wiederkehrt, und einer Kriegsgöttin. Die Doppelaxt, das kleinasiatische Kultsymbol des Kriegs und des Blitzes (§ 481), ist in reicher Ausschmückung daneben auf einer anderen Gußform für Amulette zweimal angebracht; sie findet sich ebenso in der Schrift und sehr häufig als Steinmetzzeichen auf den Steinblöcken der Paläste. Auf einem prächtigen Steinsarg dieser Zeit aus einem großen Kuppelgrabe in der Nähe von Phaestos (Hagia Triada), auf dem Szenen des Totenopfers dargestellt sind, stehen auf stufenförmigen Basen zwei Baumstämme, die mit einer Doppelaxt gekrönt sind, auf der ein Vogel (eine Taube?) sitzt; dazwischen steht ein großer Krug, in den eine Priesterin den Opfertrank gießt, während eine andere Frau zwei Körbe herbeiträgt und ein Mann die heilige Handlung mit Leierspiel begleitet. Auf einem anderen Bilde des Sarkophags ist der Baumstamm, der die vom Vogel gekrönte Doppelaxt trägt, durch einen nach oben sich verjüngenden Steinpfeiler ersetzt, der vor dem von einer Palme überragten Tempel steht. Die Doppeläxte sind offenbar Kultobjekte, Symbole des die Erde beherrschenden Gewittergotts, mit denen der Vogel der Göttin der Zeugung verbunden ist. Zugleich lassen diese Darstellungen einen

ausgebildeten Totendienst erkennen; in einem weiteren Bilde schreitet der Geist des Verstorbenen, von einem Mantel umhüllt, aus der Grabkapelle hervor, vor der eine Palme steht. Eigentliche Götterbilder sind aus vormykenischer Zeit nicht bekannt; und es scheint, daß wirkliche Kultbilder auf Kreta überhaupt so gut wie ganz gefehlt haben. Die Figuren der Schlangengöttin und die Idole sind eher Votivgeschenke als Kultobjekte; soweit die Götter in solchen ihren Sitz hatten, werden es, wie auch in der Folgezeit, noch Steinpfeiler, Bäume, heilige Bezirke gewesen sein, und daneben Kultobjekte wie das Doppelbeil und, später wenigstens, auch andere Waffen, außerdem heilige Tiere. So liegt in Knossos in einer alten Kammer unter einem Keller des späteren Palastes ein alter Kultraum, in dem sich tönerne Nachbildungen von Kultgeräten gefunden haben: kleine Altäre mit Hörneraufsatz, ein kleiner Tragsessel (ob als Sitz der Gottheit gedacht?) und eine Gruppe von drei in Ton nachgebildeten Holzsäulen, auf deren Bedachung Tauben sitzen (§ 517 A.). Das ist offenbar die abgekürzte Darstellung des Heiligtums der Göttin des Liebeslebens, der die Taube heilig war; diese Göttin ist uns auch aus mykenischen Funden bekannt. Auf dem Sarkophag ist wahrscheinlich die Taube mit dem Gotte der Doppelaxt verbunden. Ein Kultbild dagegen fehlt hier wie in allen ähnlichen Räumen, und befand sich ebensowenig in der heiligen Höhle der Dikte.

Die Terrakottaidole aus einem mykenischen Kultraum in Knossos: Annual VIII 99; aus Gurnia: Ant. crét. pl. 34, 3; aus Prinias bei Knossos: Wide, MAI 26, 247 ff. Taf. 12: ferner, zum Teil noch archaischer, aus Gräbern von Agia Triada: Paribeni, Mon. Ant. XIV 739 ff. = Ant. crét. pl. 26 und sonst. Vgl. das an die ephesische Artemis erinnernde Idol einer Göttin mit zahllosen Warzen an dem cylindrischen unteren Teil der Figur ib. p. 762 = Ant. crét. pl. 20, 2. — Gußformen von Palaeokastro: Xanthudides, Ἐφ. ἀρχ. 1900, 25 ff. Karo, Archiv f. Religionsgesch. VII 145 f.; neben den Göttinnen steht ein Rad mit spitzen Zacken, das an das Rad des altbabylonischen Götterwagens (§ 410) erinnert, und ein seltsames Amulett, wo über einer schildartigen Rundung eine kleine menschliche Figur aufragt, vielleicht ein Vorläufer des mykenischen

Schildidols. Technisch verwandt, aber älter, ist das Diadem aus Silberblech von Syros bei Tzuntas, Ἐφ. ἀρχ. 1899, 123 Taf. 10, 1. Auch hier kehrt das Rad wieder, daneben ein roh stilisierter Vogel und ein Hund. — Die Kultkammer aus Knossos: Annual VIII 28 ff. — Kuppelgrab der Kamareszeit mit Steinsarg aus Agia Triada: Paribeni, Rendiconti dell' Ac. dei Lincei XII 1903, 343 ff., und danach v. Duhn, Archiv f. Religionsgesch. VII 264 ff. Karo ib. VII 130. VIII 523; Zeichnung bei Lagrange, La Crète ancienne p. 62 ff.

521. Der Kulturhöhe, die uns in diesen Monumenten entgegentritt, entspricht es, daß die Kreter auch eine Schrift entwickelt haben. Sie besteht aus hieroglyphischen Bildern, die vielfach auch in den Figuren der Malerei wiederkehren, und mag sich zunächst aus den auf den Siegeln gebräuchlichen Abzeichen (§ 510) gebildet haben. Wir haben gesehen, wie früh der Gebrauch des Siegels nach Kreta gekommen ist; seit der Blütezeit der Kamareskultur treten an Stelle der alten Siegel aus Ton und weichem Steatit solche aus hartem Stein und gewinnen bald die volle Herrschaft. In dieser Zeit ist die Schrift jedenfalls schon weit verbreitet gewesen; sie findet sich außer auf den Siegeln auf den Steinen der Bauten, und in einer Cursive, mit Tinte geschrieben, auf Gefäßen. Ob sie mit der chetitischen, an die einzelne Zeichen erinnern, oder mit einer anderen Schrift in Zusammenhang steht, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die Entzifferung gelungen sein sollte; daß sie phonetische Elemente, z. B. verschiedene grammatische Endungen, wiederzugeben vermochte, scheint zweifellos zu sein.

Gefäße mit Kursive: Evans, Annual VIII 106, vgl. IX 17 und Mackenzie, J. Hell. Stud. VI 266, 7. Bekanntlich hat Evans die „piktographische" kretische Schrift schon 1894, lange vor Beginn der Ausgrabungen, entdeckt: J. Hell. Stud. XIV und XVII, wo zahlreiche, zum Teil sehr alte Siegel mit Schriftzeichen abgebildet sind. Nachweis desselben Wortes mit verschiedenen Endungen: Evans in Excav. at Phylakopi 183.

522. Daß die Entwicklung dieser Kultur von den älteren Kulturgebieten des Orients nicht unabhängig gewesen ist, haben wir vielfach beobachten können. Babylonischer Ein-

fluß freilich tritt nur indirekt in dem über Cypern vermittelten Bild der Geschlechtsgöttin (§ 520) hervor, und eine Einwirkung von Kleinasien, die in der Folgezeit so mächtig geworden ist, läßt sich vollends nicht nachweisen, es sei denn, daß man die Doppelaxt (§ 520) hierher rechnen will, die aber auch von Kreta aus zu den Chetitern und ihren Nachbarn gekommen sein könnte. Um so stärker und kontinuierlicher war die Einwirkung Aegyptens. Import aegyptischer Gefäße, Export einheimischer nach dem Niltal gehen durch alle Perioden der kretischen Geschichte; der Gebrauch des Siegels und seine ältesten Formen und Symbole sind aus Aegypten entlehnt, ebenso die Fayenceindustrie; die Frauengewänder haben zum Teil aegyptische Muster. Auch die Kunst des Schreibens wird auf aegyptische Anregung zurückgehen, wenn man auch das Schriftsystem selbständig in Anlehnung an die einheimische Kunst gestaltete. Noch viel wesentlicher aber ist die Wirkung, welche das mächtige Pharaonenreich schon allein durch seine Existenz ausübte. Kreta und die Welt des Aegaeischen Meers stand zu ihm etwa in demselben Verhältnis, wie die germanischen Stämme und ihre Fürsten zum Römerreich. Der Verkehr mit dem Niltal, den man seit alters pflegte und gar nicht entbehren konnte, wirkte ununterbrochen kulturfördernd; man bezog von hier nicht nur Waren, sondern auch Anregungen, und wenn die Fürsten von Phaestos und Knossos daran gingen, sich große Paläste zu bauen, so hat der Hofhalt des Pharao dazu unzweifelhaft das Vorbild geboten, so abweichend auch die Gestaltung der Grundrisse ist. Auch die Bemalung der Wände mit bildlichem Schmuck und ihre Inkrustation mit Fayence ist direkt aus Aegypten übernommen. Um so bedeutsamer ist es, daß die Kreter ihre Vorbilder nicht sklavisch kopiert haben, in der Art, wie die alte Kultur von Sinear von seinen Nachbarn übernommen und nachgeahmt wurde, sondern sich geistig und künstlerisch ihre Selbständigkeit wahrten. Es ist eine gewaltige Leistung, daß sie sich einen eigenen, von dem Aegyptischen innerlich ganz un-

abhängigen Kunststil geschaffen und diesen immer von neuem aus eigenen Mitteln umgebildet haben. Diese Unabhängigkeit haben sie sich auch gewahrt, als in der Folgezeit der Einfluß des Orients noch weit stärker hereinbrach und zahlreiche Vorbilder unmittelbar übernommen, aber dabei in den einheimischen Stil umgesetzt wurden. Dadurch haben sie sich als ein Kulturvolk erwiesen, das in ganz anderer Weise als die Chetiter (§ 501 f.) selbständig neben die älteren Kulturvölker in Aegypten und Sinear tritt; so konnten sie sich in der Folgezeit eben durch die Frische und Unmittelbarkeit ihrer weit jüngeren Kultur diesen als ebenbürtig, ja als in mehr als einer Beziehung überlegen zur Seite stellen.

Politische Verhältnisse. Beziehungen zu Aegypten

523. Eine politische Geschichte Kretas läßt sich aus den Denkmälern nicht gewinnen; welche Kämpfe und Umwälzungen der uns kontinuierlich fortschreitend erscheinenden Kulturentwicklung zur Seite gegangen sein mögen, verraten sie nicht. Nur das läßt sich erkennen, daß die Beherrscher von Knossos und von Phaestos nicht nur auf der Insel große Macht besessen haben müssen, sondern auch weithin über die See geboten. Die kretischen Einflüsse in der zweiten Stadt von Phylakopi, den Import kretischer Kamaresgefäße, dem das Vorkommen melischer Gefäße auf Kreta zur Seite steht, das Freskogemälde eines kretischen Künstlers haben wir schon kennen gelernt. Auch nach Thera und weiter nach Mykenae und Tiryns sind Kamaresgefäße gekommen; es ist leicht möglich, daß die Herrschaft der Könige von Knossos nach dem griechischen Festland hinübergereicht hat. Mit Aegypten stand man in ununterbrochenen Beziehungen. Gewiß hat es an Raubzügen von Kreta nach dem Niltal nicht gefehlt; und gar nicht unmöglich ist es, daß die Pharaonen der zwölften Dynastie wie nach Syrien so auch nach Kreta ihre Schiffe gesandt und ihre Oberhoheit über die Insel ausgedehnt haben (§ 291), und daß die Kamaresvasen zum Teil nicht als Handelsware,

sondern als Tribut nach Aegypten gekommen sind. Ob die Statue eines Aegypters aus dem Mittleren Reich (etwa 13. Dynastie), die sich in einer von Evans zu Middle Minoan III gerechneten Schicht des Palastes von Knossos gefunden hat, von einer solchen Oberhoheit Zeugnis ablegt oder etwa bei einem Raubzug hierher verschleppt ist, wissen wir nicht. Dann folgt die Hyksoszeit; und ein Alabasterdeckel mit dem Namen des mächtigen Hyksoskönigs Chian hat sich gleichfalls in Knossos gefunden (§ 306). Es ist sehr möglich, daß das ephemere Weltreich der Hyksos auch Kreta umfaßt hat; wer zu weitgehenden Kombinationen neigt, könnte das Ende der bisherigen Kultur, die Verwüstung und den Umbau der Paläste, und das Aufkommen einer neuen Kulturrichtung damit in Zusammenhang bringen. Sicher ist nur, daß etwa im siebzehnten Jahrhundert diese neue Kulturentwicklung einsetzt. Äußerlich unterscheidet sich diese neue Kultur (die altmykenische oder Late Minoan I und II) von der älteren dadurch, daß sie in einen weit größeren Zusammenhang tritt: sie hält nicht nur die rege Verbindung mit Aegypten aufrecht, sondern nimmt daneben Elemente aus Syrien und Babylonien und Kleinasien in sich auf, und umfaßt auf der anderen Seite die ganze Welt des Aegaeischen Meeres. Zugleich strahlt sie nach allen diesen Gebieten aus; und eben dadurch ist es ihr, wenn sie auch an Einheitlichkeit und feinerem Stilgefühl hinter der Kamareszeit und der anschließenden Epoche zurücksteht, dennoch möglich geworden, eine Vielseitigkeit und Beweglichkeit des Lebens zu gewinnen, die weit über die ältere Epoche hinausgeht. Diese neue Entwicklung kann daher nur im allgemeinen Zusammenhang der Gestaltung des geschichtlichen Lebens betrachtet werden, die mit dem sechzehnten Jahrhundert v. Chr. einsetzt.

Statue des Aegypters: Evans, Annual VI 26 f. Griffith, Archaeol. report 1899/1900 p. 65; vgl. Evans, Essai de classification p. 9. Burrows, Disc. in Crete 66 f. — Chian: Annual VII 65. — Im übrigen vgl. § 291, wo aber die Steinvase von Hagia Triada nicht hätte erwähnt werden sollen, da sie erst der folgenden Epoche angehört.

Das griechische Festland. Eindringen der Griechen

524. Wie die Verhältnisse der Balkanhalbinsel in dieser Zeit gestaltet waren, liegt noch völlig im Dunkeln. In den Funden auf griechischem Boden folgt auf die spärlichen Überreste der Steinzeit (§ 511 A.) die Epoche, in der die trojanische Kultur auch hier herrschte (§ 511). Aber sie hat hier keine Fortsetzung gefunden; die Kamaresvasen von Mykene und Tiryns sind kretischer Import, nicht einheimisches Erzeugnis. Auf die trojanische Schicht folgt vielmehr überall, auch in der lokalen Sonderentwicklung, die in den Rund- und Ovalbauten von Orchomenos vorliegt (§ 509), sogleich die mykenische Schicht; und nicht anders ist es im Grunde auch in Troja selbst. Daneben treten in den Resten alter Ansiedlungen in Thessalien, Phokis und Boeotien Beziehungen hervor, die nach Norden weisen; Form und Dekoration der Gefäße und der Figuren von Stein und Ton berühren sich mit den neolithischen Funden aus Serbien und dem Donaugebiet (§ 533); Metall findet sich hier noch nicht. — Dagegen läßt sich auf Melos die organische Umbildung des entwickelten geometrischen Stils zu einem früh- oder vormykenischen Stil verfolgen. Der neue Stil behält die alten Farben, Schwarz und Rotgelb, bei, und ebenso meist auch die alten Gefäßformen (nur daß allmählich das Töpferrad aufkommt); aber er gibt die geradlinigen Motive auf und ersetzt sie durch Spiralen, Wellenlinien, Kreise und andere Kurven, zwischen denen Blätter und Zweige, Vögel und Fische auftauchen. In der zweiten Stadt von Phylakopi gelangt er allmählich zur Ausbildung und verdrängt alsbald die ältere Ware völlig. Zu der gleichzeitigen Entwicklung des Kamaresstils auf Kreta steht er in charakteristischem Gegensatz. So sehr er an innerer Durchbildung und Feinheit des Stilgefühls hinter diesem zurücksteht, so zeigt er doch, daß die Bewohner der Inseln versucht haben, ihre Eigenart zu behaupten und weiterzubilden; ihr Stil hat denn auch in der Folgezeit, wenngleich in bedeut-

samer Umgestaltung, Kreta sich unterworfen. An dieser Entwicklung hat weder das asiatische noch das europaeische Festland (und ebensowenig Cypern) teilgenommen; kulturell verharren sie in dieser ganzen Zeit, nach dem Untergang der zweiten Stadt von Troja, in voller Passivität.

Den Gefäßen des älteren, geometrischen Stils von Phylakopi (erste Stadt) sind auch die von Vollgraff, BCH. 30, 1 ff. behandelten Scherben aus der alten Ansiedlung auf der Aspis von Argos gleichartig. — Nach v. Sterns Mitteilungen (Die prämykenische Kultur in Südrußland, Abdruck aus den Trudy des 13. archäol. Kongresses Bd. I, 1906, S. 82 f.) gehören die von Stais und Tzuntas aufgedeckten alten Ansiedlungen von Sesklo und Dimini in Thessalien einer steinzeitlichen Kultur an, mit Steinhämmern, Werkzeugen aus Hirschhorn, Idolen von Stein und Ton; Keramik teils mit eingeritzten, weiß ausgefüllten Ornamenten, teils geometrische Weißmalerei, teils Spiraldekoration in Mattmalerei auf gelbem oder gelbrotem Untergrund ähnlich der neolithischen aus Südrußland (§ 533); ein isoliertes Gefäß „erinnert lebhaft an die Kamaresvasen“ und ist wohl importiert. Gleichartig sind die Funde in einem Tumulus am Kephisos bei Chaeronea und in einer Ansiedlung bei Elatea: Sotiriadis, MAI 30, 120 ff. 134 ff., vgl. jetzt Jahrb. d. archäol. Inst. XXIII, Anzeiger S. 134.

525. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind indessen in eben dieser Zeit gewaltige Bewegungen auf dem Festland eingetreten. Denn die indogermanischen Stämme, von denen in geschichtlicher Zeit die ganze Balkanhalbinsel besetzt ist, müssen von Norden her, aus dem Donaugebiet, eingewandert sein; und wenn sie in drei verschiedene Volksgruppen zerfallen, Griechen, Illyrier und Thraker — zwischen ihnen steht möglicherweise noch eine vierte Gruppe, die epirotischen Stämme —, so scheint in ihrer Lagerung eine wiederholte Verschiebung erkennbar, durch die die Griechen in den südlichen Ausläufer der Halbinsel gedrängt sind (vgl. § 564). Selbst diesen haben sie nur zum Teil behauptet; denn in Epirus, das urprünglich einmal griechisch gewesen zu sein scheint, sitzen in historischer Zeit nichtgriechische Stämme, und auch in Mittelgriechenland wissen die späteren Traditionen von Thrakern, die einmal hier gesessen haben, zu berichten. Innerhalb der Griechen selbst tritt bekanntlich diese Schiebung

sehr deutlich hervor: die älteren Stämme werden etwa im dreizehnten Jahrhundert durch eine Invasion nordwestgriechischer (dorischer) Stämme überschwemmt und entweder unterworfen oder aus ihren alten Sitzen verdrängt. Der Gebietsverlust auf dem Festlande wird ausgeglichen durch die Ausbreitung zur See; wie den Griechen die ältere, mindestens dem Hauptteil nach den Kleinasiaten verwandte Bevölkerung des Festlandes (§ 506) erlegen ist, so dringen sie auf die Inseln vor und verjagen oder unterjochen auch hier die älteren karisch-lelegischen und kretischen Stämme.

526. Wir können nicht erwarten, über diese großen Völkerbewegungen durch die Funde aus der Urzeit irgend welche Aufschlüsse zu gewinnen. Ob die Bewohner der ältesten Ansiedlungen in Tiryns, Mykene und Argos oder die der kreisrunden und der ovalen und der dann folgenden rechteckigen Häuser von Orchomenos (§ 509) Griechen oder Nichtgriechen gewesen sind, ja selbst ob in diesem Wechsel der Schichten ein Wechsel der Bevölkerung oder nur ein Fortschreiten der Kultur innerhalb desselben Stammes vorliegt, darüber sagen uns die Ausgrabungen nichts; und ebensowenig kann die Ausbreitung einer homogenen Kultur über weite Gebiete oder die Beziehungen, die in den Bestattungsgebräuchen und der Grabanlage, der Form und Ornamentik der Gefäße zwischen der Welt des Aegaeischen Meeres und den alten Ansiedlungen und Grabstätten in Thrakien und Illyrien, dem Donaugebiet und Südrußland erkennbar sind, über die ethnographischen Verhältnisse etwas lehren. Das einzige, was wir erkennen können, ist, daß ein selbständiges Leben, eine einheimische Fortentwicklung der Kultur über ganz primitive Anfänge hinaus auf dem griechischen Festlande in der ganzen älteren Zeit nicht stattgefunden hat, sondern diese Gebiete kulturell völlig von der Welt des Meeres, den Kykladen und Kreta, abhängig gewesen sind, und bis tief ins zweite Jahrtausend hinein lediglich von dem zehren, was ihnen von hier aus gebracht wird. In dieser Zeit aber haben sicher längst griechische Stämme der älteren (achaeischen) Schicht

in diesen Gebieten gesessen. Denn spätestens etwa vom fünfzehnten Jahrhundert an können wir ein Vordringen der Griechen über das Meer nachweisen; auf dem Festlande, auch im Peloponnes, müssen sie schon viel früher die Herren gewesen sein.

527. Ein Mittel, das erste Auftreten der Griechen in dem Lande, das wir nach ihnen benennen, chronologisch positiv festzulegen, besitzen wir nicht. Wohl aber gibt uns einigen Anhalt, daß sie zwar sehr viel von Wanderungen und Schiebungen innerhalb dieses Gebiets zu berichten wissen, dagegen nichts von einer Einwanderung in dasselbe. Vielmehr betrachten sie sich hier durchaus als von der Urzeit her heimisch, wenn sie auch von nichtgriechischen Stämmen, Lelegern und Karern, die sich in einzelnen Gebieten noch länger behauptet hatten, eine dunkle Kunde bewahrt haben (§ 506). Aber diejenigen griechischen Stämme, welche von den späteren Wanderungen nicht betroffen sind, sind allgemein als Autochthonen anerkannt und rühmen sich ihres unauflöslichen Verwachsenseins mit dem Heimatboden, das seit der Entstehung der ältesten Menschen nie gestört worden sei, so vor allem die Athener und die Arkader, obwohl ihre Vorfahren doch zweifellos einmal aus weiter Ferne gekommen sein müssen. Alle Ahnen des Volks, seine Götter und seine Heroen haben in dem Lande selbst gelebt und gewirkt. An der Tatsache, daß das griechische Volk von einer Einwanderung seiner Vorfahren, die doch durch seine Sprache unumstößlich erwiesen wird, nichts mehr weiß, dürfen uns die späteren Kombinationen über die Pelasger (§ 507) so wenig irre machen, wie die Verknüpfung einzelner Heroen mit der Fremde, des Pelops mit Kleinasien, des Danaos mit Aegypten. Ganz abgesehen davon, daß die Herkunft der Griechen am allerwenigsten in dieser Richtung zu suchen ist, sind das sekundäre Weiterbildungen der Sagen, deren Entstehung wir noch genau erkennen können. Ebenso geht die dominierende Stellung, welche Thessalien in den griechischen Traditionen einnimmt, auf spätere geschichtliche Ereignisse

zurück, vor allem darauf, daß das für die Gestaltung der Überlieferung maßgebend gewordene Epos bei den aus Thessalien stammenden Ansiedlern im nordwestlichen Kleinasien, auf Lesbos und in Aeolis, ausgebildet worden ist. Wenn also bei den Griechen, anders als z. B. bei den Israeliten in Palaestina, jede Kunde von der Einwanderung ihrer Vorfahren in ihre späteren Wohnsitze und von den damit verbundenen Kämpfen verloren ist, während sie sehr wohl wissen, daß sie nach den Kykladen, nach Kreta, nach Kleinasien als Eroberer gekommen sind, und daß vollends die Dorier im Peloponnes spätere Eindringlinge sind, ja diese stolz sind, hier nicht Autochthonen zu sein, sondern unter dem Schutz der Götter das Land erobert zu haben, so folgt daraus, daß wir diese Einwanderung in recht frühe Zeit zu setzen haben; unter das Jahr 2000 v. Chr. wird man mit ihr nicht hinabgehen dürfen, vielleicht aber noch um einige Jahrhunderte weiter hinauf. Auch die Indizien, die wir sonst für die Ausbreitung der Indogermanen besitzen, führen darauf hin, daß diese etwa seit 2500 v. Chr. begonnen hat (§ 551). Nun mag von da an noch geraume Zeit vergangen sein, bis die Griechen nach ihren späteren Wohnsitzen, zunächst in Mittelgriechenland und dann im Peloponnes, gelangt sind. Immerhin werden wir es als das wahrscheinlichste betrachten dürfen, daß schon in der Zeit, als noch die trojanische Kultur auf der Halbinsel herrschte, Griechen in dieselbe gekommen sind; und sowohl die Bewohner von Orchomenos in der Zeit als hier eine Ortschaft mit rechteckigen Häusern angelegt wurde und die vormykenische Vasenmalerei von den Inseln her eindrang, wie die von Mykene, welche Kamaresvasen von Kreta bezogen, werden bereits Griechen gewesen sein.

III. Die Kulturanfänge in Europa

Die nicht indogermanischen Volksstämme Europas

528. Der reichgegliederte europäische Kontinent war ursprünglich von sehr verschiedenartigen Volksstämmen bewohnt, deren Reste sich zum Teil noch bis in die Gegenwart erhalten haben. Im äußersten Westen, auf der pyrenaeischen Halbinsel, und weiter nördlich bis zur Garonne und Rhone treffen wir beim Beginn geschichtlicher Kunde im sechsten Jahrhundert die iberischen Stämme. Schon damals waren keltische Scharen in die Halbinsel gedrungen und hatten den Iberern einen Teil des zentralen Hochlandes und der Westküste entrissen; dann sind die Iberer der Romanisierung erlegen bis auf die Basken der westlichen Pyrenaeen und des kantabrischen Gebirges, die bis auf den heutigen Tag die alte Sprache und Nationalität bewahrt haben. Durch ihre Sprache nehmen sie in der alten Welt eine einzigartige Stellung ein: das Bildungsprinzip des Baskischen, die Einverleibung der satzbildenden Elemente in das Verbum, kehrt nur in den amerikanischen Sprachen in ähnlicher Weise wieder. An die Iberer schließen sich in den Westalpen von der Rhone bis zum Po die Ligurer (griech. Ligyer, Stamm Ligus). In historischer Zeit sind sie im Osten schon durch die Etrusker, vor allem aber durch die zu Anfang des vierten Jahrhunderts gleichzeitig ins Rhonetal und in die Poebene vordringenden Kelten in die Seealpen und den oberen Apennin zurückgedrängt worden, in der römischen Zeit ist ihre Nationalität untergegangen. Genaueres über ihre ethnographische Stellung

läßt sich daher kaum ermitteln; nur daß sie nicht zu den indogermanischen Völkern gehörten, scheint sicher zu sein, während eine Verwandtschaft mit den Iberern wenigstens nicht unmöglich ist. In älterer Zeit haben sich die Ligurer so gut wie diese über ein weit größeres Gebiet ausgedehnt. Nach einer auf sehr alte Quellen zurückgehenden Angabe bei Avien saßen die Ligurer ehemals in der Normandie; erst vor kurzem, d. h. etwa zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, seien sie durch die Kelten aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt worden. Es ist sehr möglich, daß uns hier wirklich noch eine geschichtliche Nachricht über das Vordringen der Kelten nach Westen erhalten ist und die Ligurer die älteste Bevölkerung Frankreichs gebildet haben. Auch die italische Halbinsel mag vor der Einwanderung indogermanischer Stämme (und der Etrusker) einmal größtenteils oder ganz ligurisch gewesen sein. Derartige Hypothesen haben schon manche der alten Gelehrten aufgestellt; so erklärte Philistos — schwerlich mit Recht — die Sikeler für Ligurer, die von den Umbrern aus ihrer Heimat vertrieben seien, andere machten die Urbewohner von Latium zu Ligurern. Neuere Forscher haben gleichartige Annahmen durch Namensanklänge zu stützen gesucht; und in der Tat finden sich wenigstens bei den Elymern an der Westspitze Siciliens Ortsnamen, die bei den Ligurern wiederkehren. Reste einer vorindogermanischen Bevölkerung haben sich vielleicht auch sonst noch in Italien bis in spätere Zeiten erhalten, so in den Tälern der Ostküste, ferner in den Sikanern im Westen Siciliens, die Antiochos von Syrakus, dem Thukydides und Philistos folgen, von dem gleichnamigen Fluß Sikanos (später Sucro, jetzt Xucar) in Spanien ableitete, während sie selbst sich im Gegensatz zu den später eingewanderten Sikulern für Autochthonen auf der Insel erklärten. Von den „prähistorischen“ Ansiedlungen und Gräbern Italiens und Siciliens mögen gar manche dieser älteren Bevölkerungsschicht angehören; irgendwelche Sicherheit wird sich hier schwerlich je erreichen lassen. Auch über die Bewohner der westlichen Inseln, die Korsen — denen auch der Norden

Sardiniens gehörte — und die Sarden läßt sich kaum ein positives Ergebnis gewinnen. Die Alten haben sie bald für Ligurer, bald für Iberer oder Libyer erklärt; die Verwandtschaft der Korsen mit den Iberern in Sprache und Tracht wird von Seneca, der darüber ein kompetentes Urteil haben konnte, hervorgehoben und findet eine weitere Stütze darin, daß sich bei beiden die Sitte des Männerkindbetts findet (§ 10 A.).

Die Tragweite der Angabe Aviens (ora marit. 130 ff., vgl. 196) hat namentlich D'ARBOIS DE JUBAINVILLE, Les premiers habitants de l'Europe, 2. Aufl. 1889—94 betont. Über ihre Abstammung Cato orig. fr. 31: sed ipsi unde oriundi sunt exacta memoria; inliterati mendacesque sunt et vera minus meminere; vgl. Dion. Hal. I 10: die Ligurer sind in Italien und Gallien weit verbreitet, ὁποτέρα δ'αὐτοῖς ἐστι γῆ πατρίς, ἄδηλον· οὐ γὰρ ἔτι λέγεται περὶ αὐτῶν προσωτέρω σαφὲς οὐδέν. Verschiedenheit von den Kelten: Strabo II, 5, 28; ethnographische Schilderung Diod. V 39 aus Posidonios. Über ihre Nationalität: NISSEN, Ital. Landeskunde I 465 ff. HELBIG, Italiker in der Poebene 30 ff. MÜLLENHOFF, Deutsche Altertumskunde III. Für einen keltischen Stamm hat CUNO, Rh. Mus. 20 die Ligurer erklärt; auch D'ARBOIS DE JUBAINVILLE hält sie für Indogermanen, namentlich auf Grund sehr problematischer Namensdeutungen. Ihm folgt KRETSCHMER, Z. f. vgl. Sprachw. 38. 1905, 97 ff. [wo auch die weitere Literatur], der kurze Inschriften aus dem Gebiet von Lugano und dem Lago maggiore, wo die Lepontier saßen, für ligurisch hält. Die Sprache dieser Inschriften ist sicher indogermanisch und wahrscheinlich ein keltischer Dialekt; aber die Lepontier waren nach Strabo IV 6, 8 Rhaeter, nach Cato bei Plin. III 134, dem wir folgen werden, Tauriscae gentis wie ihre westlichen Nachbarn, die Salasser, also Kelten [daneben steht bei Plinius eine törichte Ableitung von dem griechischen Gefolge des Herakles, die auf Wortspielerei beruht]; das stimmt zu den Inschriften aufs beste. Ligurer dürfen wir in geschichtlicher Zeit in diesem Gebiet nicht mehr suchen. — Philistos über den ligurischen Ursprung der Sikeler: Dion. Hal. I 22. Durch eine Kombination dieser Annahme mit der Angabe des Antiochos, daß die Sikeler (oder vielmehr ihr Eponymos Sikelos) aus Rom gekommen seien (Dion. Hal. I 73, vgl. 12. 35), ist die Behauptung entstanden, die Urbewohner Latiums, die Aboriginer, seien Ligurer (Festus p. 321 sacrani. Dion. Hal. I 10). — Die sikelische Inschrift von Centoripae hat THURNEYSEN, Z. f. vgl. Sprachw. 35, 212 ff. mit großer Wahrscheinlichkeit als indogermanisch und italisch gedeutet, wenn auch im einzelnen noch vieles problematisch bleibt. Seneca über die Korsen:

Cons. ad Helv. 8. — Von den Etruskern (einschließlich der Rhaeter) rede ich hier nicht, da sie in Italien wohl sicher überseeische Einwanderer sind (vgl. § 515). Alles weitere im nächsten Bande.

529. In Britannien hat sich ein Rest der ältesten Bevölkerung in den Pikten des nördlichen Schottlands bis in späte Zeiten erhalten; ursprünglich, vor Einwanderung der Kelten, haben sie wahrscheinlich die ganze Insel und ebenso Irland bewohnt (vgl. § 11 A.). Im übrigen ist auch bei ihnen die ethnographische Stellung noch völlig ungeklärt. So finden wir im Westen und Süden Europas überall eine nichtindogermanische Bevölkerung, die dann den eindringenden indogermanischen Völkern gänzlich oder bis auf geringe Reste in abgelegenen Gebirgsländern erlegen ist; auch die vorgriechischen Stämme Griechenlands (§ 506) gehören hieher. Wir werden vermuten dürfen, daß in derselben Weise vorindogermanische Stämme ehemals auch in den zentralen Teilen Europas gesessen haben, wenn auch hier, wo unsere Kunde so viel später einsetzt, Überreste von ihnen nicht mehr nachweisbar sind. Erst in den Finnen und ihren Verwandten im äußersten Norden Europas hat sich wieder eine fremde Bevölkerung erhalten. Ursprünglich mögen diese Stämme noch weiter in Rußland ausgebreitet gewesen sein; ob etwa auch die Kimmerier, die zu Anfang des ersten Jahrtausends an der Nordküste des Schwarzen Meeres saßen, und die zu diesen gehörenden Taurer ihnen verwandt waren, steht dahin. Während die finnischen Stämme der gelben (mongolischen) Rasse angehören, scheinen die Völkerschaften des gesamten übrigen Europas auch in der Urzeit schon Glieder der weißen, kaukasischen Rasse gewesen zu sein. Vielleicht standen sie somatisch in Zusammenhang mit den kaukasischen Stämmen Nordafrikas oder wenigstens dem libyschen Zweige derselben, bei denen, im Gegensatz zu den Aegyptern, ein hellfarbiger, blauäugiger Typus eben so verbreitet ist wie in Europa, sei es nun, daß eine von Europa gekommene Bevölkerung sich in Afrika mit hamitisch-semitischen Elementen gemischt hat, sei es, daß umgekehrt in Aegypten der hamitische Typus fremde

Elemente in sich aufgenommen hat (vgl. § 166). Jedenfalls haben aber in Europa neben tiefgreifenden sprachlichen auch mannigfache somatische Unterschiede bestanden, die sich in den verschiedenen Typen der einzelnen indogermanischen Völker fortsetzen; und schwerlich sind die sprachlichen und die physischen Gruppen, auch wenn wir sie genauer erkennen könnten, durchweg zusammengefallen. Vielmehr handelt es sich hier um Differenzierungen und Angleichungen, die im Leben der Menschen zu allen Zeiten wirksam sind und in ihren Anfängen in Epochen hinaufragen, die sehr weit jenseits nicht nur aller Überlieferung, sondern auch aller durch Rückschlüsse und tastende Vermutungen erfaßbaren Geschichte liegen (vgl. §§ 35 ff.).

Über die Pikten s. Zimmer, Das Mutterrecht der Pikten, Z. der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, romanist. Abt. XV, 1894. Nichtkeltische Stämme im inneren Britannien erwähnen Caesar b. G. V 12. Tac. Agric. 11, vgl. 22. Der Name Picti kommt erst seit Beginn des vierten Jahrhunderts auf (paneg. auf Constantius 11; auf Constantin 7; Ammian 27, 8, 5): nach Zimmer bedeutet er die „Tätowierten", ebenso wie sein irisches Äquivalent Cruithen, dem kymrisch Prydein entspreche; davon stamme Britannia, „die Insel der Tätowierten oder Pikten". Die irische Überlieferung kennt die Pikten als ältere Bevölkerung Nordirlands. — Daß der Kimmerierfürst Teuspa (d. i. pers. Teispes), der bei Assarhaddon cyl. 2, 6 erscheint, für ihre Nationalität nichts beweist, habe ich Z. f. vgl. Sprachf. 42, 10 f. bemerkt; er wird ausdrücklich als „Mandakrieger", d. h. als Angehöriger des Stammes Manda in Iran bezeichnet.

Die steinzeitliche Kultur in Europa

530. Die Kulturentwicklung, welche sich in „vorgeschichtlicher" Zeit auf dem Boden Europas vollzogen hat, ist uns nach ihrer materiellen und technischen Seite durch ein außerordentlich reiches, sich ununterbrochen mehrendes Fundmaterial aus allen Ländern des Kontinents bekannt geworden, dessen wissenschaftliche Ergebnisse durch die eindringende und umsichtige Arbeit hervorragender Forscher in den

Grundzügen mit Sicherheit festgesetzt sind und in den Einzelheiten stetig weiter gefördert werden. Diejenigen Überreste freilich, welche die Vorstufen menschlicher Entwicklung hinterlassen haben, die eolithische und paläolithische Zeit, liegen weit jenseits aller Geschichte (§§ 598 ff.); und auch der erste vielverheißende Schritt auf der Bahn selbständiger, künstlerisch empfindender Kultur am Schluß der paläolithischen Zeit, der uns in den Funden aus französischen Höhlen in der als Magdalénien bezeichneten Epoche so überraschend entgegentritt (§§ 143 A. 597), entzieht sich der geschichtlichen Erkenntnis: denn diese Kulturansätze brechen jäh ab, wahrscheinlich infolge einer großen physischen Katastrophe, die eine Umwandlung des Klimas und der Tier- und Pflanzenwelt herbeiführte. Sie haben in der Folgezeit keine Fortsetzung, sind vielmehr von der Entwicklung der späteren, neolithischen Epochen durch eine große, wahrscheinlich nach Jahrtausenden zählende Kluft getrennt. Die ziemlich vereinzelten Funde, die bis jetzt aus dieser Zwischenzeit vorliegen, sind äußerst dürftig und armselig und zeigen, daß der Mensch aus der älteren Entwicklung zwar einige technische Errungenschaften in der Bearbeitung des Steins, der Knochen, des Holzes und der Felle durch die Katastrophe hindurch herübergerettet hatte, daß ihm aber die damals erwachte künstlerische Gestaltungskraft und damit das, was jener Epoche bereits den Anspruch auf den Namen einer Kultur verleiht, gänzlich verloren gegangen war. Aber etwa im fünften Jahrtausend v. Chr. hat in Europa langsam ein neues Aufsteigen begonnen; und diesmal ist die Entwicklung nicht wieder unterbrochen worden, sondern führt schrittweise und trotz aller Schwankungen und Modifikationen im einzelnen doch im wesentlichen stetig zu immer neuen Errungenschaften und zu immer vielseitigerer Gestaltung der äußeren Lebensformen.

531. Die Anfänge der neuen Entwicklung treten uns am reichhaltigsten in den großen Abfallhaufen menschlicher Wohnstätten, den sogenannten Kjökkenmöddingern oder Muschelhaufen, in Dänemark und dessen Nachbargebieten entgegen,

die aus den Überresten ihrer Nahrung, namentlich Muscheln und Knochen von Wild, und ihrer Geräte gebildet sind und gelegentlich auch Skelette bewahrt haben. Hier beginnt die Verarbeitung des Feuersteins zu zugeschlagenen, wenn auch noch nicht geschliffenen Beilen, die in Stiele von Horn oder Holz eingefügt wurden, ferner zu Meißeln und Messern, der Gebrauch von Bogen und Pfeilen mit breiter, in den Rohrschaft eingefügter Feuersteinschneide (wie im älteren Aegypten, § 167, und in Sinear § 367), ferner die Anfertigung roher Gefäße aus Ton. Daneben werden, wie in der älteren Zeit, Holz, Geweihe und Knochen zu Angelhaken, Harpunen, Beilen und Speerspitzen verarbeitet. Gelegentlich zeigt sich auf ihnen, teils eingeritzt, teils aus Reihen eingebohrter Punkte bestehend, eine lineare Ornamentik mit ganz einfachen Mustern, in denen der Trieb nach gefälliger Gestaltung der Schöpfungen der eigenen Hand schüchtern hervortritt. Es ist sehr wohl denkbar, daß man in ähnlicher Weise auch den eigenen Körper durch Einritzungen und Tätowierung, durch Federschmuck u. ä. geziert hat. Auch Bekleidung mit Tierfellen, Wohnstätten von Schilf und Lehm u. ä. können nicht gefehlt haben. In gebirgigen Gegenden hat sich daneben immer die Höhlenwohnung erhalten.

Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten der „prähistorischen“ Zeit Europas liegt gänzlich außerhalb der Aufgaben dieses Werks. Ich verzichte daher auf genauere Literaturangaben, ebenso wie die zahlreichen Kontroversen über Einzelfragen nicht berücksichtigt werden können. Die Grundzüge der Entwicklung und ihre Chronologie sind vor allem durch die skandinavischen Forscher festgelegt, von denen in erster Linie Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, deutsch von J. Mestorf 1882), O. Montelius (außer zahlreichen Einzeluntersuchungen vor allem: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, 1900 [Abdruck aus dem Archiv für Anthropologie XXV. XXVI]. Der Orient und Europa, deutsch von J. Mestorf, I 1899. Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, I Die Methode, 1903), Sophus Müller (Nordische Altertumskunde, deutsch von Jiriczek, 1896 f. Urgeschichte Europas, deutsch von Jiriczek, 1905) zu nennen sind. Ferner M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1898. M. Much, Die Kupferzeit in Europa, 2. Aufl. 1893 u. a. Für die Pfahlbauten s. die Zu-

sammenfassung der Ergebnisse der älteren Arbeiten (seit ihrer Entdeckung 1853) durch E. v. Tröltsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebiets, 1902. [Eine vortreffliche Zusammenfassung bietet jetzt J. Déchelette, Manuel d'archéol. préhistor. I, 1908.] Große Dienste haben mir, als Leitung und Ergänzung der eigenen Anschauung der Monumente, die trefflichen Führer durch die Sammlungen von Kopenhagen (Nationalmuseum, Dänische Sammlung: vorgeschichtliche Zeit [von S. Müller]), Stockholm (Montelius, Das Museum Vaterl. Altert., 2. Aufl. 1908) und London (British Museum, A guide to the stone age, 1902; A guide to the bronze age, 1904; A guide to the early iron age, 1905 [alle drei von Ch. H. Read]) geleistet; dazu kommt die reiche Sammlung des Berliner Museums, deren Neuordnung durch Schuchhardt und H. Schmidt jetzt begonnen hat. Ferner nenne ich das sehr verdienstliche, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Handbuch von Julie Schlemm, Wörterbuch zur Vorgeschichte, 1908, sowie die Arbeiten von O. Schrader (§ 553 A.). Ferner natürlich zahlreiche Aufsätze in der Zeitschrift für Ethnologie u. s. w., darunter namentlich die Arbeiten von Hubert Schmidt (vgl. §§ 492 A. 500 A.). Die gewaltigen Fortschritte, welche die prähistorische Forschung in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, liegen klar vor Augen; nicht selten haften indessen der äußerst umfangreichen und zerstreuten Literatur noch die Übelstände an, die ihr Erwachsen aus engbegrenzter Lokalforschung mit sich gebracht hat. Eine einigermaßen ausreichende und in den Grundzügen gesicherte Übersicht des Materials zu gewinnen, ist für den Fernstehenden, der die Ergebnisse für die geschichtliche Forschung und Darstellung zu verwerten gezwungen ist, außerordentlich schwer, und vollends für die außereuropaeischen Länder noch ganz unmöglich. So ist auch die hier gegebene Skizze sehr unzulänglich und wird manche Fehler enthalten; aber bei vielen Fragen versagte die mir zugängliche Literatur oder führte auf Wege, denen ich nicht folgen konnte, und ein tieferes selbständiges Einarbeiten ist für mich ausgeschlossen, da es ein Eindringen in die Einzelfragen der Lokalforschung erfordern würde, die ganz außerhalb der diesem Werke gestellten Aufgaben liegen und geschichtlich bedeutsame Tatsachen nur in sehr geringem Umfange ergeben könnten. Daß ich versucht habe, zu einem selbständigen Urteil zu gelangen, und weshalb ich in manchen Fragen auch den angesehensten Forschern nicht zustimmen kann, wird aus der Darstellung hervorgehen.

532. Allmählich macht die Bearbeitung des Steins weitere Fortschritte. Wie schon im fünften und vierten Jahrtausend in Aegypten, so lernt man auch in Europa den Feuerstein (und in derselben Weise im Aegaeischen Meer den Obsidian,

§ 511) immer feiner abzusplittern und dadurch scharfe Messer, Pfriemen, Sägen herzustellen, Beile und Waffen für die Arbeit wie für den Kampf zweckdienlicher zu gestalten. Den entscheidenden Fortschritt bringt die Erfindung der Kunst des Schleifens mit Sand auf harten Schleifsteinen, welche die Herstellung polierter Beile und Äxte gestattet. Zugleich verwendet man neben dem Feuerstein, oder in Südeuropa an seiner Stelle, auch andere Steine, darunter auch solche von außerordentlicher Härte, wie Nephrit und Jadeit, die als kostbarster Besitz durch Handel weithin vertrieben werden und vielleicht überhaupt nicht in Europa heimisch (wenn diese Gesteine auch in den Alpen gelegentlich vorkommen), sondern aus dem inneren Asien importiert sind. Gleichzeitig hat das Leben einen ganz anderen Charakter gewonnen. Wenn sich in den Kjökkenmöddingern nur der Hund als Haustier und Begleiter des Menschen nachweisen läßt, so treffen wir in der entwickelten Steinzeit alle Haustiere in seinem Besitz: Schafe und Ziegen, Schweine, Rinder. Daneben ist das Pferd (das ehemals schon zur Zeit der Magdalénien neben Renntieren u. a. eine große Rolle gespielt hat), das dem Orient fremd war, im mittleren Europa seit alters heimisch und früh gezähmt worden; weiter nach Süden, in die Schweizer Pfahlbauten, gelangte es erst zu Ende der Steinzeit. Desgleichen haben sich Überreste von Weizen, Gerste, Hirse, ferner Erbsen, Äpfel, Birnen und in Deutschland und Frankreich auch Wein nicht selten gefunden; Roggen und Hafer kommen erst etwas später auf. Das Korn wurde, wie in Aegypten, zwischen Steinen zerquetscht und zu einem Brotteig verarbeitet. Schon im vierten Jahrtausend mögen Rinderzucht und Ackerbau, die ja im engsten Zusammenhang stehen (§ 29), in einzelnen Landschaften Europas die grundlegende und den Charakter der sozialen und staatlichen Einrichtungen bestimmende Beschäftigung gewesen sein; und allmählich wird das Brot ein unentbehrliches Lebensmittel auch für Stämme, bei denen Jagd (nebst Fischerei) und nomadisierende Viehzucht noch durchaus vorherrschten.

Flechtwerk aus Schilf, Stroh, Bast, Weidenzweigen u. ä., Stricke und Bogensehnen aus Tiersehnen hat man seit den ältesten Zeiten hergestellt, und die Tongefäße haben sich vielfach, wie in Sinear (§ 367), erst im Anschluß daran aus einer Verschmierung der geflochtenen oder zusammengebundenen Schalen und Körbe mit Lehm entwickelt. Dann lernt man die Wolle spinnen und verarbeiten, und allmählich dringt, vermutlich vom Orient her, die Kultur und Verarbeitung des Flachses ein. Die Künste des Spinnens und Webens verbreiten sich langsam durch Europa; wie in Troja und sonst legen zahlreiche Spinnwirtel und Webgewichte von ihrer Ausübung Zeugnis ab. Nach Skandinavien scheinen sie erst im Laufe der Bronzezeit Eingang gefunden zu haben. Neben und an Stelle der Zelte, Höhlenwohnungen und Schilfhütten treten festere Wohnstätten aus Lehm und Holz, auch hier ursprünglich meist in der Form des Rundhauses; aber daneben tritt dann, wie im Bereich des Aegaeischen Meers, der rechtwinklige Bau. Weit verbreitet ist in waldigen Gebirgsländern, vor allem in den Alpen und im Polande, aber auch in Ungarn, Thrakien, Deutschland, Frankreich, die Anlage von Ortschaften auf großen Pfahlrosten, die in einen See oder in ein Flußtal oder ein Moor hineingebaut sind. Auf ihnen liegen die rechteckigen Holzhäuser der Bewohner. Solche Pfahldörfer gewähren eine gegen das Getier des Waldes und plötzliche Überfälle gesicherte Wohnstätte, von der aus vor allem die Fischerei bequem betrieben werden konnte. Auch auf festem Boden hat man nicht selten die Wohnungen auf einem großen Pfahlrost angelegt. In anderen Gebieten, namentlich in offenen Hügelländern, ist die Einzelsiedlung und der Gutshof vorherrschend; auch an geschützten, mit Wällen von Erde oder Stein umschlossenen Zufluchtstätten hat es nicht gefehlt. Je weiter die Kultur fortschreitet, desto mehr differenziert sie sich; denn wenn jede neue Errungenschaft sich rasch über weite Gebiete verbreitet, so stehen dieser Tendenz zur Ausgleichung die Gegensätze in Veranlagung, Denkweise und Lebensgewohnheiten der einzelnen Stämme und stärker noch die durch die

Naturbeschaffenheit der einzelnen Gebiete und durch die Einzelgestaltung der geschichtlichen Verhältnisse gegebenen Bedingungen gegenüber. Es ist allbekannt, daß große Gebiete Europas noch Jahrtausende lang in sehr primitiven Zuständen verharrt sind; aber ebensowenig ist es zweifelhaft, daß der Kontinent namentlich im Süden und Westen, aber auch im Osten schon seit dem dritten Jahrtausend in weitem Umfang von seßhaften Stämmen bewohnt war, die eine ziemlich entwickelte steinzeitliche Kultur besaßen und vorwiegend von friedlicher Beschäftigung lebten. An Kriegen, Wanderungen und Völkerverschiebungen hat es daneben natürlich auch in diesen Gebieten niemals gefehlt.

533. Besonders anschaulich tritt uns die lokale Differenzierung der Kultur auf einem an sich sehr untergeordneten Gebiet entgegen, in der Herstellung und Dekoration der Tongefäße. Technisch sind hier manche Fortschritte gemacht worden; man lernt den Ton durch Schlemmen zu reinigen, und durch Brennen im offenen Feuer und später im Töpferofen zu festigen; die Gefäßformen werden mannigfaltiger. Daneben bildet sich namentlich bei den Bechern und Schalen die lineare Dekoration weiter aus, deren erste Ansätze schon erwähnt worden sind. In vielen Gebieten werden die Linien mit einem Grabstichel eingeritzt und, wie in Troja und Cypern und im Aegaeischen Meer (§§ 492. 494. 498. 509), mit einer weißen Masse ausgefüllt (so z. B. auch in Unteritalien und Sicilien, aber ebenso im mittleren und nördlichen Europa); in anderen verwendet man bei der Zeichnung den Rand einer Muschel und schafft dadurch gezackte Linien, im östlichen Mitteldeutschland werden Schnüre von Flachs in den weichen Ton gedrückt (Schnurkeramik). Die verwendeten Muster sind durchweg sehr einfacher Art, gerade und Zickzacklinien, Dreiecke u. ä., dazu eingedrückte Punkte und Striche; Kreise und andere Kurven fehlen hier ganz. Vielfach ist klar erkennbar, daß man den Schmuck, mit dem die Männer und Frauen sich behängten, auf die Gefäße übertragen hat; in anderen Ländern, namentlich im Gebiet der unteren Donau, dominiert die Nachbildung

von bandartigen Streifen (Bandkeramik), die im Donaugebiet und den deutschen Gebirgsländern bis nach Thüringen hinab verbreitet ist. Hier finden sich dieselben Motive, welche die trojanisch-cyprische und die aegaeisch-kretische Keramik der letzten neolithischen und der beginnenden Metallzeit verwendet (vgl. § 509). Die Tendenz, das ganze Gefäß durch lineare Ornamentik zu umschlingen und keinen Raum leer zu lassen, tritt namentlich in der Keramik von Tordos in Siebenbürgen, aus der großen, von einem Erdwall umschlossenen Pfahlrostansiedlung bei Lengyel im westlichen Ungarn, und in Butmir bei Serajewo in Bosnien hervor. Dagegen ist sie verschieden von der eigentlich geometrischen Dekoration der aegaeischen Keramik, welche die natürliche Gliederung des Gefäßes scharf hervorzuheben sucht (§ 512); mit dieser berührt sich dagegen die Ornamentik der Gefäße aus dem Pfahlbau eines Moors bei Laibach. In der Keramik eines Pfahlbaus im Mondsee in Oberösterreich, die außer Stein- und Knochengeräten auch zahlreiche Äxte, Dolche, Pfriemen aus reinem Kupfer enthält, setzt sich diese Kultur in die folgende Epoche (um 2000 v. Chr.) fort. In Butmir und im Laibacher Moor und weiter im Donaugebiet und in Thrakien finden sich vielfach auch kleine rohe weibliche Tonfiguren mit gleichartigen Einritzungen, offenbar eine Nachbildung der weit verbreiteten Tätowierung, teils stehend, teils sitzend mit auf dem Schoß zusammengelegten Händen; die starke Ausbildung des Gesäßes und vielfach auch der Brüste und der Geschlechtsteile stimmt mit den gleichzeitigen Steinidolen der aegaeischen Welt (§ 512) überein. Unter den verwendeten linearen Motiven finden sich hier z. B. konzentrische Kreise; vor allem aber ist die Spirale stark vertreten, namentlich in Butmir und Tordos; sie hat sich von hier aus weit über Ungarn und Oberdeutschland verbreitet. Wir haben gesehen, daß sie etwa um dieselbe Zeit, seit der Mitte des dritten Jahrtausends, in Troja (§ 495) und auf den aegaeischen Inseln (§ 512) auftaucht und dann in der weiteren Entwicklung Kretas eine führende Rolle spielt. Eine der des Donaugebiets gleichartige

steinzeitliche Kultur findet sich dann in den Resten alter Ansiedlungen im nördlichen Griechenland (§ 524). Hier liegen überall deutlich Zusammenhänge vor, die weit über den Bereich eines einzelnen Volks hinausreichen. Sie im einzelnen bestimmt zu erfassen, festzustellen, wo ein Motiv selbständig entstanden, wo es entlehnt ist, ist außerordentlich schwierig und oft ganz unmöglich. Als sicher feststehend kann gelten, daß das Spiralmotiv nicht, wie viele Forscher annehmen, in Aegypten entstanden, sondern vielmehr hier erst spät (etwa um 2000 v. Chr.) und in ganz untergeordneter Weise, als Verzierung der Skarabäen, aus dem kretischen Kulturkreise eingedrungen ist (§§ 291. 512 A.). In Troja und dem Aegaeischen Meer ist ihre Entstehung aus dem gewundenen Metalldraht und ihre enge Verbindung mit dem Aufkommen der Arbeiten in Gold und Kupfer deutlich erkennbar; es ist aber sehr wohl möglich, daß sie sich in den nördlicheren Gebieten selbständig schon innerhalb der reinen Steinzeit aus der Verzierung mit Zickzacklinien entwickelt hat, und daß dann die beiden ursprünglich unabhängigen Gebiete in einander geflossen sind und sich gegenseitig beeinflußt haben. Dieser weitgreifende Zusammenhang großer Gebiete — die darum noch durchaus nicht in unmittelbarer Verbindung mit einander gestanden haben werden — tritt noch deutlicher darin hervor, daß jetzt auch in den nördlichen Gebieten neben der eingeritzten und weiß ausgefüllten Ornamentik die Bemalung der Tongefäße aufkommt. Als Ausgangspunkt dieser Entwicklung müssen wir die Ansiedlungen und Gräber vom Ende der neolithischen Zeit (etwa 2500—2000 v. Chr.) in der großen Ebene im Osten der Karpathen, im Gebiet des Dniestr und Dniepr, betrachten, die sich auch sonst als ein Gebiet höher entwickelter Kultur heraushebt (§ 537). Hier finden sich, noch ohne Töpferscheibe gearbeitet, entwickelte Gefäßformen, die sich mit den in der aegaeischen Welt aufkommenden nahe berühren; und während die eingeritzte Dekoration abstirbt, wird die Mehrzahl der Gefäße entweder glatt poliert oder mit einem rötlichbraunen Überzug versehen, auf den die Dekoration in schwarzer

oder auch gelber Farbe mit dem Pinsel aufgetragen wird. Die Ornamentik verwendet neben geradlinigen Mustern ganz vorwiegend Spiralen, Schleifen, Kreise, Wellenlinien u. ä. Dazwischen werden mehrfach Vierfüßler und menschliche Gestalten gesetzt; gleichartig sind vereinzelte Tonfiguren von Menschen und Tieren. Hier ist der Zusammenhang mit der aegaeischen Welt ganz augenfällig und von überraschendem Umfang, und eine Beeinflussung von dort aus, so lebhaft sie bestritten ist, doch wohl das wahrscheinlichste; denn in der aegaeischen Welt tritt uns eine organische Fortentwicklung durch alle einzelnen Stadien in reicher Fülle entgegen, während hier im Norden die neuen Formen unvermittelt auftreten und, was ganz wesentlich ins Gewicht fällt, eine Fortsetzung nicht finden, sondern die Kultur der ostkarpathischen Gebiete mit dem Ende der neolithischen Zeit jäh abbricht. Wenn sich gleichartige bemalte Gefäße auch im Donaugebiet, in Tordos, Lengyel und sonst gefunden haben, so hat sich die neue Technik hierhin wohl zweifellos vom Dniestr- und Dnieprgebiet aus verbreitet.

534. Sehr oft werden diese zahlreichen lokalen Gruppen, von denen hier nur einige der wichtigsten Beispiele besprochen sind, als sichere Zeugen ethnographischer Unterschiede betrachtet; man sucht in ihnen den Ausdruck der Denkweise und Begabung verschiedener Völker, deren Schicksale, Kämpfe und Wanderungen man dann in der Verbreitung und Beeinflussung der einzelnen Typen erkennen zu können glaubt. Wir haben solchen Annahmen schon mehrfach entgegentreten müssen (vgl. § 500); der geschichtlichen Erfahrung entsprechen sie in keiner Weise. Vielmehr ist es durchaus das Natürliche, daß sich innerhalb eines größeren Volks, das wir sprachlich und ethnographisch als Einheit betrachten müssen, in den einzelnen Stämmen und Gauen besondere Formen des Lebens und des Geschmacks herausbilden. Gilt das doch noch von hochentwickelten Kulturvölkern, geschweige denn von Zeiten, in denen weder von einem wenn auch noch so schwachen politischen Zusammenhang noch selbst von einem

Gefühl der Zusammengehörigkeit eines Volks die Rede sein kann, sondern die Momente, auf denen das Volkstum und seine Einheit beruht, durchaus latent sind. Umgekehrt hat jede Kulturentwicklung die Tendenz, sich auszubreiten, am stärksten aber diejenigen, welche den Gebieten der Technik und des Dekorationsstils angehören und daher mechanisch gelernt und nachgeahmt werden. Überdies hat es an Handel und Verkehr niemals gefehlt. So ist es sehr wohl möglich, daß ein Gebiet, welches nach seinen Überresten und speziell nach dem Stil seiner Gefäße als Einheit erscheint, ganz verschiedenartige Volksstämme umfaßt haben kann, und ebenso, daß inmitten einer Epoche, welche in den Funden einheitlich erscheint, die stärksten Verschiebungen und Umwälzungen stattgefunden haben, während ein Wechsel des Stils keineswegs notwendig einen Wechsel der Bevölkerung voraussetzt, sondern sich innerhalb ganz stabiler Verhältnisse vollziehen kann. Diesen Fragen gegenüber versagt die prähistorische Archäologie vollkommen, so oft sie sich an ihnen versucht hat und die entgegengesetzte Annahme, die untrennbare Verbindung eines bestimmten Stils und einer bestimmten Technik mit einem bestimmten Volkstum, als selbstverständliches Postulat ihren Hypothesen zu Grunde legt (vgl. § 545).

535. Ähnliche Probleme stellt die Behandlung der Leichen. Bei nomadischen Völkern in Steppen und Wüsten haben sich mitunter sehr primitive Bräuche erhalten, Verzehren der Leichen oder der erschlagenen alten Leute, Hinwerfen derselben in die Einöde zum Fraß der Vögel und Hunde, oder auch ins Meer oder einen Fluß (§§ 12. 61. 588); weitaus die meisten Völker dagegen bergen die Leiche in der Erde. Wo sich eine seßhafte Kultur mit Ackerbau zu entwickeln beginnt, ist das durchaus die Regel; aber oft hat die Sitte schon in viel früheren Zeiten begonnen, wie sie sich denn schon in den jüngsten Epochen der paläolithischen Zeit findet. Sie herrscht auch in Europa durchaus vor; und zwar wird der Tote (ebenso wie in Aegypten, § 170, und sonst vielfach) meist in derselben Stellung beigesetzt, in der der

Lebende sich zum Schlafen niederlegt, auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen (sogenannte Hockerstellung). Nicht selten findet sich auch die bei vielen primitiven Völkern vorkommende Sitte, bei der Bestattung das Fleisch vom Skelett abzulösen. Einige Gefäße, Lebensmittel, Waffen, Werkzeuge werden dem Toten mitgegeben; und wenn größerer Wohlstand sich entwickelt, faßt man das Grab wohl mit Steinen ein. Ursprünglich waren die Wohnstätten der Lebenden und der Toten nicht geschieden; die Beisetzung in den Häusern, die sich in Babylonien und Assyrien bis in die späteste Zeit erhalten hat und ebenso ursprünglich in Syrien Brauch war, findet sich wie in den älteren Ansiedlungen von Orchomenos so auch im übrigen Europa vielfach in der älteren neolithischen Zeit. Dann wird, wie in Aegypten und auf Kreta, die Anlage besonderer Friedhöfe die Regel, und neben das Einzelgrab treten die Massengräber, teils für die Ärmeren, teils für die auf einander folgenden Generationen der Familien. Das alles ist nichts Charakteristisches, sondern findet sich überall auf Erden wieder. Mit wachsender Kultur entsteht das Bedürfnis, angesehenen Toten, namentlich den Häuptlingen, eine dauernde, ihrer Würde entsprechende Grabwohnung zu verschaffen; und gleichartige Gräber legen sich die vornehmen Verbände oder Geschlechter an. Vielfach schüttet man über der in die Erde oder den Fels gebetteten Leiche einen Grabhügel auf. Daneben kommen in vielen Gebieten größere Steingräber (Dolmen, Hünengräber) auf; die Leiche wird mit ihren Beigaben in einer gerundeten oder rechteckigen Kammer geborgen, mit Wänden aus großen unbehauenen Steinen, die auf die Kante gestellt sind, und mit einem oder mehreren Decksteinen, oft von gewaltigen Dimensionen. Ursprünglich waren es freistehende Bauten, oft auf dem Gipfel eines Hügels, der dann nicht selten noch mit einem Steinkreise (Cromlech) umschlossen wird; später hat man oft auch über ihnen einen Grabhügel aufgeschüttet Diese megalithischen Grabbauten kommen in der Blüteepoche der Steinzeit, etwa gegen die Mitte des dritten Jahrtausends,

auf, ragen aber vielfach in die Bronzezeit hinein. Sie finden sich in allen Küstenländern Europas (Skandinavien, Norddeutschland, den britischen Inseln, Frankreich, der Pyrenaeischen Halbinsel, Unteritalien und den Inseln des Mittelmeers, ferner in Bulgarien und auf der Krim) — dagegen fehlen sie in Oberdeutschland, im Alpengebiet, in Oberitalien, in den Donauländern, in der großen russischen Ebene, und ebenso in Griechenland — sowie in dem maurisch-libyschen Küstenlande des nordwestlichen Afrika (dagegen nicht in Kyrenaika und weiter östlich), in Syrien und Palaestina (§ 356), und auch im Gebiet des Kaspischen Meers, ferner in Südindien und sonst. Bei der Beisetzung wird es an blutigen Totenopfern und zahlreichen Bestattungszeremonien nicht gefehlt haben. Erwachsen sind sie aus denselben Vorstellungen, auf denen das einfache Hügelgrab Kleinasiens und der Balkanhalbinsel (§ 497) beruht und die in Aegypten schon wesentlich früher zur Entwicklung des dortigen Totenkults mit seinen großen Grabbauten geführt haben; aber von diesen sind sie in ihrer Gestaltung wesentlich verschieden. Dagegen sind sie den Grabbauten nahe verwandt, welche um dieselbe Zeit in Kreta und der Welt des Aegaeischen Meers aufkommen und hier in der Form des steinernen Kuppelgrabs mit langem, zu seinem Eingang hinabführenden Gang erscheinen (§§ 510. 520), das in der mykenischen Epoche seine vollkommenste Ausbildung erreicht. Auch diese Entwicklung hat in Europa ihre Parallelen: in Skandinavien, im Westen Frankreichs und der Pyrenaeischen Halbinsel finden sich zahlreiche große Steingräber mit langem überdecktem Gang und oft auch mit mehreren Grabkammern (die „Riesenstuben"), die zum Teil bis in die Bronzezeit hinabreichen. Daneben kommen in Portugal, auf Sicilien und sonst in den Fels gehauene Kuppelgräber vor; auf den Balearen und Malta sind sie in freistehende Grabtürme umgesetzt, auch die gleichartigen Nuraghen Sardiniens schließen sich daran an. In diesen Gebieten hat sich der alte Brauch bis in weit spätere Zeit erhalten und wohl zweifel-

los eine Beeinflussung durch die mykenische Kultur erfahren; wie weit für die älteren Bauten und die Idee des großen Steingrabes überhaupt ein einheitlicher Ursprung anzunehmen ist, ob hier eine Einwirkung von Süden, aus Aegypten und der Welt des Aegaeischen Meers, nach Norden, oder umgekehrt, von Norden, etwa von Skandinavien aus, nach Süden vorliegt, ob wir selbständige parallele Entwicklungen anzunehmen haben, das sind vieldiskutierte Fragen, für die eine auch nur einigermaßen gesicherte Lösung noch nicht gefunden ist. Denn bei jeder der angedeuteten Hypothesen erheben sich die größten Schwierigkeiten. Vor allem läßt sich weder das ungeheure Verbreitungsgebiet, bis nach Syrien und Palaestina und der Krim, noch auf der anderen Seite die Beschränkung auf die Küstengebiete und das Fehlen dieser Bauten im zentralen und östlichen Europa durch eine der bisher aufgestellten Hypothesen mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit erklären; und die gleichartigen, völlig mit den Dolmen übereinstimmenden Gräber in Südindien, auf Madagaskar, im Sudan und sonst zeigen, daß wir keinesfalls überall, wo sich dieselben Formen finden, Entlehnung und geschichtliche Übertragung annehmen dürfen.

536. So dunkel diese Probleme sind, so treten doch zwei Tatsachen von fundamentaler Bedeutung ganz deutlich hervor. Zunächst ist die grundlegende Idee, das Bedürfnis nach reicherer Bestattung und gesicherter Bergung der Leichen und die Verwirklichung desselben durch die großen Steingräber in der menschlichen Kulturentwicklung des ganzen europäisch-mittelländischen Gebiets um dieselbe Zeit aufgekommen. Aegypten hat wie überall so auch hier zeitlich einen gewaltigen Vorsprung und geht seine eigenen Wege; die übrigen Gebiete folgen um die Mitte des dritten Jahrtausends und verwenden im wesentlichen dieselben Formen. Wenn diese Entwicklung der Hauptsache nach auf die Küstenlandschaften beschränkt ist und das zentraleuropäische Binnenland sie nicht mitgemacht hat — in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel, die gleichfalls ausgeschlossen bleiben, herrscht statt dessen der Grabhügel —, so mag das daran liegen, daß die maritimen Gebiete eben

überall einen Vorsprung in der Kulturentwicklung hatten und hier die führende Stellung einnahmen: die See und die Schiffahrt haben den Menschen erzogen, seinen Geist rühriger gemacht, seine Leistungsfähigkeit gesteigert, teils durch die zahlreichen Aufgaben, die sie ihm stellten, teils durch die gesteigerte Verbindung und Beeinflussung zwischen den einzelnen Gebieten. Noch weit wichtiger aber ist das zweite Moment, welches offen zu Tage liegt: in der Welt des Aegaeischen Meeres lernt man die Steinblöcke behauen und in regelrechten Schichten zusammenzufügen und vermag so den gewaltigen Bau der Kuppelgräber mit Überkragung des Innenraums aufzuführen, der mit der sonstigen umfassenden Bautätigkeit und der stetigen Steigerung der Kultur in engstem Zusammenhang steht. In den übrigen Gebieten dagegen (soweit sie nicht, wie im westlichen Mittelmeer, von der mykenischen Kultur beeinflußt sind), sowohl in Europa wie in Nordafrika, Palaestina und sonst, türmt man wohl die großen Granitblöcke, welche auf den Feldern zerstreut liegen, zu gewaltigen Kammern auf; oder man hat auch Felsblöcke mit Feuer abgesprengt und roh zu Platten zugehauen. Aber weiter ist man nicht gekommen; von einer Bearbeitung der Steine zu Quadern, von sorgfältiger Fugung, von der Entwicklung einer wirklichen Steinarchitektur findet sich gar nichts. Hier ist der Mensch wohl zur Beherrschung gewaltiger Massen gelangt, die die Natur ihm bietet, aber nicht weiter. Seine Kräfte haben sich gemehrt, aber innerlich vermag er nicht weiter fortzuschreiten, sondern bleibt bei dem Erreichten stehen. Das gleiche gilt von dem Verhältnis der steinzeitlichen Keramik Europas zu der in ihren Anfängen völlig gleichartigen, aber dann weit über diese hinausschreitenden des Aegaeischen Meers oder auch des ältesten Aegyptens. Der Schritt, der zur Schöpfung einer höheren, wirklich geschichtlichen Kultur führt, ist eben in Europa nirgends getan, sondern nur im Orient und in der Welt des Aegaeischen Meers.

537. An Stelle der sonst überall herrschenden Leichenbestattung ist in der Folgezeit in Europa weithin die Ver-

brennung getreten. Sie hat sich unabhängig an verschiedenen Stellen der Erde entwickelt, z. B. bei amerikanischen Stämmen. Dem Orient dagegen ist sie völlig fremd, wie den Aegyptern und den Völkern Sienars, so auch in Syrien und Kleinasien; und ebensowenig findet sie sich auf Kreta oder sonst in alter Zeit im Bereich des Aegaeischen Meers. In Europa kommt sie isoliert in neolithischen Gräbern der Bretagne und der Nachbargebiete vor; dann aber tritt sie gegen Ende der Steinzeit, etwa in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends, auf, und zwar in eben dem Gebiet östlich von den Karpathen am Dniestr und Dniepr, das sich durch seine entwickelte Keramik mit Bemalung und Spiralmotiven als ein eigenartiges Kulturgebiet charakterisiert (§ 533), das mit der Entwicklung der aegaeischen Welt, sei es gebend, sei es nehmend, in Beziehung steht. Die Ortschaften, in denen diese Bevölkerung wohnte, bestanden aus kleinen rechteckigen Lehmhütten mit einem Kochherd und einer Abfallsgrube an der einen Seitenwand. Es finden sich Reste der meisten Haustiere (darunter auch von Schweinen und Rindern) und Getreidearten, so daß die Bevölkerung zweifellos Ackerbau getrieben hat; Geräte und Waffen sind durchaus steinzeitlich, Metall fehlt ganz. Die Grabstätten bilden große Friedhöfe mit rechteckig in den Lehmboden gegrabenen und überdeckten Gruben. In diesen sind die Aschenurnen beigesetzt, und zwar immer in größerer Zahl, so daß die Angehörigen eines Verbandes oder einer Familie neben einander bestattet wurden; beigegeben wurden außer den Resten der für den Toten verbrannten Tieropfer zahlreiche Schalen und Näpfe, Waffen und Werkzeuge und auch die schon erwähnten Tonfiguren von Frauen und Rindern, offenbar zum Gebrauch in der Geisterwelt, als Ersatz und Ergänzung der geschlachteten Opfer. Die Sitte der Leichenverbrennung scheidet die Bevölkerung dieses Gebiets bestimmt sowohl von der des nördlichen und westlichen Europa wie von den Stämmen der Balkanhalbinsel und des Aegaeischen Meeres; wenn sie, und mit ihr die Graburne, in der die Gebeine beigesetzt werden, sich in der Folgezeit weithin durch alle diese Ge-

biete verbreitet hat, so ist wohl anzunehmen, daß der Anstoß von dem am Dniestr und Dniepr wohnenden Volksstamme ausgegangen ist (vgl. §§ 543. 570).

Die hier besprochene neolithische Kultur ist zuerst von dem russischen Forscher Chwoiko im Jahre 1899 in Tripolje südlich von Kiew am Dniepr entdeckt worden. Dem sind zahlreiche andere Funde gefolgt, vor allem die eines großen Friedhofs zu Petreny in Bessarabien, die E. v. Stern untersucht und eingehend publiziert hat: Die prämykenische Kultur in Südrußland, 1906, Trudy des XIII. archäol. Kongresses Bd. I. Auf seinen Ausführungen beruht die hier und § 533 gegebene Skizze. Über Leichenverbrennung in neolithischer Zeit s. Déchelette, Manuel d'arch. préhist. I 465 ff. Wenn sie auch in Norddeutschland vorkommt, so ist sie offenbar von dem ostkarpathischen Gebiet aus hierhin eingedrungen. In der Bronzezeit findet sie sich dann in Skandinavien und Norddeutschland, in Italien und sonst, und ebenso bekanntlich in der griechischen Welt, bei den Indern u. a.

Die Anfänge der Bronzezeit

538. Am längsten hat sich die Steinkultur im Bereich der Ostsee, im nördlichen Deutschland und vor allem in Schweden und Dänemark erhalten. Hier entwickelt sie in ihren jüngeren Schichten eine Sicherheit in der Bearbeitung des Materials und ein Stilgefühl in der Herstellung der Werkzeuge, das ihr den Anspruch auf den Namen einer in sich geschlossenen Kultur gewährt. Wenn die Feuersteinmesser denen der aegyptischen Steinzeit (§ 171) nicht gleichkommen und vollends die fein gearbeiteten Steingefäße Aegyptens hier ganz fehlen, so tritt dafür in den mächtigen, ganz glatt geschliffenen Beilen und Äxten und ebenso in den gewaltigen Ganggräbern und den aus Steinplatten gebildeten „Kistengräbern" ein starkes Kraftgefühl um so mächtiger hervor. Daneben besitzen diese Gebiete ein hochgeschätztes und vielverwendetes Schmuckmaterial in dem heimischen Bernstein, der in der Folgezeit in großen Massen nach dem Süden, nach Italien und der Balkanhalbinsel, exportiert worden ist. Diese jüngste Epoche der neolithischen Kultur fällt freilich schon in

eine Zeit, wo im übrigen Europa die Verarbeitung der Metalle aufgekommen ist; wie in Troja die prächtigen Steinäxte (§ 494), so lassen die entwickelten skandinavischen Äxte und Hämmer mit erhöhtem Ansatz um das Stielloch, mit feingeschwungener Schneide oder nicht selten auch als Doppeläxte mit zwei Schneiden das in Stein umgesetzte metallene Vorbild deutlich erkennen. Das gleiche gilt von den Steinsicheln, Lanzenspitzen, steinernen Haken u. ä., und vor allem von dem in dieser Epoche in diesem ganzen Gebiet zur Herrschaft gelangenden, vortrefflich aus Feuerstein gearbeiteten Dolchmesser, bei dem nicht nur die Form das fremde Vorbild deutlich erkennen läßt, sondern dessen Entstehung überhaupt nur in Metall möglich war. Die Kupferschätze des skandinavischen Bodens waren nicht bekannt, sondern das Metall mußte aus dem Süden bezogen werden; auch mochte man es zunächst noch mit Mißtrauen betrachten und das härtere Material, an das man gewöhnt war, vorziehen, während die neuen, handlicheren Formen zur Nachbildung reizten. So erklärt es sich, daß man sich lange Zeit damit begnügt hat, die fremden Formen in dem heimischen Material nachzubilden und dabei die Steintechnik immer vollkommener zu entwickeln, bis man die Möglichkeit gewann, das fremde Metall in genügenden Massen zu importieren und selbst zu verarbeiten.

539. Von den Metallen sind im Orient die Edelmetalle, Gold und Silber, zuerst zu Schmucksachen bearbeitet worden. Das Kupfer kommt in Aegypten schon früh im vierten Jahrtausend, lange vor Menes, auf (§§ 171. 225); seit Ende des Jahrtausends beginnt seine Verwendung in Kreta (§ 510), Cypern (§ 498) und Troja (§§ 492. 495), und auch in Sinear treffen wir es seit dem Beginn unserer Kunde zu Anfang des dritten Jahrtausends. Reines Kupfer ist bekanntlich sehr weich und daher für Waffen und Arbeitsgeräte, wie Beile, Meißel, Sägen, wenig geeignet, auch wenn es im Feuer durch Hämmern gehärtet wurde; eben darum hat in Aegypten der Stein noch lange die alte Stellung behauptet. Allmählich

lernt man dann, es durch eine Beimischung von Zinn zu härten, zunächst in geringem Maße, dann meist von etwa zehn Prozent; so entsteht die Bronze, mit deren Erfindung der Stein aus der führenden Stellung verdrängt wird. In Aegypten kommt die Bronze schon im Alten Reich vor (§ 225 A.); in Sinear ist sie schon in den ältesten Funden vertreten (§ 367) und eine reine Kupferzeit so wenig nachweisbar wie in Troja (§ 495 A.) und Kreta; das entspricht der Tatsache, daß diese Gebiete wesentlich später in eine höhere Kulturentwicklung eingetreten sind als Aegypten. Woher die Massen des Zinns stammen, welche die alte Welt in der Bronzezeit dem Kupfer beigesetzt hat, ist noch völlig dunkel; denn die Zinngruben von England und Portugal können hierfür ebensowenig in Betracht kommen, wie die von Iran und Hinterindien. Jedenfalls muß ein lebhafter Handel mit Zinn durch die gesamte vorderasiatisch-europäische Welt gegangen sein, weit über die unmittelbaren Berührungen der Völker hinaus. — In Europa hat die Bronze sich, dem Gange der Kultur entsprechend, erst um oder bald nach 2000 v. Chr. verbreitet; auch hier geht ihr eine freilich nur ziemlich kurze Epoche voran, in der neben dem Stein kupferne Äxte, Beile, Dolche, Pfriemen, Fischhaken, Spiralgewinde zum Schmuck, Ringe und Platten von Kupfer vorkommen; dann folgt zunächst eine noch sehr zinnarme Bronze. Offenbar ist die neue Erfindung schrittweise von einem Stamm zum andern gedrungen und hat überall zu einer Umsetzung der älteren Steinwaffen und Geräte in Metall, zur Schmückung mit bronzenen Ringen, Ketten, Gehängen u. ä. und zur Übernahme und selbständigen Ausübung der Gußtechnik geführt; auch die einheimischen Kupferbergwerke sind in Ungarn und den Alpenländern, in Mitteldeutschland, in Italien und Spanien erschlossen worden. Gleichzeitig findet auch das Gold Verbreitung und wird aus den Bergen und Flüssen gewonnen; Silber dagegen (dessen frühe Verbreitung im Orient ein eben so dunkles Problem bietet, wie die des Zinns, vgl. §§ 424. 495) ist in Europa, abgesehen von Spanien, nur wenig vertreten.

Nach MONTELIUS (der den Anfang der Bronzezeit in Europa um ein paar Jahrhunderte früher ansetzt als S. MÜLLER, dem ich gefolgt bin) findet sich Zinn außer in Hinterindien und in Drangiana (Strabo XV 2, 10), sowie bei Tebrîz in Iran, auch in Kastamuni in Paphlagonien, und in Europa außer in Portugal und England auch in Toscana, Elba gegenüber, in sechs französischen Departements, und auf der Balkanhalbinsel, in Deutschland und Böhmen (Chronol. der ältesten Bronzezeit S. 200. 210). Über die Funde aus reinem Kupfer und die Kupferbergwerke in Salzburg, Tirol u. a., in Spanien und Irland s. M. MUCH, Die Kupferzeit in Europa, 2. Aufl. 1893.

540. Mit dem neuen Material und der Technik werden auch die Formen übernommen, welche in den führenden Kulturländern dafür geschaffen sind, und in mannigfachen lokalen Variationen umgebildet; so gelangt in der Bronzedekoration Europas das Spiralornament zu allgemeiner Herrschaft. Daneben haben die älteren Formen der Steinzeit und ihrer Keramik weitergewirkt. Im einzelnen zeigt die Bronzezeit Europas natürlich vielfache Sonderentwicklungen mit dem heimischen Bedarf angepaßten und im Laufe der Jahrhunderte vielfach wechselnden Formen, z. B. in der Gestalt der Schwerter und Streitäxte und auch des Schmucks; aber etwas wirklich Selbständiges hat sie nicht zu schaffen vermocht. Gerade die Keramik, in der die lokale Handwerksübung uns am reinsten entgegentritt, bleibt durchweg auf ganz primitiver Stufe stehen, während sie sich gleichzeitig in der Welt des Aegaeischen Meers in Formen und Dekoration zu üppiger Fülle entwickelt und einen lebendigen künstlerischen Sinn zeigt, von dem bei den Töpfern Europas nirgends eine Spur zu finden ist. Selbst in Skandinavien, wo die Bronzekultur sich am längsten, bis etwa ins fünfte Jahrhundert v. Chr., erhalten hat, sind ihre Schöpfungen trotz ihres Formenreichtums und des darin herrschenden Stilgefühls durchaus rezeptiv, gute Nachahmungen und Weiterbildungen fremder Muster. In ihren Anfängen sowohl wie in ihrer ganzen weiteren Entwicklung zehrt die Bronzezeit Europas durchaus von den Einflüssen, die von Südosten kommen, aus der Welt des Aegaeischen Meeres, unter deren Einwirkung sie entstanden ist; alle Wandlungen, welche

sich hier vollziehen, strahlen wieder nach Norden und Westen aus. — Mit dem Aufkommen der Bronze hat sich auch die Leichenverbrennung und die Beisetzung der Asche und Knochen des Toten in Urnen allmählich, wenn auch weit langsamer, weithin in Europa verbreitet, zum Teil offenbar von ihrem östlichen Ausgangspunkt her (§ 537), zum Teil aber zweifellos unter der Einwirkung der griechischen Kultur und der von dieser direkt und indirekt übernommenen Formen der Totenurnen.

Die Kulturzusammenhänge und die Abhängigkeit vom Süden

541. In der Entwicklung Europas sind uns die Berührungen mit der Welt des Orients und des Aegaeischen Meeres überall entgegengetreten. So entsteht die Frage, wie diese Zusammenhänge geschichtlich aufzufassen sind; sie ist von uns schon mehrfach berührt worden. Für sich, isoliert betrachtet, scheint in den einzelnen Gebieten überall eine kontinuierliche Entwicklung vorzuliegen; die älteren Formen bilden sich um, die primitivere Kultur wird durch eine fortgeschrittenere ersetzt, die allmählich zu voller Ausbildung gelangt, Übergangsformen lassen sich vielfach nachweisen. So entsteht der Schein, als habe sich die Entwicklung überall selbständig vollzogen und sei die Annahme fremder Beeinflussung und Übertragung unnötig und verkehrt; dazu kommt, daß gerade den kräftigen, voll ausgebildeten Formen, in denen uns die Steinzeit z. B. in Skandinavien entgegentritt, der Erdgeruch des Spontanen, Bodenständigen anzuhaften scheint. Daraus ergab sich mit Notwendigkeit die Folgerung, daß, wenn sich hier die Kultur selbständig entwickelt hatte, die gleichartigen Formen, die sich anderswo, und namentlich in den Kulturländern des Südostens finden, aus den nördlichen Gebieten entlehnt sein müßten. So stehen sich gegenwärtig zwei entgegengesetzte Ansichten schroff gegenüber: die eine führt die Entwicklung Europas auf eine ununterbrochene

Einwirkung der Kulturländer des Südostens zurück und betrachtete Europa als einen um diese gelagerten Außenkreis, die andere nimmt für Europa volle Selbständigkeit in Anspruch und sucht umgekehrt einen starken Einfluß der nordischen Entwicklung auf die Kulturen des Südostens, speziell der griechisch-aegaeischen Welt nachzuweisen. Nicht selten sind diese Probleme durch Verquickung mit der Frage nach der Heimat und der schon für die Urzeit postulierten geschichtlichen Wirkung der Indogermanen weiter verwirrt worden: ja manche Dilettanten behaupten in kecker Negierung aller geschichtlichen Tatsachen, daß alle wahre Kultur indogermanischen („arischen") Ursprungs sei. Derartige Phantasien sind wissenschaftlich vollständig gegenstandslos und können, so breit sie sich in populären Kreisen machen, eine ernsthafte Diskussion nicht beanspruchen; anders steht es dagegen mit dem großen kulturgeschichtlichen Problem. Nun soll gar nicht geleugnet werden, daß eine Einwirkung eines kulturell auf weit niedrigerer Stufe stehenden Volkes auf ein fortgeschritteneres auch auf dem Gebiet der Technik und des Kunsthandwerks (der Dekoration) sehr wohl möglich ist — wie z. B. die Griechen die Herstellung und Bearbeitung des Stahls von den Chalybern oder Chaldern am Pontus (§ 475) gelernt oder die Römer das spanische Schwert übernommen haben — und auch auf diesem Gebiete stattgefunden haben kann, z. B. bei dem Spiralmotiv (§ 533). Aber wirklich erwiesen ist sie bisher wenigstens noch nirgends, und mit vollem Recht haben gerade die tiefdringendsten skandinavischen Forscher, vor allem Montelius und Sophus Müller, sich gegen sie durchaus ablehnend verhalten und überall die Abhängigkeit der europäischen Entwicklung von der des Orients und des Aegaeischen Meeres behauptet. Gerade in Skandinavien tritt die totale Abhängigkeit der Entwicklung von den fortgeschrittenen Ländern überall offensichtlich hervor, in der Steinzeit sowohl wie in der Bronzezeit und in den folgenden Epochen; die relative Selbständigkeit, die es in beschränktem Gebiet zeigt, läßt sie nur um so deutlicher erkennen.

Mit diesen Bemerkungen soll natürlich nicht gesagt sein, daß ich jede der von S. Müller oder Montelius aufgestellten Annahmen vertreten möchte, z. B. die Abhängigkeit der megalithischen Steingräber (§ 535) vom Orient. Ein Hauptvertreter der Selbständigkeit Europas und Bekämpfer der Annahme fremder Einflüsse ist S. Reinach (Le mirage oriental, in L'Anthropologie 1893, und in zahlreichen anderen Aufsätzen), und früher A. Milchhöfer, Anfänge der Kunst in Griechenland, 1883, ferner M. Much, Kossinna, Hubert Schmidt u. a.

542. Aber diese Abhängigkeit gilt für ganz Europa. Äußerlich, aber darum nur um so überzeugender, weil auf von der inneren Entwicklung völlig unabhängigen Momenten beruhend, wird sie durch die Chronologie erwiesen. Im fünften und der ersten Hälfte des vierten Jahrtausends, als in Aegypten die steinzeitliche Kultur bereits zu voller Ausbildung gelangte, in der Dekoration der Tongefäße die verschiedensten Formen zunächst der geometrischen Ornamentik (daneben auch die Spirale), dann der Bemalung mit Pflanzen, Tieren und Szenen des menschlichen Lebens sich in rascher Folge ablösten, stand Europa noch in dem Stadium der Kjökkenmöddinger und den Anfängen der neolithischen Zeit. Die Verwendung des Kupfers beginnt in Aegypten spätestens um die Mitte des vierten Jahrtausends. Dann erwächst in Sinear und um dieselbe Zeit, zu Anfang des dritten Jahrtausends, wenn auch noch auf primitiverer Stufe, in Troja und Kreta aus der steinzeitlichen Kultur eine höhere und reichere Gestaltung, die ständig weiter fortschreitet; seit der Mitte des dritten Jahrtausends gelangt die Metallkultur in der aegaeischen Welt zur vollen Entwicklung, zu Ende des Jahrtausends beginnt in Kreta die Kamareskultur. Erst um diese Zeit dringen in Europa langsam und schrittweise Kupfer und Bronze ein, und die für das Metall geschaffenen Formen gelangen in die Steintechnik Norddeutschlands und Skandinaviens. Und so ist es immer geblieben: die Entwicklung Europas folgt in beträchtlichem zeitlichen Abstand der der orientalisch-aegaeischen Welt. Zuerst gelangten in der mykenischen Epoche Sicilien und Italien zu reicherer Lebensgestaltung, die nie wieder ganz erlischt, aber ihre völlige Abhängigkeit von der selbständigen

Entwicklung Griechenlands niemals verliert, sondern alles mitmacht, was hier geschaffen wird; und von Italien aus strahlen diese Einflüsse weiter nach Norden und Westen aus, soweit nicht die Griechen hier bereits unmittelbar einwirken.

543. Diesem chronologischen Gang der Entwicklung entspricht ihr innerer Charakter, die absolute Unselbständigkeit und die Inferiorität der europäischen Kulturen. Eigenes hat, wenn auch nur in recht beschränktem Maße, Europa in der gesamten Entwicklung der vorchristlichen Zeit nur zweimal geschaffen — denn die nordische Steinzeit ist, wie wir gesehen haben, trotz ihrer Eigenart in ihrem Innern total abhängig von den südlichen Einflüssen —: einmal in den großen Steingräbern, sodann in der eigenartigen Kulturentwicklung der Gebiete östlich von den Karpathen, die dann weiter ins Donaugebiet ausstrahlt (§§ 533. 537). Hier ist uns am Ende der steinzeitlichen Epoche eine eigenartige Gefäßmalerei entgegengetreten, die ebenso wie die zugehörigen Tonfiguren von Menschen und Tieren sich eng mit der gleichzeitigen Entwicklung der beginnenden Bronzekultur des Aegaeischen Meeres berührt und vielleicht auf diese Einfluß geübt hat (so in dem Spiralmotiv), wenn auch umgekehrt eine Einwirkung von Süden nach Norden auch hier vielleicht doch noch erwiesen werden wird. Jedenfalls aber hat diese Kultur des Dniestr- und Dnieprgebiets ein neues, eigenartiges Moment in die weitere Entwicklung eingeführt, die Verbrennung der Toten. Aber auch diese Ansätze zu selbständiger Gestaltung führen nicht weiter: weder ist aus den megalithischen Gräbern eine wirkliche Steinarchitektur hervorgegangen, noch hat die ostkarpathische Kultur eine Fortsetzung gefunden; vielmehr bricht sie hier mit dem Ende der Steinzeit jäh ab, für die folgende Epoche sind diese Gebiete gänzlich verödet. Im Aegaeischen Meer dagegen führen die Momente, in denen seine Entwicklung sich mit der des Nordens berührt, sofort weiter: hier entsteht eine große Architektur, eine reiche künstlerische Gefäßdekoration, eine nach allen Richtungen hin durchgebildete, wahrhaft geschichtliche

Kultur; und dieselbe Entwicklung hat sich schon mehr als ein Jahrtausend vorher in Aegypten und etwas später in Sinear und dann auch im übrigen Vorderasien vollzogen. Vollends deutlich tritt die Inferiorität Europas zu Tage, wenn wir die Keramik und namentlich die eigentliche bildende Kunst betrachten, so weit von einer solchen in Europa überhaupt die Rede sein kann. Die wenigen Versuche, aus Knochen, Stein und Ton (und in der Steinzeit Skandinaviens aus Bernstein) menschliche und tierische Figuren zu bilden — in größerer Fülle kommen auch sie nur in den ostkarpathischen Gebieten und weiter im Donaugebiet (Butmir u. ä.) vor —, sind über die rohesten Ansätze niemals hinausgekommen, und ebensowenig die gelegentlich (namentlich in Skandinavien) vorkommenden Felszeichnungen. Irgend etwas, was sich auch nur von ferne den Kunstschöpfungen der um viele Jahrtausende vorausliegenden Blütezeit der paläolithischen Epoche, des Magdalénien (§ 530), an die Seite stellen läßt, hat Europa, soweit es nicht unter griechischem Einfluß steht, bis auf den Beginn des Mittelalters nicht zu schaffen vermocht, so weit es auch in der materiellen Gestaltung des Lebens über die paläolithische Zeit hinaus vorgeschritten war. Eben darauf beruht es, daß in Europa die moderne, mit dem Mittelalter beginnende Entwicklung unmittelbar an die „prähistorische“ Zeit ansetzt und eine der Kulturentwicklung des Orients und der klassischen Völker entsprechende Periode vollständig fehlt. Wer daher einseitig von der Betrachtung der Entwicklung Europas (mit Ausschluß der klassischen Völker) ausgeht, gelangt nur zu leicht zu einem ganz falschen Bilde der Entwicklung und beachtet die historisch entscheidenden Momente überhaupt nicht. Die maßgebenden prähistorischen Forscher haben sich allerdings von diesem Fehler vollkommen freigehalten; aber andere, namentlich Kulturhistoriker und Nationalökonomen, sind ihm nur zu häufig verfallen.

544. Auf diesem Mangel an selbständiger schöpferischer Kraft beruht es, daß die Völker Europas vor der Römerzeit keine Geschichte haben; die Kehrseite davon ist,

daß sie in ihrer Entwicklung von den fortgeschrittenen Völkern des Südens und Ostens total abhängig sind. Bis auf die Völkerwanderung und die Einführung des Christentums, und im Grunde noch weit darüber hinaus, zehrt das westliche, zentrale und nördliche Europa durchaus von fremdem Gut; was es selbständig hinzubringt, ist die frische Kraft noch unkultivierter aber gesunder Völker, die dann auf dem Boden und aus den übernommenen Elementen der alten Kultur, nachdem sie das fremde Gut in sich aufgenommen haben und nachdem sie hineingezwängt sind in die Aufgaben des geschichtlichen Lebens, auch ihrer Eigenart einen adäquaten Ausdruck zu gewinnen und schöpferisch zu wirken vermögen. Das gilt auch von den Indogermanen der Urzeit, falls diese europäischen Ursprungs sein sollten. Sie besitzen zweifellos eine hohe Begabung und selbständige Eigenart; aber zu einer unabhängigen Entwicklung ist diese nur bei den Ariern in Asien gelangt. In Europa dagegen haben die indogermanischen Völker nur da kulturell und geschichtlich schöpferisch gewirkt, wo sie in den Kreis der bereits bestehenden Kultur eintraten, d. h. in Griechenland und dann in Italien; im übrigen Europa bleiben sie noch weit über ein Jahrtausend lang passiv und auf niedriger Kulturstufe, bis sie durch Rom wenigstens teilweise in die Weltkultur hineingezogen werden. Schon in der Ausgestaltung der Steinzeit haben wir diese Abhängigkeit Europas kennen gelernt; in den folgenden Epochen, in der Bronzezeit und in den eisenzeitlichen Perioden der Hallstatt- und Latènekulturen und weiter in der römischen und in der Völkerwanderungszeit tritt sie überall noch greifbarer hervor; wie wäre es da denkbar, daß das Verhältnis vorher, am Ende der Steinzeit und zu Beginn der Metallzeit, ein anderes gewesen, daß, abgesehen etwa von gelegentlichen technischen Entlehnungen, die Völker Europas die Gebenden und nicht die Empfangenden gewesen seien? Vielmehr stimmen die Ergebnisse der chronologischen Betrachtung vollständig zu den Tatsachen der inneren Entwicklung. Aegypten hat überall die Führung; hier hat sich zuerst, und zwar völlig

selbständig, eine höhere Kultur gebildet und stetig weiter entwickelt. Dann folgt Sinear, vielleicht gleichfalls unabhängig, aber mit einer weniger durchgebildeten Kultur. Bei allen anderen Völkern — wenn wir von Ostasien und von den Ariern Irans und Indiens absehen — ist gleichzeitig wohl eine gewisse Zivilisation erreicht, so bei den Semiten, in Kleinasien (Troja), auf Kreta und auch in Europa und bei den Indogermanen; aber zu höherer Kultur und geschichtlichem Leben gelangen sie nur, soweit sie den befruchtenden Einfluß der beiden ältesten Kulturländer erfahren und von hier aus in den Kreis der fortschreitenden historischen Entwicklung hineingezogen werden. Dadurch ist in Vorderasien und in höherem Maße in der Welt des Aegaeischen Meeres eine eigene Kultur erwachsen, in der die fremden Einflüsse überall erkennbar sind; und diese Kultur strahlt dann wieder aus auf den europäischen Kontinent. Das griechische Festland wird ganz in sie hineingezogen und gewinnt bald die Führung; aber selbst das demnächst am stärksten betroffene Gebiet, Italien mit Sicilien, ist noch Jahrhunderte lang völlig passiv geblieben, und das übrige Europa ist vollends noch über ein Jahrtausend hindurch trotz aller Rezeption fremden Guts zu einem wahrhaft entwickelten Kulturleben und einer Geschichte nicht gelangt, sondern diese ist ihm von außen gewaltsam aufgezwängt worden. Von Griechenland und Italien abgesehen, liegt die geschichtliche Initiative trotz der Völkerwanderungen, die zu gelegentlichen Eingriffen in die Kulturländer führen, bis weit in die christlichen Zeiten hinein nicht in Europa.

545. Bei dieser Sachlage wird noch klarer als bisher, daß wir aus den Funden und der Kulturentwicklung der prähistorischen Zeit Europas ethnographische Aufschlüsse nicht gewinnen können. Kultureinwirkungen und Kulturkreise können wir greifen, aber die Völker nicht — soweit nicht geschichtliche Nachrichten der fremden Kulturvölker uns darüber unterrichten. Theoretisch ist es sehr wohl möglich, daß, wie die nordischen Forscher annehmen, Skandinavien von der Steinzeit bis auf die Gegenwart von demselben (indogermanischen oder

germanischen) Volk bewohnt gewesen ist; aber die in der Kulturentwicklung vorliegenden Zusammenhänge, die als Beweis dafür angeführt werden, können in Wirklichkeit gar nichts beweisen. Es ist eben so möglich, daß eine tiefgreifende Verschiebung der Bevölkerung inmitten einer durchaus homogen erscheinenden Kulturepoche oder auch zur Zeit eines Kulturwechsels stattgefunden hat. Und ebenso liegt es überall. Als ein wirklich selbständiges Volksgebiet tritt uns nur das Land östlich der Karpathen mit seiner Leichenverbrennung und seiner bemalten Keramik entgegen. Aber wenn diese und die in ihr verwerteten Motive weithin in die Donauländer und darüber hinaus ausstrahlen, so läßt sich in keiner Weise behaupten, daß wir es hier überall mit derselben Bevölkerung zu tun haben; und auch bei den Funden des Dniestr- und Dnieprgebiets ist es sehr fraglich, ob ihre Eigenart ausreicht, um das Volkstum ihrer Träger wirklich zu fassen, falls nicht andersartige Zeugnisse weitere Aufschlüsse hinzubringen sollten (vgl. § 570).

IV. Die Indogermanen

Die indogermanischen Völker und ihre geschichtliche Stellung

546. Zwischen die älteren Völker Europas (§§ 528 f.) sind überall Stämme getreten, die nach Sprache und Eigenart eng verwandt sind; wir fassen sie unter dem Namen der Indogermanen zusammen. Bekanntlich haben sie sich auch in Asien weithin ausgedehnt; einerseits die Arier in Indien und Iran, andrerseits in Kleinasien die Phryger und Armenier und ihre Verwandten sind Indogermanen. Überall, wo sie mit fremden Stämmen zusammengestoßen sind, haben sie sich als überlegen erwiesen und diese entweder absorbiert oder in abgelegene Gebiete zurückgedrängt; so die Inder gegen die ältere dravidische Bevölkerung, die Iranier gegen die vorderasiatischen Stämme, die Phryger und ihre Verwandten in weitem Umfang in Kleinasien, die Kelten gegen die Iberer, Ligurer, Etrusker, Pikten, die Griechen und dann die Römer gegen die gesamte Mittelmeerwelt. Freilich ist nie zu vergessen, daß manche indogermanische Völker gar keine oder nur eine ganz untergeordnete Rolle in der geschichtlichen Entwicklung gespielt haben, so die Thraker, Illyrier, Skythen, Litauer und Letten, und daß andere erst sehr spät durch den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung, nicht durch eigene Initiative, zu historischem Leben und selbständiger Bedeutung gelangt sind, so die Kelten, die Germanen, die Slawen. Im geschichtlichen Leben wirken eben immer die verschiedensten Faktoren zusammen, und die Unterschiede, welche sich zwi-

schen den einzelnen indogermanischen Völkern herausgebildet haben, die Gestaltung der Kultur, der Gegensatz zwischen europaeischer und asiatischer Art sind weit wichtiger geworden als die Urverwandtschaft. Nicht einmal als psychischer Faktor konnte diese nachwirken, da sie erst im neunzehnten Jahrhundert entdeckt ist; alsdann hat sie allerdings die bis dahin herrschenden Vorstellungen über die Stellung der Völker zu einander vollkommen umgewandelt. Trotzdem ist eine Tatsache, daß gegenwärtig nicht nur die Kulturwelt des Abendlandes, sondern die der gesamten Erde überhaupt im wesentlichen indogermanisches Gepräge trägt. Selbst die Ostasiaten, so selbständig sie ihre Eigenart zu behaupten suchen — wie das offene und latente Ringen zwischen ihnen und den Europaeern, das sich in der Gegenwart angebahnt hat, einmal ausgehen wird, vermag keine Geschichtstheorie vorauszusagen —, haben sich weder dem starken Einfluß der Indogermanen Indiens, noch dem Europas zu entziehen vermocht. Behauptet haben sich auch die Semiten, und mit den indogermanischen Völkern zusammen den tiefgreifendsten Einfluß auf die Gestaltung der Kultur sowohl des Abendlandes wie des Orients ausgeübt; aber die führende Stellung in der Weltkultur, welche die Semiten in den ersten Jahrhunderten des Islams eingenommen haben, ist längst dahin. Neben diesen beiden großen Volksstämmen haben sich im Bereich des europaeisch-vorderasiatischen Kulturkreises andere Völker auf die Dauer nicht zu behaupten vermocht; soweit sie nicht absorbiert sind, erhält sich ihre Nationalität nur in engster geistiger und auch äußerlicher Anlehnung an Indogermanen und Semiten, so in der christlichen Welt die Basken, Magyaren, Finnen, Georgier, Kopten, im Bereich der islamischen Kultur die Türken und Mauren, in Indien die Dravidavölker und die Singhalesen.

547. Diese Tatsachen liegen klar vor Augen; um so schwerer ist es, sie historisch zu erfassen und genetisch zu erklären. Schon die sprachliche Verwandtschaft so vieler, trotz aller Gemeinsamkeit stark von einander geschiedenen Völker ist ohne Paral-

lele. Denn die Ausbreitung der semitischen und die der türkischen Stämme, die ihnen zunächst stehen, reicht weder dem Umfang, noch vollends der Intensität nach auch nur annähernd an sie heran, und hat andrerseits bei weitem nicht zu einer so starken Differenzierung geführt als bei den Indogermanen; sie läßt sich viel eher der ihrer am weitesten verzweigten Untergruppen, der arischen, der romanischen, der germanischen, der slawischen Völker vergleichen als der des gesamten Volksstamms. Doch bieten diese Vorgänge, die sich zum Teil im vollen Licht der Geschichte vollzogen haben, Analogien, nach denen wir versuchen können, den Verlauf der Ausbreitung der Indogermanen in einer Zeit, aus der historische Kunde nicht vorliegt, zu rekonstruieren. Die Scheidung der Einzelvölker hat sich nicht nur auf sprachlichem Gebiet vollzogen, sondern tritt ebensogut und noch weit stärker in der äußeren Erscheinung, in Sitte und Religion und nicht am wenigsten in der geistigen Veranlagung und Denkweise hervor: von Anfang an zeigen die einzelnen indogermanischen Völker, trotz aller Spuren der ursprünglichen Gemeinschaft, starke und unverwischbare Unterschiede, körperlich wie geistig; sie haben, ganz anders als die einzelnen semitischen oder türkischen Völker, eine ausgeprägte Sonderindividualität, einen eigenen Volkstypus, der neben den äußeren Ereignissen ihre weitere Entwicklung und ihre Schicksale bestimmt. Wir werden annehmen müssen, daß derselbe durch eine Mischung erobernd eindringender Indogermanen mit verschiedenartigen Völkern entstanden ist, die vor ihnen die einzelnen Gebiete bewohnten, in derselben Weise wie z. B. die einzelnen romanischen Völker aus der Mischung des Römertums mit den von diesem unterworfenen Völkern erwachsen sind; Verschiebungen der Grenzen, neue Differenzierungen und Abzweigungen sind dabei natürlich nicht ausgeschlossen. Der Zahl nach sind diese fremden Elemente in den Einzelvölkern vermutlich weit größer als die erobernd eingedrungenen Indogermanen; aber diese haben die Kraft besessen, jenen ihre Sprache und wenigstens zum Teil auch ihre Eigenart aufzuzwängen. Umgekehrt

haben die Fremden offenbar auf die Gestaltung des Wortschatzes und der Grammatik sowie der Lautformen der Einzelsprachen stark eingewirkt und die völlige Zersprengung des ursprünglichen Zusammenhangs befördert; aber die indogermanischen Bestandteile haben die dominierende Stellung bei der Neugestaltung gewahrt. Gerade diese Verschmelzung verschiedener Elemente zu einer inneren Einheit hat die Entstehung neuer, lebenskräftiger Völker erst ermöglicht (vgl. § 39). Bei den Indern ist diese Entwicklung, die Mischung der vordringenden Arier mit der einer ganz anderen Rasse angehörigen Urbevölkerung des Landes, noch deutlich erkennbar; bei den Griechen, den Slawen, den Kelten u. s. w. wird der Hergang nicht anders gewesen sein, und in Italien kennen wir die teils indogermanischen, teils fremden Völker, die durch Rom zu dem neuen Volkstum der Italiker verschmolzen sind. Die weiteren Fragen aber nach der ursprünglichen Heimat der Indogermanen, nach dem Hergang ihres Eintritts in die ältere Völkerwelt und der Art ihrer Verzweigung bilden eins der allerschwierigsten und verwickeltsten Probleme, welche die historische Forschung kennt. Wir wollen versuchen zu ermitteln, wie weit sich zur Zeit auf diese Fragen eine Antwort gewinnen läßt.

Die Entstehung und Gruppierung der Einzelsprachen

548. Daß die Vorfahren der einzelnen indogermanischen Völker, soweit sie nicht den von den Eroberern assimilierten fremden Elementen entstammen, einmal ein einheitliches Volk gebildet haben, beweist ihre Sprache unwiderleglich. Denn alle Einzelsprachen sind aus einer einheitlichen, voll ausgebildeten Sprache durch Differenzierung und Weiterbildung erwachsen, die sich in weitem Umfang rekonstruieren läßt; und diese indogermanische Sprache setzt ein bestimmtes Volk als ihren Träger voraus. Allerdings ist diese Einheit nicht so aufzufassen, als ob nun alle Angehörigen dieses Volks genau in gleicher Weise gesprochen hätten. In diesem Sinne

gibt es eine Einheitssprache überhaupt nicht, selbst nicht bei den fortgeschrittensten Kulturvölkern, die eine durchgebildete Schriftsprache als allgemeine Norm geschaffen haben und bei denen ein reger Verkehr ununterbrochen den lokalen Unterschieden nivellierend entgegentritt, geschweige denn bei Völkern einer primitiven Kulturstufe. Vielmehr zerfällt wie jedes Volk in Stämme und kleinere Gruppen, so auch jede Sprache in zahlreiche lokale Dialekte. Solche Dialekte müßten wir für das Urindogermanische postulieren, auch wenn die Sprachwissenschaft nicht noch ihre Spuren erkennen ließe. So lange diese Unterschiede noch eine Verständigung unter einander zulassen, oder wenigstens diese Verständigung auch zwischen den am weitesten von einander abstehenden Gruppen noch durch eine kontinuierliche Reihe von Mittelgliedern ermöglicht wird und daher die Dialekte sich ununterbrochen gegenseitig beeinflussen, können wir von einer einheitlichen Sprache reden; wenn die engere Berührung aufhört, sei es, daß eine Gruppe sich räumlich von der anderen trennt, sei es, daß politische und geographische Gegensätze eine feste Scheidelinie zwischen Nachbargebieten schaffen, sei es auch nur, daß der Umfang des Gebiets so groß wird, daß der Austausch zwischen ferner stehenden Gruppen zu gering wird, um noch ausgleichend zu wirken, so erwachsen die Dialekte zu Sondersprachen. Dieser sich immer aufs neue wiederholende Prozeß läßt sich bei den germanischen, slawischen, keltischen, italischen, indischen Sprachen im einzelnen verfolgen und ist bei den Griechen, den Deutschen, den Persern und ebenso bei den Arabern u. a. nur durch die Entstehung einer Literatursprache und eines Nationalgefühls gehemmt oder rückgängig gemacht. Von maßgebender Bedeutung sind dabei die politischen Verhältnisse, die Zersplitterung in kleinere Stämme, die unter einander oft in erbitterter Fehde leben, und von denen bald dieser, bald jener zeitweilig zu größerer Macht gelangt und seine Nachbarn unterwirft und vielleicht vorübergehend oder dauernd zu einer größeren Gruppe zusammenfaßt, die alsdann wieder von neuem sich spalten mag. Denn die Einheit des Volkstums ist in der älteren Zeit immer

nur latent; sie beruht lediglich auf dem in Sprache und Sitte beschlossenen Schatz kultureller Erwerbungen und gemeinsamer Traditionen und der dadurch geschaffenen Möglichkeit unvermittelten Austausches zwischen den einzelnen Stämmen; zum Bewußtsein gelangt sie nur, wenn man im Verkehr mit Fremden die Scheidewand empfindet (§ 38). Ob sich daraus wieder ein positives Gefühl der Gemeinsamkeit herausbildet, das aktiv wirksam wird, hängt von dem Verlauf der geschichtlichen Entwicklung ab. Daher kann das Volkstum fremde Elemente in sich aufnehmen und sich assimilieren und dadurch sich selbst umwandeln; andrerseits entsteht ein alle oder auch nur die Mehrzahl der sprachlich verwandten Stämme umfassender Volksname immer erst, wenn der Gegensatz gegen die Fremden und damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit geschichtlich bedeutsam wird. Daß die Indogermanen bereits einen derartigen einheitlichen Volksnamen besessen hätten, ist höchst unwahrscheinlich; denn der Name Arier, der in diesem Sinne populär geworden ist, gehört lediglich der Sondergruppe der indisch-iranischen Stämme an und darf wissenschaftlich nur für diese verwendet werden.

Daß die Angabe der Epitome des Steph. Byz. Θράκη . . . ἐκαλεῖτο καὶ Ἀρία mit dem Ariernamen nichts zu tun hat, sondern das Land als Heimat des Ares bezeichnet, ist allgemein anerkannt. Dagegen kommt das Element arjo- auch in keltischen Eigennamen vor, vgl. Kretschmer, Einl. in die Gesch. der griech. Sprache S. 130 f.: und „irisch aire, gen. airech (Gutturalstamm) ist wohl aus arjaks entstanden und mit indisch arja, ârja zu vergleichen. Es bedeutet einen Edlen, Herrn; in der Anrede [wie Kretschmer angibt] kommt es übrigens nicht vor. Das Wort dient mit Zusätzen zur Bezeichnung der verschiedenen Klassen des Adels, z. B. aire désa ‚Edler des Landes, Landherr‘ (nicht Landesherr)“ (Mitteilung meines Bruders Kuno Meyer). Hier ist also das Wort nicht Volksname, wie ârja bei den Ariern, sondern hat noch die ältere rein appellative Bedeutung, die ja auch das indische arja (mit kurzem a) bewahrt. Wie mir mein Bruder weiter mitteilt, ist die von Pictet und Zimmer aufgestellte Deutung des Namens Irland, irisch Êriu, gen. Êrenn (daher Ἰέρνη) von ârja nicht haltbar: „die offenbare Verwandtschaft des Wortes mit dem kymrischen Iwerddon [dd aus j entstanden] schließt das ohne weiteres aus. Vielmehr ist wohl die zuerst von Rhys aufgestellte Etymologie

jetzt allgemein angenommen, wonach Êrin aus Piverjôn- entstanden ist, das mit griech. Πι(F)ερία verglichen wird, und etwa ‚fettes, reiches Land‘ bedeutet.“

549. Auf diesen Tatsachen beruhen die Schwierigkeiten, welche sich dem Versuch einer Gruppierung der indogermanischen Sprachen und der Ermittlung der ursprünglichen Verteilung der Stämme entgegenstellen. Als man die Verwandtschaft der indogermanischen Völker entdeckte, hat man sich ihre Verzweigung zunächst in Form eines Stammbaums vorgestellt: das Urvolk habe sich zunächst in mehrere (nach Schleicher zwei) Hauptgruppen gespalten, diese hätten sich weiter, wieder durch mehrere Mittelglieder, in die Einzelvölker geschieden. Dieser Anschauung ist im Jahre 1872 Joh. Schmidt entgegengetreten: von den Einzelvölkern sei jedes mit seinen Nachbarn durch bestimmte sprachliche Sonderbildungen verbunden, eine entscheidende Spaltung sei nicht vorhanden, sondern überall nur Übergänge innerhalb des kontinuierlichen Sprachgebiets, in dem sich die einzelnen sprachlichen Vorgänge wellenförmig über einen größeren oder kleineren Kreis ausbreiten. Die weitere Diskussion hat gelehrt, daß beide Auffassungen neben einander zu Recht bestehen und keine die Alleinherrschaft beanspruchen darf. Innerhalb eines Gebiets, das in dem oben besprochenen Sinn noch als eine sprachliche Einheit und daher als éin Volk betrachtet werden kann, verlaufen die sprachlichen Wandlungen in der Lautgestalt, der Grammatik und dem Wortschatz in der Regel wellenförmig. Eine neue Erscheinung tritt zuerst in einem kleinen Gebiet auf und greift von hier aus auf die Nachbargebiete über, ältere Scheidelinien durchkreuzend und verwischend; und diese Bewegung kann sich wieder mit einer anderen kreuzen, die von einem anderen Mittelpunkt ausgegangen ist. In dieser Gestalt verläuft in der Regel die Dialektgeschichte innerhalb der einzelnen Sprachgebiete, z. B. bei der Gesamtheit der Germanen und dann bei den Deutschen und ebenso bei den Griechen und bei den Semiten und weiter bei den modernen arabischen Dialekten.

Daher ist die sprachliche Gruppierung alle paar Jahrhunderte eine andere; für die Klassifikation handelt es sich um die Frage, welche Spracherscheinung man als die maßgebende betrachten soll. Darauf beruht es, daß die wissenschaftliche Auffassung und die populäre, im Volksbewußtsein lebende Empfindung häufig so weit aus einander gehen. Jene geht von den ältesten erkennbaren Zuständen aus und gruppiert z. B. die germanischen Dialekte nach den Sprachverhältnissen der Völkerwanderungszeit; für die populäre Auffassung dagegen sind die hochdeutsche Lautverschiebung und die unmittelbaren Eindrücke der modernen Dialekte maßgebend, in denen weit spätere, wesentlich auf politischen und kulturellen Verhältnissen beruhende Momente, Lehnwörter, Sprachgewohnheiten in den Vordergrund treten und die älteren Unterschiede zurückdrängen. Dieselben Momente, die in den geschichtlichen Zeiten erkennbar sind, haben aber auch vorher gewirkt; auch bei den Indogermanen würden, wenn uns ihre Sprache und deren Dialekte aus den Zeiten der Einheit Jahrhunderte hindurch überliefert wären, in den einzelnen Zeiträumen ganz verschiedene Gruppierungen hervortreten. Jetzt kennen wir die Ursprache nur so weit, wie sie sich aus Rückschlüssen aus den Einzelsprachen rekonstruieren läßt; in dieser Rekonstruktion aber liegt Älteres und Späteres, allen Dialekten Gemeinsames und Sondergut einzelner größerer Gruppen neben einander; daher muß sie in den Einzelheiten immer problematisch bleiben. — Aber neben der „Wellentheorie“ besteht auch die ältere Auffassung zu Recht. Denn wenn die Entstehung der Einzelsprachen vielfach lediglich auf einem Auseinanderfallen der Gruppen des einheitlichen Sprachgebiets in selbständige Zweige beruhen wird, bei dem die ehemalige gegenseitige Beeinflussung über die Grenze hinaus zwar schwächer wird, aber die Trennung überdauert — so bei dem Zerfall der Letto-Slawen in Letten (Litauer) und Slawen und bei der Auflösung der Germanen in einzelne Sprachen und ebenso bei der Scheidung der Iranier und Inder —, so haben sich andrerseits auch wiederholt einzelne Gruppen von dem gemeinsamen Grund-

stock losgerissen, zunächst vielleicht noch in den alten Wohnsitzen, dann durch Wanderungen und weite räumliche Trennung, und sind dadurch zu einer völlig isolierten Sonderentwicklung gelangt, so vor allem die Arier. Hier kann man also wirklich von einer Filiation und einem Stammbaum reden; der sich absondernde Stamm hat sich in einem bestimmten Moment definitiv von dem Grundstock getrennt. Das hindert nicht, daß später geschichtliche Vorgänge eine neue Berührung und Beeinflussung zwischen den zu selbständigen Völkern, mit gesonderter Sprache, erwachsenen Stammverwandten schaffen können, wie sie z. B. die von Osten nach Südrußland vordringenden iranischen Skythen auf die Slawen (§ 566 A.) und ebenso die iranischen Meder und Perser auf die Armenier oder die Germanen auf die Letto-Slawen geübt haben. Das ist dann nicht anders aufzufassen, als wenn z. B. das Türkische in derselben Weise auf das Slawische und auf das Armenische, sowie auf das Neugriechische und Albanesische eingewirkt hat.

Der bedeutendste Vertreter der Stammbaumtheorie ist A. Schleicher gewesen; dagegen Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen, 1872. Die Geschichte der verschiedenen Theorien gibt ausführlich O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte I, 3. Aufl. 1906 (vgl. § 553 A.). Weitaus die beste Einführung in die Probleme gibt P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, 1896. Oberflächlich ist H. Hirt, Die Indogermanen, 2 Bde., 1905. Ein Eingehen auf Einzelfragen gehört natürlich nicht hierher.

550. Diesen allgemeinen Erwägungen entspricht der Befund, der sich aus einer Vergleichung der Einzelsprachen gewinnen läßt. Frühzeitig abgesondert von der übrigen Masse haben sich die Arier in Asien; sprachlich wie geschichtlich gehen sie ihre gesonderten Wege und haben ein Volkstum ausgebildet, das sich von dem aller anderen Indogermanen charakteristisch scheidet. Von den übrigen Sprachen sind sie namentlich durch ihren Lautbestand geschieden, vor allem durch die Ausbildung der Palatalen und durch eine tiefeingreifende Umwandlung des Vokalismus, den Zusammenfall

der Vokale a, e und o zu einem einzigen Laut, ferner durch zahlreiche Neubildungen in Grammatik und Wortschatz. Daneben haben sie allerdings sehr viel uraltes Gut bewahrt, ein Eindruck, der noch dadurch verstärkt wird, daß uns diese Sprachen schon in sehr früher Zeit bekannt werden. So stehen die arischen Sprachen allen anderen, die ihnen gegenüber unter dem Namen der europaeischen zusammengefaßt werden können, als eine scharf geschiedene Sondergruppe gegenüber. Aber daneben finden sich andere Erscheinungen, welche sie mit einem Teil der europaeischen Sprachen verbinden. Als die wichtigste derselben betrachtet man gegenwärtig die Tatsache, daß ein bestimmter Gutturallaut im Arischen, im Letto-Slawischen, im Thrakischen nebst Phrygisch und Armenisch, und im Albanesischen als ein palatales s (ś), in den übrigen Sprachen (Griechisch, Italisch, Keltisch, Germanisch und wahrscheinlich Illyrisch) als k erscheint. Man scheidet daher nach dem Wort für „Hundert" Centum- (spr. Kentum)- und Satemsprachen, und nimmt meist an, daß jene den ursprünglichen Laut wenigstens annähernd bewahrt haben, während bei diesen ein Lautwandel eingetreten sei, sie also einmal eine einheitliche Gruppe gebildet haben müßten, der die übrigen gleichfalls als geschlossene Gruppe gegenüber gestanden hätten. Nach der späteren geographischen Verteilung, die man auf die Urzeit überträgt, bezeichnet man die Centumvölker oft auch als Westindogermanen, die Satemvölker als Ostindogermanen. Enge Berührungen liegen hier zweifellos vor; aber ob diese Folgerungen auch nur annähernd richtig sind, ist um so fraglicher, da die in Rede stehende Lauterscheinung im einzelnen sehr komplizierter Natur und in ihrem Verlauf keineswegs völlig aufgeklärt ist. Überdies stehen dieser Gruppierung andere gegenüber; so zeigt das Keltische viele charakteristische Übereinstimmungen mit den italischen Sprachen, und diese kelto-italische Gruppe wieder mit dem Arischen. Ähnliche, wenn auch vielleicht nicht so bedeutsame Übereinstimmungen finden sich zwischen Griechisch und Arisch u. ä., während die vielfachen Berührungen

des Germanischen mit dem Letto-Slawischen vielleicht nur auf ihre ununterbrochene Nachbarschaft in geschichtlicher Zeit zurückgehen. Hier würde Klarheit nur zu gewinnen sein, wenn uns die Geschichte des Urvolks und die innerhalb desselben eingetretenen Verschiebungen der einzelnen Stämme bekannt wären; zu einer wirklichen, geschichtlich verwertbaren Rekonstruktion dieser Vorgänge werden die Ergebnisse, welche die Sprachwissenschaft zu gewinnen vermag, schwerlich jemals ausreichen.

Ich bemerke gleich hier, daß während man das Albanesische sonst immer für einen Nachkommen des Illyrischen gehalten hat, H. Hirt (Die sprachl. Stellung des Albanesischen, in der Festschrift für Kiepert 181 ff.; Die Indogermanen I 140 ff.) diesen Zusammenhang vielleicht mit Recht, bestreitet: Das Venetische und das Messapische gehörten nach Ausweis der Inschriften zu den Centumsprachen, und dazu stimmten einige illyrische Eigennamen, das Albanesische dagegen ist eine Satemsprache. Er sieht daher in ihm einen Nachkommen des Thrakischen. — Über die neuen Probleme, welche das soeben erschlossene Tocharische stellt, s. § 569.

Chronologische Bestimmungen. Die Kultur des Einheitsvolks

551. Zur Bestimmung der Zeit, in der die Indogermanen zuerst aufgetreten sind und ihre Ausbreitung begonnen hat, gewährt einigen Anhalt, daß wir arische Elemente im fünfzehnten Jahrhundert im westlichen Mesopotamien und Syrien antreffen und hinreichende Gründe zu der Annahme haben, daß sie hier sowie im westlichen Iran schon ein paar Jahrhunderte früher aufgetreten sind (§§ 455 ff.). Um dieselbe Zeit beginnt die Sonderentwicklung der Arier im westlichen Indien, von der die vedischen Hymnen Zeugnis ablegen (§ 573). Vorher liegt die Ausbildung des arischen Volkstums, seiner Sprache, Religion und Kultur, die einen beträchtlichen Zeitraum in Anspruch genommen haben muß; somit werden wir die Loslösung der Arier aus der Gemeinschaft des indogermanischen Urvolks jedenfalls weit ins dritte Jahrtausend hinaufrücken

müssen. Etwa auf dieselbe Zeit führen die Indizien für die Festsetzung der Griechen in dem südlichen Ausläufer der Balkanhalbinsel (§ 527); spätestens etwa um 2000 v. Chr. wird die ältere Schicht der griechischen Stämme in diese Gebiete gelangt sein. Damals mögen thrakische und illyrische Stämme schon den Rumpf der Balkanhalbinsel erfüllt haben, wenn auch die Nordwestgriechen (Dorier) damals noch in Epirus, Makedonien und vielleicht dem südlichen Illyrien gesessen haben werden. Auch in Mittelitalien hat es damals gewiß schon indogermanische Stämme gegeben. Dazu stimmt die Tatsache, daß die Kultur der Einheitszeit, soweit wir sie erschließen können, dem Ende der Steinzeit und der Epoche, in der das Kupfer zuerst aufkommt, angehört (§ 553). So führen drei von einander völlig unabhängige Entwicklungsreihen gleichmäßig darauf hin, daß die Ausbreitung der Indogermanen etwa um 2500 v. Chr. begonnen hat und die am weitesten vorgeschobenen indogermanischen Völker spätestens seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends in den Bereich der älteren Völker und Kulturen eingetreten sind.

Auf die gleiche Zeitbestimmung scheint auch die Tatsache hinzuweisen, daß die Einzelsprachen, soweit sie in ihrer späteren Entwicklung aus einander gegangen sind, doch in ihrer teils überlieferten, teils durch Rekonstruktion gewonnenen ältesten Gestalt sich außerordentlich nahe stehen. Indessen das ist ein sehr unsicheres Argument; denn wenn manche Sprachen sich nicht nur in geschichtlicher, sondern auch in vorgeschichtlicher Zeit in kurzer Zeit stark umgewandelt haben, sowohl lautlich wie grammatisch (vgl. z. B. die germanischen Dialekte oder das Babylonische), so zeigen andere, wie das Litauische oder das Arabische, daß sich eine Sprache auch Jahrtausende lang sehr wenig ändern und Laute wie Formen der Urzeit ungetrübt bewahren kann.

552. Die Sonderentwicklung der Indogermanen und ihre Ausbildung zu einem selbständigen Volkstum mit charakteristischer Eigenart fällt mithin ins vierte und die erste Hälfte des dritten Jahrtausends. Die Anfänge mögen klein gewesen sein; dann aber hat sich das Volk in zahlreiche Stämme verzweigt, die noch in enger Berührung und regem Austausch standen, aber bereits ein ausgedehntes Gebiet besessen haben

müssen. Von der geistigen Begabung dieses Volks legt seine Sprache Zeugnis ab, die an Reichtum und Vielseitigkeit des Ausdrucks alle anderen übertrifft und den Einzelvölkern ein geistiges Werkzeug mitgab, auf dem ihre Überlegenheit über andere Völker ganz wesentlich beruht. Die Sprachforschung gewährt nun auch die Mittel, um von den Kulturzuständen des indogermanischen Volks in der Zeit vor der Trennung ein Bild zu gewinnen. Denn trotz aller Umgestaltungen in Form und Bedeutung gibt jedes Wort Kunde von den Anschauungen der Zeit, in der es geprägt wurde; und so redet die indogermanische Urzeit auch zu uns noch deutlich vernehmbar. Freilich bietet die Rekonstruktion des Wortschatzes der Ursprache große Schwierigkeiten: Wörter, die sich in allen Einzelsprachen erhalten haben, sind natürlich nicht sehr zahlreich, bei denen, die nur in einigen Einzelsprachen vorliegen, ist immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie nur einer Sondergruppe, nicht dem gesamten Urvolk angehören. Am sichersten ist der Rückschluß auf die Urzeit, wenn das Wort in solchen Sprachen vorliegt, die sich am fernsten stehen und am frühesten die Verbindung mit einander verloren haben, also z. B. in der arischen und in einigen europaeischen Sprachen, oder in einem Teil der Centum- und Satemsprachen. Nur ist auch in diesen Fällen immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein derartiges Wort sich erst später, infolge der geschichtlichen Berührung der Einzelvölker, über ein größeres Gebiet verbreitet hat, so namentlich bei Übereinstimmungen zwischen dem Germanischen und dem Letto-Slawischen, dem Germanischen und dem Keltischen, dem Griechischen und den italischen Sprachen, aber auch z. B. dem Arischen und dem Slawischen. Solche Entlehnungen sind vielfach mit Sicherheit nachweisbar, und in anderen Fällen ist die Entscheidung äußerst problematisch. Dieselben Probleme kehren wieder, wenn man versucht, von den Zuständen der, durchweg in zahlreiche Stämme und Dialekte geschiedenen, Einzelvölker bei ihrem ersten Eintritt in die Geschichte ein Bild zu gewinnen; und für die Aufhellung dieser Frage, die

doch geschichtlich weit bedeutsamer ist als die Untersuchung der Zustände der Urzeit, und die überdies für diese erst das Material beschaffen würde, ist von der Forschung noch sehr wenig getan. Nur bei den arischen Stämmen liegt ein so reiches Material vor, daß hier die Rekonstruktion in weitem Umfang mit voller Sicherheit möglich ist (§§ 580 ff.).

553. Trotz dieser Bedenken ist die Zahl der Wörter und der in ihnen erkennbaren Zustände nicht gering, die wir der Einheitszeit zuschreiben dürfen. Aber — und damit wird erst der wundeste Punkt der Rekonstruktionsversuche berührt — den Zügen, die wir auf diesem Wege erkennen können, fehlt die geschichtliche Individualität; die Umrisse des Bildes bleiben unbestimmt und verschwommen und gerade die charakteristische Sondergestaltung, welche die Indogermanen von anderen Völkern gleicher Kulturstufe unterschied, läßt sich am wenigsten erfassen. Wir sehen ein Volk, bei dem die Viehzucht sehr stark entwickelt war, das aber auch den Ackerbau kannte; denn die Wörter pflügen, säen, mähen, Pflug, Acker u. a. sind den meisten europaeischen Völkern gemeinsam, und wenn sie bei den Ariern fehlen, so kann das nicht beweisen (vgl. aber § 577), daß sie und das einheitliche Urvolk den Getreidebau überhaupt noch nicht gekannt haben, sondern dieser erst aufgekommen ist, als die Arier sich schon von ihm losgelöst hatten; sondern sie können ebensogut die alten Wörter durch neue ersetzt haben, ebenso wie sie z. B. die Wörter für Melken und für Milch verloren haben, die doch zweifellos in der Ursprache vorhanden gewesen sind. Auch hat sich wenigstens das Wort für Gerste (java) auch im Arischen erhalten, ebenso z. B. in einzelnen indischen Dialekten die Wurzel al für mahlen. Wie nun aber der Ackerbau im einzelnen gestaltet war, und vor allem, welche Rolle er im Wirtschaftsleben neben Viehzucht und Jagd spielte, ob er, wie anzunehmen, wesentlich oder ausschließlich von Frauen und vielleicht auch von leibeigenen Knechten betrieben wurde, darüber vermag die Sprachgeschichte keine Auskunft zu geben. Vermutlich wird hier die Beschaffenheit der Wohnsitze, daneben vielleicht auch Verschiedenheit der militärisch-

politischen und kulturellen Einrichtungen schon früh wesentliche Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen geschaffen haben. Unter den Haustieren war neben dem Kleinvieh und dem Rind das in der turanischen Steppe und Zentralasien wie in Mitteleuropa (§ 532) seit ältester Zeit heimische Pferd allgemein verbreitet, wie das gemeinsame Wort ekvo und die zahlreichen, bei allen Indogermanen damit gebildeten Eigennamen beweisen; auch in der Mythologie spielt es eine große Rolle und die Vorstellung von den Sonnenrossen und dem Sonnenwagen ist jedenfalls uralt. Denn es wurde nicht nur zum Reiten benutzt, sondern vor allem an den Wagen gespannt (vgl. § 577); denn auch dieser und ebenso das Joch der Rinder gehört dem gemeinsamen Sprachgut an. Dagegen sind Schweine- und Gänsezucht den Ariern noch fremd (auch die Skythen züchten keine Schweine, Herod. IV 63) und bei den Indern erst in geschichtlicher Zeit aufgekommen, obwohl die Namen dieser Tiere bei ihnen dieselben sind wie bei den Europaeern; auch das zeigt, wie problematisch oft Rückschlüsse aus dem Wortschatz sind. Daß man Hütten und Häuser baute, daß es eingezäunte Hürden und Höfe und auch geschlossene Ortschaften gab, daß man die Flüsse und Seen mit Nachen befuhr, und vielleicht auch das Meer, versteht sich von selbst, wird aber auch durch die Sprache bestätigt. Auch Spinnen und Weben verstand man. Von den Metallen war das Kupfer (oder Bronze?) ajos bekannt; Gold, Silber, Eisen dagegen waren der Einheitszeit noch fremd, da für sie jede Einzelsprache ein anderes Wort gebildet hat. Das führt auf das Ende der Steinzeit, die Epoche, in der das Kupfer aufzutauchen beginnt. Hausrat und Waffen, von denen sich Pfeil und Bogen, Speer oder Lanze, und vielleicht auch noch Keule, Axt und Dolchmesser (vgl. § 538), aber weder das Schwert noch eine Schutzwaffe nachweisen lassen, werden durchweg noch aus Stein oder Knochen gearbeitet sein. Die reich und systematisch ausgebildeten Verwandtschaftsnamen bezeugen, daß die unter der Gewalt des „Hausherrn" (δεσπότης) stehende patriarchalische Familie voll entwickelt

war und die Grundlage des sozialen Lebens bildete. Daneben steht die Zusammenfassung der freien Wehrmänner zu den Verbänden der „Bruderschaften“ (Phratrien). Wenn wir auch bei indogermanischen Völkern vereinzelte „mutterrechtliche“ Ordnungen oder ein ganz gelockertes Geschlechtsleben finden (§ 11), so geht das entweder auf fremde Einflüsse zurück, wie auf den britischen Inseln, oder es handelt sich um Stämme, die in sehr primitiven, nomadischen Zuständen stehen geblieben oder in solche zurückgesunken sind, wie die arischen Nomaden (§ 579); auch die abweichende Familienordnung der Dorier, die sich in Kreta und Sparta erhalten hat, wird so zu erklären sein.

Die Forschungen über die indogermanische Urzeit beginnen mit Ad. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indog. Völker (1845, dann in den Indischen Studien I 1850) und Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 1848. Ihnen folgen M. Müller, Pictet (Origines indoeuropéennes) u. a.; am bedeutendsten V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien, der aber jetzt auch vielfach überholt ist. Seitdem hat vor allem O. Schrader dies Gebiet bearbeitet und sowohl in dem Werk Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2 Bde., 3. Aufl. 1906 f., wie in dem sehr dankenswerten Reallexikon der indog. Altertumskunde, 1901, ein reiches Material für das Urvolk und die Einzelvölker zusammengetragen. Daneben H. Hirt, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur, 2 Bde., 1905. O. Schrader ist von Einseitigkeiten nicht frei, und es fehlt ihm nicht selten an festem Zugreifen; aber die scharfen Angriffe, die man oft gegen sein Werk gerichtet hat, sind ungerecht. Allerdings überschätzt er die Bedeutung der Ergebnisse; im allgemeinen hat er indessen die Verhältnisse der Urzeit ganz richtig bestimmt. Aber gerade seine Werke zeigen, wie wenig sicheres Detail sich hier gewinnen läßt. Vor allem jedoch kranken seine wie überhaupt alle bisher auf diesem Gebiet unternommenen Arbeiten an dem Grundfehler, daß sie sich nicht die genügende Grundlage geschaffen haben und das Ziel vorwegnehmen. Die nächste Aufgabe ist, die ältesten der Forschung erreichbaren Zustände der Einzelvölker zu rekonstruieren; und diese ist bisher so gut wie gänzlich vernachlässigt, selbst bei den Ariern, wo das Material am reichlichsten fließt (vgl. § 580 A.), geschweige denn bei den Griechen und gar den Italikern. Erst wenn hier ein zuverlässiges Bild gewonnen ist, kann man von da aus weiter auf die Einheitszeit Rückschlüsse machen. — Viel Richtiges bietet Kretschmer, Einleitung (§ 549 A.);

aber sein Skeptizismus geht über das Ziel hinaus. Wenn er z. B. S. 21 f. sagt, „aus der Gleichung skt. jugam, gr. ζυγόν, lat jugum, got. juk, slaw. igo, lit. jungas folgt weiter nichts, als daß sich einmal von einem unbekannten Ausgangspunkt aus das Wort jugom, vermutlich mit dem Gegenstand (Joch) selbst, über das ganze indogermanische Sprachgebiet verbreitet hat“, und diesen Vorgang mit der Verbreitung des Pfeffers und seines indischen Namens bei den europaeischen Völkern in später geschichtlicher Zeit „prinzipiell auf eine Linie“ stellt, so ist das nicht richtig. Daß jedes Wort und jede neue Erfindung von Individuen ausgegangen ist und sich von einem räumlich ganz beschränkten Ausgangspunkt aus verbreitet hat, ist selbstverständlich, steht aber hier nicht in Frage; sondern die Gleichung für jugom beweist durch ihre sprachliche Form, daß das Wort und damit der Gegenstand dem indogermanischen Volk zur Zeit seiner Einheit bekannt gewesen ist; und darauf kommt es hier allein an. — Über al- „mahlen“ in indischen Dialekten: Kretschmer S. 102. — Den Ackerbau und ebenso die Waldbäume der Indogermanen hat eingehend, unter sorgfältiger Verwendung des prähistorischen Materials, J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, 1905, S. 112 ff. 342 ff. behandelt, der aber in seinen sprachlichen Annahmen mehrfach zu weit geht und überdies ganz von der Hypothese von der europaeischen Heimat der Indogermanen beherrscht ist, so daß er die auf asiatischem Boden vorliegenden Möglichkeiten leider nicht berücksichtigt hat. — Über die Familie Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, Abh. sächs. Ges. d. W. phil. Cl. XL, 1890. — Wenn, wie man jetzt wohl allgemein annimmt, das Wort für „Beil“, griech. πέλεκυς = ind. paraśu wirklich ein Lehnwort aus dem assyrischen pilaqqu „Beil“ ist, was mir sehr fraglich erscheint, so ist es natürlich nicht in der Urzeit entlehnt, sondern in geschichtlicher Zeit von Babylonien (Assyrien) aus unabhängig sowohl zu den Griechen wie zu den Indern gedrungen, ebenso wie z. B. die Mine, bab. manû = griech. μνᾶ = ind. manâ.

554. Was sich so hat ermitteln lassen, zeigt, daß das indogermanische Volk sich auf einer Kulturstufe befand, die um die Mitte des dritten Jahrtausends in Europa und auch in der übrigen Welt weithin verbreitet war. Auch was sich sonst noch von sozialen Institutionen durch Vergleichung der Lebensformen, die wir bei den Einzelvölkern antreffen, mit mehr oder weniger Sicherheit auf die Urzeit zurückführen läßt, wie Schließung der Ehe durch Kauf und daneben durch Raub, Blutrache, blutige Totenopfer, einzelne Rechtssatzungen,

die Bereitung eines durch Honig gesüßten berauschenden Getränks, des Meths (medhu) u. a. trägt denselben Charakter: es sind meist die allgemeinen Kulturverhältnisse, nicht individuelle Züge eines bestimmten Volks, die in ihnen Ausdruck finden. Vieles wird immer sehr problematisch bleiben; oft genug geht die Übereinstimmung zwischen den Einzelvölkern nicht auf gemeinsames Erbgut, sondern auf parallele Sonderentwicklung unter gleichartigen Kulturverhältnissen zurück und findet sich ganz ebenso auch bei nicht stammverwandten Völkern. Selbst auf eine so wichtige Frage, wie die, ob die Indogermanen die Leichenverbrennung gekannt haben, läßt sich eine sichere Antwort nicht geben. Bei den arischen Stämmen herrschte ursprünglich in weitem Umfang die Aussetzung der Leichen, die sich bei den iranischen Nomaden wie bei den Zoroastriern und in anderer Gestalt bei den Indern erhalten hat (§ 579); derselbe Brauch herrscht ganz allgemein bei den Mongolen der ostasiatischen Steppe, welche die Leichen in Filze wickeln und mit einigen Steinen bedecken, so daß sie alsbald den Raubtieren und Hunden zur Beute fallen. Daneben ist aber sowohl bei den Ariern (§ 588) wie bei den anderen Einzelvölkern sowohl Bestattung wie Verbrennung aufgekommen; und in der Regel gewinnt die Verbrennung das Übergewicht, so bei den Indern, Griechen, Römern; bei den Kelten und den Germanen herrscht sie in der Zeit, in der wir sie kennen lernen, ganz allgemein, während die Skythen die Leichen begruben (Herod. IV, 71 ff.). Wir haben schon gesehen, daß diese Sitte in Europa während der Bronzezeit allmählich aufkommt; um dieselbe Zeit dringt sie auch in Italien und die Balkanhalbinsel ein. So dürfen wir vielleicht annehmen, daß sie durch die Indogermanen verbreitet und in stets weitere Gebiete gelangt ist (vgl. § 570), und daß auch das Einheitsvolk sie schon neben der Aussetzung und dem Begraben der Leichen gekannt hat. Vermutlich ist sowohl die Beisetzung unter aufgeschütteten Leichenhügeln wie die Verbrennung zunächst bei Häuptlingen und Vornehmen aufgekommen, und dann allmählich allgemeine Sitte geworden.

In der Rekonstruktion der Sitten und der rechtlichen Anschauungen der Urzeit ist besondere Vorsicht geboten, da immer die Gefahr vorliegt, spätere gleichartig verlaufende Sonderentwicklung, die ganz ebenso bei zahlreichen anderen Völkern vorliegt, für spezifisch indogermanisch zu halten und fälschlich schon der Urzeit zuzuschreiben. Das gilt z. B. von den Übereinstimmungen, welche Leist, Gräcoitalische Rechtsgeschichte, 1884, und Altarisches ius gentium, 1889, der Urzeit zuweist. Völlig verfehlt ist das nachgelassene Werk R. v. Iherings, Vorgeschichte der Indoeuropäer, 1894, weil auf unzureichenden Kenntnissen aufgebaut. — Die seltsame Verirrung Dörpfelds, die Griechen (und andere Völker) hätten die Leichen erst im Feuer angebrannt oder geröstet (gedörrt) und dann begraben, erwähne ich nur, weil sie wunderlicherweise viel Anklang zu finden scheint.

555. Im übrigen schwanken die Auffassungen zwischen den entgegengesetzten Tendenzen hin und her, entweder die Zustände der Urzeit möglichst primitiv zu zeichnen, als die eines nomadisierenden kulturlosen Volks, oder aber den Indogermanen schon im dritten Jahrtausend eine bedeutende Kultur zuzuschreiben, die sich gar nicht wesentlich von der der späteren geschichtlichen Zeit unterschied. Bei dieser namentlich in der Gegenwart vielfach vertretenen Auffassung wirkt die Neigung ein, die eigenen Vorfahren in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, die in noch höherem Maße so oft auch die richtige Darstellung der ältesten germanischen Zustände getrübt hat. Daneben aber spielt eine recht unhistorische Überschätzung der prähistorischen Funde aus Europa eine große Rolle: man glaubt, ein Volk, das Getreide gebaut hat, müßte darum schon ein seßhaftes Bauernvolk gewesen sein, und wenn es geschmackvolle Arbeiten in Stein und Bronze herstellen konnte — das können die Neger und viele andere Völker auch —, wenn es feste rechtliche Ordnungen besaß und gehaltreiche Sagen und Lieder schaffen konnte, sei es bereits ein entwickeltes Kulturvolk gewesen. Demgegenüber ist nie zu vergessen, wie roh die Zustände der thrakischen und der illyrischen Stämme immer geblieben sind und eine wie große Rolle unter den iranischen Stämmen die Nomaden spielen. Ohne Zweifel ist wie in historischer Zeit,

so auch in der vorgeschichtlichen Einheitszeit der Unterschied zwischen den einzelnen Stämmen recht beträchtlich gewesen, je nach den Bedingungen der Wohnsitze, der Sonderentwicklung des Stammes und seiner Berührung mit anderen Völkern; neben Stämmen, die bereits zu festerer staatlicher Ordnung und relativer Seßhaftigkeit gelangt waren, wird es immer andere gegeben haben, die rein nomadisch lebten und daneben höchstens gelegentlich einen ganz primitiven Getreidebau kannten. Dieselben Unterschiede finden wir z. B. innerhalb der Semiten; aber die Gesittung, die wir bei diesen schon in frühester Zeit antreffen, dürfen wir den Indogermanen der Urzeit noch nicht zuschreiben (vgl. §§ 577. 579). Ihre Entwicklung beginnt später und daher von primitiveren Grundlagen aus. Im allgemeinen sind die Zustände denen der Skythen und Massageten oder auch der Thraker weit ähnlicher gewesen, als denen der Germanen zur Zeit des Caesar und Tacitus oder gar der Inder zur Zeit der Veden. Gerade die geschichtliche Wirkung, die von den Indogermanen ausgegangen ist, ihr siegreicher Einbruch in das Gebiet anderer Stämme und ihre weite Verbreitung dient dem zum Beleg. Die romanischen Völker sind durch planmäßige Eroberung entstanden, ebenso die Ausbreitung der Araber; aber die letztere war nur möglich, weil hier ein jederzeit zu Wanderungen bereites, nicht an feste Wohnsitze gebundenes Menschenmaterial zur Verfügung stand. Das gleiche gilt von den Türken und auch von den Germanen, wenngleich beide zunächst als angeworbene Söldner in die Kulturgebiete geführt worden sind, zu deren Herren sie sich dann gemacht haben. Diese äußere Form ist bei den Indogermanen jedenfalls ausgeschlossen; und auch an ein großes eroberndes Reich nach Art der Hyksos, der Hunnen und Mongolen wird man nicht denken dürfen. In allen anderen Fällen ist die Ausbreitung eines Volks über weite Gebiete dadurch entstanden, daß wandernde Scharen, denen die Heimat zu eng wird und die eben noch nicht fest an dem heimatlichen Boden haften, in die Fremde ziehen, sich neue Wohnsitze zu gewinnen, oft in weiter Ferne. Die Trieb-

feder dabei ist weit weniger Eroberungslust oder die Lockung reicherer und wohnlicherer Gebiete, als die bittere Not, weil die heimischen Wohnsitze und ihre Produkte für die anwachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichen. Je primitiver die Verhältnisse sind, desto leichter tritt diese Not ein und desto schwerer wird sie empfunden. So ist die Ausbreitung der Semiten, der sabellischen Stämme, der Kelten u. a. und auch die der Griechen entstanden; diese Vorgänge bieten die nächste Analogie zu der Ausbreitung der Indogermanen. Nur sind hier die Dimensionen viel größer und die Wirkung viel intensiver und umfassender; die wandernden Scharen müssen sehr volkreich gewesen sein. Das führt darauf hin, sie nicht als verhältnismäßig kleine Stämme zu denken, wie die der Semiten oder der Kelten oder gar der Sabeller, sondern als große Horden, wie die der Skythen, der Hunnen, der Türken und Mongolen. In den nördlicheren Ländern Europas und Asiens, in denen wir die Heimat der Indogermanen jedenfalls irgendwo zu suchen haben, ist für solche große, ein weites Gebiet zu einer einheitlichen Aktion zusammenfassende Verbände Raum genug. Denn die Gebirgswelt Zentraleuropas kommt für die Heimat der Indogermanen jedenfalls nicht in Betracht, da sie in „prähistorischer“ Zeit, von einzelnen stark bewohnten Gebieten wie den Alpenseen oder der Rheinebene abgesehen, nur sehr dürftig besiedelt und auf weite Strecken so gut wie unbewohnt gewesen ist.

Religion und Charakter der Indogermanen

556. Auch die Religion der Indogermanen, soweit wir sie zu erkennen vermögen, entspricht durchaus diesen Annahmen. Neben den Schutzgottheiten der einzelnen Stämme und Verbände oder Geschlechter finden wir eine allumfassende kosmische Gottheit, welche sich im Himmelsgewölbe manifestiert und auf ihm thront, auch bei den Semiten, den Sumerern, den Aegyptern (bei denen der Himmelsgott aber

durch den Sonnengott Rêʿ ganz in den Hintergrund gedrängt ist) und vielen andern Völkern; aber während er, und ebenso die übrigen kosmischen Mächte, hier zu einem Kultus nur gelangt, wenn er entweder zugleich zum speziellen Stammgott wird oder umgekehrt dieser zugleich zum Regenten der Welt erhoben wird, oder aber wenn die Kultur und die staatliche Entwicklung dazu führt, eine unmittelbare Verbindung des Reichs mit der universellen Gottheit zu schaffen, tritt er in der indogermanischen Religion ganz anders in den Vordergrund. Ihr Hauptgott ist der Himmelsgott Djêus (indisch Djâus, griechisch Zeus, italisch [lateinisch wie bei den sabellischen Stämmen] Jov-, wahrscheinlich identisch mit althochdeutsch Ziu, nordisch Tŷr), der „lichte“ Gott, der die Welt umspannt und regiert, Regen und Fruchtbarkeit spendet und seine Feinde im Gewitter mit dem Blitzstrahl bezwingt. Alle lebenden Wesen hat er geschaffen, Götter und Menschen gezeugt; daher heißt er bei Indern, Griechen und Römern der „Vater Djêus“. Die großen Segensgaben, von denen alles Leben und Gedeihen abhängt, stammen aus seiner Hand; sie zu gewinnen bringt der Mensch ihm Opfer und Gebete dar. Namentlich der Regenzauber hat wie bei so vielen primitiven Völkern so auch bei den Indogermanen offenbar einen der wichtigsten Bestandteile des Kultus gebildet. Bei den Indern wird Djêus dann durch die Ausbildung eines vielgestaltigen Pantheons, in dem die fortgeschrittene Entwicklung ihren Ausdruck findet, ganz in den Hintergrund gedrängt; bei den Griechen und ebenso bei den Italikern behauptet er seine beherrschende Stellung, indem er, als die seßhafte Kultur sich entwickelt, mit bestimmten Kultstätten, namentlich Bergen, aber auch Bäumen, wie in Dodona, und mit den einzelnen Stämmen verschmilzt und so zugleich die Funktionen eines Lokalgottes gewinnt; bei den Germanen und ebenso bei den Slawen (Procop. goth. III 14, 23), ferner bei den Skythen hat er sich in seiner universellen Stellung behauptet, die auch bei den Griechen und Italikern trotz der lokalen Sonderentwicklung der Einzelkulte niemals aus dem Bewußtsein geschwunden ist.

557. Diese dominierende Stellung des Himmelsgottes ist für die indogermanische Religion charakteristisch; sie findet sich ebenso bei den Türken, Mongolen, Chinesen, und etwas modifiziert, indem die spezifischen Züge des Gewittergottes noch stärker hervortreten, auch bei den Kleinasiaten (§ 481), wo dann, wie bei den Griechen (und ähnlich bei den Ariern in der Gestalt des Indra), aus dem einen Gewittergott unzählige lokale Sondergottheiten hervorgegangen sind. Aber die von der aegyptischen, semitischen, sumerischen Religion abweichende Art der religiösen Vorstellungen der Indogermanen reicht noch viel weiter: so stark auch oft in der Sonderentwicklung der Einzelvölker die Stammesgötter und die lokalen Kulte hervortreten, so behalten die indogermanischen Götter doch immer einen universellen Zug. Sie sind immer Mächte, die trotz des Lokalkultus, der eine bestimmte Gruppe an sie bindet, weit über diese hinausgreifen und in der ganzen Welt wirken, die man daher unbedenklich auch in den gleichartigen Gottheiten anderer Völker wiederfindet, in scharfem Gegensatz z. B. zu der Exklusivität der semitischen Götter; daher finden die religiösen Bewegungen, welche von Indogermanen ausgehen, niemals an den Grenzen des eigenen Volkstums eine unübersteigbare Schranke, sondern setzen sich immer über diese hinweg und sind ihrer Tendenz nach durchweg universell (vgl. § 85). Damit hängt zusammen, daß die Scheidung zwischen dem toten Stoff und der in ihm wirksamen göttlichen Lebenskraft, welche uns in dem religiösen Denken der Aegypter und der Semiten entgegentritt, der indogermanischen Anschauung fremd ist (§ 51): für sie ist vielmehr jede Naturerscheinung die Manifestation einer göttlichen Kraft, so daß Gott und Welt vollkommen identisch und in ihrer Entstehung eins sind. Daher lebt der Indogermane, wie er mit der Natur empfindet, so auch mit seinen Göttern in intimen Beziehungen zusammen, während bei den altorientalischen Kulturvölkern eine gewaltige Kluft Götter und Menschen trennt. So hat denn auch Djêus die Menschen nicht aus der Materie gebildet und dann etwa durch seinen Odem belebt, wie Jahwe in der hebräischen

Mythologie, sondern gezeugt; der physische Zeugungsakt ist für ihr Denken der natürliche Prozeß, durch den lebendige Wesen und darum auch die Welt entsteht. Allerdings ist die Religion Zoroasters zu der Idee einer Schöpfung der Welt durch die Gottheit fortgeschritten; aber auch hier zeigt sich die indogermanische Art des großen Denkers darin, daß die Gehilfen, die dem Ahuramazda zur Seite stehen, nicht etwa kosmische Einzelwesen sind, sondern die großen abstrakten Mächte, welche er als die Grundkräfte betrachtet, von denen das Bestehen und Gedeihen der Welt abhängt. Diese Universalität des indogermanischen religiösen Denkens ist neben der Sprache das wichtigste Erbteil, welches die Einzelvölker aus der Urzeit mitgebracht haben, sei es, daß sie es dann eigenartig weiterbildeten, sei es, daß sie es verkümmern ließen; und diese Universalität findet in dem Glauben an den Vater Djêus ihren lebendigsten Ausdruck. Das weist darauf hin, daß kleine, engbegrenzte und scharf gegen einander gesonderte Einzelgruppen, wie sie sich später in der Gestaltung der Einzelvölker herausgebildet haben, und wie wir sie bei den Semiten und speziell den Arabern überall antreffen, in der Urzeit der Indogermanen eine entscheidende Rolle nicht gespielt haben können. Vielmehr ergibt sich auch von hier aus, daß sie in großen, weite Gebiete und zahlreiche Menschen umfassenden Horden nach Art der Skythen und Mongolen organisiert gewesen sind, für deren religiöses Denken eine unmittelbare Verbindung mit dem allumfassenden und allerzeugenden Himmelsgott das naturgemäße war.

558. Dem Vater Djêus steht die Mutter Erde zur Seite, mit der er im Regen sich vermählt, die Spenderin aller Gaben der Natur. Weit verbreitet ist die Verehrung des Feuers, das bei Griechen, Römern und Skythen speziell als Göttin des die Wohnstätten schirmenden und über dem Hausfrieden wachenden Herdfeuers erscheint, während es bei den Ariern ein männlicher Gott ist, der beim Brandopfer den Verkehr zwischen Menschen und Göttern vermittelt. Gewiß hat es auch noch andere Götter gegeben. So finden wir bei Griechen,

Indern und Germanen ein göttliches Brüderpaar, das in der Not, im Kampf, in der Krankheit seinen Günstlingen Hilfe bringt (Dioskuren u. ä., Aśvins § 580, vgl. auch Mithra und Varuna; bei den Nahanarvalen Tacitus Germ. 43). Auch ein regenspendender Gewittergott, der bei den Indern, wo er ganz verblaßt ist, Pardžanja, bei den Litauern Perkûnas heißt und sich in der nordischen Mythologie als Fjörgyn, Mutter des Thor, erhalten hat, scheint der Urzeit anzugehören. Heilige Bäume, Tiere, Steine, Quellen und Flüsse wird man auch in der indogermanischen Urzeit gekannt haben, und mancher Gott der Einzelvölker mag schon damals von einem oder einigen Stämmen verehrt worden sein; hier versagen die Mittel der Erkenntnis vollkommen. Spezifische Stammgottheiten werden wir freilich nach dem vorhin Bemerkten und nach dem, was die weitere Entwicklung der Religion bei den Einzelvölkern lehrt, kaum anzunehmen haben, wohl aber zahlreiche Dämonen, welche in den Naturerscheinungen wirken, Unglück, Viehsterben, Mißwachs, Krankheit und Tod senden und durch Zauber oder durch blutige Opfer beschwichtigt und dem Menschen dienstbar gemacht werden können. — An Djêus, den Gott des Lichthimmels, schließt sich der Kreis der übrigen „Lichtwesen“ (deivo, arisch deva, lat. deus) an, der Sonnengott (svarja, ἥλιος, sol), der Mondgott (mâs) und vielleicht noch manche andere Gottheiten des Lichts, darunter eine Göttin der Morgenröte (ar. ušas = ἠώς, aurora) — die Versuche, zahlreiche Mythen und Göttergestalten der Einzelvölker auf sie zurückzuführen, sind freilich verfehlt. Wahrscheinlich haben diese Gottheiten schon in der Urzeit wenigstens teilweise einen Kultus gehabt, während andere vielleicht nur als allgemeine, den großen Lauf der Welt regierende Mächte anerkannt wurden; bei mehreren Einzelvölkern (dagegen nicht bei den Griechen) sind sie in der religiösen Anschauung so sehr in den Vordergrund getreten, daß sie sich die übrigen Gottheiten assimiliert haben und der Name „Lichtwesen“ die allgemeine Bezeichnung aller Götter geworden ist. Im übrigen läßt sich über den Kultus der Urzeit nichts ermitteln. Tempel und Götterbilder, einen

geschlossenen Priesterstand hat es sicher nicht gegeben, wohl aber manche seltsame und blutige Zeremonien und rohen Aberglauben, sehr ähnlich den religiösen Anschauungen mongolischer und türkischer Nomaden; wenn die Gleichung zwischen indisch brahman und lateinisch flamen zutreffend ist, so hat sich darin der alte Name der Zauberer erhalten, welche die wirkungskräftigen Sprüche und Zeremonien kannten. In primitiven Verhältnissen sind die Beziehungen des Menschen zur übersinnlichen Welt immer einfach; zu einem komplizierten Gebäude entwickelt sich die Religion erst mit dem Fortschritt der Kultur. Es ist daher keineswegs ein Zufall, daß wir für die indogermanische Urzeit nur so wenige Gottheiten nachweisen können. Daß das von uns gewonnene Bild zu den Schilderungen der Alten von der Religion der Skythen (Herod. IV, 59), Germanen (Caesar, bell. gall. VI, 21), Slawen (Procop. Goth. III 14, 22 ff.) in allen Hauptzügen stimmt, ist eine wesentliche Bestätigung für seine Richtigkeit.

Die Erkenntnis der indogermanischen Sprachgemeinschaft und der Übereinstimmung einiger Götternamen rief die Erwartung hervor, auch die Religionen der einzelnen Völker würden sich im weitesten Umfang auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen lassen. Das Bekanntwerden der vedischen Hymnen und die Entdeckung, daß mehrere der in ihnen enthaltenen Mythen mit griechischen und germanischen übereinstimmen, hat daher die sogenannte „vergleichende Mythologie“ erzeugt, welche namentlich durch Ad. Kuhn, R. Roth, M. Müller, Grassmann, W. H. Roscher u. a. ausgebildet ist. Man glaubte in den oft sehr durchsichtigen Naturmythen des Veda den Schlüssel nicht nur der indogermanischen Mythologie, sondern auch des Ursprungs der indogermanischen Götter gefunden zu haben, und deutete dieselben nach stoischer und neuplatonischer Art mittels Natursymbolik oder noch einfacher als mißverstandene Poesie der Urzeit (M. Müller). Vielfach operierte man mit sehr kühnen Etymologien und Gleichungen, die bei fortgeschrittener Forschung fast sämtlich aufgegeben werden mußten; die eigenartigen religiösen Anschauungen der Arier wurden auf die indogermanische Urzeit übertragen, die Sucht nach Mythendeutung à tout prix führte zu den größten Willkürlichkeiten. Noch bedenklicher war die Ignorierung der historischen Entwicklung der einzelnen Mythen, ihrer lokalen und religiösen Elemente und ihres Zusammenhangs mit dem Gedankenkreis des Einzelvolks, aus dem heraus sie zunächst begriffen werden müssen.

In zahlreichen Fällen ist die in den Mythen gesuchte Natursymbolik nur scheinbar vorhanden oder sekundär in sie hineingetragen, wie sehr vielfach in den vedischen und ebenso in den aegyptischen Mythen: sie ist ein primitiver Deutungsversuch so gut wie die bei den Griechen seit dem fünften Jahrhundert aufkommenden Mythendeutungen. Daß manche mythische Erzählungen mit Naturvorgängen nichts zu tun haben, sondern Märchen sind, ist neuerdings vielfach betont. Vor allem wichtig aber ist der von der vergleichenden Mythologie ignorierte Zusammenhang, in dem jeder echte Mythus mit dem Kultus steht. Methodisch war daher die vor allem durch O. Müller begründete griechische Mythenforschung (neben ihm wäre namentlich Buttmann zu nennen) viel weiter vorgeschritten als die „vergleichende Mythologie" und hat sich mit Recht prinzipiell gegen diese ablehnend verhalten; sie kann jetzt trotz mancher namhafter Vertreter als großenteils überwunden gelten. Doch bleiben zahlreiche Einzelergebnisse bestehen, die jene hätte berücksichtigen müssen, und auch die jetzt herrschende, im allgemeinen berechtigte Reaktion hat sich gelegentlich vor Unterschätzung des gemeinsam indogermanischen Guts zu hüten. Der Hauptfehler aber der vergleichenden Mythologie war, daß bei ihr die Religion und ihr wichtigstes Element, der Kultus, durchaus zu kurz kam. Die Mythologie ist ein Appendix der Religion so gut wie die Theologie, nicht die Hauptsache. — Ob das Wort deivo schon in der Urzeit die allgemeine Bedeutung „Gott" gehabt hat, ist sehr zweifelhaft, da es in mehreren Sprachen, z. B. im Griechischen, fehlt, und in der zarathustrischen Religion sein Sinn in das Gegenteil verkehrt ist. Vielleicht bezeichnete es, wie die arischen Asuren, nur eine bestimmte Götterklasse, welche sich später die anderen assimiliert und subsumiert hat. — Das Wort bhaga für Gott als „Spender" von Reichtum und Segen gehört nicht der Urzeit an, sondern ist spezifisch zoroastrisch und von den Slawen (§ 566) entlehnt. [Die Annahme Torps, der phrygische Zeus Βαγαῖος, § 482 A., bedeute „Buchengott", ist mir höchst unwahrscheinlich.] — Die römische Göttin Vesta ist bei den übrigen Italikern nicht nachweisbar, aber trotzdem gewiß nicht, wie Kretschmer, Einleitung 162, annimmt, aus dem Griechischen entlehnt, sondern die Ausbildung einer in uralte Zeit zurückreichenden Vorstellung, vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer 142.

559. Von den Vorstellungen, welche die Urzeit an die Götterwelt knüpfte, von ihren Versuchen, die Vorgänge in der Natur zu begreifen, läßt sich manches noch erkennen. Durch eine himmlische Speise, die sorgfältig behütet wird, sichern sich die Götter die Unsterblichkeit, vielleicht auch

ewige Jugend (ind. amrta = ἀμβρόσια). Die Sonne wird wohl als ein Roß gedacht, das über den Himmel dahinstürmt, oder legt ihre Bahn auf einem mit Rossen bespannten Wagen zurück. In Wolken und Winden hausen gewaltige zottige Dämonen von Riesengestalt, voll wilden Trotzes und launischen Wankelmuts, aber unbeholfen und täppisch. Auch die Erzählungen vom Erblühen und Hinsterben des Frühlings und vom greisen Gotte des Winters, die wir bei manchen indogermanischen Völkern finden, mögen bis in die Urzeit hinaufreichen. Vor allem aber leben die Lichtgötter mit den bösen Dämonen, den Mächten der Finsternis und Dürre, in einem ewigen Kampf, der im Gewitter seinen Höhepunkt erreicht — eine Vorstellung, die besonders von den Ariern auf das lebendigste ausgemalt worden ist (§ 585). Oder die bösen Dämonen haben den kostbaren Schatz, die regenspendenden himmlischen Kühe, den stärkenden Meth, die goldene Wolke geraubt und in weiter Ferne geborgen, und die Lichtgötter müssen ausziehen, sie zu suchen und sie in hartem Kampf oder auch durch kühne List wiedergewinnen — ein Mythus, der in den mannigfachsten Umgestaltungen in den Sagen der Einzelvölker, in der Edda z. B. in der Erzählung von Thors Hammer, bei den Griechen in der Argonautensage wiederkehrt, und auch die Sage vom troischen Kriege beeinflußt hat. Auch andere Sagen und Märchen sind mehreren Einzelvölkern, namentlich den Griechen, Germanen und Persern, gemeinsam, oft mit engen Berührungen selbst im Detail; so die gewaltige Sage von dem Sohne, der auszieht, seinen Vater zu suchen, und nun unerkannt im Kampfe mit ihm zusammenstößt und von seiner Hand den Tod findet oder auch selbst den Vater erschlägt, oder die Sage von dem herrlichen Heldenjüngling, dem nach den ruhmreichsten Taten ein früher Tod durch Feindestücke beschieden ist. Ob wir es hier mit mythischen Legenden von den Göttern zu tun haben, die später vermenschlicht sind, oder mit rein menschlichen Schöpfungen der Volksphantasie, ob diese Erzählungen durchweg der Urzeit angehören oder ob sie sich selbständig unter dem Einfluß analoger

Vorstellungen gebildet haben, wird schwerlich immer mit Sicherheit zu entscheiden sein.

Die Ermittlung des indogermanischen Mythenbestandes wird dadurch noch besonders erschwert, daß sachliche Übereinstimmungen zwar sehr häufig, Übereinstimmungen in Namen aber sehr selten und unsicher sind. Und wo sich die Namen berühren, wie bei ind. gandharva = κένταυρος, saranjû = Ἐρινύς, trita = Τρίτων, decken sich die Bedeutungen gar nicht, so daß hier wohl lediglich zufällige Anklänge vorliegen [vgl. Pischel und Geldner, Vedische Studien I 77 ff., verbessert II 234 ff., wo Pischel nachweist, daß Gandharva bei den Indern der im Embryo hausende Genius der Zeugung und Fruchtbarkeit ist, der „Wesenskeim“ (vgl. Oldenberg, Religion des Veda 249), der daher mit dem Wasser, der Sonne, dem Mond und der Nacht in Verbindung steht. In der iranischen Sage ist Gandarewa ein riesiger Dämon im See Vourukaša, Gegner des Haoma, und wird von Keresâspa getötet]. Die Unhaltbarkeit der Gleichungen mit indischen Namen, welche man für Hermes, Apollon, Bellerophontes, Hephaistos, Ilion, Achilleus u. s. w. herangezogen, resp. zum Teil erfunden hat, ist jetzt wohl abgesehen von engen Kreisen allgemein anerkannt. — Von den sachlichen Übereinstimmungen lassen manche keine andere Deutung zu als die Ableitung aus gemeinsamer Wurzel; vielfach aber wird die Annahme analoger Entwicklung richtiger sein, zumal sich nicht selten zeigt, daß auffallende Übereinstimmungen sich erst im Laufe des geschichtlich verfolgbaren Entwicklungsprozesses herausgebildet haben.

560. Im Mythus tritt uns die Eigenart des indogermanischen Volkstums am greifbarsten entgegen. Aber auch sonst ist dieselbe, namentlich im Gegensatz zu anderen Völkergruppen, wie den Semiten, unverkennbar, so stark auch Kelten und Italiker, Slawen und Griechen, Germanen und Inder in Charakter und Denkweise sich unterscheiden. Eine gewaltige schöpferische Kraft der Phantasie, welche bei aller Kühnheit doch Maß zu halten weiß, und daneben die Gabe des Enthusiasmus können als das charakteristische Erbteil der Indogermanen gelten. Auf ihnen beruht es, daß die Empfindungs- und Denkweise der Indogermanen zwar schwerlich an Tiefe und Leidenschaftlichkeit, wohl aber an Innigkeit und Naturwahrheit der anderer Völker überlegen ist, daß, wie die indogermanischen Sprachen vielseitiger ausgebildet und gestal-

tungsfähiger sind als irgend welche andere, so auch in der Kultur, in der Fortentwicklung des geistigen Lebens der Menschen indogermanische Völker schließlich die Führung übernommen und weit ältere Kulturvölker überall zurückgedrängt haben. In diesem geschichtlichen Prozeß offenbart sich zugleich die Fähigkeit, fremdes Gut aufzunehmen und weiterzubilden, welche die Indogermanen vor anderen Völkern auszeichnet: sie haben zur Entwicklung der universellen Kultur vielleicht eben so viel durch diese Aneignung und schöpferische Assimilation fremder Anregungen, als durch unabhängige Neuschöpfungen beigetragen. Diese Freiheit und Beweglichkeit des Geistes, der sich nicht durch feste Schranken gegen das Fremde absondert, ebensowenig aber es sklavisch nachahmt, sondern es erwirbt und neu gestaltet, hängt aufs engste mit der universellen Richtung zusammen, welche die Gestaltung der indogermanischen Religion beherrscht. Daß im übrigen die Einzelvölker sehr verschiedene Wege gegangen sind und daß bei ihrer Entwicklung die großen geschichtlichen Faktoren ausschlaggebend mitgewirkt haben, ist schon hervorgehoben worden. Am stärksten hat sich, trotz aller gemeinsamen Züge, die auch sie bewahrt haben, eine charakteristische Sonderart bei den Ariern herausgebildet; ihnen gegenüber treten die spezifisch indogermanischen Züge bei den Europaeern des Nordwestens und des Südens am stärksten hervor; die Slawen stehen wie geographisch so auch in Denkweise und Empfindungen in der Mitte. Die Natürlichkeit und Unbefangenheit der Anschauung und des Empfindens, welche die Europaeer sich bewahrt haben, setzt sich bei den Ariern nur zu oft in groteske, ins Maßlose schweifende Phantasie um. Dazu kommt der Gegensatz in der Wertung der eigenen Persönlichkeit, der seit Urzeiten bis auf die Gegenwart herab zwischen Europa und Asien besteht und in den Lebensgewohnheiten und vor allem den Verkehrsformen seinen charakteristischen Ausdruck findet: so selbstherrlich und stolz der Orientale denken mag, so wenig findet er etwas Anstößiges darin, sich vor dem Gleichstehenden zu demütigen

und vor dem Höherstehenden sogar als Knecht zu geberden, während der Europaeer in derartigen Formen eine Ehrenkränkung sieht, die sein Dasein aufheben würde, wenn er sich ihr unterwürfe. Dieser Gegensatz geht über alle Unterschiede und Verwandtschaften der Völker hinweg und ist von ihnen gänzlich unabhängig; wie er entstanden ist, ist völlig unerklärbar, aber vorhanden ist er von den ältesten Zeugnissen an, die wir besitzen. Auch die arischen Stämme gehen hier mit den Orientalen, nicht mit den Europaeern. Dennoch empfinden wir aufs lebendigste, was das Volkstum bedeutet, wenn wir von der Kultur und Poesie Aegyptens oder der semitischen Völker nach Persien und Indien hinübergehen; wenngleich das Alte Testament eng mit unserer Kultur verwachsen ist, die Religion und Denkweise der Iranier und Inder dagegen von uns ganz fremden Vorstellungen beherrscht sind, stehen ihre Dichtungen doch unserem Empfinden weit näher und wirken auf unser Gefühl weit unmittelbarer, als auch die bedeutendsten Schöpfungen der israelitischen oder der arabischen Poesie. Da tritt die ursprüngliche Veranlagung und Begabug des Volksstamms, die sich durch allen Wandel der historischen Entwicklung erhalten hat, unmittelbar zu Tage; aber ihr innerstes Wesen ist, wie das jedes einzelnen Menschen, ein Geheimnis, das die geschichtliche Forschung wohl zu konstatieren, aber niemals zu ergründen und in seiner Entstehung aufzuhellen vermag.

Das Problem der Heimat und Ausbreitung der Indogermanen

561. Es bleibt als letztes und schwierigstes Problem die Frage, wo dieses Volk, dessen Eigenart wir wenigstens einigermaßen zu erkennen vermögen, gelebt hat, wo die Heimat der Indogermanen zu suchen ist. Als die sprachliche Einheit der Indogermanen zuerst entdeckt wurde, stand die Forschung noch ganz unter dem Eindruck des hohen Alters der orientalischen Kulturen und des archaischen Charakters der ältesten indischen Sprache und Literatur, und

betrachtete es daher als selbstverständlich, daß die Indogermanen von Asien aus nach Europa gekommen seien. Allmählich zeigte sich, daß es an Beweisen für diese Annahme fehle, und daß auch das Sanskrit seiner sprachlichen Gestalt nach keineswegs die älteste unter den indogermanischen Sprachen sei, sondern in vielen Fällen eine jüngere Entwicklung darstelle, während die europaeischen Sprachen nicht selten ältere Lautformen und älteres Sprachgut bewahrt haben. Dazu kamen manche Indizien, die für einen europaeischen Ursprung der Indogermanen zu sprechen schienen. So hat sich die Auffassung jetzt geradezu umgekehrt: man sucht fast allgemein die Heimat in Europa, und zwar vielfach gerade in den zentralen und nördlichen Gebieten des Kontinents, Deutschland und Skandinavien, die früher als sehr spät besetzt galten, während man die Arier als einen weit nach Osten vorgeschobenen Außenposten der Indogermanen betrachtet. Auf den verschiedensten Wegen hat man versucht, die Heimat der Indogermanen genauer zu bestimmen; aber zu einem auch nur einigermaßen gesicherten Ergebnis hat keiner geführt. So haben die Anthropologen sich bemüht, eine indogermanische Rasse nachzuweisen und das Gebiet zu ermitteln, in dem diese entstanden sein müsse. Nun dürfen wir wohl annehmen, daß wie nach den Schilderungen der Alten die Kelten und Germanen und auch die Slawen (Procop. Goth. III 14, 27), so auch schon die Indogermanen durch hohen Wuchs, helle Hautfarbe, blondes Haar und vielfach auch blaue Augen charakterisiert waren, da sich Spuren derartiger Eigenschaften auch in der Überlieferung der Griechen und der Inder finden; und auch die iranischen Alanen (die heutigen Osseten, § 568) sind nach Ammian (31, 2, 21) „fast alle groß und schön, mit nahezu gelbem Haar (crinibus mediocriter flavis) und grimmem Blick“. Auch daß die Indogermanen langschädlig (dolichokephal) waren, mag richtig sein. Aber helle Hautfarbe und blonde Haare finden sich auch bei den Libyern (§ 166) und sonst in Nordafrika; blond sind auch die Finnen (vgl. Herod. IV 108

„das große Volk der Budinen [die wahrscheinlich Finnen sind, vgl. § 566] ist durchweg sehr hellfarbig [γλαυκόν] und rothaarig"), dolichokephal auch die Basken, und ebenso z. B. die alten Kreter (§ 505); und wenn die erwähnten somatischen Eigenschaften gegenwärtig bei den Skandinaviern durchaus vorherrschen und in Norddeutschland weiter verbreitet sind als im Süden oder in den romanischen Ländern, wie kann daraus gefolgert werden, daß die Heimat der Indogermanen in jenen Gebieten angesetzt werden müsse? Die Möglichkeit, daß die Indogermanen hier erst in sehr später Zeit eingewandert sind, und daß ein Volk desselben Typus auch in ganz anderen Gegenden gelebt haben kann, bleibt durchaus bestehen, und wird auch dadurch nicht widerlegt, daß die hier gefundenen Schädel aus der Stein- und Bronzezeit größtenteils dolichokephal sind; denn wie die Menschen aussahen, denen diese Schädel angehört haben, lernen wir durch sie nicht, und selbst wenn sie den heutigen Skandinaviern glichen, folgt daraus noch nicht, daß sie bereits eine indogermanische Sprache gesprochen haben. Überdies basieren alle diese Theorien auf dem Axiom, daß jedes ursprüngliche Volk einen durchweg einheitlichen somatischen Typus gehabt habe, und daß man, wo sich in alten Funden Abweichungen z. B. in der Schädelform finden, sofort verschiedene Rassen annehmen dürfe; dieses Axiom ist aber weder bewiesen, noch überhaupt beweisbar. So vermag die somatische Anthropologie die Frage nicht zu lösen.

Eine eingehende und erschöpfende Zusammenstellung und Kritik der Ansichten über die Heimat der Indogermanen gibt O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte I 85 ff. II 459 ff., so daß eine Aufzählung der Literatur hier unnötig ist. Nicht berücksichtigt sind die zahlreichen ganz phantastischen Theorien, welche z. B. die Verhältnisse der Eiszeit heranziehen, sei es, um die Verbreitung der Indogermanen zu bestimmen, sei es, um die Entstehung des Volks daraus zu erklären. Auf derartigen Wunderlichkeiten beruht auch die vielgepriesene Theorie Ratzels über die Entstehung der „weißen oder blonden Rasse", innerhalb deren die Indogermanen sich gebildet hätten. — Die Vermutung Joh. Schmidts (in der im übrigen sehr viel Wertvolles enthaltenden Abhandlung: Die

Urheimat der Indog. und das europaeische Zahlensystem, Abh. Berl. Ak. 1890), die Indogermanen seien auf der Wanderung zeitweilig Nachbarn der Sumerer gewesen, weil sich in der Bildung der Zehner in den europaeischen Sprachen Spuren eines Sexagesimalsystems (und daneben babylonische Lehnwörter wie pilakku, § 553 A.) finden, kann jetzt wohl als allgemein abgelehnt gelten. Auch von Entlehnung kann hier nicht die Rede sein; das Sexagesimalsystem beruht vielmehr auf so natürlichen und bedeutsamen arithmetischen Grundlagen, daß es auch unter der Herrschaft des Decimalsystems immer wieder durchbricht (Schock u. a.; ferner in den französischen Zahlwörtern), so gut wie das Duodecimalsystem (Dutzend). — Ich bemerke noch, daß für die geschichtliche Betrachtung nur die Frage nach den Wohnsitzen der Indogermanen in dem letzten Stadium vor der Auflösung in Einzelvölker in Betracht kommt. Was für Schicksale sie vorher erlebt haben mögen, entzieht sich jeder Erkenntnis. Daher erfordern auch die Hypothesen über eine Urverwandtschaft des Indogermanischen mit anderen Sprachfamilien, wie dem Finnischen oder dem Semitischen, hier keine Berücksichtigung. Sollten sich auf diesem Gebiete in Zukunft noch einmal gesicherte Resultate ergeben, so würde sich allerdings eine Perspektive in eine weit ältere Vergangenheit eröffnen, die jedoch eine für uns noch greifbare Realität auch alsdann schwerlich erlangen wird.

562. Nicht anders steht es mit den archäologischen Beweismitteln. Aus der Kontinuität der in den prähistorischen Funden vorliegenden kulturellen Entwicklung in einem bestimmten Gebiet wird gefolgert, daß dessen Bevölkerung seit Urzeiten nicht gewechselt haben könne, und dann weiter versucht, mit Hilfe der Verzweigung dieser Kultur die Ausbreitung sei es der gesamten Indogermanen, sei es einer bestimmten Gruppe zu ermitteln. Über die Unzulässigkeit dieser Argumentation haben wir schon wiederholt geredet (§§ 534. 545). Es wird dabei übersehen, daß die Fundobjekte nichts für ein bestimmtes Volkstum Charakteristisches aufweisen — wie das die „prähistorischen" Denkmäler Aegyptens mit ihren Malereien und den Vorstufen der Hieroglyphenschrift allerdings enthalten, so daß hier der Schluß auf Kontinuität der Bevölkerung berechtigt ist (§ 169) —, während umgekehrt die ununterbrochene Wirkung fremder Einflüsse, vor allem aus den Kulturgebieten des Südostens, deutlich vor Augen liegt. Was wir zu erkennen vermögen, sind nicht ethnographische

Verhältnisse, sondern die Entwicklung von Kulturkreisen, die die verschiedenartigsten Völker umfaßt haben können. Mit denselben Argumenten, aus denen für Norddeutschland und Skandinavien eine ununterbrochene Besiedlung durch Indogermanen womöglich bis zur Zeit der Kjökkenmöddinger hinauf erschlossen wird, ließe sich diese Kontinuität so ziemlich für jedes von Indogermanen bewohnte Gebiet erweisen, z. B. für die Alpenländer oder für Italien. Läßt sich doch in Italien aus den Funden nicht einmal erkennen, ob sie etruskisch, umbrisch-sabellisch oder latinisch sind; erst als mit der Schrift ein ganz andersartiges Moment hinzutritt, wird eine sichere Grundlage gewonnen. Das einzige, was sich ohne weiteres als etwas Fremdes aussondert, sind die griechischen Erzeugnisse; aber der griechische Import und der griechische Einfluß beschränken sich keineswegs auf das von Griechen besetzte Gebiet, sondern erstrecken sich über die ganze Halbinsel, so daß wir auch hier ohne die Überlieferung und die inschriftlichen Zeugnisse gänzlich in die Irre gehen würden. Und wie schwierig ist es, innerhalb einer so hoch und eigenartig entwickelten Kultur wie der kretisch-mykenischen die Völker zu scheiden und Indizien für sie zu finden, obwohl wir wissen, daß ganz verschiedene Volksstämme in ihr vertreten sind. Daß es ganz unmöglich sein würde, von den Volksverhältnissen Sinears und seiner Nachbarländer ein Bild zu gewinnen, wenn die Entzifferung der Keilschrift und der zahlreichen in ihr geschriebenen Sprachen nicht gelungen wäre, ist früher schon hervorgehoben worden. Was die zum Teil sehr scharfsinnigen archäologischen Rekonstruktionen der indogermanischen Geschichte erreichen können, sind im besten Falle Möglichkeiten; die Gewißheit, die allein sie historisch verwendbar machen würde, können sie aus eigenen Mitteln niemals gewinnen. Nur in dem Falle, daß unabhängige Beweise zeigen, daß die Indogermanen oder ein bestimmtes indogermanisches Volk zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Gebiet gewohnt haben müssen, würde sich, wenn sich Fundobjekte aus der-

selben Gegend nachweisen lassen, die eben dieser Zeit angehören, aus ihnen der Umfang dieses Gebiets und die weitere Verzweigung und Geschichte dieses Volks ermitteln lassen. Derartige Beweise fehlen aber noch durchaus; von dem einzigen Moment, welches vielleicht einen Anhalt gewährt, der Leichenverbrennung, wird später noch die Rede sein (§ 570).

Die Kontinuität der germanischen Bevölkerung im Norden wird von den skandinavischen Forschern allgemein postuliert, wenn auch Montelius und S. Müller eine Einwanderung in ältester Zeit annehmen. Den Ursitz der Indogermanen hat in die „westbaltischen“ Gebiete unter anderen M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgesch. Forschung, 1902 (2. Aufl. 1905), verlegt, auf Grund gänzlich unzulänglicher Argumentationen. Mit umfassender Verwertung des archäologischen Materials hat Kossinna die Heimat der Indogermanen in Norddeutschland und Skandinavien und ihre weiteren Verzweigungen und Wanderungen zu erweisen gesucht (Die indog. Frage, archäologisch beantwortet, Z. f. Ethnologie 1902; wesentlich modifiziert und erweitert in einem noch nicht publizierten Vortrage in der anthropol. Gesellschaft, Juli 1908); weshalb ich seinen Beweisen skeptisch gegenüberstehe und in seinen Ergebnissen auch im besten Falle nur Möglichkeiten, nicht Tatsachen sehen kann, ist im Texte gesagt.

563. Auch die dem indogermanischen Wortschatz entnommenen Argumente, mit deren Hilfe die Sprachforscher die Frage zu lösen versucht haben, haben zu einem sicheren Ergebnis nicht geführt. Die Schwierigkeiten bestehen vor allem darin, daß die Einzelvölker, wenn sie in Wohnsitze von anderer Beschaffenheit kamen, mit den Gegenständen, die hier fehlten, auch das Wort dafür verloren haben, und daß sie vielfach alte Wörter durch Neubildungen oder auch Entlehnungen ersetzten. Daher ist uns der Wortschatz der Ursprache nur sehr unvollständig bekannt, und auch da, wo das Wort erhalten ist, steht seine ursprüngliche Bedeutung nicht immer fest. So hat man daraus, daß das Wort, welches im Deutschen „Buche“ lautet, auch im Lateinischen, Griechischen und auf arischem Gebiet wenigstens im Kurdischen erhalten ist (bei den Slawen ist es aus dem Deutschen entlehnt), gefolgert, der Ursitz der Indogermanen müsse in

dem ursprünglichen Verbreitungsgebiet der Buche in Mitteleuropa gelegen haben, wodurch Rußland und Dänemark (wohin die Buche erst in der Bronzezeit gedrungen ist) ausgeschlossen wären. Aber griechisch φηγός bezeichnet eine Eichenart, kurdisch bûz die Ulme, so daß es ganz unsicher ist, welchen Baum die Urindogermanen — vorausgesetzt, daß sie das Wort besaßen — durch bhâgos bezeichnet haben. Ebenso fehlt das in den übrigen Sprachen erhaltene Wort mori „Meer" den Ariern und Griechen, das Wort Salz den Ariern; aber der Schluß, daß das Urvolk das Meer und nun gar das Salz nicht gekannt habe, wàr offenbar übereilt, sondern die Arier und Griechen werden diese Wörter durch neue ersetzt haben. Nicht mehr beweist die Tatsache, daß ein indogermanisches Wort für „Löwe" nicht bekannt ist, und daß der Name dieses Raubtiers in den europaeischen Sprachen aus dem Griechischen und hier vielleicht aus einer fremden Sprache (dem Semitischen?) entlehnt ist. Daß die Indogermanen drei Jahreszeiten kannten, Frühling, Sommer und Winter, daß die Ursprache Worte für Schnee und Eis besaß, beweist nur, daß sie in Gebieten gewohnt haben, wo es Winter und Frost gab, woran ohnehin niemand zweifelt. Daß der Herbst überall erst später als besondere Jahreszeit hervortritt, beruht auf der kulturgeschichtlichen Entwicklung, in der Wein- und Obstbau als bedeutsame selbständige Wirtschaftszweige sehr jung sind — wenn natürlich Wein und Obst auch früher schon eingesammelt wurden (§ 532) —; auch für unser Gefühl noch steht der Herbst den anderen Jahreszeiten durchaus nicht gleich, und unser Kalender weist ihm gar eine Zeit zu, von der das natürliche Empfinden nur etwa ein Drittel zum Herbst rechnet. Nicht mehr beweist die Tatsache, daß das Hauptgetreide die Gerste gewesen ist, daneben Weizen und Hirse, und daß die Indogermanen das Pferd kannten: sein Verbreitungsgebiet reicht von Frankreich bis nach Zentralasien. Den europaeischen Völkern sind zahlreiche Baumnamen gemeinsam; die Arier kennen von ihnen natürlich nur wenige, darunter die Birke. Höchstens daß die

Indogermanen nicht aus einer baumlosen Steppe oder Wüste, sondern eher aus einer Waldregion stammten, darf man annehmen; aber dadurch ist nicht einmal das Steppenland östlich vom Ural ausgeschlossen, da es auch hier noch Wälder und z. B. Birken gibt. Überdies ist nie zu vergessen, daß auch in der Einheitszeit schon die Lebensverhältnisse der indogermanischen Stämme keineswegs durchweg gleichartig gewesen sind, daß es vielmehr neben fortgeschrittenen, bereits zu einer primitiven Seßhaftigkeit gelangten auch nomadisierende, wesentlich oder ausschließlich von Viehzucht und Jagd lebende Stämme gegeben haben wird (§ 555), daß also auch die Wohnsitze sowohl kulturfähige und bewaldete Gebiete wie Steppen und Wüsten umfaßt haben können.

564. Wenn wir das Gebiet überschauen, welches etwa zu Beginn des ersten Jahrtausends von indogermanischen Völkern bewohnt war, so treten uns manche Anzeichen entgegen, welche auf ihre Wanderzüge Licht werfen. Eine Gruppe für sich bilden die arischen Stämme in Indien und Iran, die sich von hier aus durch die aralo-kaspische Steppe weit nach Osteuropa hinein vorschieben (§ 568). Daß diese Gebiete nicht die Heimat der Indogermanen gewesen sind, ist zweifellos, so fraglich es zunächst auch noch bleibt, ob die Arier von Norden und Nordosten oder von Europa aus nach Iran und Indien gelangt sind. Daß die griechischen Stämme etwa von der Mitte des dritten Jahrtausends an in ihre späteren Wohnsitze eingedrungen sind, haben wir schon gesehen, ebenso, daß auf der Balkanhalbinsel die Schiebung und zeitliche Folge der Schichten noch deutlich erkennbar ist: auf die älteren griechischen Stämme folgen die nordwestlichen Griechen, hinter diesen sitzen die Illyrier (nebst den Epiroten) und die Thraker. Es ist sehr wohl möglich, daß das Vordringen der Nordwestgriechen, die dorische Wanderung, durch eine große Bewegung in ihrem Rücken hervorgerufen ist, wie sie denn zeitlich ungefähr mit der Ausbreitung thrakischer Indogermanen nach Kleinasien zusammenfällt (§ 473). Somit müssen wir ein mehrfach sich wiederholendes

Eindringen indogermanischer Völkerschaften in die Balkanhalbinsel annehmen. Dem entspricht es, daß die Griechen und vielleicht auch die Illyrier (§ 550 A.) zu den Centumvölkern, die Thraker zu den Satemvölkern gehören. Die Einwanderung kann nur vom Donaugebiet ausgegangen sein, sei es, daß sie von der Ebene der unteren Donau aus über den Balkan, sei es, daß sie, wie später die Kelten, von Ungarn und der Drau und Sau aus nach Bosnien vordrangen. Auch ist es sehr möglich, daß beide Wege eingeschlagen sind und die verschiedenen Völker, nachdem sie schon lange Zeit von einander getrennt waren, sich aufs neue in benachbarten Gebieten zusammenfanden. So mögen die Griechen über die untere Donau, die Illyrier von Nordwesten her eingerückt sein, oder auch die Griechen vor den Illyriern denselben Weg eingeschlagen haben, der sie dann nach Epirus und Thessalien führte. Dann sind, beträchtlich später, und einem ganz anderen Zweige der Indogermanen angehörend, die Thraker über die untere Donau gefolgt.

565. Wie die Thraker nach Kleinasien, so sind die Illyrier nach Italien hinübergegangen, teils zu Lande bis an die Etsch (die Veneter), teils über See nach Apulien. Es spricht alles dafür, daß auch die übrigen Indogermanen Italiens, die Latiner und die umbrisch-oskischen Stämme, die zusammen eine einheitliche, von der Wissenschaft als Italiker bezeichnete Gruppe bilden, auf demselben Wege, über See, in die Halbinsel gekommen sind. Denn wären sie aus der ungarischen Tiefebene oder von Oberdeutschland aus zu Lande, über die Alpen, nach Italien gezogen, so wären sie zunächst in die Poebene gelangt. Hier aber findet sich, abgesehen von den Venetern, die nicht über die Etsch hinaus vorgedrungen sind, und von den Umbrern, die sich offenbar von Süden her im Mündungsgebiet des Po ausgebreitet haben, vor der Kelteninvasion keine Spur von Indogermanen. Vielmehr war das Poland offenbar noch, als etwa im sechsten Jahrhundert die Etrusker es besetzten, sehr dünn bevölkert; die zahlreichen Überreste von Pfahldörfern (Terramare) zeigen eine wenig entwickelte Bronzekultur. In der ganzen älteren Zeit

Italiens bis auf die Kelten spielt das Poland weder kulturell noch politisch irgend eine Rolle; eine kräftige, leistungsfähige Bevölkerung haben hier erst die Römer geschaffen. Daß nun indogermanische Stämme ins Poland eingedrungen sein und dann es freiwillig geräumt haben sollten, ohne auch nur einen Bruchteil ihrer Bevölkerung hier zurückzulassen, um statt der fruchtbaren Ebene die südlichen, zunächst wenig verlockenden Bergländer zu besiedeln, ist so unwahrscheinlich wie möglich; ein Volk aber, das sie mit Gewalt verdrängt haben könnte, ist nicht vorhanden. Somit ist es weitaus das wahrscheinlichste, daß indogermanische Italiker das Poland vor der Römerzeit überhaupt nicht betreten haben; die Bewohner in der Terramarezeit werden Ligurer gewesen sein, falls wir nicht noch ein anderes, später völlig verschollenes Volkstum hier annehmen wollen. Dann bleibt aber nur die Annahme, daß die Vorfahren der Latiner und Ausoner, der Umbrer und Sabeller und ihrer Verwandten über das Adriatische Meer, von Illyrien aus und vermutlich von den Illyriern gedrängt, nach Italien gekommen sind. Dieser Annahme steht nichts im Wege; denn über See gefahren sind die Menschen schon in der ältesten überhaupt erkennbaren Zeit, wie die Besiedlung der Inseln beweist. Der Übergang von Illyrien nach Italien ist nicht schwieriger als von Kleinasien nach Cypern, Kreta, Griechenland und umgekehrt oder der der Kelten von Frankreich nach England und Irland, von der Besiedlung Corsikas und Sardiniens wahrscheinlich durch iberische Stämme oder der der Antillen durch die Indianer, der Südsee durch die Malaien ganz zu schweigen. Die Gliederung der Wohnsitze der italischen Stämme spricht durchaus für diese Annahme; denn sie zeigt eine Schichtung von Ost nach West, nicht von Norden nach Süden.

Die zuerst von W. Helbig, Die Italiker in der Poebene, 1879, aufgestellte Hypothese, die Bewohner der Terramare seien die damals noch ein einheitliches Volk bildenden Italiker gewesen, scheint mir ganz unhaltbar, sowohl in dieser Gestalt wie z. B. in der Modifikation durch F. v. Duhn (Geschichtliches aus vorgeschichtlicher Zeit, Neue Heidelb. Jahrb. IV, 1894, 143 ff.), nach der sie mit den Latinern, aber nicht mit den

angeblich früher eingewanderten indogermanischen Stämmen des Ostens und Südens der Halbinsel zusammenhängen sollen; den Schluß aus einzelnen Übereinstimmungen in Sitten und primitiven Einrichtungen, in der Bestattungsart u. ä. auf ethnographische Zusammenhänge kann ich nicht für zulässig halten. Daß die Ligurer in den Bergen in sehr primitiven Verhältnissen lebten, kann die Annahme nicht widerlegen, daß sie in der Poebene weiter fortgeschritten waren. Die Etrusker kommen hier nicht in Betracht, da ernstlich nicht bestritten werden kann, daß sie erst spät von Süden her in die Poebene und ins Alpenland eingedrungen sind; in den Bergen haben sich, wie die Alten angeben, nach dem Kelteneinfall ihre Reste als Rhaeter behauptet. Die Umbrer sitzen nach Herodot I 94 und IV 49 im Bereich der Pomündung; aber von einer älteren umbrischen Bevölkerung im Inneren der Poebene findet sich keine Spur. Die Annahme, daß hier vor den Etruskern ein später verschwundenes Volk gesessen habe [dessen Reste man etwa in den Euganeern suchen könnte], läßt sich natürlich nicht widerlegen.

566. Wie diese Völker zweifellos von weither erobernd in ihre geschichtlichen Wohnsitze gelangt sind, so auch die Kelten. Ihre Ausbreitung über den Westen Europas scheint erst etwa ins sechste Jahrhundert zu fallen. Damals lernen die Griechen sie auf der iberischen Halbinsel im äußersten Westen, an der Mündung des Guadiana, kennen; und um dieselbe Zeit scheinen sie die Ligurer von den Küsten des Kanals verdrängt zu haben (§ 528), und sind dann von hier nach den britischen Inseln hinübergegangen. Erst viel später, zu Anfang des vierten Jahrhunderts, dringen sie das Rhonetal hinab gegen die Ligurer ans Mittelmeer vor; und gleichzeitig, im Jahre 388, fallen sie ins Poland ein. Auch das Land nördlich der Alpen an der Donau und östlich an der Drau und Sau haben sie besetzt; von hier aus sind sie 280 in die Balkanhalbinsel und weiter in Kleinasien eingebrochen. Vor diesen Wanderungen werden wir die Sitze der Kelten vermutlich zu beiden Seiten des Rheins zu suchen haben. — Den Kelten folgen dann bekanntlich die Germanen im Vordringen nach Westen und Süden; auch nach Osten, ans Schwarze Meer, sind germanische Stämme seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. wiederholt gelangt, zuerst die Bastarnen, dann die Gothen. Hinter ihnen erscheinen die Slawen, die

(nebst den Lithauern und Letten) am spätesten von allen Indogermanen in der Geschichte auftreten. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie identisch sind mit dem Volksstamm der Neuren, die nach Herodot nördlich von den Skythen oberhalb der Quellen des Hypanis (Bug) vom Borysthenes (Dniepr) bis zum Tyras (Dniestr) saßen, also etwa in Wolhynien; er scheidet sie von den Skythen wie von den östlichen, wahrscheinlich dem finnischen Stamm angehörigen Völkern (Androphagen, Melanchlaenen, Budinen), wenn auch ihre Sitten den skythischen glichen. Sicher ist jedenfalls, daß die Slawen lange Zeit in der Nachbarschaft der iranischen Skythen gesessen haben müssen; nur so erklärt sich das Eindringen spezifisch iranischer Wörter, wie bogŭ „Gott" = iranisch baga, ins Slawische. In dem Gebiet östlich von der mittleren Weichsel sitzen die Slawen noch zur Römerzeit, im Norden begrenzt von den ihnen eng verwandten Stämmen der Aisten oder Aestier (Lithauer und Letten); erst im fünften Jahrhundert n. Chr. beginnen sie sich nach Westen, Süden und Osten auszubreiten.

Über die Neuren Herod. IV 17. 51. 100. 105; seine Erzählung, daß sie eine Generation vor Darius' Skythenzug von einer Invasion von Schlangen bedrängt ihr Land geräumt hätten und zu den Budinen östlich vom Don (wahrscheinlich den permischen Finnen, § 561) gewandert seien, hat historisch keine Bedeutung, wie man oft geglaubt hat; denn zu Darius' Zeit und in Herodots Schilderung wohnen sie wieder in ihren alten Sitzen. Außerdem berichtet Herodot, daß nach skythischen Angaben jeder Neure sich in jedem Jahr ein paar Tage in einen Wolf verwandle, was vielleicht aus einem einheimischen Kultbrauch entstanden ist. Die sonstigen Erwähnungen der Neuren von Ephoros an (bei Scymnus 843; ferner Mela II 1. Plin. IV 88. Dion. perieg. 310 mit den Scholien, und daraus Steph. Byz. Ammian XXII 8, 10. XXXI 2, 14) gehen sämtlich auf Herodot zurück. — Darauf, daß das slawische bogŭ ein iranisches (und zwar ein von der Religion Zoroasters geschaffenes) Lehnwort ist, hat W. Schulze mich aufmerksam gemacht; ebenso ist slawisch svetŭ, lithauisch szventas „heilig" = pers. spenta zu erklären.

567. Somit zerfällt das von indogermanischen Stämmen besetzte Gebiet etwa um 1000 v. Chr. in drei zusammenhanglose, durch weite Zwischenräume getrennte Gruppen: das

Gebiet der arischen Stämme in Asien; die Balkanhalbinsel nebst Mittel- und Unteritalien und den Mysern und Phrygern in Kleinasien — auch nach Norden mögen sich die Thraker damals schon weit über die Donau ausgedehnt haben —; und die von Germanen, Kelten und Lettoslawen besetzten Gebiete, d. i. zum mindesten der Hauptteil Deutschlands und Skandinaviens, vielleicht auch bereits der Osten Frankreichs und die polnischen Lande. Eine Verbindung dieser getrennten Gebiete ist in den folgenden Jahrhunderten hergestellt worden einmal durch die Ausbreitung iranischer Stämme nach Südrußland und weiter nach Westen, sodann durch das Vordringen der Phryger nach Armenien, endlich durch die keltischen Wanderungen. Seitdem erscheint das von Indogermanen besetzte Gebiet äußerlich als eine vom Atlantischen Ozean bis nach Indien reichende Einheit; doch war den einzelnen Völkern längst jede Erinnerung an ihre ursprüngliche Verwandtschaft geschwunden und sie alle standen sich durchaus als fremdartige und feindliche Nationen gegenüber, so daß die neugeschaffene Berührung historisch bis auf das neunzehnte Jahrhundert ohne jede Bedeutung geblieben ist. — Von den drei ursprünglichen Gebietsgruppen sind sowohl Iran und Indien, wie die Balkanhalbinsel und Italien erst durch Einwanderung erworbener Besitz, der für die Urheimat der Indogermanen nicht in Betracht kommt. Dagegen liegt die Möglichkeit vor, das Gebiet der Kelten, Germanen und Lettoslawen oder, mit anderen Worten, Norddeutschland und dessen Nachbargebiete als die Heimat der Indogermanen und den Ausgangspunkt ihrer Wanderungen zu betrachten. Alsdann wären sie hier in eine östliche Gruppe, die Satemvölker (zu denen die Lettoslawen gehören), und eine westliche, die Centumvölker, zerfallen, und von beiden wären Wanderungen nach Süden ausgegangen, von den Centumvölkern (abgesehen von den Kelten) etwa auf der großen Völkerstraße durch Schlesien und Mähren nach der mittleren Donau und von hier weiter nach Illyrien, Griechenland, Italien, von den Satemvölkern um die Karpathen herum teils nach Asien,

teils nach der unteren Donau und Thrakien. Das würde also den gegenwärtig bei Anthropologen und Prähistorikern weit verbreiteten Annahmen entsprechen. Aber wenn man sich darauf beruft, daß dieser Hypothese direkte geschichtliche Zeugnisse nicht gegenüberstehen, so ist nicht zu vergessen, daß das nur darauf beruht, daß wir, anders als bei den südlichen und östlichen Ländern, solche Zeugnisse aus älterer Zeit hier überhaupt nicht besitzen, weil diese Gebiete eben erst sehr spät in die Geschichte eingetreten sind; bei gleicher Lage der Überlieferung würde man die Heimat der Indogermanen ebensogut z. B. nach Griechenland oder Kleinasien setzen können. Die andere Möglichkeit, daß auch die Kelten, Germanen und Lettoslawen in ihre geschichtlichen Sitze von fern her eingewandert sind, steht dieser Hypothese vollkommen gleichwichtig gegenüber. Und in der Tat sprechen schwerwiegende Bedenken gegen sie und zu Gunsten einer Einwanderung von Osten her.

568. Neben den Annahmen, daß die Heimat der Indogermanen in Asien oder in Deutschland zu suchen sei, hat auch eine vermittelnde Hypothese manche Vertreter gefunden, welche sie nach Südrußland und in das Steppenland nördlich vom Schwarzen und Kaspischen Meer setzt. Auch ich bin früher für diese Annahme eingetreten, vor allem, weil hier die natürlichen Lebensbedingungen für nomadische Stämme vorhanden sind und es wahrscheinlich sei, daß die seßhaften indogermanischen Völker durch das Eindringen von Nomaden ins Kulturland entstanden seien, wie bei den Semiten und den Türken; die nomadisierenden iranischen Stämme, welche wir in geschichtlicher Zeit in diesen Gebieten finden, seien Reste der alten Bevölkerung, welche in den alten Wohnsitzen zurückgeblieben seien. Aber diese Behauptung ist falsch: es steht vielmehr völlig fest, daß diese Stämme erst in geschichtlicher Zeit von Osten her in ihre späteren Wohnsitze gelangt sind. Etwa zu Ende des achten Jahrhunderts sind die Skoloten (Skythen) über den Don gegangen, haben die Kimmerier aus Südrußland verdrängt und das Land bis zur

Donau in Besitz genommen. Ihnen folgen die Sarmaten, die zu Herodots Zeit noch östlich vom Don sitzen, später sich bis nach Ungarn hin vorgeschoben haben, wo die Jazygen aus ihnen hervorgegangen sind. Diese Stämme oder wenigstens das in ihnen herrschende Element sind nach Ausweis ihrer Eigennamen und zahlreicher sonstiger Wörter, die uns erhalten sind, Iranier gewesen, wenn auch die Schilderung, welche Herodot und Hippokrates von ihren Sitten und ihrer körperlichen Erscheinung geben, auf eine starke Mischung mit einer älteren (mongolisch-finnischen?) Bevölkerung hinweist, der sie vielleicht auch manche aus dem Iranischen nicht erklärbare Wörter entlehnt haben. Noch weiter im Westen kannte Herodot als ein fernes Volk Zentraleuropas nördlich von der Donau (etwa in Mähren und Böhmen) die Sigynnen, die medische Kleidung tragen und von den Medern abzustammen behaupten; Strabo dagegen kennt sie in Medien am Kaspischen Meer. Auch hier handelt es sich offenbar um einen iranischen Wanderstamm, der weit nach Westen verschlagen ist. Später finden wir nördlich vom Kaukasus den iranischen Stamm der Alanen, von dem sich ein Rest im Kaukasus in dem Volk der Osseten erhalten hat, das sich selbst Ir, d. i. Arier, und sein Land Iron, d. i. Ariana, nennt; ein anderer Teil ist bekanntlich durch die Völkerwanderung mit germanischen Stämmen zusammen nach Portugal und Nordafrika verschlagen worden. Sie erscheinen in ihren späteren Wohnsitzen zuerst zu Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. unter dem Namen Aorser; vorher haben sie östlich vom Kaspischen Meer in Chwaresm gesessen. So finden wir bei den iranischen Wanderstämmen durchweg ein Vorschieben von Ost nach West, aber niemals eine Wanderung in entgegengesetzter Richtung. Die Heimat aller iranischen Nomaden ist der Nordosten Irans und die turanische Steppe; falls die Arier von Europa gekommen sind, müßten diese Stämme in Gebiete eingerückt sein, die ihre Vorfahren schon einmal in umgekehrter Richtung durchzogen, aber damals geräumt haben würden. Das ist nicht gerade

sehr wahrscheinlich und spricht nicht zu Gunsten einer europaeischen Heimat der Arier und damit der Indogermanen. Auch sonst weisen die Indizien für die Herkunft der Arier nicht gerade auf Europa (vgl. § 575 f.). Entscheidend freilich sind auch diese Argumente nicht. Denn ein Naturgesetz ist es keineswegs, daß nun alle indogermanischen Wanderungen von Osten nach Westen gegangen sein müßten; im Gegenteil, nicht nur die Kelten und die phrygisch-armenischen Stämme sind weit nach Osten gezogen, sondern auch germanische und slawische Völkerschaften.

Die iranische Nationalität der Skythen und Sarmaten und ihrer Verwandten ist von Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme, und von Müllenhoff (Ber. Berl. Ak. 1866; jetzt Deutsche Altertumskunde III) erwiesen worden; vgl auch Marquart, Über einige skythisch-iranische Völkernamen, Unters. zur Gesch. von Eran II (Philologus, Suppl. X) 77 ff. Beimischung fremder Volkselemente ist dadurch natürlich nicht ausgeschlossen. — Über die Sigynnen Herod. V 8. Strabo XI 11, 8 (vgl. m. Bemerkungen Z. vgl. Sprachf. 42, 26 f.). — Die Identität der Alanen = Osseten mit den Aorsern haben Hirth, China and the Roman Orient 139 und Gutschmid, Geschichte Irans 68 f. erkannt; ihre Herkunft aus Chwaresm hat Andreas in einem ungedruckten Vortrag auf dem Kopenhagener Orientalistenkongreß durch sprachliche und sachliche Argumente erwiesen; vgl. auch Marquart, Erânšahr (Abh. Gött. Ges. 1901) S. 156. Östlich vom Kaspischen Meer kennen sie nicht nur die chinesischen Nachrichten (unter dem Namen An-tsai), sondern auch Ptolem. VI 14, 10 (vgl. Ἀλανορσοί ib. 9), vgl. Strabo XI 5, 8; und nach Ammian 31, 2, 12 = 23, 5, 16 sind die Alanen mit den Massageten der Alten identisch, vgl. § 578 u. A.

569. Diese Argumente sind ganz neuerdings durch eine Epoche machende Entdeckung wesentlich verstärkt worden. Späte und wenig zuverlässige chinesische Nachrichten berichteten von einem zentralasiatischen Stamm der Wusun, der in ihren Annalen seit 176 v. Chr. mehrfach erwähnt wird, sie „seien von allen Barbaren der westlichen Gebiete ihrer Gestalt nach völlig verschieden, und zu ihrer Rasse gehörten die heutigen Hu (d. i. die Bewohner von Turkestan, Iranier, Inder) mit grünlichen (oder blaßblauen) Augen, roten Bärten und affenartiger Erscheinung“. Man hat diese Nach-

richt, auf die seiner Zeit KLAPROTH weitgreifende ethnographische Hypothesen gebaut hat, meist als wertlos verworfen; aber gegenwärtig ist sie durch neue Funde in ein ganz anderes und überraschendes Licht gerückt worden. In naher Beziehung zu den Wusun stehen die Yue-tschi und die Tochârer, die um 160 v. Chr. durch das Sakenland in Sogdiana eindrangen und sich von hier aus, in Verbindung mit anderen Stämmen, erobernd nach Süden ausbreiteten; sie werden gewöhnlich unter dem Namen der Indoskythen zusammengefaßt. Ein Bruchteil der Yue-tschi und Tocharer ist in Ostturkestan am Südabhang des Tianschan zurückgeblieben; und hier hat die Erforschung der Ruinenstädte aus der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. neben Überresten zahlreicher anderer Sprachen und Literaturen auch buddhistische Texte in tocharischer Sprache zu Tage gefördert. Diese Sprache ist nun indogermanisch. Sie hat zwar vielfache Beimischung fremder Elemente erfahren, sowohl im Wortschatz wie in der Flexion; aber der indogermanische Grundcharakter ist ganz unverkennbar, sämtliche Zahlwörter, die Pronomina, zahlreiche Nomina und nicht wenige Flexionsendungen sind rein indogermanisch. Wenn es schon eine große Überraschung ist, hier weit im Osten Indogermanen anzutreffen, so wird diese noch weiter dadurch gesteigert, daß die tocharische Sprache nicht arisch ist, wie man vielleicht hätte erwarten können, sondern nach Lautform und Wortschatz zu den europaeischen Sprachen und zwar zu der westlichen Gruppe derselben, den Centumsprachen, gehört. Das wirft alle bisherigen Vorstellungen über die Verbreitung der Indogermanen über den Haufen. Allerdings ist die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein Volksstamm aus Zentraleuropa, etwa von der Nordsee oder Ostsee her, nach Zentralasien gezogen und über den Tianschan oder etwa durch die Dsungarische Pforte in das Tarymbecken Ostturkestans eingedrungen wäre; aber große Wahrscheinlichkeit hat diese Annahme nicht. Vielmehr hat die älteste Hypothese, welche die Indogermanen aus Asien kommen läßt, durch diese Ent-

deckung von neuem bedeutend an Gewicht gewonnen; ja wir müssen jetzt mit der Möglichkeit rechnen, daß die Heimat der Indogermanen, sowohl der Centum- wie der Satemgruppe, noch weiter östlich zu suchen ist, als man ehemals annahm, daß auch sie, wie später die Hunnen, Türken und Mongolen, aus dem großen zentralasiatischen Hochland gekommen sind. Dazu würde z. B. die Übereinstimmung der arischen Bestattungsgebräuche mit den mongolischen (§ 554) aufs beste stimmen. Alsdann wären die Centumvölker und ein Teil der Satemvölker von hier aus durch die aralokaspische Steppe nach Westen gewandert, vermutlich in verschiedenen Zügen und zu verschiedenen Zeiten — von ihrer Schichtung legt die Besiedlung der Balkanhalbinsel Zeugnis ab —; eine Gruppe der Satemvölker, die Arier, hätte sich dagegen nach Südwesten gewandt, nach Iran und Indien, während die diesen angehörenden Nomaden, die Skythen und ihre Verwandten, sich in der aralo-kaspischen Steppe in derselben Richtung ausbreiteten, in der ihre Brüder in weit früherer Zeit gezogen waren. Zurückgeblieben wäre ein Bruchteil der Centumstämme, von dem sich in den Tocharern ein Rest erhalten hätte. Wir sind noch weit davon entfernt, diese Hypothese als irgendwie gesichert hinstellen zu können; aber wir dürfen hoffen, daß weitere Entdeckungen und vor allem die volle Erschließung des Tocharischen, die zur Zeit noch in den ersten Anfängen steht, in der Tat eine feste Grundlage geben werden.

Die chinesischen Nachrichten über die Wusun und die übrigen zentralasiatischen Stämme habe ich nach O. Franke, Beiträge aus chines. Quellen zur Kenntnis der Turkvölker und Skythen Zentralasiens, Abh. Berl. Ak. 1904, S. 17 ff. (vgl. S. 24 f.) gegeben; zu einem irgendwie selbständigen Urteil fehlen mir alle Vorkenntnisse. — Der Name der tocharischen Sprache ist von F. W. K. Müller, Ber. Berl. Ak. 1907, 958 ff. nachgewiesen; die ersten Mitteilungen über die Sprache geben Sieg und Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen, Ber. Berl. Ak. 1908, 915 ff. (mit einem Nachwort von Pischel). Ich bemerke, daß auch die Bildung der Zehner europaeisch, nicht arisch ist: 30 tarjâk, 40 śtwarâk, 50 pñâk, 60 saksak, aber 70 śaptuk, 80 oktuk,

90 nmuk (wie lat. sexaginta cet., aber septuaginta, octoginta). 100 heißt kandh (spr. kant), 1000 wälts = χίλιοι. — Welche weiteren, ganz neuen Resultate sich von hier aus noch ergeben können, lehrt folgende Tatsache. Unter den ganz unindogermanischen Kasusformen des Tocharischen erscheint auch ein Kasus auf -aššäl, nach Sieg und Siegling S. 922 ein Comitativus. Dasselbe Suffix erscheint in der Aufzählung der arischen Götternamen von Mitani in der § 455 A. erwähnten chetitischen Urkunde aus Boghazkiöi (Winckler, Mitt. der D. Orientges. 35 S. 51), wo das erste Götterpaar mi-it-ra-aš-ši-il u-ru-w-na-aš-ši-el (var. a-ru-na-aš-ši-el) lautet. Auch hier ist -aššil deutlich ein „comitatives" Suffix, das den beiden zu einer einheitlichen Gruppe zusammengefaßten Namen angehängt ist; Mitraššil Uruwnaššil kann nur bedeuten: „Das Götterpaar Mitra-Varuna", etwa Mitras-que Varunas-que. Wie diese Übereinstimmung zu erklären ist und was für geschichtliche Folgerungen daraus zu ziehen sind, ist noch völlig dunkel — da müssen wir die weitere Erschließung der beiden Sprachen abwarten; aber ein bloßer Zufall ist sie gewiß nicht.

570. Wenn wir mithin von einer definitiven Lösung des Problems der Heimat der Indogermanen und des Verlaufs der Wanderungen der Einzelvölker auch noch weit entfernt sind, so ist doch jetzt die Erwartung gerechtfertigt, daß die Forschung demnächst bedeutend weiter führen wird. Zum Schluß sei daher noch eine Vermutung erwähnt, die vielleicht, wenn auch nicht auf die Frage der Urheimat, so doch auf die Wanderungen eines Zweigs der Indogermanen Licht werfen kann. Wir haben früher die Gruppe von Ansiedlungen aus dem Ende der neolithischen Zeit (etwa 2500—2000 v. Chr.) im Dniestr- und Dnieprgebiet östlich von den Karpathen kennen gelernt, die einerseits durch die Leichenverbrennung, andrerseits durch ihre eigenartige bemalte Keramik mit Spiralornamenten und gelegentlich dazwischen stehenden Zeichnungen von Tieren und Menschen charakterisiert ist und dadurch einen Zusammenhang mit der Entwicklung der aegaeischen Gebiete zeigt, wie sie selbst dann weiter nach den Donauländern (einschließlich Thrakiens) und darüber hinaus ausstrahlt (§§ 533. 537. 545). Falls die Annahme richtig ist, daß bereits das Einheitsvolk die Leichenverbrennung gekannt hat und daß diese durch indogermanische Völker verbreitet ist

(§ 554), so liegt die Vermutung sehr nahe, in diesen Ansiedlungen zwar nicht das indogermanische Urvolk, aber doch einen indogermanischen Stamm zu suchen, der einige Jahrhunderte lang hier ansässig gewesen wäre. Daß diese Kultur mit dem Ende der Steinzeit schroff abbricht und in diesen Gebieten keinerlei Fortsetzung findet, stimmt dazu aufs beste; denn wir müssen daraus schließen, daß das hier ansässige Volk damals ausgewandert ist. Welche äußere Einwirkungen dazu den Anstoß gegeben haben und wohin es gezogen ist, läßt sich natürlich nicht erkennen. Eine Fortsetzung dieser Kultur an anderer Stätte hat sich bis jetzt nicht gefunden; denn die Entwicklung im Bereich des Aegaeischen Meers folgt nicht auf sie, sondern läuft ihr parallel, und die Vermutung v. Sterns (§ 537 A.), daß wir es hier mit den Vorfahren der Griechen zu tun hätten, ist gewiß nicht haltbar. Eher wird man an die thrakischen Stämme denken dürfen, deren Eindringen in die Balkanhalbinsel ja vielleicht bis in das zweite Jahrtausend hinabzurücken ist; die Funde aus thrakischen Gräbern sind in der Tat denen des ostkarpathischen Gebiets verwandt. Auch hier dürfen wir von der Zukunft noch weitere Aufklärung erwarten.

V. Die Stämme der Arier

Das iranische Hochland. Ethnographie

571. Die rauhen Gebirgsketten des Zagros, welche sich im Osten der Tigrisebene erheben, bilden den Westrand eines gewaltigen Hochlandes, dessen Ausdehnung von den Bergen östlich von Ninive bis zu den Höhen, welche das Industal begrenzen, etwa dreihundert Meilen beträgt. Im Süden bildet der persische Meerbusen seine Grenze, im Nordwesten geht es in das armenisch-kleinasiatische Hochland über. Die Gebirge Armeniens setzen sich nach Osten fort und erheben sich im Süden des Kaspischen Meers zu gewaltiger Höhe. Weiter östlich wird das iranische Hochland durch im wesentlichen parallel verlaufende Gebirgszüge begrenzt, die in dem unwegsamen Paropanisos (Hindukuš) ihren Mittelpunkt haben. An diesen schließen sich weiter im Osten das Hochland des Pamir und die Randgebirge des großen zentralasiatischen Hochplateaus; nach Norden aber fällt Iran ab zu der unbegrenzten, den Norden Asiens wie Europas bildenden Tiefebene, die fast durchweg einen Steppencharakter trägt und an der Grenze Irans, im Gebiete des Kaspischen und des Aralsees, zum größten Teil eine völlige Wüste bildet. Zahlreiche Ströme fließen vom Hochlande hinab; aber teils werden sie von der Wüste aufgesogen, wie der Arios, der Margos, der Polytimetos (Zerefšân), teils erreichen sie zwar das Meer, wie der Oxos und Jaxartes, können aber in ihrem unteren Lauf, dem Euphrat vergleichbar, nur dem unmittelbar angrenzenden Lande und vereinzelten Oasen größere Fruchtbarkeit verleihen.

Im Osten ist den iranischen Randgebirgen die weite fruchtbare Ebene des Indus vorgelagert. Die Mitte Irans dagegen bildet eine große, fast völlig unbewohnbare Salzwüste, die sich im Südosten bis unmittelbar an das Meer erstreckt. Sie scheidet Iran in einen westlichen Teil — die Gebirgslandschaft Persis, die Ebene des südlichen, das Alpenland des nördlichen Mediens — und einen nordöstlichen Teil, dessen Zentrum der Paropanisos bildet (die Landschaften Chorasân, Afghanistan und Baktrien). Nur durch einen schmalen Streifen kulturfähigen Landes am Südrande des Kaspischen Meeres, in den Tälern am Elburs (vor allem das Tal des Gurgân, die Landschaft Hyrkanien) sind die beiden sonst völlig von einander gesonderten Gebiete verbunden.

572. In den westlichen Gebirgen Irans haben wir zahlreiche nicht indogermanische Stämme kennen gelernt: im Süden die Elamiten (Hapirti, Uvâdža) von Susiana (§ 363), weiter nördlich im Zagros die semitischen oder semitisierten Gutaeer und Lulubaeer, ferner die Kossaeer (Kaššû, § 456). An sie reihen sich im Hinterlande Assyriens und weiter nach Norden, in den Nairiländern der Assyrer, bis weit ins spätere Armenien hinein, zahlreiche andere kleine Völkerschaften, die zum Teil mit den Stämmen des Kaukasus zusammenhängen mögen (§ 475). Im nördlichen Medien bis zum Kaspischen Meer hin haben sich diese zum Teil sehr rohen Stämme (vgl. §§ 10 A. 11 A. 12 A.), die Tapurer, Amarder, Kaspier und vor allem die Kadusier oder Gelen (im heutigen Gîlân), bis in späte Zeiten behauptet; sie werden von den Iraniern und danach von den griechischen Geographen unter dem Namen Anariaken, d. i. „die Nichtarier“, zusammengefaßt. — Ebenso treffen wir im Südosten eine nichtarische Bevölkerung in den armseligen Stämmen der gadrosischen Wüste (Myken, Parikanier, Ichthyophagen oder Aethiopen), die sich bis auf die Gegenwart in Beludschistân in den Stämmen der Brahuis erhalten hat (vgl. Bd. III, § 9). Sie scheinen verwandt mit der dunkelfarbigen Urbevölkerung Indiens, den dravidischen und den kolarischen (Munda-) Völkern. Die dazwischenliegenden Gebiete, der Hauptteil

Irans und ebenso der Norden Indiens, sind dagegen in geschichtlicher Zeit der Wohnsitz eines großen, in zahlreiche Stämme zerfallenden indogermanischen Volks, das sich selbst Arier (ârja) nannte, d. i. wahrscheinlich „die Edlen“ oder „Herren“ (vgl. § 548 A.), im Gegensatz zu den fremden und von ihnen besiegten und geknechteten oder ausgerotteten Stämmen. Wir haben schon gesehen, daß diese arischen Stämme sich auch weit in das im Norden vorgelagerte Steppenland am Aralsee und Kaspischen Meer ausgedehnt haben und von hier aus nach Europa vorgedrungen sind.

Ἀναριάκαι in Nordmedien: Strabo XI 6, 1. 7, 1 [sind die hier neben ihnen genannten Πάρσιοι, die von den Parrhasiern abgeleitet werden (!), die Parsua der Assyrer?]. 8, 8. Plin. VI 46. Ptolem. VI 2, 5; bei Polyb. V 44, 9 in Ἀνιαράκαι entstellt. Stadt Ἀναριάκη Strabo XI 7, 1 [daraus Steph. Byz.]. — Gaeli quos Graeci Cadusios appellavere Plin. VI 48; bei Strabo XI 13, 4 werden die Kadusier den Ἀριανοί entgegengesetzt, ebenso Steph. Byz. Ἀριανοί, ἔθνος προσεχὲς τοῖς Καδουσίοις, Ἀπολλόδωρος δευτέρῳ. — Der Name Arier, ind. ârja, pers. arija, awest. airja [nicht zu verwechseln mit dem iranischen Stamm der Arîer Ἀρεῖοι, pers. Haraiva am Fluß Areios, j. Herirûd bei Hêrât], findet sich bekanntlich gleichmäßig bei den Indern und den Iraniern als allgemeiner Volksname; daher nennt Darius seine Sprache „arisch“, den Ahuramazda „den Gott der Arier“, sich selbst „einen Arier arischen Geschlechts“. Bei den Osseten hat er sich als Volksname erhalten (§ 568), bei den skolotischen Skythen liegt er in zahlreichen, mit Ario- gebildeten Eigennamen vor. Auch den Griechen ist er bekannt geworden: Herod. VII 62 οἱ Μῆδοι . . ἐκαλέοντο πάλαι πρὸς πάντων Ἄριοι. Aeschyl. choeph. 423 κομμὸς Ἄριος = Περσικός. Eudemos bei Damasc. de pr. princ. 125 Μάγοι καὶ πᾶν τὸ Ἄρειον γένος. Davon abgeleitet ist das als Landesname gebrauchte arjana, awest. airjana, mittelpers. Êrân, neupers. Irân, das auch den Griechen ganz geläufig geworden ist; Eratosthenes, dem Strabo folgt, hat den Namen mit Unrecht auf Ostiran beschränkt, scheint ihn indessen bei Strabo I 4, 9 in umfassenderem Sinne zu verwenden. [Die viel umstrittene Landschaft Airjanem vaedžo, Vendidad I, 4 und sonst, identifiziert Andreas wohl richtig mit Chwaresm, dem Heimatland der Alanen oder Osseten (§ 568), an dem der Ariername speziell haftete; vgl. die Ἀριάκαι südlich vom unteren Jaxartes Ptol. VI 14, 14 (vgl. auch § 577 A.).] Da wir den Namen Arier als Bezeichnung für die ursprüngliche Einheit der Inder und Iranier verwenden müssen, bezeichnen wir, abweichend vom Sprachgebrauch des Darius, die westliche Gruppe und ihre Sprache als Iranier.

Ausbreitung und Herkunft der arischen Stämme

573. Wir haben bereits gesehen, daß arische Stämme und Götter im fünfzehnten Jahrhundert bei den Mitani im nordwestlichen Mesopotamien und weiter in Syrien auftauchen, und daß wahrscheinlich schon ein bis zwei Jahrhunderte früher arische Scharen in diese Gebiete eingedrungen sind und arische Dynastien gegründet haben (§§ 455. 468). Auch bei den Kossaeern, die im achtzehnten Jahrhundert aus dem Zagrosgebirge in Sinear eingedrungen sind, sind arische Einflüsse erkennbar, vor allem in dem Gottesnamen Šuriaš = arisch sûrja „Sonne" (§ 456). Etwa um dieselbe Zeit saß der östliche Zweig der Arier, die späteren Inder, bereits im Lande der „sieben Ströme", d. i. des Indus, der fünf Flüsse des Pendschâb, und des Kabûlflusses; denn hier bildet der Hindukusch die Grenze der Iranier, die südöstlich von diesem im Kabûlgebiet sitzenden Stämme, vor allem die Gandhârer, gehören schon zu den Indern. Nach Osten reichten die Sitze der Inder bereits darüber hinaus bis zur Jamunâ und dem oberen Ganges. In diesen Landschaften sind die religiösen Hymnen entstanden, die uns in der Sammlung der Veden erhalten sind. Ein positives Datum für ihre Entstehungszeit besitzen wir allerdings nicht; aber nach den Rückschlüssen, welche die weitere Entwicklung der Sprache, Religion und Kultur Indiens gestattet, können die ältesten dieser Hymnen nicht wohl später als um 1500 v. Chr. entstanden sein. Auch von hier aus ergibt sich mithin, daß das erste Auftreten der Arier in den später von ihnen bewohnten Ländern mehrere Jahrhunderte früher, spätestens bald nach 2000 v. Chr., angesetzt werden muß.

Im allgemeinen s. meinen § 455 A. zitierten Aufsatz über die ältesten datierten Zeugnisse der iranischen Sprache in der Z. f. vgl. Sprachf. XLII, 1908. — Der Versuch von H. Jacobi (im Festgruß an Roth, und Nachr. Gött. Ges., phil. Cl. 1894), aus kalendarisch-astronomischen Angaben ein wesentlich höheres Alter des Veda zu erweisen,

ist nicht haltbar, s. die eingehende Diskussion zwischen Oldenberg und Jacobi in ZDMG. 48, 629. 49, 218. 470. 50, 69. 450. Auch Whitney und Thibaut haben sich gegen Jacobi erklärt.

574. In geschichtlicher Zeit sind die arischen Stämme in zwei große Gruppen geschieden, die Inder und die Iranier, die beide in zahlreiche Einzelstämme zerfallen, aber sich in ihrer sprachlichen wie in ihrer kulturellen und religiösen Entwicklung bestimmt von einander scheiden. Den charakteristischen sprachlichen Unterschied bildet, daß s vor und zwischen Vokalen in den iranischen Dialekten in h übergegangen ist. Die mitanischen und in Syrien vorkommenden arischen Namen kennen diesen Wandel noch nicht, ebensowenig der kossaeische Šuriaš, obwohl die Personennamen zum Teil spezifisch iranisches Gepräge tragen (z. B. arta-, nicht rta- wie im Indischen); ohnehin wird man hier, im äußersten Westen des arischen Gebiets, keine Inder suchen. Somit scheint es, daß dieser Lautwandel im Iranischen erst später aufgekommen ist. Überhaupt hat sich die Scheidung zwischen Indern und Iraniern erst relativ spät herausgebildet: sie beruht zwar zum Teil auf dem Wohnsitz, durch den die Stämme sich schieden und auch sprachlich ihre eigenen Wege gingen, in noch viel höherem Maße aber auf kulturellen und religiösen Momenten, auf einer Differenzierung der Denkweise, die den iranischen wie den indischen Stämmen eine charakteristische Richtung des Geistes gab und ihre Entwicklung in ganz verschiedene Bahnen gelenkt hat. Aber die beiden Äste sind nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich aus einer gemeinsamen Wurzel erwachsen: vor der Zeit der Einzelvölker liegt die einheitliche arische Periode, in der das arische Volk bereits in weit höherem Grade als die Indogermanen einen bestimmt ausgeprägten Charakter und eine höchst eigenartige Kultur gewonnen hat. Durch Ermittlung dessen, was Indern und Iraniern gemeinsam ist, läßt sich für diese arische Periode ein reiches Material gewinnen, welches sie geschichtlich zu erfassen gestattet; und die arischen Personen- und Götternamen, welche wir jetzt in Mitani und Syrien kennen gelernt

haben, können als urkundliche Zeugen dieser arischen Periode betrachtet werden.

575. Über die Richtung des Weges, der die Arier in ihre späteren Wohnsitze geführt hat, kann ernstlich kaum Zweifel bestehen. Allerdings ist neuerdings mehrfach die Ansicht aufgestellt worden, die Arier seien von Europa, der supponierten Urheimat der Indogermanen, durch die Kaukasuspässe nach Medien (und gleichzeitig nach Mesopotamien) und von hier weiter nach Osten gezogen. Indessen dieser Weg hätte sie zunächst in die Gebirge Armeniens und Nordmediens geführt; hier aber sitzen, wie wir gesehen haben, durchweg nichtarische Stämme. Dagegen können wir das Vordringen der arischen Meder von der zentralen Hochebene Irans aus gegen die Gebirgsländer und das Eindringen arischer Elemente bei den älteren Stämmen an der Hand der assyrischen Nachrichten seit dem Ende des neunten Jahrhunderts noch teilweise verfolgen. Ebenso drängen die Perser nach Westen, und die Kurden (griech. Κύρτιοι), die später in den Zagrosketten sich immer weiter ausgedehnt haben und gegenwärtig hier und in Südarmenien das vorherrschende Volk geworden sind, sind gleichfalls erst in relativ später geschichtlicher Zeit von Osten her vorgedrungen. Überdies würde bei einer Einwanderung über den Kaukasus und Armenien das große Volk der arischen Inder bis in seine geschichtlichen Wohnsitze einen so weiten und unwahrscheinlichen Weg zurückgelegt haben müssen, daß diese Annahme schon daran scheitert. Daß die Richtung aller iranischen Wanderungen, von denen wir geschichtliche Kunde haben, von Ost nach West geht, nicht von West nach Ost, haben wir schon gesehen (§ 568); die gleiche Richtung müssen wir auch für die älteren Wanderzüge annehmen. Das führt darauf hin, daß der Ausgang der Bewegung in dem gewaltigen Bergland zu suchen ist, das sich um das Pamirplateau lagert und von hier aus nach Westen die sogdischen Gebirge und den Hindukusch, nach Osten den Tianschan und den Himâlaja nebst den Gebirgen von Kaschmir entsendet; die großen Ströme, die in diesem Gebiet ihren Ursprung nehmen,

der Jaxartes und der Oxus und weiter südlich der Etymander, dann der Indus mit seinen Nebenflüssen und die Flüsse des Tarymbeckens, weisen nach allen Richtungen hin den Weg. Alsdann würde der eine Teil der Arier, die Inder, von hier aus nach Süden gezogen sein, ins Pendschâb und ins Kabultal, während andere Stämme sich teils in den Tälern von Baktrien und Sogdiana sowie Arachosien (Afghanistan) festsetzten, teils über die Landbrücke von Chorasân weiter nach Westen vordrangen, und die nomadischen Stämme sich in der iranischen Wüste und vor allem in der aralo-kaspischen (turanischen) Steppe ausbreiteten.

Über den Kaukasus lassen z. B. HOMMEL und HIRT (Die Indogermanen I 118) die Arier einwandern, während PRAŠEK in dem gänzlich unzulänglichen Werk: Geschichte der Meder und Perser I, 1906, die Westiranier über den Kaukasus, die Ostiranier und die Inder dagegen durch Turkestan und Ostbaktrien ziehen läßt. — Daß die Kurden nicht, wie früher allgemein angenommen wurde, mit den Karduchen (Gordyenern, Qardû, mit der armenischen Pluralendung -q) identisch sind, sondern bei den Griechen Κύρτιοι heißen (Polyb. V 52, 5; Liv. 37, 40, 9. 42, 58, 13; Dellius bei Strabo XI 13, 3. XV 3, 1, in Medien und Persis), haben M. HARTMANN, Bohtân, Mitt. Vorderas. Ges. 1897, 90 ff. und NÖLDEKE, Kardû und Kurden, in der Festschrift für KIEPERT 1899, 73 ff. gezeigt.

576. Zu dieser Annahme stimmt alles, was wir durch Rückschlüsse aus der Kultur der Einzelvölker über die Wohnsitze der arischen Stämme zur Zeit der Volkseinheit ermitteln können. Sie haben in einem gebirgigen Lande gewohnt, sie haben Pferde besessen, sowohl als Reittiere wie am Wagen, sie — oder wenigstens diejenigen Stämme unter ihnen, die Träger der Kulturentwicklung wurden — haben Ackerbau und vor allem Rinderzucht betrieben. Das schließt die reinen Steppengebiete und die Wüste und ebenso flache Ebenen aus, führt aber im übrigen nicht weiter. Am bedeutsamsten ist, daß auf den Bergen ihres Landes eine Pflanze wuchs, aus deren Stengeln man durch Auspressen einen berauschenden Trank herzustellen verstand, den Soma; dieses Getränk ist neben oder an Stelle des bei allen Indogermanen, auch den

Ariern, vorkommenden, schon der Urzeit angehörigen Meths (medhu) getreten, eines aus Honig bereiteten, gleichfalls berauschenden Getränks. Der Soma hat in Kultur und Religion der arischen Zeit geradezu eine führende Rolle gespielt (§ 584), und ist bei den Indern zur Zeit der vedischen Hymnen wenigstens von den Vornehmen noch in großen Massen getrunken worden; und ebenso müssen ihn nach dem Zeugnis des Awesta die Iranier noch gekannt haben. Später wird er zwar im Kult beibehalten (und durch Surrogate ersetzt), verschwindet aber aus dem praktischen Leben, da die Pflanze eben in den späteren Wohnsitzen der beiden Völker nicht mehr vorkam. Nach den Angaben des Awesta wird er auf den Gipfeln und in den Schluchten der Berge gewonnen, speziell auf der Hara berezaiti oder Haraithi, dem gewaltigen Gebirge im Osten, auf dem die Lichtgötter ihren Sitz haben; die vedischen Inder bezogen ihn durch Handel vor allem aus dem Berglande östlich vom Pendschâb, zwischen diesem und dem Gangesgebiet. Genauer bestimmt und wiedergefunden ist die Pflanze noch nicht; die angeführten Daten weisen auf den westlichen Himâlaja und die baktrischen Berglande hin. So wird die alte Annahme wohl richtig sein, daß die Arier von hier ausgegangen sind. Ihre Ausbreitung ist alsdann der der Indoskythen (vgl. § 569) und der der türkischen Stämme im wesentlichen analog verlaufen.

Über den Soma s. R. Roth, ZDMG. 35, 680 ff., vgl. 38, 134 ff., wonach eine ihm entsprechende Pflanze in dem Lande zwischen Oxus und Jaxartes jetzt nicht zu finden ist; über die indischen Angaben Hillebrandt, Vedische Mythol. I 1 ff. Pischel in Pischel und Geldner, Vedische Studien II 217 ff., vgl. 210. Über Hara berezaiti Geiger, Ostiranische Kultur 42 ff. 153; später ist der Name (in moderner Form Elburz) auf das Gebirge im Süden des Kaspischen Meers übertragen. Sowohl Hillebrandt, l. c. 143 ff., wie Oldenberg, Rel. des Veda 368, nehmen an, daß der Soma schon zur vedischen Zeit aus dem Volksgebrauch geschwunden war, während das populäre berauschende Getränk die surâ, iran. hura war. Das kann ich natürlich nicht beurteilen; aber die Schilderungen der Wirkung des Soma auf die Götter scheinen mir undenkbar, wenn die Dichter sie nicht auch selbst noch im Leben erfahren hatten.

Nomadische und seßhafte Stämme. Die Kultur der Arier

577. Als die Arier zuerst in dem Lande auftraten, von dem dann ihre weite Verbreitung ausgegangen ist, sind sie noch ein Volk mit ziemlich geringer Kultur gewesen. Daß die bei den europaeischen Indogermanen gebräuchlichen Wörter für Ackerbau, die Getreidearten u. s. w. den Ariern größtenteils fehlen (§ 553), ist vielleicht doch von geschichtlicher Bedeutung; unbekannt freilich wird ihnen ein primitiver Getreidebau und das Mahlen des Korns nicht gewesen sein. Aber im wesentlichen lebte man von Fleisch und Milch (so die Massageten, die daneben Fischfang trieben, Herod. I 216), und der Besitz bestand wesentlich in Vieh. Wie die semitischen Beduinen, so mögen auch hier die einzelnen Verbände vielfach nomadisierend, ohne festbegrenzte Wohnsitze, umhergezogen sein, wo sie geeignete Weidegründe fanden. Zu dem Besitz, den sie mitbrachten, gehörte auch das Pferd, das nicht nur geritten, sondern auch an den Wagen gespannt wurde. Gewiß waren die Wanderzüge der Arier von zahlreichen Wagen begleitet und sind die Häuptlinge und andere vornehme Krieger schon in ältester Zeit zu Wagen in den Kampf gefahren; in der Kultur der vedischen Inder wie im Awesta spielt auch das Wettrennen der mit Rossen bespannten Wagen eine große Rolle. Der kriegerische Geist tritt stark hervor; wo man auf fremde Völkerschaften stieß, wurden sie überfallen, ausgeplündert, vernichtet oder geknechtet. Stammfremde Gebiete, „nichtarische Gaue", kommen im Awesta mehrfach vor, und in den Veden werden, im Gegensatz zu den „weißen" Ariern, die fremden, „gottlosen" Feinde von schwarzer Hautfarbe, ohne Nase, ohne Recht und Kultus, sehr oft erwähnt. Bekanntlich ist später aus ihnen die Kaste der Śudras, der verachteten Knechte, hervorgegangen. Zusammenfassend werden diese feindlichen Stämme von den Ariern als dâsa (daneben indisch dasju, iran. dâha), „Feinde, Sklaven", bezeichnet; im Awesta wird statt dessen meist das Wort dânu verwendet.

Durch große Unachtsamkeit habe ich oben § 455 das ganz gewöhnliche Vorkommen des rossebespannten Wagens bei den Ariern unbeachtet gelassen; dadurch erklärt sich das Auftreten des Pferdes in ausschließlicher Verbindung mit dem Kriegswagen in der vorderasiatischen Kulturwelt noch viel einfacher und wird sein arischer Ursprung noch weiter bestätigt. — „Nichtarische Gaue“ Jašt 18, 2. 19, 68, vgl. Vend. 1, 71. Wahrscheinlich gehören auch die Ἀνάρσοι und die Ἀνάρσα ὄρη im nordöstlichen Skythien (Tian-šangebiet) Ptolem. VI 14, 8. 13 hierher (vgl. § 572 A.). — Der Versuch HILLEBRANDTS, Vedische Mythologie I, 83 ff., die dâsa des Rigveda mit den Dahern der turanischen Steppe zu identifizieren und in dem Wort paṇi „Geizhalz“ den hier ansässigen Stamm der Parner nachzuweisen [aus dem die Arsakiden hervorgegangen sind], ist unhaltbar, s. A. LUDWIG, Die neuesten Arbeiten auf dem Gebiet der Rigvedaforschung, Bericht böhm. Ges. d. W. phil. Cl. 1893, 71 ff.

578. Bei den Ariern Ostirans dagegen treten die nationalen Gegensätze ganz in den Hintergrund gegen die kulturellen: der Name Daher (oder dânu) bezeichnet hier, sowohl im Awesta, wie in den Nachrichten der Griechen, die räuberischen Nomaden der Steppe im Gegensatz zu den seßhaften Bauern der Flußtäler und der Kulturoasen des Tieflandes. Soweit wir sehen können, waren diese Nomaden größtenteils iranischer Nationalität; die wenigen Eigennamen ihrer Häuptlinge, die uns erhalten sind, sind meist echt iranisch. Allerdings ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie diese Namen zum Teil ihren kultivierten Nachbarn entlehnt haben; und die Saken, die im Quellgebiet des Oxus und Jaxartes und weiter nördlich saßen, waren vielleicht eher ein türkischer Stamm. Wenn dagegen Ammian angibt, die Massageten, die in älterer Zeit nördlich vom Jaxartes in der Steppe hausten, seien mit den späteren Alanen identisch (§ 568), so ist damit, da diese Nachricht zu bezweifeln kein Grund vorliegt, der iranische Charakter dieses Stammes bewiesen. Ebenso sind, wie schon früher erwähnt, die später weit nach Westen gewanderten Sauromaten (Skythen) und Skoloten Iranier. Die Griechen fassten alle diese Stämme unter dem Skythennamen zusammen, während die Perser den Namen der Saken auf sie alle übertragen haben; beide Benennungen sind zu Be-

zeichnungen nicht sowohl der Nationalität als vielmehr der Lebensweise geworden. Daneben steht ein Name, der später als Gesamtbezeichnung der Steppenlandschaft verwendet wird, der Name Tûrân. Im Awesta findet sich Tûra (das sich zu Tûrân verhält wie Arier zu Irân) nicht selten als Name eines Volksstamms der Steppe; mehrfach ist von den „turischen Räubern“ (dânavô tûra) die Rede. In einer Aufzählung werden „die turischen Gaue“ von denen anderer Stämme (Sairima und Saini) und von denen der Arier und der Daher geschieden; aber diese Aufzählung selbst zeigt, daß wir einen Gegensatz der Rasse oder des Volkstums daraus nicht folgern dürfen. Daß ein solcher schwerlich vorhanden war, geht daraus hervor, daß ein Tûrahäuptling, Frjâna, mit seinem Geschlecht die Lehre Zoroasters angenommen hat, wie wir aus einer Dichtung des Propheten selbst wissen; außerdem nennt das Awesta noch zwei andere fromme Turanier, für deren Seele gebetet wird. Das spricht nicht dafür, daß die Turanier stammfremd waren; denn es ist wenig wahrscheinlich, daß Zoroaster seine Lehre auch in einer nichtarischen Sprache verkündet hat, und die Namen sind rein iranisch. Wohl aber hat die iranische Sage die Gegner der seßhaften Arier unter dem Namen der Tûra und Tûrân zusammengefaßt; sie ist von dem Gegensatz zwischen Irân und Tûrân beherrscht. In diesen Erzählungen sind die stetig gleichbleibenden kulturellen und geschichtlichen Verhältnisse verschmolzen mit dem uralten Mythus von dem Kampf der Lichtgötter gegen die feindlichen Dämonen. Der Herrscher Tûrâns ist ein wilder Barbarenkönig, der „Tûra Franrasjan“, bei Firdusi Afrâsiâb, Nachkomme des Eponymus Tûr, der mit den Helden und Königen Irâns in ununterbrochenem Kampfe liegt, bis er schließlich bewältigt und getötet wird. Auffallenderweise kommt der Name Tûrân weder bei Darius noch bei den Griechen vor, die vielmehr die Bezeichnung Saken oder Skythen in demselben Sinne gebrauchen; daß er trotzdem uralt ist, lehrt das Awesta. Aber um einen ethnographischen Gegensatz handelt es sich dabei nicht; viel eher sind

die Tûra ein arischer (iranischer) Nomadenstamm gewesen, dessen Name im Sprachgebrauch Ostirâns zur Bezeichnung aller Nomadenstämme des Nordens und zum Synonym von Dâha geworden ist. Es ist daher wenig zweckmäßig, wenn moderne Forscher den Turaniernamen vielfach in ethnographischem Sinne verwenden und z. B. von einem turanischen Sprachstamm reden; mit den Türken, die erst im sechsten Jahrhundert n. Chr. (um 560) in diesen Gebieten auftreten, hat der Name Tûrân vollends nichts zu tun. — Nomadische Stämme gibt es auch sonst in Irân, vor allem in der zentralen Wüste, aber auch in den Randgebirgen. Unter ihnen werden besonders die Sagartier (pers. Asagarta) genannt, nach Herodot ein nomadischer Reiterstamm, der mit dem Lasso die Feinde fängt und dann mit dem Dolch niederstößt; ihre Sprache ist persisch. Daher finden sie sich auch in der von ihm überlieferten Liste der persischen Nomadenstämme; und auch hier erscheint neben ihnen sowie den Mardern und Dropikern der Name der Daher, ein weiterer Beleg, daß dieser mit Rasse und Sprache nichts zu tun hat, sondern die Lebensweise der Räuberstämme bezeichnet.

Der Name Δάαι oder Δάοι ist den Griechen seit der Zeit Alexanders geläufig; das inlautende h hat die lateinische Schreibung Dahae bewahrt, und Steph. Byz. Δάαι, Σκυθικὸν ἔθνος· εἰσὶ δὲ νομάδες. λέγονται καὶ Δάσαι, μετὰ τοῦ σ zeigt, daß sich daneben noch die ältere Aussprache, mit s, wie im Indischen, erhalten haben muß. Δάοι unter den Stämmen der Perser Herod. I 125; in Ostiran erwähnt er sie so wenig wie Darius. Die „Seelen (Fravašis) der Frommen aus den arischen, tûrischen, sairimischen (ihr Eponymus in der iranischen Sage ist Ṣalm), sainischen, dâhischen Gauen“ Jašt 13, 143 f. — Tûrische dânus Jašt 5, 73. 13, 38. Frjâna in den Gâthas Jasna 46, 12; die frommen Tûra Aredžanhat und Frârâzi Jašt 13, 113. 123. Franrasjan Tûrô wird im Awesta oft erwähnt. — Iranische Namen haben der Massagete Σπαργαπίσης, Sohn der Tomyris Herod. I 211, der Fürst der transjaxartischen Skythen Σατράκης Arrian IV 4, 8, der Sake Μαυάκης Arrian III 8, 3. Den Namen der Massageten leitet MARQUART, Unters. zur Gesch. von Eran II (Philol. Suppl. X) 78, vgl. 249, von iran. masja „Fisch“ ab, als Fischesser, vgl. Herod. I 216 und 202. Massageten und Alanen: Ammian 31, 2, 12 = 23, 5, 16, vgl. § 568. — Herodots Angabe VII 64 οἱ γὰρ Πέρσαι πάντας τοὺς Σκύθας ἐκάλεον Σάκας wird durch die Inschriften des Darius durch-

aus bestätigt. [Die Babylonier gaben das pers. Sakâ durch Gimiri = Kimmerier wieder; die Lesung Nammiri der älteren Ausgaben beruhte nach der neuen Ausgabe des Brit. Mus., The sculptures and inscr. of Darius, 1907, p. 161, 3, auf Versehen.] In seiner Grabinschrift zählt er auf: Sakâ, Haumavarkâ, Sakâ tigrakhaudâ d. i. die eigentlichen Saken, die Amyrgier, und spitzmützige Saken; dazu kommen „die Saken jenseits des Meeres“ d. i. die pontischen Skythen oder Skoloten. Daß Sakâ und Haumavarkâ zwei Völker und letzteres nicht ein Beiwort zu Sakâ ist, wie man früher annahm (so auch Bd. III § 68 A.), hat Andreas durch Heranziehung der Abbildung der dreißig Völker auf dem Grabdenkmal gezeigt (Verh. des 13. Orientalistenkongr. in Hamburg 1902, S. 97). Herodot VII 64 dagegen sagt von den spitzmützigen Saken des Heeres des Xerxes: τούτους δὲ ἐόντας Σκύθας Ἀμυργίους Σάκας ἐκάλεον (woran die angeführte Bemerkung über die Verwendung des Sakennamens bei den Persern anschließt), identifiziert also die drei bei Darius genannten Völker. Die Amyrgier kannte auch Hellanikos (Steph. Byz.), der ein Ἀμύργιον πεδίον Σακῶν erwähnte; bei Ktesias ist Amorges ein Sakenkönig, den Kyros bekriegt; bei Polyaen VII 12 einer der Sakenkönige zur Zeit des Darius. Daß der Name „Hauma (Soma)-bereiter“ bedeute, wie man gewöhnlich annimmt, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. — Zur Bestimmung der Wohnsitze und Nationalität der Saken reichen die Nachrichten der Griechen nicht aus; hier treten die chinesischen Nachrichten (bei denen sie Sök, später Sse heißen) ergänzend ein, über die ich aber einen Überblick nicht zu gewinnen vermag. — Sagartier (bei Darius Asagarta): Herod. VII 85. I 125. III 93; Ptol, VI 2, 6 kennt sie im östlichen Zagros in Medien. Vgl. auch Bd. III § 10.

579. Der Gegensatz zwischen der seßhaften Bevölkerung und den räuberischen Nomaden am Nordrande Irans ist von der Natur vorgezeichnet und heute derselbe wie vor Jahrtausenden, trotz aller Verschiebungen der ethnographischen und politischen Verhältnisse. Daher ist auch der Kampf zwischen beiden ein ewiger; er kennt keinen dauernden Sieg und ebensowenig einen Friedensschluß und eine Versöhnung, die Bestand haben könnte. Um so leichter konnte der uralte Mythus von dem Kampf der lichten und der finstern, der guten und der bösen Mächte der Götterwelt sich in einen Kampf zwischen Iran und Turan umsetzen, der seit dem Beginn der Geschichte die Welt erfüllt; in der iranischen Sage sind beide Elemente untrennbar miteinander verbunden. —

Zugleich aber lehrt die Übertragung der alten Bezeichnung der fremden Volksfeinde (dâsa) auf die stammverwandten Nomaden, daß im Leben der Arier eine tiefgreifende Umwandlung und Scheidung eingetreten ist; und diese hat sich bereits in der Periode des indoiranischen Einheitsvolks vollzogen. Die Nomadenstämme leben in den alten Verhältnissen weiter, ohne Kultur und ohne geschichtliche Entwicklung, ja sie mögen zum Teil in noch größere Barbarei hinabgesunken sein. Selbst die am weitesten Fortgeschrittenen unter ihnen, die skolotischen Skythen, die zeitweilig ein mächtiges Königtum besessen haben und zum Teil zum Ackerbau übergegangen waren, stehen, wie Herodots vortreffliche Schilderung zeigt, tief unter den semitischen Beduinen. Bei den ostiranischen Nomadenstämmen haben sich vielfach die rohesten Sitten und Bräuche erhalten: matriarchalische Ungebundenheit der Frauen bis zu vollkommen freiem Geschlechtsverkehr bei den Massageten (§ 10 A.) — vgl. dazu die Teilnahme der Jungfrauen am Kampf bei den Sauromaten § 20 A. —, Erschlagung und Verzehrung der alten Leute bei den Massageten wie bei zahlreichen anderen arischen und nichtarischen Stämmen Irans und Indiens (§ 12 A.). Daß man die Leichen den Geiern und Hunden zum Fraß überließ, war in Ostiran die Regel (§ 12 A.) und ist von der zoroastrischen Religion sanktioniert und obligatorisch gemacht worden; aber auch in Indien wurden die Toten noch in vedischer Zeit vielfach einfach auf des Ödland oder in den Wald geworfen, und später ist die Sitte aufgekommen, sie in den heiligen Strom Ganges zu werfen, die bekanntlich noch gegenwärtig allgemein verbreitet ist. Bei den Zoroastiern muß die Leiche von einem Hunde angeblickt werden, und ein gespenstischer Hund haust an der Brücke, die der Geist des Toten überschreiten muß; bei den Indern bedrohen ihn die Hunde des Totengottes Jama, Kinder der Götterhündin Saramâ; auch diese Vorstellungen sind offenbar aus den alten Bräuchen erwachsen. Das alles läßt erkennen, aus welcher Barbarei sich die Arier zur Kultur hinaufgearbeitet haben.

Über Aussetzung („Wegwerfen“, „Wegtun“) der Leichen im Veda neben Verbrennung und Begrabung s. OLDENBERG, Rel. d. Veda 570 f.

580. Maßgebend für diese Entwicklung ist eben die Beschaffenheit der Wohnsitze gewesen. In den Tälern und auf den Triften des östlichen Gebirgslandes, und dann bei ihrer weiteren Ausbreitung in das reiche Ackerland des Pendschâb, über die Berge und Hochtäler Irâns und in die oft weit in die Steppe hinausgeschobenen Kulturoasen im Nordwesten (so Samarkand, Merw, Chwaresm) sind die Arier zu einem Bauernvolk geworden, das von Viehzucht und Ackerbau lebte. Durchweg erscheint als ihr wertvollstes und heiligstes Besitztum das Rind. Noch weit kostbarer ist freilich das Pferd, und Mythus wie Dichtung sind in Indien und Iran voll seines Preises. Auch manche Gottheiten fahren auf rossebespanntem Wagen einher, so vor allem die hilfreichen Aśvins, die „roßgestaltigen“ Zwillinge, schon nach indogermanischer Anschauung (§ 558) die Retter in aller Not; und das Roßopfer ist die höchste Gabe, welche den Göttern dargebracht werden kann (so auch bei den Massageten Herod. I 216). Aber es ist nur der Besitz der Reichen, der Fürsten und der vornehmen Krieger (vgl. § 577); daher sind so zahlreiche Eigennamen vornehmer Arier davon abgeleitet. Auf dem Rinde dagegen beruht die Kultur, ja das gesamte Leben des Volks; es ist von den Göttern den Menschen zum Gefährten gegeben, es gewährt Milch und Fleisch, es hilft bei der Feldbestellung — die wie in der homerischen Welt, so auch im alten Indien und Iran hinter der Viehzucht und Milchwirtschaft noch durchaus in den Hintergrund tritt —; es verlangt dafür aber auch sorgsame Pflege und fesselt an Haus und Hof. Daher spielt es, wie in Aegypten und bei anderen Völkern auf gleicher Kulturstufe, z. B. den Kaffern, so auch bei den Ariern im Kultus eine bedeutsame Rolle: viele Götter und Göttinnen erscheinen in Gestalt von Stieren und Kühen, der Urin des Rindes hat bei Iraniern und Indern reinigende und heiligende Kraft, die Pflege des Rindes ist ein religiöses Gebot, durch dessen Befolgung nach Zoroasters Anschauung der gläubige Bauer sich

von dem wilden Räuber der Steppe unterscheidet; in wie gewaltiger Weise die spätere indische Religion die Heiligkeit der Kuh gesteigert hat, ist allbekannt. — Die politische Organisation der arischen Stämme kann nur sehr locker gewesen sein. Die seßhafte Bevölkerung lebte in kleinen offenen Ortschaften (viś), die dem dâr der Araber (§ 337) entsprechen; sie bildeten zugleich eine durch Blutsverwandtschaft verbundene Genossenschaft, über der die größeren Verbände der Geschlechter und Gaue stehen. An der Spitze stehen Häuptlinge, offenbar mit sehr beschränktem Machtbereich, und ein kriegerischer Adel. Wie weit sich, namentlich bei Kriegen und Eroberungszügen, zeitweilig ein mächtigeres Oberkönigtum gebildet haben mag, läßt sich nicht erkennen; eine dauernde Institution ist es bei den seßhaften Ariern nicht geworden, im Gegensatz zu manchen nomadischen Stämmen, so den Skoloten, den Massageten und den Saken.

Die Erkenntnis des arischen Einheitsvolks und seiner Institutionen und Anschauungen ist durch die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen Veda und Awesta nicht nur im Wortschatz, sondern vor allem in den Götternamen, den Mythen, zahlreichen Formeln und technischen Ausdrücken und überhaupt in den gesamten Anschauungen ermöglicht. Die Grundlagen haben die ersten Erforscher des indischen und iranischen Altertums gelegt, vor allen R. Roth (ZDMG. II. IV. VI und sonst), ferner A. Kuhn, A. Weber, M. Müller u. a. Sie sind natürlich auch in den Darstellungen der älteren Zustände der Einzelvölker berücksichtigt und mehrfach weitergeführt, von denen ich für Indien Zimmer, Altindisches Leben, 1879, A. Ludwig, Die Mantraliteratur und das alte Indien, in s. Übersetzung des Rigveda III, 1878 und Oldenberg, Religion des Veda, 1894, nenne, ferner das ganz von der Deutung auf Naturphänomene, speziell den Mond, beherrschte Werk Hillebrandts, Vedische Mythologie, seit 1891. Die zahlreichen Arbeiten über den Veda (A. Ludwig, Bergaigne Pischel und Geldner u. a.) können hier nicht aufgezählt werden. Für Iran (neben Spiegels unzulänglicher Eranischer Altertumskunde, 3 Bde., 1871 ff., den Arbeiten Darmesteters, Geldners u. a.) W. Geiger, Ostiranische Kultur im Altertum, 1882, der die Daten des Awesta zu einem anschaulichen Bilde verarbeitet, aber die grundlegende Vorfrage, in welchem Umfang das Awesta als Zeuge einer alten Zeit und einer einheitlichen Kultur betrachtet werden darf, nicht berücksichtigt hat [weiteres darüber im nächsten Bande].

Für die Geschichte der iranischen Sage ist grundlegend die vortreffliche Darstellung von Nöldeke, Das iranische Nationalepos, 1896 (aus dem Grundriß der iran. Philol. II). Die Einzelarbeiten in dem Grundriß der indoarischen Philologie, herausgegeben von G. Bühler, und in dem der iranischen Philologie, herausgegeben von W. Geiger und E. Kuhn 1896 ff., berühren ihren Aufgaben entsprechend diese Fragen nur beiläufig. Überhaupt aber ist die große und äußerst lohnende Aufgabe, die der Wissenschaft hier gestellt ist, eine Rekonstruktion der arischen Zeit und eine von da aus hinabsteigende Darlegung der Verzweigung und Sonderententwicklung der einzelnen Völker, die bei diesen erst ein volles geschichtliches Verständnis ermöglichen könnte, überhaupt noch nicht ernsthaft in Angriff genommen worden. Sie ist natürlich nur möglich auf Grund einer von unten aufsteigenden, auf voller Beherrschung des Materials beruhenden umfassenden Forschung, die alle Einzelheiten untersucht und dann die Ergebnisse zusammenfaßt und sich so die Grundlage für die geschichtliche Darstellung schafft. Wie die Dinge liegen, muß ich mich mit einer kurzen Skizze begnügen, die nicht wesentlich über das hinausgeht, was ich schon vor einem Vierteljahrhundert geben konnte, wenn ich auch versucht habe, die ältere Darstellung zu erweitern und zu vertiefen. Nur das wesentlich vertiefte Verständnis des Veda hat hier bedeutende Förderung gebracht, deren Ergebnisse voll auszunutzen mir jedoch unmöglich ist.

581. Die Bedeutung der arischen Entwicklung liegt nicht in diesem Fortschreiten eines aus primitiven Verhältnissen herauswachsenden Volks zu Seßhaftigkeit und landwirtschaftlicher Kultur; auch nicht in ihrer räumlichen Ausbreitung, die an sich nicht mehr Interesse haben würde als etwa die der Mongolen oder der Bantustämme, zumal sie zu geschichtlicher Wirkung auf andere Völker, von ihrem vorübergehenden Erscheinen in Mesopotamien und Syrien abgesehen, erst in weit späterer Zeit gelangt sind. Sondern sie liegt darin, daß sich in ihr zugleich die natürliche Begabung eines indogermanischen Volks völlig selbständig, ohne Einflüsse von außen, zu einer ausgeprägten, ganz individuell gestalteten Eigenart des Volkstums gestaltet hat, die das arische Volk nicht nur charakteristisch von allen anderen scheidet, sondern ihm auch eine unvergängliche Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt gesichert hat. Denn die Annahme, sie hätten Anregungen von Babylonien aus

erfahren, entbehrt jeder Begründung. Allerdings ist es sehr wohl möglich, daß materielle Einwirkungen und Erzeugnisse der Kultur von Sinear bis zu ihnen gedrungen sind; darüber wissen wir nichts, da diese Gebiete archäologisch noch gänzlich unerforscht sind. Aber tiefgreifend können dieselben nicht gewesen sein, wie sich denn z. B. die Schrift nicht nach Osten verbreitet hat. Die Hypothese dagegen, daß in die arische Götterwelt babylonische Gestalten eingedrungen seien, ist gänzlich unhaltbar; was von solchen Einflüssen vorliegt, gehört durchweg in weit spätere Zeit. Vielmehr unterscheidet sich die arische und die aus ihr erwachsene indische und iranische Kultur gerade dadurch von denen der übrigen indogermanischen Völker, daß sie sich in sehr früher Zeit, seit etwa 2000 v. Chr., ganz unabhängig gebildet hat, während die Griechen, deren Entwicklung um dieselbe Zeit einsetzt, in den Bereich der Kultur des Aegaeischen Meers eintraten und deren Einwirkung in sich aufnahmen. Eben darum weicht die Gestaltung des geistigen Lebens der Arier denn auch, trotz der gemeinsamen Grundlage der Urzeit, so stark von der aller anderen Indogermanen ab.

Oldenberg, Rel. d. Veda 193, hat Varuna, Mitra und die Âditjas als Mond, Sonne und die fünf Planeten zu deuten versucht und dafür babylonische Einwirkung angenommen, und identifiziert sie mit Ahura Mazda und den sechs Ameša spenta (zu denen aber Mithra nicht gehört); ZDMG. 50, 43 ff. hat er seine Ansicht weiter verteidigt. Ich kann ihr (abgesehen von der Identifizierung von Varuna und Ahura Mazda) nirgends zustimmen. Die sechs Ameša spenta, die dem Ahura Mazda zur Seite stehen, sind wie der Name Mazda selbst rein abstrakte Bildungen und Schöpfungen Zoroasters, die mit den indischen Âditjas nichts zu tun haben; und diese wieder haben keine Beziehungen zu den Planeten. Auch kann ich Varuna (Ahura) nicht für einen Mondgott halten, vgl. § 586. Andrerseits beruht diese Hypothese auf einer zwar weit verbreiteten, aber irrtümlichen Auffassung der babylonischen Religion und der Bedeutung der Planeten in derselben, vgl. § 427. — Daß die iranische, auch im Awesta Jašt 5, 29 vorliegende Sage den Drachen Aži dahâka (Zohâk) in Babylon (Bawri) lokalisiert und ihn zu einem König in Menschengestalt macht, dem nach sumerischem Typus (§ 372) aus jeder Schulter ein Drache hervorwächst, der sich von Menschen-

hirn nährt, beruht auf dem späteren Einfluß Babylons auf Irân (der ebenso auf Indien gewirkt hat), beweist aber natürlich für die arische Zeit gar nichts; für diese ist der Drache, den Indra oder Trita „der Vrtratöter" (§ 585) erschlägt, noch so wenig vermenschlicht oder auf Erden lokalisiert gewesen, wie im Veda. — Daß es verkehrt ist, in diesen und ähnlichen Sagen Erinnerungen an historische Ereignisse zu suchen, obwohl das oft genug geschehen ist, bedarf keiner Ausführung. — Die Verwendung der Siebenzahl für größere Gruppen (die 7 Âditjas, die 7 Ršis, die 7 Ströme u. ä.) ist nichts spezifisch Babylonisches, sondern allgemein menschlich, vgl. § 426 a A.

Religion und Priesterschaft der Arier

582. Wie bei allen Völkern, die zu geistiger Selbständigkeit gelangt sind, offenbart und entwickelt sich auch bei den Ariern die Eigenart ihres Geistes vor allem auf religiösem Gebiet; denn die Religion ist die allbeherrschende Macht des geistigen Lebens, in der jeder neue Gedanke, jeder Wandel der Vorstellungen und Empfindungen seinen Ausdruck sucht und sich zu neuen religiösen Gestalten verdichtet. So ist denn auch die Religion dasjenige Gebiet der arischen Entwicklung, das wir am besten erkennen und in weitem Umfang rekonstruieren können. Daß nicht nur die Überlieferung weit mehr Götter kennen lehrt, als bei den Indogermanen, sondern auch das Pantheon selbst sich wesentlich vermehrt hat, ist natürlich. Primitiven Stämmen, die weite Gebiete durchschweifen, genügen wenige Gottheiten: so verehren die Massageten von allen Göttern nur den Sonnengott, dem sie Pferde opfern. Bei den skolotischen Skythen, die schon weiter fortgeschritten sind, ist die Hauptgottheit Tabiti, die Göttin des Herdfeuers und Königin des gesamten Volks. Neben ihr steht der Himmelsgott Papaios, der Ahn der Könige (Herod. IV 127), die Erdgöttin Api, eine Himmelsgöttin (Urania Aphrodite) Argimpasa, zwei mit Apollo und Herakles identifizierte Götter, und ein Kriegsgott, der in Gestalt eines eisernen Säbels auf einem gewaltigen Unterbau von Reisigbündeln thront und alljährlich reiche Opfer von Schafen und Pferden erhält; auch von den

Gefangenen wird ihm je der hundertste Mann geopfert und sein Blut, mit Wein gemischt, auf das Reisig gegossen. Außerdem verehren die Skythen einen Meergott Thagimasadas. Daneben kennen natürlich auch diese Völker die Wesen der Geisterwelt und mannigfachen Zauber. Mit der Entstehung seßhafter Kultur mehren sich die Beziehungen zu der übersinnlichen Welt und nehmen festere Gestalt an; die Bedürfnisse nach Schutz und göttlichem Segen wie nach Abwehr feindlich gesinnter Mächte werden weit mannigfaltiger und zugleich die Mittel reicher; für jede Situation des Lebens gibt es besondere Gottheiten, die man anruft und gnädig stimmt. Die gleiche Entwicklung haben wir auch bei den Aegyptern und bei den seßhaften Semiten kennen gelernt, und sie tritt ebenso z. B. bei den Griechen ein. Auch darin stimmen diese Entwicklungen mit der arischen überein, daß auch in dieser Gottheiten und Dämonen vielfach in Tiergestalt, namentlich als Rinder und Rosse (§ 580), aber auch als Schlangen gedacht werden. Dagegen bildet einen ganz wesentlichen Unterschied, daß, während in der aegyptischen und den semitischen Religionen (und ebenso in Kleinasien und auch in Griechenland) das lokale Element dominierend hervortritt, die Gottheit, die an einer bestimmten Stätte sitzt und von hier aus wirkt, davon in der arischen Religion gar nichts zu finden ist: hier hat sich vielmehr die indogermanische Vorstellung der Universalität der göttlichen Wirkung, die daher nicht an eine begrenzte Örtlichkeit gebunden sein kann, in voller Stärke erhalten. Die Götter bewegen sich durch die ganze Welt, Himmel, Luft und Erde, kommen herbei, wo man sie ruft, und wirken, wo es sie gelüstet. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß bei ihnen Kräuter und Baumzweige zwar als zauberkräftige Mittel vielfach verwendet werden und daß man auch in der Vegetation das Wirken einer göttlichen Macht erkennt, daß aber von Baumkultus bei ihnen kaum eine Spur zu finden ist. Dem Baum fehlt eben mit der Bewegung auch die Möglichkeit universeller Wirkung; das Tier ist darin weit freier, und überdies er-

scheint Indra nicht in einem bestimmten Stier, die Aśvins nicht in bestimmten Pferden nach Art der aegyptischen und semitischen Götter, sondern sie haben im Himmel ihren Wohnsitz, und nur ihre äußere Erscheinung ist der der irdischen Tiere analog. Von einem eigentlichen Tierkultus, wie bei den Aegyptern und den syrischen Semiten, kann man daher bei den arischen Völkern nicht reden.

Tiergötter der vedischen Zeit: Oldenberg, Rel. d. Veda 68 ff.; Pflanzen und Bäume S. 255 ff. Spuren finden sich auch bei den Iraniern. Das im Text hervorgehobene, für die Beurteilung der arischen Religion im Unterschied von anderen ganz wesentliche Moment ist meines Erachtens dabei mit Unrecht außer acht gelassen. — Religion der Massageten: Herod. I 216; der Skythen IV 59 ff., vgl. 127.

583. Von ganz wesentlicher Bedeutung ist nun, daß sich bei den Ariern ein vollentwickelter berufsmäßiger Priesterstand gebildet hat. Erwachsen ist er, wie bei den Semiten aus den Kâhins (§ 351 u. A.), so auch hier aus den Zauberern (brahman = flamen, § 558) der indogermanischen Zeit, die die Sprüche und Riten kennen, mit denen man Geister und Götter zwingen kann; und dieser Charakter ist ihnen immer geblieben. Der Zauberspruch (mantra) und die zugehörigen, immer umfangreicher entwickelten Zeremonien, die nur sie zu vollziehen verstehen, sind die Mittel, über die sie verfügen, und durch die sie reichen Lohn und eine gesicherte Lebensstellung gewinnen. Unermüdlich verfolgen sie alle Konkurrenz; ein Opfer, das ohne ihre Assistenz vollzogen wird, kann keine Wirkung haben und dem geizigen Hausvater nur schaden; und jedes Unternehmen verlangt, damit es zum Ziele führe, ihre Mitwirkung und den Segen, den sie zu spenden vermögen. Sie haben es erreicht, daß ihre Ansprüche allgemein anerkannt worden sind, daß sie als selbständiger Stand, mit dem Anspruch, der erste zu sein, den adligen Kriegern zur Seite treten und kein Häuptling ohne ihre Hilfe existieren kann. Gleichzeitig wächst der Umfang ihres „Wissens“ ständig an; und damit entsteht zugleich eine Gliederung des Standes. Von den zahlreichen Brahmanen-

klassen, in die die indischen Priester schon zur Zeit der vedischen Hymnen zerfielen, gehören mindestens zwei schon der arischen Zeit an. Die eine ist die der „Feuerzünder“ (ind. atharvan, iran. athravan, griech. πύραιθος), der bei den Indern gewöhnlich als Zauberpriester (Brahman) bezeichnet wird, während in Westiran der Stammname Magier an ihre Stelle getreten ist, wie bei den Israeliten der Lewitenname zeitweilig den der Kohens verdrängt hat. Er entzündet am Platz der heiligen Handlung das lodernde Feuer, das die Unholde vertreibt, die Götter herbeiruft, die Gaben und die Opfernden reinigt, und in dem später auch die Opfer verbrannt werden — die zoroastrische Religion kennt keine Brandopfer, da sie das heilige Feuer verunreinigen würden, und auch bei den Indern scheint es erst allmählich aufgekommen zu sein. Neben ihm steht der „Rufer“ (ind. hôtar, iran. zaotar), der die Opferspende ausgießt und dabei die Götter anruft, nicht nur mit festgesetzten rituellen Formeln, sondern auch mit frei komponierten Gesängen (gâthâ), aus denen die erhaltenen religiösen Hymnen hervorgegangen sind. — Mit dieser Ausgestaltung der äußeren Stellung ist aber zugleich ein tiefgreifender innerer Wandel verbunden: die arischen Priester sind in der Tat viel mehr als die alten Zauberer, soviel allezeit von deren Wesen an ihnen haften geblieben ist. Sie sind auch für das geistige Leben der führende Stand geworden. Mochte es zunächst auch nicht selten eine sehr materielle Seite haben und wesentlich zur Festigung der Stellung des Priesterstandes beitragen, wenn die Gewalten, deren Wirkung man empfand und sichern wollte, zu festen Gestalten mit Eigennamen und Attributen ausgestaltet wurden, so liegt darin zugleich doch eine Steigerung nicht nur des religiösen Empfindens, sondern der geistigen Tätigkeit des Menschen überhaupt: nur auf diesem Wege kann er versuchen, die ihn umgebende Welt und die in ihr wirksamen Mächte zu erfassen und sich geistig zu eigen zu machen. Eben darin besteht die große geschichtliche Bedeutung der arischen Priester, daß sie nicht bei dem Überkommenen stehen geblieben sind, sondern es ständig

weitergebildet und dadurch schließlich von Grund aus umgeschaffen haben. Die Entwicklung vollzieht sich allmählich, nicht in schroffem Bruch mit der Überlieferung — den wagt erst Zoroaster —, sondern in Anknüpfung an das Überkommene; aber ständig wird dies erweitert und vertieft. Mochten auch die Wurzeln in den volkstümlichen Anschauungen liegen, so ist doch kein Zweifel, daß die Ausgestaltung des arischen Pantheons, die Weiterbildung und Vertiefung der dominierenden Ideen wesentlich das Werk der arischen Priesterschaft ist, wie uns das in der Fortsetzung dieser Entwicklung in den vedischen Hymnen deutlich entgegentritt. Daneben gehen freilich fortwährend die seltsamsten Spielereien einher, die oft genug, wenn sie sich zu dauernden Bestandteilen der Überlieferung verdichten, auf die wunderlichsten Abwege geführt haben. Das ist eben die Eigenart wie aller geistigen Entwicklung, so ganz besonders der von einem geistlichen Stande geleiteten; aber über diesen Schattenseiten ist nicht zu vergessen, daß sowohl die Lehre Zoroasters wie die großen indischen Religionen aus diesem Boden erwachsen sind.

Über Zauberfeuer und Opferfeuer OLDENBERG, Rel. des Veda 336 ff. Über die indische Priesterschaft LUDWIG, Rigveda III (§ 580 A.). OLDENBERG, Rel. des Veda 372 ff.

584. Auch alles sonstige geistige Wissen ist Besitz der Priester; sie sind die Ärzte und die Kalendermacher, die den Lauf des „Messers“, des Mondes, beobachten und mit Opfern begleiten und aus den Sternen die rechte Zeit erspähen. Das Wesentliche aber ist immer die zwingende Kraft des Opfers, der Formel und des Gebetshymnus über alle in der Welt wirkenden Mächte, seien sie nun Götter oder Dämonen und böse Geister. So kommt es, daß im Kultus der Priesterschaft zwei Gottheiten in den Vordergrund treten, die unmittelbar aus den Kulthandlungen erwachsen sind: der Gott des Feuers Agni und der Gott des Opfertrunks Soma (§ 576). Das Feuer, vor allem das Herdfeuer, mögen schon die Indogermanen verehrt haben (§ 558); bei den Ariern ist es dagegen speziell

und ausschließlich das Feuer, das durch Reiben der Hölzer am Opferplatz entzündet wird. Es wird immer neu geboren und stirbt immer von neuem; und doch ist es immer derselbe lebendige Gott, der in ihm sichtbar wird, zu den Menschen kommt, die Götter herbeiführt, alle Dinge erfaßt und läutert. Gleichartig der Macht des Feuers ist die des Soma, die göttliche Kraft, die im Rausch in den Menschen fährt, seine Glieder durchdringt, seinen Geist erleuchtet, ihm hohen Mut und überirdische Einsicht verleiht. Auch die Götter haben ihre wunderbaren Taten nur mit seiner Hilfe, im Taumel des Rausches, vollbringen können, vor allem Indra der Drachentöter; er ist ihnen das wertvollste Opfer, da er sie zum Kampf mit ihren Gegnern stärkt. So sind das Feuer und der Somatrank die höchsten Gaben, welche die Götter den Menschen gespendet haben, und zugleich für sie selbst ein unschätzbares Gut; die feindlichen Dämonen hatten sie verborgen, aber durch List oder im Kampf oder etwa durch die Kraft und Schnelligkeit eines Adlers, der das kostbare Gut raubte, haben sie beides gewonnen. In der Praxis aber kehrt sich das Verhältnis um: die Götter bedürfen der Opferspeise, zu der Agni sie herbeilockt, und sie können den Somatrank nicht entbehren, den doch nur die Menschen ihnen darbringen. Dadurch ist Soma einer der mächtigsten Götter der Arier geworden, wohltätig den Freunden, furchtbar den Feinden, der Spender von Gesundheit, von Lebensfreude und Unsterblichkeit, sowie von Einsicht und Nachkommenschaft. Zugleich aber ist damit der Grund gelegt für die Idee, daß die Götter trotz ihrer übermenschlichen Macht im Grunde von den Menschen, ihrem Tun und ihren Gaben abhängig sind, eine Idee, die sich zunächst höchstens ganz gelegentlich hervorwagt, für die weitere Entwicklung beider Einzelvölker aber von grundlegender Bedeutung geworden ist.

585. Von den alten indogermanischen Göttern, den „himmlischen“ (daiva, § 558), ist Vater Djaus im Veda ganz in den Hintergrund getreten und bei den Iraniern nicht mehr nachweisbar. Dagegen hat sich bei diesen der Kult des Sonnen-

gottes Sûrja oder in kürzerer Form svar erhalten, der bei den Massageten die Alleinherrschaft gewonnen hat (§ 582); bei den Indern spielt er keine größere Rolle mehr, während bei ihnen, im Zusammenhang mit der Ausbildung des Rituals, der Mond zu um so größerer Bedeutung gelangt ist. An die erste Stelle dagegen rückt die, ursprünglich vielleicht mit Djaus identische und dann aus ihm differenzierte, Gestalt des kämpfenden Himmelsgotts, des Gewittergotts, der mit dem Geschoß des Blitzes seine Feinde zerschmettert. Bei den Ariern führt er den Namen Indra (Indara); daneben steht ein zweiter, wie es scheint ihm wesensgleicher Gott Trita, der vielleicht im Kultus niemals hervorgetreten ist, sondern nur dem Mythus angehört hat. Die Erzählungen von den Kämpfen dieser Götter mit den feindlichen Dämonen, wie Indra die furchtbare Schlange, den Drachen Vṛtra erschlug, der die Wasser geraubt und in den Felsen verborgen hat, die dann der Gott mit dem Blitzstrahl zersprengt, so daß die Wasser sprudelnd hervorbrechen, oder wie Vṛtra eine herrliche Jungfrau oder auch die segenspendenden Kühe geraubt hat und Indra oder Trita sie befreien, bilden in mannigfachen Wandlungen einen Hauptbestandteil der vedischen wie der iranischen Sagen. Daß diese Erzählungen so stark in den Vordergrund treten und geradezu den Charakter der arischen Religion bestimmen, beruht darauf, daß die herrschenden Elemente des Volks, in deren Dienst die priesterlichen Sänger standen, sie am liebsten hörten; sie freuten sich an dem Gott, der ihnen glich, der wie sie am Somatrunk sich berauschte und dann noch gewaltigere Taten ausführte, als sie selbst zu vollbringen vermochten. Der Charakter eines kriegerischen Adels spiegelt sich in diesen Mythen nicht minder wider als in den homerischen Epen. Eben darum wird der indifferente Djaus und die ihm verwandten alten Götter, von denen man wenig Interessantes zu erzählen wußte, in den Hintergrund gedrängt sein. Um so mehr tritt neben Indra das helfende Zwillingspaar, die Aśvins mit ihrem Streitwagen, in den Vordergrund (§ 580); auch sie sind Gottheiten, denen

der Adlige sich verwandt fühlte und deren Hilfe er bei seinen Unternehmungen hoffte und empfand. In alter Zeit führen die beiden Brüder den noch unerklärten Namen Nâsatjâ, der später nur noch vereinzelt vorkommt; gelegentlich werden sie auch direkt mit Indra zu einer einheitlichen Gruppe verbunden.

Indra (var. Indara) und Našatia(-anna) erscheinen neben einander als Götter der Mitani (§ 455 A.), wie Rigveda VIII 26, 8 Indra-nâsatjâ (Dual) zu einem Kompositum zusammengefaßt sind: dadurch ist zugleich das Alter Indras erwiesen, den man früher mit Unrecht oft für einen jüngeren, rein indischen Gott gehalten hat. Im Awesta sind Indra und Nâsatja (Naonhaithja) zu Teufeln (daeva) degradiert worden: Vend. 10, 17. 19, 43; daneben ist aus Indra dem Vrtratöter der von der Religion legitimierte Gott Verethraghna (griech. Ἀρτάγνης) geworden, Trita erscheint als Heros Thraetaona (neupers. Ferîdûn), der den Drachen aži (ind. ahi „Schlange" = Vrtra) -dahâka fesselt (vgl. § 581 A.) — Natürlich haben die Arier noch weit mehr Götter und Mythen gekannt, so die Morgenröte; nachweisbar ist der Blitzgott apâm napât „der Spross der Wasser", d. i. der aus dem Wasser der Wolken gezeugte Blitz (einen Kult hat dieser Gott schwerlich gehabt); ferner der Heros Sušrava = iran. Husrava, Chosrau, der Ruhmreiche.

586. Neben diese alten Götter sind neue von ganz anderem Charakter getreten. Vor allem gehört der Gott Mitra (iran. Mithra) hierher, der „Freund", eine segenbringende hilfreiche Macht, die sich nach der später in Iran zu voller Herrschaft gelangten, gelegentlich auch in Indien hervortretenden Anschauung vor allem in der Sonne offenbart; daß das indessen nicht sein Ursprung ist, lehrt schon sein Name. Gleichartig ist ein Gott Arjaman, der „Genosse". Mit Mitra eng verbunden ist Varuna; beide werden sehr oft, ähnlich den Aśvins, zu einem einheitlichen Paar Mitra-Varuna zusammengefaßt. Die Religion Zoroasters kennt Varuna nicht mehr; statt seiner erscheint in ihr mit Mithra in derselben Weise eng verknüpft, wenn auch ihm vorgeordnet, der Gott Mazdâ, „der Weise", der den Eigennamen Ahura trägt. Ahura ist indisch asura; und dies Wort, das später eine Gruppe feindlicher Dämonen bezeichnet, ist im Veda das Beiwort zahlreicher großer Götter, vor allem aber das des Varuna und

des Mitra und der an sie sich anschließenden Göttergruppe, die als die „sieben Âditjas“ zusammengefaßt werden. So ist es sehr wahrscheinlich, daß der iranische Ahura-Mazdâ seinem Wesen nach mit dem arisch-indischen Varuna identisch ist. Die Etymologie von Varuna ist dunkel. Im Veda thront er im Himmel und fährt mit Mitra im Wagen einher; er öffnet der Sonne ihren Pfad und waltet über Mond und Sterne, vor allem aber in den himmlischen Wassern, aus denen er den Regen spendet, und auch in denen der Erde; er ist das Kind der Wasser, das sich in die Fluten hüllt; daher ist er später immer ausschließlicher zum Meergott geworden. An anderen Stellen tritt seine Lichtnatur hervor: die Sonne ist das Auge des Varuna oder des Mitra und Varuna; oder wenn Mitra der Gott der Sonne und der Tageshelle ist, so ist Varuna der Herrscher der Nacht. Dieses ständige Schwanken der Auffassung zeigt, daß der Ursprung des Varuna so wenig wie der Mitras in Naturerscheinungen gesucht werden darf: sie sind viel universellere Mächte. Beide walten in aller Natur und beherrschen sie, sie haben ihre Ordnungen geschaffen; das wird dann bald in dieser, bald in jener Weise ausgeführt und erzeugt mythische Einzelzüge, die oft genug in Widerspruch mit einander stehen, die aber eben darum das Wesen dieser Götter nicht erschließen können. Varuna ist „der Halter der Wesen“, der „in den Wäldern die Luft ausgebreitet hat, in den Rossen die Raschheit, in den Kühen die Milch; in die Herzen hat er den Willen, in die Wasser das Feuer [den in ihnen lebenden Blitzstrahl, vgl. § 585 A.] gesetzt, an den Himmel die Sonne, auf den Berg den Soma“. Er ist der Besitzer aller Weisheit, der Listenreiche, der nie zu Täuschende. So ist er der „König“, der Herr der Götter und der Welt; er tritt als Konkurrent neben Indra, mit dem er um den Vorrang streitet. In der Tat sind es zwei ihrem Ursprung nach ganz verschiedene Konzeptionen der göttlichen Macht, die sich hier gegenüber stehen: in Indra der aus dem ganz konkreten Vorgang des Gewitters erwachsene himmlische Held, der im Kampfe die Herrschaft erringt, in Varuna die

Idee der in allen Erscheinungen der Natur und des Lebens waltenden göttlichen Kraft und Ordnung. Der Gott, in dem sie sich verkörpert, tritt dann sekundär, weil das mythische Denken sich noch nicht zu einer reinen Abstraktion zu erheben vermag, mit den konkreten Einzelerscheinungen in Verbindung; dadurch werden zahlreiche Widersprüche in sein Wesen eingeführt. Zoroaster hat dann in der Gestalt des Ahura Mazda den Grundbegriff rein herausgearbeitet. In den Namen der Genossen Varunas, des Mitra und des Arjaman, gelangt der abstrakte Charakter dieser religiösen Gestalten zu klarem Ausdruck. In der Tat tritt mit den Asuren eine neue Gruppe neben die „Himmlischen“, die Daevas. Das Wort Asura bedeutet wahrscheinlich den „Herrn“; und auch Âditja scheint, so unsicher die Etymologie ist, die schrankenlose Macht und Bewegungsfreiheit dieser Götter zu bezeichnen. Sie sind gewaltige Mächte, die das Leben beherrschen; aber sie sind den Menschen wohlgesinnt und werden daher mit freundlichen Namen angerufen. Wie weit bei diesen Bildungen die Sonderentwicklungen der einzelnen arischen Stämme und vielleicht spezielle Stammeskulte eine Rolle gespielt haben, vermögen wir nicht zu erkennen; daß solche Gegensätze und Kreuzungen verschiedener Einflüsse vorhanden gewesen sind, ist zweifellos. In den vedischen Liedern beginnen Asuren und Daevas zu verschmelzen, und wenigstens bei einem Teil des Volks hat Varuna zeitweilig den Vorrang vor Indra gehabt. Aber dauernd ist die Verbindung nicht gewesen; in der Religion Zoroasters wie in der späteren indischen Religion stehen beide Göttergruppen in scharfem Gegensatz und bekämpfen sich ununterbrochen in erbitterter Fehde Für Zoroaster sind die Daevas zu Teufeln geworden, für die späteren Inder die Asuren; den Varuna haben sie, da er als ein mächtiger Gott überliefert war, auf das Reich des Meeres beschränkt. — Wesen und Geschichte dieser Götter zeigt deutlich, daß die Asuren, Mitra und Varuna durchaus nicht, wie man oft angenommen hat, eine ältere Göttergruppe bilden, die von Indra und seinem Kreis in den Hintergrund gedrängt sind,

sondern umgekehrt einer weit jüngeren und fortgeschritteneren religiösen Auffassung angehören. Dem entsprechen die äußeren Zeugnisse: Indra reicht, wenn auch nicht dem Namen, so doch seinem Wesen nach wie die Daevas in die indogermanische Zeit hinauf, die Asuren, Varuna und Mitra sind Schöpfungen der Arier. Mit ihnen tritt ein spekulatives Element in die Götterwelt ein, das sich in der Folgezeit bei beiden Völkern in der Schöpfung zahlreicher abstrakter Gestalten weiter entfaltet, deren Wurzeln aber zum Teil schon in die arische Zeit hinaufragen mögen; so z. B. vedisch Puramdhi die Göttin der „Fülle" = awestisch Parendi die Hüterin der Schätze (Oldenberg, Rel. des Veda 63, 3).

Im allgemeinen s. Hillebrandt, Varuna und Mitra, 1877, Darmesteter, Ormazd et Ahriman, 1877, und zahlreiche neue Einzeluntersuchungen. Über Oldenbergs Auffassung s. § 581 A. Pischel, Ved. Stud. II 124. 214, hält den vedischen Varuna meines Erachtens mit Unrecht schon für einen speziellen Wasser- und Meergott. — Die frühere Annahme, Varuna sei mit griech. Οὐρανός und mit der im Awesta genannten, bisher nicht lokalisierten Landschaft Var(e)na identisch, ist jetzt allgemein als unhaltbar erkannt.

587. In diesen Gestalten ist die arische Religion zu der Idee der Weltordnung vorgedrungen, die sich über dem wilden Treiben der Naturgötter und Dämonen als das gleichmäßige ewige Gesetz erhebt. Diese „Ordnung", westiranisch arta, indisch rta, im Awesta aša, ist nach vedischer Auffassung von Varuna (und Mitra) geschaffen und erhalten, nach der Zoroasters von Ahura Mazda. Wenn auch nicht entstanden, so doch in ihrer Ausbildung wesentlich bestimmt ist diese Idee durch den Glauben an die gleichmäßig und unverbrüchlich wirkende Kraft des Opfers und der richtig vollzogenen Zauberriten, und in den priesterlichen Dichtungen tritt diese Seite auf das stärkste hervor. Aber sie greift weit darüber hinaus und hebt zugleich die ursprüngliche Auffassung des Zaubers, indem sie sie bis in ihre Konsequenzen verfolgt, innerlich auf und wandelt sie in ihr Gegenteil um: an Stelle der Willkür des momentanen Gelüstens tritt die unverbrüch-

liche Weltordnung, und nur indem der Mensch diese erkennt und sich ihr unterordnet, kann er seine Ziele erreichen und die in der Welt wirkenden Kräfte beeinflussen. Für die Einzelgestaltung bleibt freilich das gesamte alte Zauberritual, ja es wird jetzt erst recht weiter ausgestaltet; dennoch ist es ein gewaltiger Fortschritt sowohl des Erkennens wie des sittlichen Empfindens, daß man in ihm die Gesetzmäßigkeit sucht und sich dieser bewußt wird. Die Ordnung des Arta ist rituell, kosmisch und ethisch zugleich; die Götter erkennen sie an, trotz aller Launen und aller Eigenwilligkeit, die der Mythus von ihnen berichtet und das Leben immer von neuem erfahren läßt, und eben darum und dadurch sind sie Götter; die Dämonen versuchen sich ihr zu entziehen, aber dadurch erliegen sie, sie sind nur Truggestalten (druh, iran. drudž), deren Ohnmacht offenbar wird, sobald man ihnen in der richtigen Weise entgegentritt. Die Frommen, welche den Segen der Götter gewinnen wollen, müssen daher die Forderung „guter Gedanken, Worte und Werke“ erfüllen — diese Forderung, welche Veda und Awesta gleichmäßig stellen, reicht in arische Zeit hinauf. Das ist zunächst rein rituell gedacht, Beobachtung des richtigen Zeremoniells und der Reinheitsvorschriften; aber auch darin schon liegt ein ethisches Moment, und sittliche Gebote stehen von Anfang an in aller Religion neben den kultischen. So entspricht das Arta den Rechtsgöttinnen der Aegypter und der Griechen, der Maʿat und der Themis. Eine selbständige Gottheit ist es bei den Ariern noch nicht; dazu hat es in Iran erst Zoroaster erhoben, während in der indischen Religion die ewige Ordnung, die „Verkettung von Ursache und Wirkung“, weit über die Götter hinauswächst und zu der alle Vorstellungen beherrschenden Macht wird, welche die Götter beiseite schiebt.

588. Die Vorstellung, daß der im lebenden Menschen hausende Geist, der beim Tode aus ihm herausfährt, als Gespenst umgeht und Spuk treibt, aber auch seinen Nachkommen Segen bringen kann, mag schon in indogermanischer Zeit vorhanden gewesen sein; größere Bedeutung und festere Ge-

stalt gewinnt sie erst mit dem Fortschreiten der Kultur und der Ausbildung geregelter Bestattungsbräuche. Daß bei den Ariern die primitivste Behandlung der Leichen, die Aussetzung, sich noch in weitem Umfang erhalten hat, haben wir schon gesehen (§ 579). Daneben kommt dann sowohl die Bestattung wie die Verbrennung auf. Letztere ist in der vedischen Zeit Indiens bereits durchaus vorherrschend geworden und wird von den Ritualtexten allein berücksichtigt; daß sie auch in Iran weit verbreitet gewesen ist, beweist die Tatsache, daß die Zoroastrier die turmartigen Bauten, in denen sie die Leichen aussetzen, dakhma, d. i. „Verbrennungsstätte" nennen. In Arachosien und Persis dagegen herrscht die Bestattung. — Die Totengeister, die „Väter", beim Begräbnis und späteren Totenfeiern mit Lebensmitteln ausgestattet, leben in einem fernen unbekannten Reich unter dem Totenherrscher Jama, Sohns des Vivasvant, dessen Hunde (§ 579) unter den Menschen umgehen und den, dem zu sterben bestimmt ist, packen und auf seinem Wege geleiten. Im Totenreich herrschen ewig die gleichen Verhältnisse, friedlich und ungestört — denn der Tod kennt keine Veränderung mehr —; aber die Väter können von hier aus auch ihren Nachkommen Segen spenden, wenn diese sie anrufen; doch ist es begreiflich, daß der Lebende sie immer zugleich als unheimliche Wesen betrachtet und die Berührung mit ihnen meidet. Der Totenherrscher Jama ist der erste, der den Tod erlitten hat, und darum der erste Mensch (und nach priesterlicher Anschauung der erste Opferer), der von seiner Schwester Jamî die Menschen gezeugt hat; ehemals herrschte er auf Erden als mächtiger König; und damals bestanden auch hier die friedlichen, unveränderlichen Zustände des Totenreichs, ohne Kampf und Not, so daß an ihn die Sage von einem goldenen Zeitalter der Urzeit anknüpft. Es ist ein seltsamer Widerspruch, aber doch völlig begreiflich, daß dieser „erste Mensch" trotzdem einen menschlichen Vater hat, Vivasvant; denn einen Menschen ohne Vater kann man sich nicht denken, und zu jedem Eigennamen gehört der Vatersname.

Jama Sohn des Vivasvant erscheint im Awesta als Jima Sohn des Vîvanhant, seine Schwester Jimî in der iranischen Sage als Jimek (Jime); in dieser ist Jima zu dem Urkönig Džemšîd geworden. Es war eine seltsame Verirrung, daß man in diesen Gestalten Götter und gar die Sonne oder den Mond gesucht hat; das Richtige gibt Oldenberg. — Bestattung in Arachosien Vend. I, 48; bei den Persern wird die Leiche mit Wachs überzogen (Herod. I 140. Cic. Tusc. I 45 u. a.; ebenso bei den skythischen Königen Her. IV 71) und dann z. B. bei den Königen in Felsgräbern beigesetzt.

Charakter und weitere Entwicklung der Arier

589. „Die Perser sind dem Wein sehr ergeben," erzählt Herodot (I 133); „die wichtigsten Angelegenheiten beraten sie im Rausch, und dann prüfen sie am nächsten Morgen, wenn sie nüchtern geworden sind, die Entscheidung noch einmal." Ähnliches wird z. B. von den Germanen erzählt und kann überhaupt als charakteristisch für die Indogermanen gelten. Aber bei den Ariern hat sich dieser Zug eigenartig gesteigert; aus ihm ist der Somakult erwachsen, der ihrer Religion und Kultur ein so eigenartiges Gepräge gibt. Er berührt sich mit der Dionysosreligion, die in Griechenland im sechsten Jahrhundert aufkommt; aber — ganz abgesehen davon, daß diese, dem damaligen Stadium der religiösen Entwicklung entsprechend, den Charakter des Mysteriums trägt — auch von ihr ist er spezifisch verschieden. Dionysos ist nicht der Wein, sondern die große göttliche Macht, die sich vor allem in diesem offenbart und in den Menschen eingeht; für die Arier ist der Soma selbst die Gottheit, der Trank, der von den Menschen gepreßt und erzeugt wird und in dem sie lebt wie Agni das Feuer in der Flamme. So ist er zwar ein gewaltiger Gott, der immer von neuem in die Erscheinung tritt und wirkt; aber diese Erscheinung ist zugleich abhängig vom Tun der Menschen. Das ist für die arische Religion von grundlegender Bedeutung. Wenn schon die indogermanische Religion die Kluft nicht kennt, welche nach aegyptischer wie nach semitischer und sumerischer Vorstellung die Götter

von den Menschen trennt, sondern beide in enger Verbindung mit einander stehen (§ 557), so ist diese Verbindung in der arischen Religion noch ganz wesentlich gesteigert. Potenzierte Menschen sind sie überall — das folgt aus dem Analogieschluß, auf dem die Konzeption des Gottesbegriffs überhaupt beruht (§§ 46. 50) — und die griechische (und auch z. B. die germanische) Religion hat die Götter eben so stark, wenn auch in anderer Weise, vermenschlicht, wie die arische; aber die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Göttern und Menschen, die dadurch bedingte Abhängigkeit der Gottheit vom menschlichen Tun, kennt sie nicht, während dies Moment in der arischen Entwicklung zu fundamentaler Bedeutung gelangt. Darin tritt zugleich das Bestreben hervor, die religiösen Gedanken und damit das Weltproblem in seiner ganzen Tiefe zu ergründen, es auszudenken und in feste Formeln zu fassen; dieses Streben, das zu immer neuen Problemen und Lösungen führt und die großen Religionen der beiden arischen Völker geschaffen hat, hat, wie wir gesehen haben, schon in der arischen Zeit begonnen. Ihre Gestaltung erhalten diese Gedanken durch die schöpferische Kraft der Phantasie, das Erbteil, welches die Arier aus der indogermanischen Zeit mitgebracht haben. In der Literatur und den Religionen der Inder tritt uns diese Kraft der Phantasie lebendig entgegen, freilich auch ihre Einseitigkeit, die Unfähigkeit, ihr Schranken zu setzen und Maß zu halten, wie die Griechen. Aber auch die Iranier beurteilen wir einseitig, wenn wir sie nach den schablonenhaften, kraft- und leblosen Formeln des Awesta bemessen; das sind Erzeugnisse einer grübelnden Systematik, welche, um den Irrwegen der Phantasie zu entgehen, in ihr Gegenteil flüchtet, und dadurch die großen Gedanken, welche sie geordnet darlegen will, verknöchern läßt und schließlich in ödem Formelwerk völlig erstickt. Die brahmanische und die buddhistische Literatur hat vielfach ganz gleichartige Erzeugnisse hervorgebracht. Welches innere Leben und welche Schöpfungskraft auch in den Iraniern saß, zeigt das gewaltige Epos und in noch höherem Grade die großartige Um-

gestaltung und Vertiefung der Lehren des Islâms, aus denen die Perser die am tiefsten empfundene und am schönsten gestaltete Form des Pantheismus geschaffen haben, welche die religiöse Literatur aller Völker und Zeiten aufzuweisen hat.

590. Etwa zu Anfang des zweiten Jahrtausends mögen die Arier begonnen haben, sich über Nordindien und Iran auszubreiten. Daß die Scharen, welche nach Mesopotamien und Syrien vordrangen, nicht von den kulturlosen Nomaden ausgegangen sind, sondern die Entwicklung der seßhaften Kulturgebiete durchgemacht hatten, beweisen die Götter Mitra und Varuna, Indra und die Nâsatjas in Mitani, und die mit Arta- gebildeten Eigennamen. Die Ausbreitung hat dann zur Spaltung in Inder und Iranier geführt. Aber dies äußerliche Moment ist nicht das wesentliche. Deutlich treten vielmehr tiefgreifende Unterschiede hervor, in denen sich, trotz aller ursprünglichen Gemeinschaft und aus dieser heraus erwachsen, die geistige Richtung der beiden Völkergruppen offenbart, die sie geschichtlich und kulturell in entgegengesetzte Bahnen geführt hat. Die Neigung zu religiösem Denken und zu einer die Welt als Ganzes umfassenden Spekulation ist beiden gemeinsam; und bei beiden treten abstrakte Begriffe an die Stelle der altererbten Götter. Aber bei den Indern führt diese Spekulation zu einem mystischen Pantheismus, zum Versenken in das eigene Ich, dem gegenüber die Welt zum leeren Schein wird und ins Nichts versinkt. Bei den Iraniern dagegen steht das praktische Leben und die reale Welt im Vordergrund, und darum zugleich das Sittengebot. Die neuen Götter Zoroasters sind ethische Mächte, die der Inder Abstraktionen des Kultus (Brahman) und der Philosophie (Âtman). Darum gibt der Iranier sich dem Leben mit vollem Eifer hin und sieht seine höchste Aufgabe in praktischer, heilbringender Tätigkeit, während der Inder wenigstens in der Theorie — und die Brahmanen wie die Buddhisten haben damit auch im Leben vollen Ernst zu machen versucht — das Leben flieht und die schaffende Tätigkeit verachtet. Nicht nur die Lehre Zoroasters und

das Bekenntnis des Darius zeigt diesen Gegensatz, sondern ebensosehr der Pantheismus der persischen Sufis: er ist immer positiv, die Welt und das Leben bejahend und sich an ihm erfreuend, die Vereinigung mit dem schöpferischen Gotte ist sein höchstes Ideal; der Pantheismus der Inder dagegen ist negativ, er verneint Leben und Welt, sein Ideal ist das Aufhören der eigenen, zur Qual gewordenen Existenz. Daher haben die Iranier ein reiches historisches Leben voll großer welthistorischer Wirkung, während die Inder nicht nur äußerlich, sondern auch und vor allem ihrem inneren Wesen nach zu einem selbständigen Staatsleben und damit zu einer politischen Betätigung nicht gelangt sind. Der beiden Völkern gemeinsame spekulative Grundzug, der über den großen Problemen des Daseins die Einzelvorgänge gering achtet, kommt darin zum Ausdruck, daß beide trotz aller Begabung eine historische Literatur nicht entwickelt haben (§ 131).

591. Wie diese Gegensätze sich entfaltet und die äußerliche Trennung beeinflußt haben mögen, läßt sich nicht erkennen; daß sie mitgewirkt und die Trennung erst definitiv gemacht haben, ist nicht zweifelhaft. Denn bei den Indern behaupten die devas und mit ihnen Indra in der vedischen Zeit ihre dominierende Stellung, der Anspruch des Mitra und Varuna auf den Vorrang setzt sich nicht durch, die Asuras erscheinen schon im Veda gelegentlich als von Indra besiegte Gegner und sind in der Folgezeit ganz zu bösen Dämonen geworden. Bei den Iraniern dagegen ist Ahura der Name des höchsten Gottes, Mithra steht ihm zur Seite; die daevas (neupers. dîw) sind ihre Gegner, die Teufel, und unter diesen erscheinen auch Indra und Nâsatja. Hier hat Zoroaster diese Entwicklung zum Abschluß gebracht; aber begonnen hat sie ohne Zweifel schon vor ihm, wenn wir auch die einzelnen Stadien dieses doppelseitigen Prozesses nicht zu erkennen vermögen.

VI. Rückblick auf die Anfänge der menschlichen Entwicklung

Die Anfänge der Entwicklung der Einzelvölker seit der neolithischen Zeit

592. Blicken wir noch einmal zurück, um den Verlauf der Entwicklung, den wir an den einzelnen Völkern und Kulturen verfolgt haben, in seiner Totalität zu überschauen. Überreste und Zeugnisse menschlichen Lebens, die mit einer von da an stetig fortschreitenden Kulturentwicklung in geschichtlichem Zusammenhang stehen und ihre älteste für uns erreichbare Grundlage bilden, sind uns zuerst in Aegypten entgegengetreten. Hier reichen sie jedenfalls weit ins fünfte Jahrtausend hinauf, ja die ältesten Schichten mögen noch über 5000 v. Chr. hinaufragen; und von da an hat Aegypten Jahrtausende hindurch die Führung behalten. Erst wesentlich später, nach 3000 v. Chr., treten ihm die ältesten bis jetzt bekannten Denkmäler Babyloniens zur Seite; so roh sie sind, so führen doch die Vorstufen dieser Entwicklung noch um Jahrhunderte hinauf, weit ins vierte Jahrtausend hinein. Etwa in dieselbe Zeit reichen die ältesten Fundschichten auf Kreta und in Troja, an die dann eine kontinuierlich fortschreitende Entwicklung ansetzt, die mit der Aegyptens dauernd in Fühlung steht. Von diesen Mittelpunkten aus werden dann immer neue Völker in den Verlauf der Entwicklung hineingezogen; von ihrer Veranlagung und zum Teil auch von den Bedingungen des Gebiets, das sie bewohnen, hängt es ab, ob sie passiv in denselben Verhält-

nissen verharren, in denen sie vorher standen, und höchstens einige äußere Errungenschaften annehmen, wie z. B. die Libyer oder die Neger Nubiens, oder auch lediglich eine äußere Umwälzung herbeiführen, ohne selbständige Beteiligung am Kulturleben, wie die Hyksos und die Kossaeer, oder ob sie die fremden Anregungen in sich aufnehmen und ihrer Eigenart entsprechend weiterbilden und ergänzen und so aktiv und fördernd in den weiteren Verlauf der historischen Entwicklung eingreifen, wie die Semiten und dann auch die kleinasiatischen Stämme. In Europa treten uns die Anfänge vorwärtsschreitender materieller Kultur (von seinem geistigen Leben wissen wir gar nichts) zwar später als in Aegypten, aber doch jedenfalls schon seit dem Beginn des vierten Jahrtausends entgegen; in der weiteren Entwicklung sind die Berührung und Einwirkung der fortgeschrittneren Gebiete des Südostens unverkennbar, so lebhaft im einzelnen auch die Meinungen über die Intensität dieses Einflusses und die Frage, wie weit damit eine Einwirkung in umgekehrter Richtung verbunden ist, auseinandergehen mögen. Etwa seit der Mitte des dritten Jahrtausends beginnt dann die Ausbreitung der Indogermanen, und bald darauf bildet sich bei dem östlichsten ihrer Zweige, den Ariern, eine höhere, selbständige und eigenartige Kultur. Um dieselbe Zeit hat auch bei dem großen Kulturvolk des Ostens, den Chinesen, deren Geschichte außerhalb des Rahmens unserer Darstellung bleibt, die aufsteigende Entwicklung eingesetzt.

Die hier gegebenen Betrachtungen habe ich in der Hauptsache schon in Ber. Berl. Akad. 1908, 656 ff. (Die Bedeutung der Erschließung des alten Orients für die geschichtliche Methode und für die Anfänge der menschlichen Geschichte überhaupt) veröffentlicht.

593. In ihrer Gesamtheit zeigen diese Tatsachen, daß bei denjenigen Völkern und Gebieten der Alten Welt, die überhaupt zu einer höheren Kultur fortgeschritten sind, diese Entwicklung etwa im fünften Jahrtausend v. Chr. begonnen hat. Äußerlich ist sie dadurch erkennbar, daß diese Völker

Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben; ihr inneres Wesen besteht darin, daß sie ein geistiges Leben entwickeln, das ihnen eine von allen anderen unterschiedene Sonderart, eine Volksindividualität verleiht und sie dadurch weiter zu historischem Leben und historischer Wirkung befähigt. Im einzelnen ist diese Entwicklung hier etwas früher, dort etwas später erkennbar, verläuft bald rascher, bald langsamer, bis das Volk entweder in das sich bildende und immer mehr verbreiternde Bett des vollen geschichtlichen Lebens eintritt, oder aber ein Zustand erreicht worden ist, über den es nach seiner Veranlagung und den äußeren Bedingungen seines Daseins, solange diese sich nicht ändern, nicht mehr hinauskommen kann — so z. B. bei den Beduinen, oder auch bei denjenigen indogermanischen Völkern, die Jahrtausende lang nicht wesentlich weitergelangt sind, bis sie vom Strom des lebendigen historischen Lebens erfaßt wurden. Doch sobald wir die Einzelerscheinungen zu einer Einheit zusammenfassen, treten diese zeitlichen Unterschiede vollständig zurück, während, zumal wenn wir den Blick auf die gewaltigen Zeiträume richten, die wir aus äußeren wie aus inneren Gründen für die Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt in Anspruch nehmen müssen, die Gleichzeitigkeit der Entwicklung um so überraschender und gewaltiger sich aufdrängt. Eine Ausnahme bildet freilich die Entwicklung Amerikas; hier werden die Zustände, die in der Alten Welt einer fernen Vorzeit angehören, auch von den fortgeschrittensten Völkern erst Jahrtausende später erreicht. Wie das zu erklären ist, weiß ich nicht, und ich gehe darauf umsoweniger ein, da mir dafür alle genaueren Kenntnisse fehlen. Die geschichtliche Tatsache, die wir für die östlichen Kontinente konstatiert haben, wird dadurch in keiner Weise beeinflußt.

594. Diese Tatsache fordert eine Erklärung; und diese Erklärung kann nur in éiner Richtung gesucht werden. Die Erfahrung lehrt, daß es viele Völker gibt, die auf einem einmal erreichten Standpunkt dauernd stehen bleiben und sich

die Jahrtausende hindurch äußerlich kaum, innerlich gar nicht verändern, es sei denn, daß sie durch äußere Einwirkungen gewaltsam aus ihren Bahnen gerissen werden, wie etwa gegenwärtig die Neger. Das können wir begreifen; nicht begreifen aber würden wir, daß ein Volk lange Zeiträume hindurch stagnierend auf derselben Stufe stehen geblieben sei und dann plötzlich von innen heraus eine neue vorwärts führende Bahn eingeschlagen habe. Vielmehr sind wir gezwungen, eine Kontinuität der Entwicklung anzunehmen, die Linien, die wir vom fünften und vierten Jahrtausend an bis zur Gegenwart verfolgen können, auch nach oben in der gleichen Richtung zu verlängern, obwohl uns hier die urkundlichen Zeugnisse fehlen. Das ist allerdings ein Postulat; aber ein Postulat, dessen Anwendung nicht in unserem Belieben steht, sondern das ebenso mit Notwendigkeit in der Natur unseres Denkens liegt, wie daß wir einen Vorgang, den wir beobachten, als Wirkung und Ursache erfassen oder mit anderen Worten ihn kausal entweder als einen Willensakt oder aber als einen gesetzmäßigen Vorgang denken müßten. Wollten wir das Postulat negieren, so würden wir damit nicht nur das wissenschaftliche Denken, sondern das Denken überhaupt aufheben, oder vielmehr, wir würden sofort nach der Ursache suchen, welche diesen Stillstand und die dann plötzlich spontan eingetretene fortschreitende Entwicklung dennoch begreiflich machte, und damit lediglich das Postulat wieder als berechtigt anerkennen.

595. Wir müssen also annehmen, daß um 5000 v. Chr. das genus homo eine Stufe seiner Entwicklung erreicht hatte, die allen den Menschengruppen oder Völkern, die ihrer Veranlagung nach (d. h. nach den geistigen Kräften, die in ihnen beschlossen waren) überhaupt über dies Stadium hinausgelangen konnten, den Eintritt in diejenigen Bahnen ermöglichte, die zur Entstehung einer weiter fortschreitenden Kultur und zum Eintritt in ein historisches Leben führte. Von der Entwicklung, die dieser Epoche voranliegt, können wir wenigstens einiges ahnen. Denn die Völker haben da, wo sie uns

zuerst in geschichtlichen Zeugnissen greifbar entgegentreten, so nahe sie sich auch in den sozialen, rechtlichen, religiösen Anschauungen und in der äußeren Gestaltung des Lebens stehen, doch alle schon ihre Sonderindividualität, körperlich sowohl wie geistig, die sich im weiteren Verlauf des historischen Lebens zu größerer oder geringerer Eigenart entfaltet und auch aus gemeinsamer Wurzel neue Volksindividualitäten herausbilden mag, wie z. B. die Arier oder die Griechen, die aber im Keime bereits vorhanden ist. Überdies setzt z. B. die vollentwickelte Gestalt der indogermanischen Einheitssprache eine lange Vorgeschichte voraus, in der sich die grammatischen Bildungen, die Suffixe und Flexionsendungen, Wortschatz und Satzbau aus älteren Gestaltungen herausgebildet haben, so wenig es auch der Forschung möglich ist, den Weg, den sie zurückgelegt hat, im einzelnen zu erkennen und die Entstehung der einzelnen Formen mit Sicherheit zu erklären; und das gleiche gilt in vielleicht noch höherem Maße von der semitischen sowie der aegyptischen Sprache mit ihren ganz eigenartigen, auf innerem Vokalwechsel beruhenden Bildungen und ihrem Herauswachsen aus der in unbestimmbarer Ferne voranliegenden Epoche der semitisch-hamitischen Spracheinheit, und nicht minder von der Vorgeschichte des Chinesischen. Diesen sprachlichen Entwicklungsreihen, deren Ergebnisse uns in den ältesten erreichbaren Gestalten der Sprachen vor Augen liegen, ist eine innere Entwicklung der Völker und nicht minder eine immer von neuem sich wiederholende Berührung und Kreuzung der verschiedenartigen Volkselemente zur Seite gegangen, deren Ergebnis eben die Herausbildung der einzelnen, körperlich und geistig von einander geschiedenen Volkstypen gewesen ist. Die Zeit, welche diese Entwicklung in Anspruch genommen hat, auch nur annähernd zu schätzen, fehlt uns jedes Mittel; nur so viel ist ganz klar, daß wir hier mit sehr langen Zeiträumen zu rechnen haben, die der Zeit von rund 7000 Jahren, deren Entwicklung wir in stets steigendem Maße geschichtlich zu übersehen vermögen, an Umfang mindestens gleich steht.

Parallel sind ihr der Anfänge der äußeren Gestaltung menschlicher Kultur gegangen, von der uns in den älteren Überresten menschlicher Ansiedlungen mit ihren Werkzeugen von roh behauenem Stein, von tönernen Gefäßen, von Speiseresten und gelegentlich erhaltenen Leichen aus der Übergangsepoche von der paläolithischen zur neolithischen Zeit wenigstens einige Zeugnisse erhalten sind.

Die ältesten Epochen. Die Kultur der paläolithischen Zeit

596. Jenseits dieses Zeitraums liegt die unendlich lange Epoche, in der der Mensch, dasjenige Wesen, das wir vom Standpunkt der abgeschlossenen Entwicklung aus mit diesem Namen bezeichnen, noch nicht existierte, sondern erst wurde, sich aus anderen organischen Wesen herausbildete. Innerhalb dieser langen Entwicklungsreihe einen Zeitpunkt zu bestimmen, von dem an wir den Gattungsbegriff in dem Sinne anwenden können, den wir jetzt damit verbinden, ist bekanntlich völlig unmöglich. Die nächsten, Jahrtausende umfassenden Vorstufen der um 5000 v. Chr. erreichten Entwicklung wird man noch ganz unbedenklich als Menschen bezeichnen; je weiter wir hinaufsteigen, desto schwankender wird unsere Auffassung werden. Man kann bestimmte, besonders charakteristische Errungenschaften, etwa die Bändigung und Verwertung des Feuers, als das entscheidende Moment betrachten oder aber die Sprachschöpfung etwa von dem Momente an, wo sie zur Satzbildung fortgeschritten ist und damit für das Denken einen formulierten Ausdruck gewonnen hat; indessen keine dieser Errungenschaften ist ein einmaliger Akt, sondern vielmehr ein unendlich langer, in vielen Stadien verlaufender Entwicklungsprozeß. Und nicht anders liegt es, wenn man physische Merkmale erwählt, den aufrechten Gang, die Ausbildung der Hand, den Verlust der Behaarung, die Entwicklung des Gehirns; in Wirklichkeit gehen alle diese Dinge zusammen und stehen in fortwährender Wechselwirkung, und sind andrerseits nur die äußere Erscheinungsform

der gleichzeitigen geistigen Entwicklung, wie denn Ausbildung der Großhirnrinde, Schöpfung der Sprache und Entwicklung des formulierten Denkens absolut identische Vorgänge sind.

597. Nun gibt es allerdings eine Erscheinung, welche diese kontinuierliche Linie durchkreuzt: das ist die Kultur der jüngeren paläolithischen Zeit, die uns vor allem in denjenigen Höhlenfunden Frankreichs entgegentritt, die wir der Epoche des Magdalénien zurechnen (vgl. §§ 143 A. 530). Hier handelt es sich zweifellos um eine Kultur, die den bereits ausgebildeten Menschen voraussetzt; die künstlerischen Erzeugnisse, welche diese Epoche hinterlassen hat, haben — in scharfem Gegensatz zu den inzwischen gemachten technischen Fortschritten — in der ganzen neolithischen Zeit nicht ihresgleichen, erst die hochentwickelte Kultur des Alten Reichs in Aegypten, des Reichs von Akkad in Babylonien, der ersten Blütezeit Kretas hat ihnen ebenbürtige Schöpfungen zur Seite zu setzen. Nach den geologischen Autoritäten ist das Magdalénien, durch eine weite Kluft von dem neolithischen Zeitalter getrennt, in eine sehr frühe Zeit zu setzen; der Abstand von der Gegenwart wird auf 15—20 000 Jahre und mehr geschätzt. Der Historiker hat kein Mittel, um hier nachzuprüfen; ihm bleibt nichts übrig, als anzunehmen, was ihm von autoritativer Seite geboten wird, so sehr sein Empfinden sich dagegen sträuben mag. Aber auch wenn sich hier in Zukunft noch Verschiebungen ergeben sollten, so kann doch kein Zweifel sein, daß die Kultur des Magdalénien von der der neolithischen Zeit vollkommen geschieden ist und diese nicht etwa sie fortsetzt, wenn auch einzelne technische Errungenschaften in der Bearbeitung des Steins und Knochens und in der ganz primitiven Ornamentik der folgenden Zeit (vgl. § 531) sich über die Katastrophe dieser Kultur hinaus in die folgenden Epochen erhalten haben. Da die Verfertiger der Schnitzereien aus Renntierhorn und Mammutzahn, der Zeichnungen auf Stein, der Wandmalereien in den Höhlen des Magdalénien bereits Menschen in unserem Sinne gewesen sind, haben wir es hier mit einem bedeutsamen Ansatz zu höherer

Kultur bei einem weit über die anderen hinausgeschrittenen Zweige der menschlichen Wesen zu tun, der dann aber jäh abgebrochen ist, vielleicht durch eine äußere Katastrophe. Vielleicht darf man vermuten, daß eben der Umstand den Untergang herbeigeführt hat, daß die hier hervortretenden Ansätze zu einer höheren geistigen Entwicklung nicht von einer parallelen Fortbildung der materiellen Kultur begleitet sind, sondern Werkzeuge und Geräte auf sehr primitiver Stufe stehen blieben: die Bevölkerung war noch nicht Herr der Natur geworden und deshalb unfähig, einer hereinbrechenden äußeren Katastrophe zu widerstehen. Erst die folgende neolithische Epoche, der ja auch die älteste Entwicklung Aegyptens und aller anderen Kulturvölker angehört, ist hier weiter vorgeschritten: materiell sind die Verfertiger der steinernen Waffen und Werkzeuge dieser Zeit den Menschen des Magdalénien weit überlegen, sie haben gelernt den Ton zu bearbeiten und sind offenbar auch mit dem Feuer viel vertrauter geworden, ihre Wohnungseinrichtung, so primitiv sie noch war, wird gegen die der paläolithischen Zeit einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet haben: so vermochten sie sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. Diesen materiellen Fortschritten, neben denen man sich eine weitere Ausbildung der Sprache, der sozialen und rechtlichen Ordnungen u. ä. einhergehend denken mag, steht der gewaltige Rückgang an künstlerischem Empfinden gegenüber; aber das war ein Verlust, der sich ausgleichen ließ und ausgeglichen hat, nachdem die materielle Grundlage für eine gesicherte Existenz geschaffen war.

Das reiche Material für die paläolithische Zeit liegt jetzt sorgfältig geordnet, zunächst für Frankreich, aber mit Heranziehung der übrigen europaeischen Länder, bei J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine I, 1908, vor. Mit Recht hat man zum Vergleich der Schnitzereien und Höhlenmalereien der entwickelten paläolithischen Zeit die gleichartigen Zeichnungen von Naturvölkern, vor allem die der Buschmänner (s. jetzt die Publikation zahlreicher Buschmannmalereien in den Drakensbergen durch v. Luschan, Z. f. Ethnologie 40, 1908, 665 ff.) herangezogen; deren Zuständen und Lebens-

formen werden wir uns in der Tat die der Menschen des Magdalénien ähnlich zu denken haben. Für völlig verkehrt aber halte ich die weitverbreitete Auffassung, daß gegenüber der getreuen und oft ganz überraschend lebenswahren Nachbildung der Natur in ihren Schnitzereien und Zeichnungen (die man hier geringschätzig als Naturalismus bezeichnet) der „Symbolismus" der folgenden Zeiten (Azilien, Kjökkenmöddinger) einen Fortschritt bedeute [so z. B. auch Grosse, Die Anfänge der Kunst, 1894]: die äußerst primitiven Ansätze zu einer Dekoration, die sich in dieser ganz langsam zu etwas reicherer Verzierung der Gefäße und Knochengeräte entwickeln, und die ganz rohen (und nur sehr sporadischen) Menschen- und Tierfiguren der gesamten neolithischen Zeit stehen künstlerisch tief unter denen des Magdalénien.

Die Vorstufen des Menschengeschlechts

598. Die nächsten Vorstufen der vollentwickelten paläolithischen Kultur sind noch als Erzeugnisse ausgebildeter Menschen zu betrachten, und dem entsprechen die Skelettfunde, die dieser Zeit angehören. Je weiter wir aber in der Schichtung hinaufsteigen — die einzelnen Stufen der Entwicklung werden in absteigender Folge, nach den Fundstätten, an denen ihre Überreste, bearbeitete Steine, zuerst zu Tage getreten sind, als Chelléen, Acheuléen, Moustérien, Aurignacien, Solutréen bezeichnet; auf letzteres folgt das Magdalénien —, desto unsicherer wird die Entscheidung; denn Zeugnisse über das geistige Leben, wie sie in der Kunst des Magdalénien vorliegen, und deren erste Ansätze im Aurignacien beginnen, fehlen den älteren Schichten vollständig. Nach dem geologischen Befund haben diese Entwicklungsstadien Zeiträume von vielen Jahrtausenden, wenn nicht Hunderttausenden von Jahren umfaßt; umsomehr müssen wir annehmen, daß in ihnen sich eine gewaltige Umwandlung des Menschen vollzogen hat, somatisch wie geistig. In noch weit höherem Maße gilt das von den ihnen vorausliegenden eolithischen Steinwerkzeugen, welche die letzten Jahre in so großer Fülle gebracht haben und die in monotoner Gleichförmigkeit bis hoch in die Tertiärzeit hinaufragen. Hier kann von Menschen nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Vor-

stufen des Menschen. Es sind die an sich uninteressantesten, aber, abgesehen von ganz vereinzelten Knochenfunden, allein erhaltenen Überreste der unendlich langen Übergangszeit, die von einem hochentwickelten Tier schrittweise zum ausgebildeten Menschen geführt hat. Abgebrochene und abgeschlagene Steine zu verwerten hat dies Wesen sehr früh gelernt; aber ein weiterer Fortschritt in der Entwicklung des Werkzeugs, eine Entwicklung der Technik ist dann ungezählte Jahrtausende hindurch nicht eingetreten. Neben diesem Stillstand auf einem für seine Lebensbedürfnisse zunächst recht untergeordneten Gebiet muß ein um so stärkeres Vorwärtsschreiten, eine tiefgreifende Umwandlung zugleich auf intellektuellem und auf somatischem Gebiet einhergegangen sein: das Wesen, von dem die Eolithen der Miocänzeit stammen, wird physisch und psychisch durchaus verschieden gewesen sein von dem, welches die Eolithen der ersten Eiszeit benutzt hat; und von hier war noch wieder ein gewaltiger Schritt bis zu dem Menschen des Magdalénien und weiter zu dem Menschen der neolithischen Zeit und der beginnenden Kultur im fünften Jahrtausend.

Daß die Eolithen wirklich Artefakte sind, wird zwar bestritten — so hat sich jetzt auch DÉCHELETTE (§ 597 A.) dagegen erklärt —, ist aber von kompetenten Beurteilern, auch von solchen, die der Frage zuerst sehr skeptisch gegenüberstanden, so vielfach anerkannt worden, daß es berechtigt scheint, sie als Erzeugnisse bewußter Wesen zu behandeln. Ein eigenes Urteil über die Frage besitze ich nicht.

599. Diese Auffassung berührt sich aufs engste mit der, welche vor kurzem A. PENCK auf Grund geologischer Erwägungen vorgelegt hat. Er weist nach, daß es sich schon bei den älteren paläolithischen Schichten um Zeiträume handelt, gegen die die Zeitspanne, welche wir geschichtlich übersehen, und selbst die, welche seit der Epoche des Magdalénien verflossen ist, fast zu einem Moment zusammenschrumpft; die Zeit vollends, aus der die älteren Eolithen stammen, muß um Millionen von Jahren von der Gegenwart abstehen. In dieser Zeit existierte von den gegenwärtig lebenden Säugetieren noch

keins, sondern nur ihre von unserer Fauna ganz wesentlich verschiedenen Vorstufen; mit Recht schließt er, daß es undenkbar sei, daß allein der Mensch diesen ganzen ungeheuren Zeitraum hindurch unverändert geblieben sei. Was er von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus fordert, verlangt mit derselben Entschiedenheit die historische Betrachtung. Nur auf diesem Wege können die Tatsachen begriffen werden, die uns sonst als ein unlösbares Problem gegenüberstehen. Nur auf diesem Wege vermag aber auch die historische Forschung die Grenzen zu erkennen, an denen ihr Machtbereich beginnt und an denen die geschichtliche Entwicklung des Menschen einsetzt, deren Erforschung ihre Aufgabe bildet.

A. Penck, Das Alter des Menschengeschlechts, Zeitschr. f. Ethnologie XL, 1908, S. 390 ff.

600. Durch einen Fund der allerletzten Zeit ist diese Auffassung aus dem Bereich der Hypothesen in den gesicherter Tatsachen gerückt worden. Am 12. August 1908 ist es O. Hauser geglückt, mit H. Klaatsch zusammen neben sonstigen Skeletteilen auch einen so gut wie vollständigen Schädel in einer Grotte von Le Moustier in der Dordogne zu heben, zusammen mit einem behauenen Faustkeil und anderen kleineren Feuersteinwerkzeugen der Epoche des Acheuléen. Schon früher kannte man einzelne Schädelteile und andere Knochen, die einem zwischen den Menschen und den höchstentwickelten Säugetieren, als deren Vertreter die anthropomorphen Affen gelten, in der Mitte stehenden Wesen angehörten. Aber teils war diese Auffassung bestritten, so bei dem berühmten Schädel aus dem Neandertal bei Düsseldorf, teils waren sie nur Bruchstücke und überdies ihre Verbindung mit der Schichtung der Artefakte unsicher. Jetzt dagegen ist es möglich, von dem Wesen, das die Feuersteinkeile des Acheuléen geschaffen hat, ein anschauliches Bild zu gewinnen. Der Schädel hat über den Augen einen gewaltigen tierischen Wulst, aber die Stirn ist noch unentwickelt, sondern der Schädel geht schräg zurück, er steht zwischen dem des Schimpansen und dem des

entwickelten Menschen ungefähr in der Mitte; das Gehirn hatte also die menschliche Ausbildung noch nicht gewonnen. Die Kiefer springen gewaltig vor, mit starkem Gebiß, und dem kräftigen Unterkiefer fehlt noch das Kinn: so tragen die Eßwerkzeuge noch durchaus einen tierischen Charakter. Dieses Wesen hat also den Stein roh zu behauen und bereits zu Werkzeugen von verschiedener Gestalt, die mannigfachen Zwecken zu dienen hatten, zu verarbeiten verstanden; und niemand wird zweifeln, daß es in fest geordneten Verbänden gelebt hat und seine lautlichen Äußerungen zu einem Organ der Mitteilung entwickelt waren, die unendlich weit über das hinausging, was auch die in dieser Richtung am höchsten entwickelten Tiere zu leisten vermögen. Einzelne Gegenstände und Handlungen mag es bereits durch bestimmte, artikulierte Laute fest bezeichnet haben; ob es aber schon zur Bildung eines Satzes vorgeschritten war, kann sehr fraglich erscheinen, ebenso z. B. ob es sich das Feuer schon nutzbar machen konnte. Wie dem aber auch sei, zweifellos ist, daß uns hier nicht ein Mensch entgegentritt, sondern ein Individuum aus der letzten Vorstufe vor der Ausbildung des Menschen.

Wenn, wie O. Hauser auf Grund der Fundumstände annimmt, der Schädel von Le Moustier wirklich einem Begräbnis, mit beigegebenen Werkzeugen, entstammt, so ist auch das noch nichts, was einen voll entwickelten Menschen voraussetzt: wohl aber würde darin das Bestehen einer festen sozialen Organisation der Gruppe, der der Verstorbene angehörte, zum Ausdruck kommen. Auch auf diesem Gebiet ist die Grenze zwischen Mensch und Tier keineswegs absolut; so finden sich Totenklagen auch bei Tieren. — Zusammenstellung der bis dahin bekannten ältesten Überreste des Menschen und seiner Vorstufen bei Déchelette, Man. d'arch. I 273 ff.

Indices

Die Zahlen bezeichnen die Paragraphen. A. = Anmerkung.

I. Aegyptische Könige

H. = Horusname, T. = Thronname. D. mit folgender Zahl bezeichnet die Liste der Könige der 13. und 14. Dynastie S. 284 ff. und die Nummer in derselben; L. hinter einer Paragraphenzahl die in der Anmerkung zu diesem gegebene Königsliste. — Auch die Namen der Königinnen sind aufgenommen.

A.

B.

C.

E.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

II. Babylonische und assyrische Könige

Auch die übrigen Dynasten Mesopotamiens und die Könige von Elam sind aufgenommen

Die in der babylonischen Königsliste auf der Beilage zu S. 334 sowie in der Liste der 3. und 4. Dynastie auf S. 338 f. vorkommenden Namen sind durch die (römische) Zahl der Dynastie und ihre Stelle in derselben durch eine arabische Ziffer bezeichnet, z. B. Abirattaš III 5 d. i. 5. König in der 3. Dynastie. L. hinter einer Paragraphenzahl bezeichnet auch hier die diesem beigegebene Königsliste.

A.

B.

I.

K.

L.

M.

N.

III. Allgemeiner Index

B.

C.

D.

E.

H.

K.

L.

N.

O.

P.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Friedrich Paulsen

Einleitung in die Philosophie

17.—19. Auflage

Geheftet M. 4.50 In Leinenband M. 5.50
In Halbfranzband M. 6.—

System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre

7. und 8. verbesserte Auflage. Zwei Bände

Geheftet M. 14.— In 2 Leinenbänden M. 16.—
In 2 Halbfranzbänden M. 17.—

Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles

Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus

2. Auflage Geheftet M. 2.40 In Leinenband M. 3.—

Inhalt: Arthur Schopenhauer (Schopenhauers Persönlichkeit. Schopenhauers Philosophie. Schopenhauer als Erzieher) — Hamlet Die Tragödie des Pessimismus — Mephistopheles — Anhang: Das Ironische in Jesu Stellung und Rede

---

Leopold Schmidt

Die Ethik der alten Griechen. Zwei Bände

Geheftet M. 15.—

